

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Pommerellen – Preußen – Pomorze Gdańskie.
Formen kollektiver Identität
in einer deutsch-polnischen Region

Neue Folge Band VI/1997 Heft 2

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg

Herausgeber:

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Postfach 2323, D-21313 Lüneburg
Telefon (041 31) 3 70 97
Telefax (041 31) 39 11 43
E-Mail: NOKW@luene.net

Redaktionskollegium:

Sabine Bamberger-Stemmann M.A.
Doz. Dr. Sven Ekdahl
Dr. Konrad Maier (Redaktion)
Dr. Joachim Tauber
Anja Wilhelmi M.A. (Redaktion)

Verantwortlich für dieses Heft:
Dr. Jörg Hackmann

Gedruckt mit Unterstützung des Bundesministeriums des Innern
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Stahringer, Ebsdorfergrund
Lektorat: Sonja Birli

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Pommerellen – Preußen – Pomorze Gdańskie. Formen kollektiver Identität in einer deutsch-polnischen Region

Jörg Hackmann: Editorial 503

Abhandlungen

Henryk Samsonowicz (Warszawa): Pommerellen im Mittelalter 507

Stanisław Salmonowicz (Toruń): Die protestantischen akademischen Gymnasien in Thorn, Elbing und Danzig und ihre Bedeutung für die regionale Identität im Königlichen Preußen (16.–18. Jahrhundert) 515

Karin Friedrich (London): Politisches Landesbewußtsein und seine Trägerschichten im Königlichen Preußen 541

Michael G. Müller (Halle): Städtische Gesellschaft und territoriale Identität im Königlichen Preußen um 1600. Zur Frage der Entstehung deutscher Minderheiten in Ostmitteleuropa 565

Miloš Rezník (Praha): Politische Identität im Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert 585

Hans-Jürgen Bömelburg (Warszawa): Die königlich preußische bzw. westpreußische Landesgeschichte in der Frühen Neuzeit – Probleme und Tendenzen. Eine Streitschrift 607

Wolfgang Neugebauer (Berlin): Adelsständische Tradition und absolutistische Herrschaft. Zur politischen Kultur Westpreußens nach 1772 629

Janusz Małek (Toruń): Regionale und nationale Identität sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten in Preußen im 19. und 20. Jahrhundert 649

Magdalena Niedzielska (Toruń): Die deutsche Identität in Westpreußen im 19. Jahrhundert 659

Mathias Niendorf (Warszawa): Deutsche und Polen in Pommerellen von 1920 bis 1945. Rollenerwartungen und Realität 687

Józef Borzyszkowski (Gdańsk): Kaschubische Mythen. Kaschuben und ihre Identität 729

Rainer Schulze (Colchester): Alte Heimat – neue Heimat – oder heimatlos dazwischen? Zur Frage der regionalen Identität deutscher Flüchtlinge und Vertriebener – eine Skizze 759

Mitteilungen

Internationale Tagung in Toruń „Ständische und religiöse Identitäten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“ (Waldemar Rozynekowski) 789

Wissenschaftliche Tagung „Die pommersche Familie“ (Cezary Obracht-Prondzyński)	792
Neuorientierung in den deutsch-finnischen Beziehungen nach 1945. Bericht über ein Internationales Symposium in Hamburg vom 5.–9. März 1997 (Regina Fuhrmann, Pekka Koivukoski)	799

Rezensionen

Martin Schulze Wessel, Rußlands Blick auf Preußen. Die polnische Frage in der Diplomatie und der politischen Öffentlichkeit des Zarenreiches und des Sowjetstaates 1697–1947 (Hubert Orłowski)	809
Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 12: Mecklenburg – Pommern, hrsg. v. Helge bei der Wieden u. Roderich Schmidt (Włodzimierz Stepiński)	813
Rembert Unterstell, Klio in Pommern. Die Geschichte der pommerschen Historiographie 1815 bis 1945 (Jörg Hackmann)	819
Land der großen Ströme. Von Polen nach Litauen, hrsg. v. Joachim Rogall (Jörg Hackmann)	821
Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem (Jan M. Piskorski)	826
Vostočnaja Prussija s drevnejšich vremen do konca vtoroj mirovoj vojny (Ostpreußen von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges) (Martin Schulze Wessel)	830
Ritterorden und Region – politische, soziale und wirtschaftliche Verbindungen im Mittelalter, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak; Zakon krzyżacki a społeczeństwo państwa w Prusach (Der Deutsche Orden, Gesellschaft und Staat in Preußen), hrsg. v. Zenon Hubert Nowak (Alvydas Nikžentaitis)	832
Elity mieszczańskie i szlacheckie Prus Królewskich i Kujaw w XIV–XVIII wieku (Bürgerliche und adlige Eliten im Königlichen Preußen und in Kujawien im 14.–18. Jahrhundert), hrsg. v. Jacek Staszewski (Hans-Jürgen Bömelburg)	841
Włodzimierz Zientara, Gottfried Lengnich. Ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung (Jörg Hackmann)	843
Norbert Kasperek, Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycznej lat 1795–1847 (Ostpreußen in der polnischen politischen Meinung der Jahre 1795–1847) (Leszek Belzyt)	847
Historia Pomorza. Tom III (1815–1850), Część 1: Gospodarka, społeczeństwo, ustrój (Geschichte Pommerns. Bd. III [1815–1850], Tl. 1: Wirtschaft, Gesellschaft, Struktur), hrsg. v. Gerard Labuda; Historia Pomorza. Tom III (1815–1850), Część 2: Zagadnienia polityczne, narodowościowe i wyznaniowe (Geschichte Pommerns. Bd. III [1815–1850], Tl. 2: Probleme der Politik, Nationalität und Konfession) (Ralph Schattkowsky)	850
Grzegorz Jasiński, Mazurzy w drugiej połowie XIX wieku. Kształtowanie się świadomości narodowej (Die Masuren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Entwicklung eines nationalen Bewußtseins) (Andreas Kossert)	857
Toruń i Pomorze pod władzą pruską. Materiały konferencji z 10–11 grudnia 1993 r. w Toruniu (Thorn und Pommerellen unter preußischer Herrschaft. Materialien einer Konferenz in Toruń vom 10. bis 11. Dezember 1993), hrsg. v. Szczepan Wierzchosławski (Christian Pletzing)	862
„Halte fern dem ganzen Lande jedes Verderben ...“. Geschichte der Juden in Pommern. Ein Sammelband, hrsg. v. Margret Heitmann u. Julius H. Schoeps unter Mitwirkung v. Bernhard Vogt; Gminy Wyznaniowe Żydowskie w województwie pomorskim w okresie międzywojennym (1920–1939) (Die jüdischen Gemeinden in der Woiwodschaft Pommerellen in der Zwischenkriegszeit [1920–1939]), hrsg. v. Jan Sziling (Sophia Kemlein).	868

Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstums- kampf“ im Grenzgebiet. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern (1920– 1939), hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und der Generaldirektion der Polnischen Staatsarchive v. Rudolf Jaworski u. Mieczysław Wojciechowski, bearb. v. Mathias Niendorf u. Przemysław Hauser (Jörg Hackmann).	874
Etsuo Yoshino, Polscy chłopci w XX wieku, podejście mikro-deskryptywne (Polnische Bauern im 20. Jahrhundert, ein mikrodeskriptiver Ansatz) (Martin Krämer)	877
Christian Jansen, Arno Weckbecker, Der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40 (Sabine Bamberger-Stemmann)	886
Utracona ojczyzna. Przymusowe wysiedlenia deportacje i przesiedlenia jako wspólne doświadczenie (Die verlorene Heimat. Zwangsaussiedlungen, De- portationen und Umsiedlungen als gemeinsame Erfahrung), hrsg. v. Hubert Orłowski u. Andrzej Sakson (Robert Traba)	890
Die Autoren der Abhandlungen	896

Editorial

Wenn den zahlreichen Publikationen zu Fragen nationaler und regionaler Identitäten der vorliegende Band des „Nordost-Archivs“ hinzugefügt wird, so geschieht das gewiß nicht aus modischen Erwägungen. Vielmehr hat sich an der Region an der unteren Weichsel bereits seit langem in einer für die Geschichte Ostmitteleuropas exemplarischen Weise eine intensive Forschungsdiskussion über die unterschiedlichen, sich überlagernden oder konkurrierenden Muster kollektiver Identität im Laufe der Jahrhunderte entwickelt. Allein schon an den verschiedenen – und zum Teil kontrovers diskutierten – Benennungen der Region, von Pommerellen über Königliches Preußen und Westpreußen zu Pomorze (Gdańskie), ließen sich die Leitmotive der Thematik ausbreiten. Die nationalstaatlichen Deutungsansprüche, die spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in der deutschen und polnischen Historiographie überwogen, sind durch eine Debatte zurückgedrängt worden, die die Frage nach den unterschiedlichen Ausprägungen kollektiver Identität als regionalgeschichtliches Problem erörtert.

Unter den Konkurrenzbedingungen nationalstaatlicher Legitimationsbedürfnisse war bis in die Nachkriegszeit hinein eine von politischen Rücksichtnahmen freie Erörterung der Geschichte der Region höchstens in Ansätzen zu erkennen. Es schien wenig opportun, durch das Fragen nach Zwischentönen, Überschichtungen und Gegensätzen die verschiedenen historischen Identifikationsmöglichkeiten zu differenzieren. So zielte die Frage nach dem kollektiven Selbstverständnis lange Zeit praktisch ausnahmslos auf ein normativ verstandenes nationales Bewußtsein, und bisweilen war man wenig zimperlich, die Quelleninterpretation den wissenschaftsexogenen Erkenntnisinteressen zu unterwerfen. Markant zeichnet sich dieser Sachverhalt für die hier betrachtete Region an den Urteilen über Gottfried Lengnich ab, dem bedeutendsten Danziger Historiker und Juristen im 18. Jahrhundert; bei Theodor Schieder wurde er zum Vertreter des Deutschtums, das ihm „wie selbstverständlich gegenwärtig in Sprache, Art und Lebensformen und jederzeit klar geschieden von der anderen Welt polnischen Volkstums“ gewesen sei, „ohne daß man dabei an nationale Empfindungen in einem modernen politischen Sinn zu denken braucht“.¹ Bei manchen polnischen

¹ Theodor Schieder, *Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen*. Königsberg 1940, S. 163.

Autoren² hieß es dagegen, Lengnich sei ein „fanatischer Autonomist“ oder gar ein Separatist gewesen, der – so läßt sich zweifelsohne assoziieren – am Untergang der Adelsrepublik mitgewirkt habe. Daß solche Thesen unhaltbar sind und auf anachronistischen Urteilkriterien basieren, wird im Lichte der hier publizierten Beiträge offensichtlich.

Der Ausgangspunkt für die politische Identität der Bewohner Preußens war zweifellos der Aufstand des Preußischen Bundes gegen den Deutschen Orden 1454, in dessen Folge es zur Inkorporation Pommerellens, des westlichen Teils des Ordenslandes und des Bistums Ermlands durch die Krone Polen kam. Dieses Ereignis spielte wiederholt eine zentrale Rolle für das ständische Selbstverständnis, sowohl in den Auseinandersetzungen um die Lubliner Union 1569 wie in den Diskussionen im 18. Jahrhundert. Zugleich ist aber zu beachten, daß zur Vorgeschichte von 1454 auch die Annexion Pommerellens durch den Deutschen Orden Anfang des 14. Jahrhunderts und die anschließend von den polnischen Königen erhobenen Revindikationsforderungen gehören.

Bereits 1962 hatte der Warschauer Historiker Stanisław Herbst³ – seiner Zeit vorausseilend – gefragt, inwiefern sich das Königlich-Polnische Preußen auf dem Weg zur Bildung einer eigenen Nation befunden habe, der etwa mit der Geschichte der Niederlande vergleichbar sei, und welche Faktoren diesen Prozeß in Preußen letztlich angehalten hätten. Diese Fragestellung nach einer „natio prussica“ innerhalb der Rzeczpospolita hat sich in vielerlei Hinsicht als fruchtbar erwiesen, wirkt sie doch als Prisma, die die Bandbreite des Identitätsthemas sichtbar werden läßt.

Es entspricht den Forschungsschwerpunkten der letzten Jahrzehnte, wenn die verschiedenen Muster kollektiver Identität vor allem für die Frühe Neuzeit erörtert werden. Einige Aspekte seien hier angedeutet: Zur Frage nach dem politischen wie historisch-kulturellen Verständnis des Doppellandes Preußen nach 1466 als eines gemeinsamen Landes hat sich vor allem Janusz Małek geäußert. Für die Betrachtung der regionalen oder (früh-)nationalen preußischen Identität ist insbesondere die Frage

² Etwa Stanisław Sosin, *Autonomia Prus Królewskich w ujęciu Gotfryda Lengnicha* (Die Autonomie Königlich Preußens in der Auffassung Gottfried Lengnichts), in: *Gdańskie Zeszyty Humanistyczne* (1958), H. 1, S. 9-25, hier S. 17.

³ Stanisław Herbst, *Świadomość narodowa na ziemiach pruskich w XV–XVII w.* (Das Nationalbewußtsein in den preußischen Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* 75 (1962), S. 3-10; neu in: Ders., *Potrzeba historii czyli o polskim stylu życia. Wybór pism* (Die Notwendigkeit der Geschichte oder Vom polnischen Lebensstil. Schriftenauswahl). Bd. 1, Warszawa 1978, S. 117-127.

nach der Genese und den Trägerschichten des Ständesystems von Bedeutung; die Entwicklungslinien vor 1454, bei denen kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte im Hanseraum eine wichtige Rolle spielen, werden hier von Henryk Samsonowicz skizziert. Stanisław Salmonowicz verweist auf die Rolle der – vorwiegend deutschsprachigen – städtischen Gelehrten für die Ausformulierung der politischen preußischen Identität. Auch wenn bei den städtischen Eliten eine Verdichtung der preußischen Identität lokalisiert werden kann, so basierte sie doch, wie Karin Friedrich betont, auf dem Zusammenwirken von Bürgern und Adel in den ständischen Institutionen. Eine zentrale Rolle spielt in diesem Zusammenhang die Frage nach der Rolle sprachlich-ethnischer und konfessioneller Faktoren für die Prägung der politischen Identität. Daß die ethnisch-nationale Dichotomie vom Ende des 19. Jahrhunderts nicht auf die Frühe Neuzeit zurückprojiziert werden kann, unterliegt schon lange keinem Zweifel mehr. Wie Michael G. Müller zeigt, waren konfessionelle Unterschiede für die politische Identität des Königlichen Preußen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts kein Problem, sie beginnen die „*natio prussica*“ erst seit den schwedisch-polnischen Kriegen zu dominieren. Aber selbst das Entstehen einer (deutsch-)protestantischen Minderheit in den großen Städten Königlich Preußens und einer adligen (polnisch-)katholischen Mehrheit implizierte noch keinen Gegensatz ethnischer Identitäten. So wird man für diese Epoche von einer Schichtung der Identitäten (Miloš Řezník) sprechen müssen.

Nun ließe sich argumentieren, daß sich in der Betonung der polyethnischen Struktur des Königlichen Preußen seitens der polnischen Forschung eine präsentistisch motivierte Tendenz zur Verringerung des deutschen Charakters vor allem der großen Städte erkennen lasse. Obwohl solche Motivationen gewiß bestanden haben mögen, wird man in ihnen heute kaum mehr als Residuen aus der Epoche der Volksrepublik Polen sehen können. Unbestreitbar zählt es jedoch zum Verdienst der polnischen Geschichtswissenschaft, herausgearbeitet zu haben, daß die modernen Kriterien von Nationalität nicht auf die Frühe Neuzeit übertragen werden können und daß die sprachlichen und konfessionellen Verhältnisse keinen direkten Schluß auf die politischen Identitäten zulassen. Dagegen hat die deutsche Geschichtswissenschaft vor allem unter der Frage nach der deutschen Neustambildung versucht, auf die Kontinuität ethnisch deutscher Identität seit dem Abfall der Stände vom Deutschen Orden hinzuweisen. Wenn Erich Maschkes Begründung dieser These noch eindeutig von den ideologischen Nachwirkungen der „deutschen Ostforschung“ zeugt, daß Westpreußen durch das Entstehen des deutschen Neustamms auch nach 1454 ein integraler Bestandteil deutscher Geschichte

geblieben sei,⁴ so ist dieser Ansatz mittlerweile von Bernhart Jähmig modifiziert worden. Obgleich der Begriff Neustamm für ihn nicht ethnische Homogenität impliziert, so bleibt seine Perspektive dennoch auf die Integration der nichtdeutschen Bevölkerungsgruppen gerichtet und daher – zwangsläufig – auf das östliche Preußen zentriert.⁵

Weiterhin ist die Frage zu erörtern, wie das frühneuzeitliche, territoriale Verständnis einer (königlich) preußischen Nation nach den Teilungen Polens von neuen politischen Identifikationen, die auf den preußischen Staat oder die deutsche bzw. polnische Nation bezogen waren, abgelöst wurde (s. dazu Magdalena Niedzielska für die deutsche Identität in Westpreußen), und inwieweit daran exogene und endogene, aus der Landesgeschichte entspringende Faktoren beteiligt waren. In diesem Zusammenhang gibt es eine Diskussion, ob sich ständepolitische Verhaltensmuster auch über die Zäsur von 1772 hinaus erhalten haben (Wolfgang Neugebauer und Hans-Jürgen Bömelburg). Die Frage, inwieweit ein spezifisch regionales Selbstverständnis im 19. und 20. Jahrhundert fortbestanden hat, stellt sich zum einen für die Kaschuben (Józef Borzyszkowski). Sie betrifft aber auch – bislang von der historischen Forschung kaum erörtert – die Entwicklung in Pommerellen zwischen 1920 und 1945 (Mathias Niendorf). Welche Rolle die regionale Identität im Sinne der Herkunft aus dem historischen Ostdeutschland bei den Vertriebenen in der Bundesrepublik spielt, erörtert Rainer Schulze.

Die Zusammenstellung der vorliegenden Beiträge kann nicht den Anspruch erheben, die kollektiven Identitäten im westlichen Preußen bzw. im Danziger Pommern, ihren Wandel und ihre Kontinuität vollständig zu erfassen, sie enthalten aber zahlreiche Einsichten und Anregungen für die weitere Diskussion.

Jörg Hackmann

⁴ Erich Maschke, Preußen. Das Werden eines deutschen Stammesnamens, in: *Ostdeutsche Wissenschaft* 2 (1955), S. 116-157; neu in: Ders., *Domus Hospitalis Theutonicorum. Europäische Verbindungslinien der Deutschordensgeschichte. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1931-1963*. Bonn 1970 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 10.), S. 158-187.

⁵ So zuletzt Bernhart Jähmig, *Der Neustamm der Preußen. Seine Entwicklung von der Teilung Preußens bis zu den Teilungen Polens (1466-1772/93)*, in: *Zwischen Lübeck und Novgorod. Wirtschaft, Politik und Kultur im Ostseeraum vom frühen Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Norbert Angermann zum 60. Geburtstag, hrsg. v. Ortwin Pelc u. Gertrud Pickhan. Lüneburg 1996, S. 305-328.

ABHANDLUNGEN

Pommerellen im Mittelalter

von Henryk Samsonowicz

Welche Eigenschaften zeichnen das Land, das „Danziger Pommern“, „Pommerellen“, „Königliches Preußen“ genannt wurde, unter den Nachbargebieten aus? Es ist ein Land, das durch die Geschichte und die Geographie deutlich als Einheit bestimmt ist, das ungefähr zwischen dem Unterlauf der Weichsel, der mittleren Netze und der Ostsee liegt. Seine westliche Grenze ist nicht so präzise zu bestimmen, im Prinzip reicht sie jedoch bis zum Leba-See und umfaßt Lauenburg (Lębork) und Bütow (Bytów). Die Grenzen des Gebietes änderten sich im Laufe der Geschichte. Ursprünglich umfaßte es das Territorium von einem oder mehreren Stämmen der Westslawen. Nach der Unterwerfung durch den Deutschen Orden bildete es einen Teil des Deutschordensstaates, und nach dem Zweiten Thorner Frieden im Jahre 1466 änderte sich erneut seine Ausdehnung. Das alte Danziger Fürstentum bildete samt den Gebieten, die einst Bestandteil des baltischen (Pogesanien, Ermland) und des slawisch-masowischen Siedlungsbereichs (Kulmerland) gewesen waren, aber ohne Lauenburg und Bütow eine politische Einheit, die Königliches Preußen genannt wurde.¹

Ohne sich auf die Fragen nach den Besonderheiten und den charakteristischen Eigenschaften dieses Landes einzulassen, scheinen zwei mit seiner Geschichte zusammenhängende Fragen besonders wichtig zu sein. Die erste betrifft den Aufstieg vom 13. bis zum 15. Jahrhundert im Rahmen der Ostseeregionen.² Allmählich wurde das Königliche Preußen von dem peripheren, zweitrangigen Danziger Fürstentum zu einem auf der wirtschaftlichen und politischen Karte Nordeuropas wichtigen Gebiet.

¹ Opis geografii i środowiska naturalnego (Beschreibung der Geographie und der natürlichen Umwelt), in: Historia Pomorza (Geschichte Pommerns). Bd. I: bis 1466, hrsg. v. G. Labuda. Tl. 1, Poznań 1972, S. 20ff.; vgl. Prusy Królewskie w drugiej połowie XVI w. (Das Königliche Preußen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts), bearb. v. M. Biskup unter Mitwirkung v. L. Koc. Warszawa 1961 (Atlas Historyczny Polski.), S. 22.

² H. Samsonowicz, Z zaścianka w wielki świat. Pomorze Gdańskie – Późne średniowiecze (Aus dem Krähwinkel in die weite Welt. Das Danziger Pommern – Spätmittelalter), in: Pomorze w dziejach Polski (Pommern in der Geschichte Polens), hrsg. v. Józef Borzyszkowski. Gdańsk 1991 (Pomorze Gdańskie. 19.).

Die zweite Frage hängt mit der Bedeutung Pommerns als eines Landes zusammen, in dem sich verschiedene Kulturen berührten, die besondere Formen der zwischenmenschlichen Beziehungen schufen.

Die älteste Geschichte Pommerns als einer gesonderten territorialen Einheit ist nicht sehr bekannt.³ Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Land im Zusammenhang mit der Besetzung durch den Staat der Polanen politisch unifiziert wurde. Wahrscheinlich wurde in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts das neu gegründete Danzig zum Zentrum einer Provinz, die der Macht der Herrscher in Gnesen unterstand.⁴ Die geringe Quellenzahl läßt lediglich annehmen, daß „bis in die 20er Jahre des 13. Jahrhunderts Pommern im ganzen an eine größere Einheit grenzte, wie es Polen war, und daß es von dieser Einheit absorbiert wurde“.⁵ Die folgenden Jahre stoppten diesen Prozeß – bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß das Danziger Pommern an der Schwelle seiner Geschichte eine wirtschaftlich – und wohl auch kulturell – periphere Zone des christlichen Europa war. Wir kennen keine in internationalen Kontakten hervortretenden Handelszentren, so wie das in den westlichen Nachbargebieten (Kolberg, Wollin) oder im Osten der Fall war (Truso, Wiskiauten).⁶ Das Wissen über die vor dem 12. Jahrhundert bestehenden Burgen ist für dieses Gebiet ebenfalls geringer als für die Zentren der Nachbarländer. Die Bezeichnung, die in dem Privileg des Herzogs Świątopelk von etwa 1220 für die Lübecker gebraucht wurde, die „ad fines christianorum“⁷ kommen, scheint der tatsächlich peripheren Rolle des Danziger Pommern in jener Zeit zu entsprechen.

Die nächste historische Etappe wird jedoch positiver eingeschätzt. Die wachsenden wirtschaftlichen und kulturellen Kontakte – über Lübeck bzw. die Zisterzienser – sowie die Nachbarschaft zum Deutschordensstaat in Preußen führten zu einem Anstieg des Interesses an Danzig und

³ Die neuesten archäologischen Forschungen ermöglichen es noch nicht, eine genauere Beschreibung der Siedlungs- und Stammesbeziehungen zu liefern. Vgl. die älteren Forschungen H. Łowmiański, *Początki Polski (Die Anfänge Polens)*. Bd. II, Warszawa 1963, S. 53; Bd. III, Warszawa 1967, S. 177; vgl. die Daten in: *Gdańsk wczesnośredniowieczny (Das frühmittelalterliche Danzig)*. Bde. 1-9, Gdańsk 1954–1977; J. Kmiecinski, *Zagadnienie tzw. kultury gocko-gepidzkiej na Pomorzu Wschodnim w okresie wczesnorzymskim (Das Problem der sog. gotisch-gedischen Kultur in Ostpommern in der frühromischen Zeit)*. Łódź 1962; L.J. Łuka, in: *Historia Gdańska (Geschichte Danzigs)*, hrsg. v. E. Cieślak. Bd. I, Gdańsk 1978, S. 39.

⁴ Vgl. G. Labuda, in: *Historia Pomorza (wie Anm. 1)*, S. 308.

⁵ Ebenda, S. 11.

⁶ Vgl. Ł. Okulicz-Kozaryn, *Prusowie (Die Prußen)*. Wrocław 1997; L. Leciejewicz, *Początki nadmorskich miast na Pomorzu zachodnim (Die Anfänge der Küstenstädte im westlichen Pommern)*. Wrocław 1962, S. 270 u. 338.

⁷ *Pommerellisches Urkundenbuch*, hrsg. v. M. Perlbach. Bd. I, Danzig 1881, Nr. 33, um 1225.

seinem Umland aus folgenden Gründen: Erstens lag es an dem wichtigen Seehandelsweg der Hansekaufleute längs der Ostseeküste und an dem Landweg längs der Weichsel,⁸ die für den Deutschen Orden und für die Lübecker Kaufleute von Bedeutung waren. Über Pommern konnte der Deutsche Orden Kontakte mit den Ländern des Reiches aufrechterhalten; für die Lübecker aber waren vor allem Ungarn und die Rus' von Galiz sowie das eher zweitrangige Masowien wichtige Absatzmärkte. Damit wurde Pommern zu einem strategisch wichtigen Gebiet, um dessen Kontrolle u.a. Brandenburg, der Ordensstaat und das Großpolnische Herzogtum zu kämpfen begannen. Zweitens war Pommern wahrscheinlich schon damals ein wirtschaftliches Hinterland, das hauptsächlich Getreide an die Hansekaufleute lieferte. Der Versuch, diese Handelstätigkeit zu übernehmen, konnte einen *Casus belli* zwischen den Städten Pommerns und Preußens darstellen. Drittens bildeten die Gebiete an der unteren Weichsel eines der Tore, über die die politischen Muster der städtischen Selbstverwaltung nach Osten vordrangen. Das Lübecker Recht in Danzig und in Dirschau sowie Versuche zu Stadtgründungen in Masowien waren gesellschaftspolitische Präzedenzfälle, die das Interesse der Zuwanderer weckten und sie in diese Gebiete lockten.⁹

Ende des 13. Jahrhunderts wurde das Lübecker Danzig für kurze Zeit zu einem wichtigen Glied in dem Handelssystem mit der Novgoroder Rus'.¹⁰ In der Zeit, in der die staatliche Selbständigkeit verloren ging – zunächst in der Verbindung mit Polen (1296), dann durch die Unterwerfung durch den Deutschen Orden (1309) –, änderte sich diese Situation nicht, sondern es beschleunigten sich lediglich die Entwicklungsprozesse mit der Immigration der deutschen Bevölkerung und der Entstehung eines Netzes von Städten nach Kulmer Recht. Und gerade in dieser Zeit begann das Pommern-Problem zu einem wesentlichen Faktor zu werden, der das nationale (oder staatliche) Bewußtsein der Polen prägte.¹¹ Die vor

⁸ H. Samsonowicz, Die Hanse an der unteren Weichsel im 13. Jahrhundert, in: *Hansische Geschichtsblätter* 106 (1988), S. 7.

⁹ Vgl. W. Kuhn, Die Entstehung der deutschrechtlichen Stadt Plock, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 13 (1964), S. 4; B. Zientara, Henryk Brodaty i jego czasy (Heinrich der Bärtige und seine Zeit). Warszawa 1975, S. 163.

¹⁰ *Urkundenbuch* (wie Anm. 7), Nr. 494 u. 536; *Rezesse und andere Acten der Hanse*, hrsg. v. K. Koppmann. Bd. I, Leipzig 1870, S. 68f.

¹¹ W. Sierdzan, Świadomość historyczna świadków w procesach polsko-krzyżackich w XIV i XV w. (Das historische Bewußtsein der Zeugen in den Prozessen zwischen Polen und dem Deutschen Orden im 14. und 15. Jahrhundert). Toruń 1993, S. 157ff.; H. Chłopocka, Die Zeugenaussagen in den Prozessen Polens gegen den Deutschen Orden im 14. Jahrhundert, in: *Deutschordensstaat Preußen in der polnischen Geschichtsschreibung der Gegenwart*, hrsg. v. U. Arnold u. M. Biskup. Marburg 1982, S. 165ff.

päpstlichen Gerichten geführten Prozesse zwischen Polen und dem Deutschen Orden, die in den Schiedsgerichten auftauchende Frage Pomerellens war im Grunde genommen 150 Jahre lang ein Thema, das von der Diplomatie vieler Höfe berührt wurde und in Europa das Wissen über die Existenz dieses Gebietes verbreitete. Eine nicht geringere Rolle spielten dabei die Feldzüge gegen Litauen, organisiert vom Deutschen Orden für das Rittertum aus allen Ländern Europas.¹² Besonders in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehörte das „In-Preußen-gewesen-sein“ zum Lebenslauf eines guten Ritters,¹³ und das bedeutete eine Reise durch Pommern und wohl einen Aufenthalt in Danzig.

Diese Stadt entschied in immer größerem Maß über den Charakter des ganzen Landes. Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts war es das wichtigste Zentrum des Deutschordensstaates. Mit der zunehmenden Bedeutung der Weichselmündung wurde Danzig als Hafen, über den Osteuropa seine Produkte nach Westen beförderte, im Laufe des 15. Jahrhunderts nach Lübeck zur zweitwichtigsten Stadt an der Ostsee.¹⁴ Die Eingliederung Pommerns in Preußen und dann der Anschluß mit einem Teil der alten preußischen Gebiete an Kronpolen führte zu wesentlichen ethnischen und gesellschaftlichen Veränderungen. Etwa 30% aller Einwohner um 1500 (d.h. über 100 000 von ca. 375 000) wohnten in Städten.¹⁵ Zur gleichen Zeit lebten in den Nachbarländern nur halb so viele Menschen in Städten. Bei der Betrachtung nur der größten Städte, deren Bevölkerung sich in Berufen betätigte, die für die Waren- und Geldwirtschaft charakteristisch sind und mit der freien Verdingung verbunden waren, gestalten sich diese Proportionen für das Königliche Preußen noch günstiger: Etwa 18% aller Einwohner Preußens waren in den größten Städten ansässig (*civitates primi et secundi ordinis*), etwa dreimal so viel wie in den Nachbarländern. Wenn man sich wiederum die Art der Beschäftigung vergegenwärtigt, ist festzustellen, daß 70% der preußischen Stadtbürger zu der Gruppe von im Handel und Handwerk Beschäftigten gezählt werden können und etwa 10% zu denjenigen, die ihre Arbeitskraft verkauften.

¹² W. Paravicini, *Die Preußenreisen des europäischen Adels*. Bd. I, Sigmaringen 1989, S. 4ff.

¹³ Vgl. G. Chaucer, *The Canterbury Tales*. London 1977, hrsg. v. N. Goghill: „The Knight“, der damit prahlt, daß er in Preußen war, S. 83.

¹⁴ Vgl. u.a. P. Simson, *Geschichte der Stadt Danzig*. Bd. 1, Danzig 1913, S. 357ff. u. 599; W. Stark, *Lübeck und Danzig in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts*. Weimar 1973, S. 34, 49, 86, 144 u.ö.; H. Samsonowicz, *Untersuchungen über das Danziger Bürgerkapital in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts*. Weimar 1969, S. 37.

¹⁵ M. Bogucka, H. Samsonowicz, *Dzieje miast i mieszczaństwa w Polsce przedrozbiorowej* (Geschichte der Städte und des Bürgertums in Polen vor den Teilungen des Landes). Wrocław 1986, S. 120.

Entsprechende Zahlen für andere Länder – etwa für Kronpolen bzw. für die Nachbarländer des Reiches – liegen bei ca. 40% und ca. 30%.¹⁶

Die Unterschiede in der beruflichen und gesellschaftlichen Struktur führten zu der Herausbildung einer Standesrepräsentation in Preußen, die in den lokalen Selbstverwaltungen eine wichtige Rolle spielte. In den Ständerversammlungen waren bereits Mitte des 15. Jahrhunderts auch Vertreter des Bürgertums zu finden, das somit über die Innen- und Außenpolitik des Landes in wesentlich höherem Maße entschied, als das in den Nachbarländern der Fall war.¹⁷ Diese Tatsache zeichnete das Königliche Preußen gegen Ende des Mittelalters innerhalb der ganzen Ostseeregion aus. Hinzu zufügen bleibt der außerordentliche wirtschaftliche Aufstieg Danzigs. Vielleicht bildete es Anfang des 13. Jahrhunderts ein Zentrum des regionalen Handels; um die Wende zum 16. Jahrhundert umfaßte die Reichweite seiner Kontakte Gebiete in der Größe von etwa 4 300 000 km².¹⁸

Die besonderen Formen der Kultur im Königlichen Preußen können u.a. über das unterschiedliche System der angewandten Symbole wahrgenommen werden, die die zwischenmenschlichen Kontakte ermöglichen. Das Preußen des Deutschen Ordens war bis Mitte des 15. Jahrhunderts ein Schaufenster der Kultur Westeuropas im Ostseeraum: Architektur, Kunst, Formen der finanziellen und kaufmännischen Tätigkeit knüpften an die Muster an, die im Rheinland, in den Niederlanden, in Westfalen, in den flämischen und wendischen Städten angewandt wurden. Kaufmännische Kontakte bestanden mit Skandinavien, der Rus', Litauen, Ungarn, Böhmen und natürlich mit Polen wie auch mit den östlichen Ländern des Reiches. In diesen Ländern lebten Menschen mit abweichenden Sitten und unterschiedlichen Sprachen, Bekenntnissen, Religionen. Zahlreich waren die Niederlassungen der orthodoxen Bevölkerung, Juden, Armenier, Karaimen, Moslems (Tataren). Die Lage des Königlichen Preußen im Schnittpunkt verschiedener Kulturen war mit zwei Tendenzen verbunden. Die erste Tendenz betraf die Betonung der eigenen Identität und Besonderheit unter den umgebenden Gebieten; dies wurde durch die besondere politische Situation begünstigt. Das Königliche Preußen, das formal Kronpolen angehörte, kämpfte erfolgreich bis 1569 um die Aufrechterhaltung seiner politischen und rechtlichen Selbständigkeit. Diese fand ihren Ausdruck nicht nur im Prinzip des Indigenats (Posten im Gerichtswesen und in den Exekutivorganen konnten nur von Einheimischen ein-

¹⁶ Ebenda, S. 121 f.

¹⁷ M. Biskup, in: *Historia Pomorza* (Geschichte Pommerns), hrsg. v. G. Labuda. Bd. II, Poznań 1976, S. 45.

¹⁸ H. Samsonowicz, in: *Historia Gdańska* (Geschichte Danzigs), hrsg. v. E. Cieślak. Bd. II, Gdańsk 1982, S. 94.

genommen werden), sondern vor allem in gesellschaftspolitischen Unterschieden: in einer eigenen Hierarchie von Beamten, in Landesbehörden, Räten und im preußischen Landtag.¹⁹

Unterschiedlich gestalteten sich auch die Symbole der preußischen Identität. Dazu gehörten die Wappen der Städte und des Landes, Titel der Landesbeamten und Beschlüsse des preußischen Landtags. Eigene Gesetze und die Kenntnis der eigenen Geschichte in Verbindung mit dem Gebrauch der deutschen Sprache waren Faktoren, die die Herausbildung einer eigenen Identität förderten.²⁰ Das bedeutet jedoch nicht, daß die politische Spitzengruppe Preußens in sich geschlossen war. Bekannt sind Konflikte zwischen dem Rittertum und den Städten, bekannt sind auch verschiedene Formen der Rivalität zwischen Danzig, Thorn und Elbing. Der Lokalpatriotismus erforderte die Betonung besonderer, einzigartiger Eigenschaften der eigenen Stadt. Ein exponiertes Symbol der Kaufmannsstädte waren die Hafenkranen. Die Danziger betonten die Besonderheit ihrer Konstruktion (1443) von einer gleichartigen in Hamburg und dem berühmten Hafenkran in Brügge.²¹ Die Ausschmückung des Rathauses, das die Visitenkarte der Stadt darstellte, war in Thorn anders als in Danzig; ein Merkmal der Andersartigkeit war auch die Pfarrkirche, daher entschied man sich auch für die großen Investitionen des 15. Jahrhunderts – sei es für den Umbau der Marienkirche in Danzig oder für den Bau des Turmes der St. Johannes-Kirche in Thorn.²² Den individuellen Charakter, der die Zugehörigkeit zur Gemeinde bestimmte, versuchte man in den Fassaden der Bürgerhäuser oder der Zunftsitze auszudrücken (z.B. der Artushof).

Man kann jedoch in dem System der angewandten Symbole auch eine abweichende Tendenz beobachten. Das gemeinsame System der beruflichen Aktivitäten verband die preußischen Bürger mit ihren Kontrahenten, ihren Verwandten aus den Hansestädten. Sie hatten mit den preußischen Bürgern nicht nur im verbalen Sinne eine gemeinsame Sprache – das Deutsche. Die Kontakte waren auch durch die Verständigung mittels für alle verständlicher Gesten möglich, durch die im Kunstwerk enthaltene Überlieferung – in der Skulptur, in der Malerei und in der architekto-

¹⁹ Biskup (wie Anm. 17), S. 47.

²⁰ S. Herbst, Świadomość narodowa na ziemiach pruskich w XV–XVII w. (Das Nationalbewußtsein in den preußischen Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: Potrzeba historii (Die Notwendigkeit der Historie), Bd. I, Warszawa 1978, S. 117.

²¹ Miniaturen in: Livre des Droits de la Ville von 1497; Pierre Pourbuss, Brugge Groeningemuseum.

²² E. Keyser, Die Marienkirche in Danzig, Berlin 1929, S. 354; Th. Hirsch, Die Oberpfarrkirche von St. Marien in Danzig, Danzig 1842, S. 164 u. 406; Wojewodschaftsarchiv in Toruń XVII, 41, Rechnungen der Bauarbeiten an der St. Johannes-Kirche.

nischen Form. Ein gemaltes Attribut des Heiligen am Altar ermöglichte dessen Identifizierung im ganzen Gebiet vom Rhein bis zum Finnischen Meerbusen.²³ Die Grenzen der östlichen Reichweite der gotischen Bauweise verläuft fast übereinstimmend mit der Grenze, die die entferntesten, östlichen Kontakte der preußischen Kaufleute absteckt.²⁴ Es war tatsächlich eine Grenze zweier Welten. Auf dem berühmten Chorgestühl von Stralsund, das die „Novgorodfahrer“ darstellt, wird der Kontakt dieser unterschiedlichen Welten gezeigt – der hansischen und der altrussischen Welt –, die sich durch die natürliche Umwelt (in der Gegenüberstellung Wald – Stadt) sowie durch Kleidung, Gesten und die Benutzung der Sprache – auf dem Chorgestühl sprechen nur Deutsche – abheben.²⁵ Das berühmte Porträt von George Giese, gemalt von Hans Holbein²⁶ – es befindet sich in Berlin –, zeigt einen 33jährigen, aus einem Kölner Geschlecht stammenden Danziger Kaufmann, der im Londoner Kontor der Hanse (Stalhof) am Tisch sitzt. Er schreibt einen Brief – natürlich deutsch – an seinen Bruder („eigenhändig“). Auf dem mit einem anatolischen Teppich bedeckten Tisch liegen Attribute, die andere Botschaften vermitteln: ein Siegel, eine Schere, ein Tintenfaß, Münzen, eine Uhr (Zeit ist Geld!); auf den Regalen liegen Bücher, an den Wänden hängen Quittungen, vielleicht Wechsel, Bezeichnungen der Qualität des Münzengewichts, eine Tabakdose und eine angeheftete Devise – diesmal lateinisch – „Nulla sine merore voluptas“ („Keine Freude ohne Leid“). Das Porträt ist eine Information, nicht über einen Danziger Kaufmann und auch nicht über einen preußischen, sondern über einen reichen, gebildeten Unternehmer, der der großen Handelswelt Europas angehört.

Die Kultur Preußens war ein Derivat von verschiedenen Einflüssen. Sie war bestimmt ein Beispiel für die Bildung einer regionalen Spezifik, die unter dem Einfluß äußerer Strömungen sowie der humanistischen Bildung und der Kultur der hansischen Bürger entstand und die in der lokalen Gemeinschaft herrschenden Sitten prägte.

²³ Vgl. M. Zandler, Heiligenverehrung im Hanseraum, in: *Hansische Geschichtsblätter* 92 (1974), S. 1 ff. u. 14 ff.

²⁴ H. Samsonowicz, Die Bedeutung des Großhandels für die Entwicklung der polnischen Kultur bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in: *Studia Historiae Oeconomicae* V (1970), S. 98.

²⁵ Besprochen werden sie von P. Heinsius, Schnitzereien am Novgorodfahrer-Gestühl zu Stralsund als Beitrag zum Rußlandbild hansischer Bürger im 14. und 15. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 11 (1962), S. 243.

²⁶ Berlin, Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Gemäldegalerie.

Die protestantischen akademischen Gymnasien in Thorn, Elbing und Danzig und ihre Bedeutung für die regionale Identität im Königlichen Preußen (16.–18. Jahrhundert)

von Stanisław Salmonowicz

Das Territorium des sogenannten Königlichen Preußen, das durch den Thorner Frieden von 1466 zu einem Bestandteil des polnischen Staates wurde, erbt aus der Epoche des Ordensstaates komplizierte ethnische Verhältnisse. Im Lande überwog – wenn nicht zahlenmäßig, so doch von ihrer Bedeutung her – die zugewanderte, zumeist deutsche Bevölkerung. Diese Feststellung bezieht sich hauptsächlich auf die größeren Städte, die in der Regel im 13. Jahrhundert vom Deutschen Orden mit Hilfe von Kolonisten aus den deutschen Ländern gegründet worden waren. Auf dem Lande, vor allem im Kulmer Land, überwog eine Bevölkerung polnischer oder kaschubischer Abstammung. Ein recht kontrovers diskutiertes Problem bildet die Frage, ob sich auf diesem Gebiet zur Zeit des Ordensstaates der Typus des „Preußen“ herausbildete, den die deutschen Wissenschaftler, insbesondere im Hinblick auf die im Territorium des späteren Herzogtums Preußen herrschenden ethnischen Verhältnisse, bisweilen den sog. deutschen Neustämmen zugerechnet haben. Die Ereignisse der Jahre 1454–1466 und deren Folgen haben die Situation hier jedoch grundlegend geändert: „Als die Entwicklungswege des Herzogtums Preußen und Königlich Preußens in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts auseinandergingen, wurden die Chancen der Herausbildung einer neupreußischen Nationalität zweifellos geringer. Erhaltengeblieben war aber das Bewußtsein der regionalen Identität in Königlich-Preußen im Rahmen der polnischen Adelsrepublik und im Herzogtum Preußen.“¹

Diese Bemerkungen führen uns ein in die Problematik der regionalen Identität der Bewohner des Königlichen Preußens und der Rolle, die die drei akademischen Gymnasien der großen Städte des Königlichen Preußen in diesem Zusammenhang gespielt haben. Wenn wir zu der Frage der Entstehung der für das 16. und 17. Jahrhundert charakteristischen Situation übergehen, so ist zu bemerken, daß diese regionale Identität von Anfang an auf einer heterogenen ethnischen Grundlage entstanden ist, in der

¹ J. Małek, Regionale Identität und die ethnischen und konfessionellen Minderheiten im frühneuzeitlichen Preußen, in: Nationale, ethnische Minderheiten und regionale Identitäten in Mittelalter und Neuzeit, hrsg. v. A. Czacharowski. Toruń 1994, S. 135.

das deutsche Element nur in der Epoche des Ordensstaates ein deutliches Übergewicht hatte.

Soweit jedoch zu Beginn des 16. Jahrhunderts die unvermeidlichen Prozesse der Polonisierung auch in den großen Städten (besonders in Thorn) fortschritten, verstärkte im Gegensatz dazu der Übergang eines bedeutenden Teils der Bevölkerung dieser Gebiete in die Einflußsphäre der Reformation erneut die Rolle des deutschen Elements und der deutschen Sprache, gerade in den Kreisen, die sich überwiegend für die evangelische Konfession und für das Luthertum aussprachen.² Während der Herrschaft Sigismund Augusts erhielten die in der Bevölkerung vertretenen Hauptkonfessionen – neben dem Katholizismus das Luthertum und der Calvinismus – Religionsfreiheit, und in den drei großen Städten der Provinz – Danzig, Thorn und Elbing – wurde die protestantische Konfession zur herrschenden Konfession. Auf diese Weise sicherten sich die Eliten dieser Städte neben dem Element der regionalen Besonderheiten, derer sich das ganze Königliche Preußen seit dem Jahre 1466 erfreute, eine besondere Identifikationssituation. Die Freiheiten des in den Städten herrschenden Patriziats wurden durch den Konfessionsfaktor gestärkt und dienten zugleich der mit der Zeit zunehmenden Identifikation des Regional-, Konfessions- und Sprachfaktors in einer Art Gesamtheit, in der das konfessionelle Element gewöhnlich an erster Stelle stand und das Element der sprachlichen Beziehungen die besondere Eigenart gegenüber dem breiteren polnischen Umfeld bewahren half, das üblicherweise – jedenfalls in posttridentinischer Zeit – das Polentum mit dem Katholizismus gleichsetzte. Der Standesfaktor, der Kampf um die Freiheiten der Provinzen und der Städte, der Religionsfaktor, der Kampf um Religionsfreiheit für die Anhänger des Protestantismus, und letztendlich der Kampf der deutschstämmigen Eliten um den Erhalt der Rolle der deutschen Sprache gegenüber spontanen Polonisationsprozessen in Teilen der Stadtbevölkerung – alles das zusammen sollte eben eine regionale Identität bilden – eine Identität, die insbesondere die großen Städte der Provinz gegenüber den unterschiedlichsten Gefährdungen in der Periode des 17.–18. Jahrhunderts verteidigen werden. Diese regionale Identität war für die damaligen Zeiten also die Summe einiger tatsächlich gegebener Besonderheiten oder solcher, die von den Betroffenen für tatsächlich gegeben erachtet wurden und aus den historisch-geographischen Voraussetzungen, unterschiedlichen Verfassungen und politischen, gesellschaftlichen, ethni-

² Vgl. insbesondere meine Skizze: *Pomorze nowożytne (1466–1793)* (Neuzeitliches Pommern [1466–1793]), in: *Pomorze w dziejach Polski* (Pommern in der Geschichte Polens). Gdańsk 1991, S. 133–174.

schen oder sprachlichen und konfessionellen Unterschieden resultieren können. Die regionale Identität muß eine Besonderheit bilden, die einer „größeren Gesamtheit“ gegenüber artikuliert wird. Daher geht es im Falle des Königlichen Preußen um die territoriale Grundlage dieser Identität, die den Teil des ehemaligen Ordensterritoriums umfaßte, der dem polnischen Staat im Jahre 1454 unterstellt wurde, und um die Einstellung der Bevölkerung, die diese Besonderheiten pflegte und dem polnisch-litauischen Staat gegenüber – insbesondere nach dem Jahre 1569 – bewahren oder wiedererlangen wollte.

Wie stellt sich vor diesem Hintergrund die Rolle der akademischen Gymnasien in den großen Städten dar? Es ist daran zu erinnern, daß diese akademischen protestantischen Gymnasien aus den kirchlich-städtischen Schulen entstanden sind, und zwar in einem Umwandlungsprozeß von der frühhumanistischen, formal noch katholischen Stadtschule zu einer protestantischen Schule, die in aller Regel schnell den Status einer humanistischen Mittelschule erhielt, um im Laufe der Zeit die Stellung einer Schule, die damals als *gymnasium academicum* bezeichnet wurde, zu erlangen. Wie bekannt ist, sind die ehrgeizigen Thorner Pläne zur Gründung einer protestantischen Universität im Königlichen Preußen u.a. infolge gegensätzlicher Interessen, hauptsächlich zwischen Danzig und Thorn, gescheitert. Die Rolle der Universitäten für die protestantischen Eliten im Königlichen Preußen wird über Jahrhunderte hinweg von den nächstgelegenen Universitäten in Königsberg und in Frankfurt an der Oder und selbstverständlich von den Hauptuniversitäten des deutschen Luthertums – Wittenberg und Leipzig – übernommen.³

Das Wissen über die außergewöhnlich reiche und interessante Geschichte der akademischen Schulen im Königlichen Preußen ist sehr unterschiedlich: Während die Geschichte der Thorner Schule detailliert erforscht wurde,⁴ besitzt die Danziger Schule trotz reichhaltiger Einzelmonographien noch immer keine ihrer Bedeutung entsprechende Synthese ihrer Geschichte.⁵ Die Elbinger Schule, deren Geschichte wegen des Verlusts eines

³ Vgl. M. Pawlak, *Studia uniwersyteckie młodzieży z Prus Królewskich w XVI–XVIII wieku* (Die Universitätsstudien der Jugend aus dem Königlichen Preußen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert). Toruń 1988.

⁴ Vgl. S. Tync, *Dzieje gimnazjum toruńskiego* (Die Geschichte des Thorner Gymnasiums). 2 Bde., Toruń 1928 u. 1949 (bis zum Jahre 1680); S. Salmonowicz, *Toruńskie Gimnazjum Akademickie w latach 1681–1817. Studium z dziegów nauki i oświaty* (Das Thorner Akademische Gymnasium in den Jahren 1681–1817. Studien zur Wissenschafts- und Bildungsgeschichte). Poznań 1973 (*Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego*. IV.); vgl. auch meine zahlreichen detaillierten Studien.

⁵ Über den Forschungsstand vgl. A. Puchowski, *State of Research on the History of Science and Education in Gdansk up to the End of 18th Century*. Gdańsk 1985

Teiles des Quellenmaterials weniger bekannt ist, erfuhr in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine recht detaillierte Erforschung.⁶

Das bedeutet aber nicht, daß auch die Problematik der Rolle dieser Schulen in der konkreten Frage nach der Entwicklung der regionalen Identität Gegenstand genauer Forschungen gewesen wäre, obwohl es einige Arbeiten mit interessanten Materialien zu dieser Frage gibt. Wir wissen, daß die Einwohner des Königlichen Preußen – wenn auch vielleicht nicht alle – im 16. Jahrhundert nach den stürmischen Veränderungen des 15. Jahrhunderts ein deutliches Bewußtsein der Eigenständigkeit und der regionalen Identität besaßen, die unabhängig von der Muttersprache, derer sie sich bedienten, durch die Behauptung: „Ich bin ein Preuße“ zum Ausdruck kam. Wenn sich auch diese regionale Identität insbesondere im 17. und 18. Jahrhundert einerseits schon recht weit von den Gefühlen der Verbundenheit mit dem übrigen Teil des Herzogtums Preußen entfernt hatte, wurde andererseits die Überzeugung, daß sich „hinter der Weichsel“ die Krone, also Polen, in der damaligen territorialen Bedeutung des Wortes, befand, insbesondere bei den Einwohnern der größeren Städte zugleich von dem Bewußtsein „einer kleinen Heimat“ und darüber liegender Ebenen begleitet. Am Beispiel eines Danziger Bürgers äußerte sich das praktisch in einer Triade: Patria im engsten Sinne des Wortes war die Stadt, also Danzig als Patria; Vaterland im weiteren Sinne war das Königliche Preußen, das wiederum ein Bestandteil der Krone und dadurch der polnisch-litauischen Republik war, deren loyale, wenn auch mit Ausdauer um ihre Standesvorrechte kämpfenden Untertanen auch die Einwohner des Königlichen Preußen waren.⁷ Das oben beschriebene Verständnis von der Situation der Provinz wurde sowohl von

(Zeszyty Naukowe Wydziału Humanistycznego Uniwersytetu Gdańskiego. Pedagogika. 15.), S. 145-156. Von besonderer Bedeutung für diese Thematik sind die Arbeiten von L. Mokrzecki, *Studium z dziejów nauczania historii* (Studie zur Entwicklung des Geschichtsunterrichts). Gdańsk 1973; ders., *W kręgu prac historyków gdańskich XVII wieku* (Im Kreise der Arbeiten Danziger Historiker des 17. Jahrhunderts). Gdańsk 1974. Die sehr gelehrte Arbeit über die Ideologie der Epoche von T. Schieder, *Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569–1772/93)*. Königsberg 1940, sündigt wegen des Datums ihrer Publikation häufig mit einseitig nationalistischen und ahistorischen Interpretationen.

⁶ Vgl. M. Pawlak, *Dzieje Gimnazjum Elbląskiego w latach 1535–1772* (Geschichte des Elbinger Gymnasiums in den Jahren 1535–1772). Olsztyn 1972.

⁷ „Wenn also ein Einwohner von Gdańsk vom Vaterland sprach, dann dachte er in erster Reihe an die Stadt und erst danach an Preußen und ganz Polen.“ M. Bogucka, *Mentalität der Bürger von Gdańsk im 16./17. Jahrhundert*, in: *Studia Maritima* 1 (1978), S. 70; vgl. auch S. Herbst, *Świadomość narodowa na ziemiach pruskich w XV–XVII w.* (Das Nationalbewußtsein in den preußischen Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* (1962), Nr. 1 (75), S. 3-10.

der adligen wie auch von den bürgerlichen Eliten des Königlichen Preußen verbreitet. Ein derartiges Verständnis der Dinge spiegelte sich sowohl im öffentlichen Leben der Provinz als auch in der häuslichen Erziehung wider. Daher ist die Rolle der Schulen und des wissenschaftlichen Umfelds im Königlichen Preußen nur schwer präzise zu erfassen, obwohl man zweifellos behaupten kann, daß die Ansichten der Eliten größtenteils durch die repräsentative Lektüre der Epoche geprägt wurden; im beginnenden 17. Jahrhundert waren das hauptsächlich die Werke des Danzigers Keckermann, in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts die Schriften des hervorragenden Thorner Historikers Christoph Hartknoch und im 18. Jahrhundert (seit den 30er Jahren) vor allem die Werke von Gottfried Lengnich.

Hervorzuheben ist die von den Forschern zumeist nicht beachtete Tatsache, daß wir uns, wenn wir über die regionale Identität und deren Komponenten sprechen, bewußt sein müssen, daß in der sozial, konfessionell, sprachlich oder ethnisch uneinheitlichen Gesellschaft im Königlichen Preußen nicht alle gesellschaftlichen oder konfessionellen Gruppen gleichermaßen an den Inhalten dieses regionalen Bewußtseins teilnahmen und nicht alle Elemente dieses regionalen Bewußtseins in jedem der Fälle festzustellen waren. Daher wäre eine auf die gesamte Provinz bezogene Verallgemeinerung dahingehend, daß zu den Elementen dieser regionalen Eigenart auch die deutsche Sprache, der Protestantismus und die Bürgerlichkeit gehört hätten, fehlerhaft.⁸ Natürlich waren diese Elemente für die bürgerlichen Eliten der drei großen Städte⁹ und einiger kleiner Städte des Königlichen Preußen¹⁰ charakteristisch. Was den Adel betrifft, so verband

⁸ Die kulturelle Identität und die politische Einstellung wurden des öfteren in größerem Umfang durch Partikularismen als durch die konfessionelle Einstellung oder Sprache bestimmt. Vgl. allgemein H. Schilling, *Confessional Europe*, in: *Handbook of European History 1400–1600*. Bd. 2, hrsg. v. T.A. Brady (u.a.). Leiden (u.a.) 1995, S. 641–681.

⁹ „Die Mitglieder dieser engen Elite besaßen zweifellos das Bewußtsein, daß sie in nationaler und sprachlicher Hinsicht im allgemeinen deutscher Abstammung waren. Es herrschte bei ihnen jedoch vor allen Dingen das Gefühl eines lokalen Patriotismus vor. Sie fühlten sich als Bürger Danzigs, Thorns oder Elbings, wobei sie gleichzeitig vollberechtigte Mitglieder der politischen Nation des Königlichen Preußen waren. Das alles wurde durch das Bewußtsein der staatlichen Zugehörigkeit zur multinationalen Rzeczpospolita überlagert.“ J. Dygdała, *Elity polityczne wielkich miast Prus Królewskich w dobie Oświecenia (1733–1772)* (Die politischen Eliten der großen Städte des Königlichen Preußen in der Epoche der Aufklärung [1733–1772]), in: *Elity mieszczańskie i szlacheckie Prus Królewskich i Kujaw w XIV–XVIII wieku* (Die bürgerlichen und adligen Eliten im Königlichen Preußen und in Kujawien im 14.–18. Jahrhundert), hrsg. v. Jacek Staszewski. Toruń 1995, S. 134.

¹⁰ In den kleinen Städten spielte die konfessionelle Zugehörigkeit eine größere Rolle. Über die konfessionellen Faktoren der Epoche vgl. die Arbeit von Heinz Schilling, *Nationale Identität und Konfession in der europäischen Neuzeit*, in: *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der*

er sich im Laufe der Zeit – schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts – mehrheitlich mit dem katholischen Umfeld, und seine Polonisierung oder Sarmatisierung, also die Anpassung seiner Mentalität an die gesamtpolnischen Normen in der Epoche des Barock, war sehr weit fortgeschritten.¹¹ Auch das Kleinbürgertum der kleinen Städte, die ärmere Bevölkerung der großen Städte und auch die Mehrheit der Landbevölkerung vertraten hauptsächlich die katholische Religion und das polnische oder kaschubische Ethnos. Man kann also sagen, daß die vollständigste verfassungspolitische, ethnische, sprachliche und konfessionelle Identifikation mit der regionalen Identität – also ihr „höchster Grad“ – bei den bürgerlichen Eliten des Königlichen Preußen zum Ausdruck kam; für den Adel der Region waren nicht konfessionelle oder ethnische Elemente entscheidend, sondern die Bindung an eine bestimmte Tradition regionaler Freiheiten und der Besonderheiten des öffentlichen oder Privatrechts. Selbstverständlich vertrat die katholische Geistlichkeit mehr die gesamtpolnischen Positionen als die örtlichen Traditionen. Die Frage, wie hoch der Grad der Identifikation mit der regionalen Identität bei den hauptsächlich katholischen und polnisch-kaschubischen bäuerlichen Bevölkerungsgruppen war, ist wegen des Fehlens entsprechender historischer Quellen nicht leicht zu beantworten. Jedenfalls können wir als erste Schlußfolgerung feststellen, daß man bezüglich der Rolle der akademischen protestantischen Gymnasien für die Bildung dieser regionalen Identität ohne das Risiko, einen Fehler zu machen, sagen kann, daß das gymnasiale Umfeld in erster Linie die Einstellung der bürgerlichen Eliten und in zweiter Linie die des örtlichen Adels oder nur des Teils (wenn auch nicht ausschließlich), der unter protestantischem Einfluß stand, formte; schließlich wirk-

Neuzeit, hrsg. v. B. Giesen. Frankfurt a.M. 1991, S. 192-252. Am Rande sei bemerkt, daß sogar Danzig – woran man sich oft nicht erinnern möchte – im 17. und 18. Jahrhundert (einschließlich der Vorstädte und der Klosterbezirke) weder eine religiös noch ethnisch einheitliche Stadt war. Vgl. J. Baszanowski, *Statistics of Religious Denominations and Ethnic Problems in Gdańsk in the 17th – 18th Centuries*, in: *Studia Maritima* 7 (1988), S. 49-71.

¹¹ Deshalb Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 12ff.: „Nicht im Adel und nicht in den Schulen der Provinz, dagegen aber vermehrt in den gelehrten Apparaten der Stadtverwaltungen, bei den Bürgermeister, den Syndikussen und den Sekretären der großen Städte war die Hauptquelle der die preußischen Eigenarten bildenden Konzeptionen und Auftretensweisen zu sehen.“ Auch T. Schieder verheimlichte nicht, daß die Wege des preußischen Adels und der großen Städte seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts generell auseinandergingen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war der preußische Adel des öfteren mit den Städten im Konflikt und verteidigte hauptsächlich das Indigenat als die für ihn wertvollste Eigenart der Provinz. Vgl. Z. Naworski unter dem Titel *Uwagi o roli prowincji pruskiej w strukturze federacyjnej Rzeczypospolitej w XVII w.* (Bemerkungen zur Rolle der preußischen Provinz in der Föderationsstruktur der polnischen Republik im 17. Jahrhundert), in: *Zapiski Historyczne* 53 (1988), S. 131-142.

ten die Gymnasien auch in einem bestimmten Maß – oder besser gesagt in Form einer direkten Einflußnahme außerhalb des Umlaufs des geschriebenen Wortes – auf den weiteren Kreis des ärmeren protestantischen Bürgertums.

Fügen wir noch die einleitende Hypothese hinzu, daß die wichtigste und ursprüngliche Quelle der Bildung regionaler Identität trotz alledem die historischen Traditionen des Zeitraums vor 1454¹² in Verbindung mit den Auswirkungen des politischen Kampfes der Jahre 1454–1466 und deren Ergebnis in Form der Erkämpfung einer bestimmten Sonderposition in einer neuen territorialen Gliederung im Rahmen des polnischen bzw. später polnisch-litauischen Staates waren. Diese Position war der Ursprung einer politischen Tradition, die von den damaligen Magnaten des Königlichen Preußen und dem Machtapparat der drei großen Städte vertreten wurde. Doch gestalteten sie im Alltag des 16. Jahrhunderts die Konzeption einer selbständigen Position des Königlichen Preußen sowie der Verteidigung seiner partikularen Interessen gegenüber diesen oder jenen Zentralisierungsbestrebungen im polnischen Staat, die im Endeffekt zur Entscheidung des Jahres 1569¹³ führte. Ich möchte an dieser Stelle meiner Überzeugung Ausdruck verleihen, daß die akademischen Schulen des Königlichen Preußen in gewissem Maße dazu beigetragen haben, da sie als Schöpfung der großen Städte der Provinz in erster Linie die verfassungspolitischen und rechtlichen Tendenzen der in den Städten regierenden Eliten ausdrückten,¹⁴ wobei sie im Lauf der Zeit diesen Eliten eine gewaltige Fülle von Argumenten in Form juristischer bzw. historischer Werke lieferten, die diese Identität festigten.¹⁵ Mit der Zeit bildeten die Bestrebungen der regierenden Eliten und der aus den Gymnasien hervorgegangenen, meinungsbildenden Kreise ein bestimmtes System wechselseitiger Beeinflussung, insbesondere in der Epoche von G. Lengnich, in

¹² Małek, Regionale Identität (wie Anm. 1), S. 125: „Am Anfang des 15. Jahrhunderts begannen sich diese ethnischen Gruppen zu vereinigen und eine neue preußische Gemeinschaft zu bilden. Aus diesem Nationalitätengemisch ist der ‚Preuße‘ entstanden, Bewohner der preußischen Gebiete, von seiner Heimat durch ethnische Herkunft und durch Sprache unterschieden. Zur politischen Nation wurden die Preußen in dem Moment, als sie im Jahre 1454 dem Deutschen Orden den Gehorsam verweigerten und Schutz beim polnischen König und bei der Krone Polens zu suchen begannen.“

¹³ Hier vor allem J. Małek, Preussen und Polen. Politik, Stände, Kirche und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Stuttgart 1992 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft. 12.), sowie meine Anmerkungen: Das Königliche Preußen im öffentlichen Recht der polnisch-litauischen Republik (1569–1772), in: *Studia Maritima* 6 (1987), S. 41–62.

¹⁴ Daher die Bezeichnung dieser Oberschicht als Träger eines politischen Landespatriotismus.

¹⁵ Vgl. Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 12 ff.

der die Vertreter der intellektuellen Kreise des öfteren die Programme für die politischen Eliten des Königlichen Preußen formulierten.¹⁶

Soweit wir jedoch *in concreto* die Rolle der drei akademischen Gymnasien im Königlichen Preußen für die Prozesse einer regionalen Integration betrachten wollen, müssen wir zwei Fragen beantworten. Erstens: Welche Rolle spielten die Gymnasien in ihrem Umfeld? Zweitens: Konnten diese Schulen, ihre Professoren und ihre Publikationen zu dem uns interessierenden Thema eine wesentliche Rolle bei der Gestaltung einer Konzeption der Vergangenheit oder Gegenwart des Königlichen Preußen spielen, die Einfluß auf die Bildung einer regionalen Identität der Bevölkerung des Königlichen Preußen gehabt hätte?

Zur ersten Frage ist festzustellen, daß die drei akademischen Gymnasien schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zweifellos die Mehrheit der Eliten des Königlichen Preußen hervorbrachten. Der Abschluß eines akademischen Gymnasiums bildete im 17. und 18. Jahrhundert die für die Kreise des Stadtpatriziats, für die Söhne des protestantischen Adels oder für die Söhne der örtlichen Gelehrten typische Minimalbildung; diejenigen, die sich einer wirtschaftlichen, politischen oder einer anderen praktischen Tätigkeit zuwandten, betrachteten den Abschluß der Schule, soweit sie nicht ihre Studien an einer der Universitäten oder in Form einer „Kavalierstour“ durch Europa fortsetzten, als ausreichende Voraussetzung für die Aufnahme einer politischen Tätigkeit oder die Besetzung eines städtischen Amtes. Diese Schulen waren für die Gruppe der nicht vermögenden Studenten auch die Quelle eines gesellschaftlichen Aufstiegs. Für sie öffnete der Abschluß eines „gymnasium academicum“ den Weg zu weiteren Studien für den Beruf des Lehrers oder des Pastors (die überwiegend gleichwertig waren) sowie für andere Prestigeberufe wie Arzt, Jurist oder Apotheker. Diejenigen, die sich mit einer Ausbildung durch die jeweilige Schule mit oder ohne Abschluß zufrieden gaben, hatten die Möglichkeit, niedrigere Posten in den Stadtverwaltungen, in Handelsunternehmen u.ä. einzunehmen oder eine Tätigkeit als Hilfslehrer, Buchhändler usw. zu beginnen. Insgesamt besetzten die akademischen Gymnasien mit ihren Absolventen in den protestantischen Kreisen praktisch alle gesellschaftlichen Positionen, die nach damaligem Verständnis eine höhere Ausbildung erforderten.

Die Rolle der protestantischen akademischen Schulen im Königlichen Preußen beschränkte sich jedoch in ihrem Umfeld nicht nur auf die Aus-

¹⁶ Ähnlich Schieder (ebenda, S. 51 ff.), der eine herausragende Rolle des Machtapparates der großen Städte für das 16. Jahrhundert und danach eine Stärkung der Rolle der akademischen Gymnasien sah.

bildung eines bestimmten Profils von Absolventen. Diese Schulen spielten für breite Gesellschaftskreise, auch im katholischen Umfeld, eine wichtige Rolle als Zentren der Bildung und Verbreitung bestimmter Werte und der Popularisierung allgemeinwissenschaftlicher Themen in ihren verschiedenen Facetten. Hier sind an erster Stelle Publikationen – von den akademischen Gymnasien oder einzelner Autoren aus ihren Kreisen veröffentlichte Druckschriften unterschiedlicher Art – zu erwähnen, die die Möglichkeit einer breiten, regelmäßigen Einflußnahme boten. Die drei Schulen im Königlichen Preußen waren insbesondere im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – wenn vielleicht auch in unterschiedlichem Maß (am wenigsten die Elbinger Schule) – Herausgeber Hunderter von Druckschriften unterschiedlichen Charakters: Gelegenheitsdrucke, Schuldispute zu unterschiedlichsten Themen, Lehrbücher und didaktische Hilfsmittel verschiedener Art und schließlich eine Reihe von ernsthaften wissenschaftlichen Werken, die von den Professoren der jeweiligen Schule publiziert wurden. Dazu kamen Druckschriften, üblicherweise in Form von Programmen, und Zusammenfassungen in Verbindung mit Aufführungen der Schulbühnen (insbesondere in Thorn), die sogar Personen, die nicht Zuschauer der jeweiligen Aufführungen waren, bestimmte Informationsinhalte übermitteln konnten.

Schließlich ist hinzuzufügen, daß das gesprochene Wort zur damaligen Zeit große Bedeutung hatte: Schüler und Professoren der Schulen spielten in dieser Epoche eine große Rolle bei öffentlichen Auftritten unterschiedlicher Art. Die Schulen selbst organisierten nicht nur öffentliche Schulfeiern, Dispute, Theatervorstellungen und Veranstaltungen, sondern verbreiteten auch auf unterschiedlichste Weise die hinter den Mauern der Schule erarbeiteten Inhalte. Diese Art der Einflußnahme ist – obwohl für den Forscher schwer meßbar – zweifellos beachtenswert. Es ist zu bedauern, daß diese Problematik z.B. im Falle von Danzig und Elbing nicht näher erforscht wurde, etwas besser bekannt ist sie bezüglich Thorns.¹⁷ Für den ersten Zeitraum ist darauf hinzuweisen, daß alle drei Gymnasien im Königlichen Preußen historische Studien entwickelten, in denen neben universalen in geringerem oder größerem Maß auch bestimmte Elemente der Regionalgeschichte ihren Platz fanden. Auch die Didaktik in den Be-

¹⁷ Vgl. S. Salmonowicz, *Imprezy szkolne jako element dydaktyki i wychowania w Gimnazjum Toruńskim w dobie baroku i oświecenia (1660–1793)* (Schulveranstaltungen als Bestandteil der Didaktik und der Erziehung im Thorner Gymnasium in der Epoche des Barock und der Aufklärung [1660–1793]), in: *Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego* (Erinnerungsband 400 Jahre Thorner Akademisches Gymnasium), hrsg. v. Z. Zdrójkowski. Bd. 1, Toruń 1972, S. 139–166.

reichen Recht und Politik lieferte Erkenntnisse über Rechte und Privilegien der Provinz.¹⁸ Auf diesem Gebiet war Danzig in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dank der hervorragenden Persönlichkeit des Professors Bartholomäus Keckermann führend, aber auch das Thorner Umfeld, in dem sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts insbesondere die politische Lehre entwickelte und wo in Reden und Disputationen des öfteren an die Problematik der Privilegien und der Freiheit der Provinz angeknüpft wurde.

Im allgemeinen ist festzustellen, daß die preußischen Gymnasien bei der Vorbereitung ihrer Schüler aus dem örtlichen Umfeld auf die Teilnahme am öffentlichen Leben in die Didaktik der Schule (etwa in Elementen der Rhetorik oder in Gelegenheits- und panegyrische Texte) Inhalte einfließen ließen, die das Gefühl der regionalen Identität stärkten und den Weg zu einer aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben in den großen Städten oder bei den Söhnen des Adels zur intensiven Teilnahme am ständischen Leben in der Provinz eröffneten. Soweit diese Inhalte keinen Niederschlag in gedruckten Texten gefunden haben, ist es natürlich schwierig, diese Problematik anhand der Quellen zu erforschen, insbesondere für den Zeitraum vor der Mitte des 17. Jahrhunderts.¹⁹ Es ist hervorzuheben, daß eine deutliche (wenn auch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch recht tolerante) konfessionelle Ausrichtung der Gymnasien die regionale Identität des protestantischen Umfelds untermauert hat, indem sie das Element des Konfessionsunterschieds im Verhältnis des Königlichen Preußen zur Krone hervorhob; wenn der gesamt-polnische Protestantismus schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine deutliche Krise durchlebte und im öffentlichen Leben der polnisch-litauischen Republik zu einer Randerscheinung wurde, so war die Position der protestantischen Elite im Königlichen Preußen noch immer sehr stark, und in den großen Städten regierten protestantische Oberschichten ohne erwähnenswerte katholische Einflüsse durchgehend von der Mitte des 16. bis zum 19. Jahrhundert.

Wenn wir versuchen wollten, eine gewisse Entwicklung der Rolle des gymnasialen Umfelds im Hinblick auf das uns interessierende Thema schematisch darzustellen, könnte man eine Einteilung in drei Zeiträume

¹⁸ Vgl. allgemein Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 26; S. Salmonowicz, *Nauczanie prawa i polityki w Toruńskim Gimnazjum Akademickim od XVI do XVIII w.* (Die juristische und politische Lehre im Thorner Akademischen Gymnasium vom 16. bis zum 18. Jahrhundert), in: *Czasopismo Prawno-Historyczne* 23 (1971), H. 2, S. 53-86.

¹⁹ Vgl. die Gemeinschaftsarbeit unter der Redaktion von J. Staszewski, *Imprezy towarzyskie i oficjalne w dawnym Toruniu* (Gesellschaftliche und offizielle Veranstaltungen im alten Thorn). Toruń 1984.

riskieren: Der erste Zeitraum würde das Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1660 umfassen, der zweite Zeitraum die Jahre nach 1660 bis zum Jahr 1718, bis zu den ersten, berühmten Auftritten von Lengnich. Wenn der erste Zeitraum die Elemente der regionalen Identität in Übereinstimmung mit der sie umgebenden Wirklichkeit hervorhob und der zweite Zeitraum (insbesondere in den Werken von Ch. Hartknoch) bestimmte unifizierende Veränderungen, die insbesondere seit 1569 in Etappen stattfanden, zur Kenntnis nahm (wenn auch nicht immer), dann begann mit den Auftritten von Lengnich ein Prozeß, der im 18. Jahrhundert immer deutlicheren Charakter gewann und den ich seinerzeit einmal als den Versuch zur Restauration von Autonomieansprüchen, also in gewissem Maße als Versuch zur Rückkehr zu der Situation vor 1569, bezeichnet habe. Charakteristisch für diesen Versuch, der im Zusammenhang mit der Verschlechterung des religiösen Klimas in der Provinz (als Konsequenz auf das Jahr 1724) stand, war auch, daß die Konfessionsunterschiede immer mehr in den Vordergrund traten. Diese Betonung der Autonomie-, wenn nicht gar separatistischen Tendenzen nahm in der Zeit nach 1767 zu; das Ergebnis dieser Konflikte in der Epoche der ersten Jahre der Herrschaft des Königs Stanisław August Poniatowski war jedoch für die Mehrheit der Befürworter der Provinzrechte bedauerlich: Anstelle einer Stärkung der partikularen Privilegien wurde das Königliche Preußen, zunächst ohne Danzig und Thorn, Bestandteil des preußischen Staates unter Friedrich dem Großen. Unter der Herrschaft der preußischen Bürokratie wurden sofort jegliche Erscheinungsformen der freiheitlichen Verfassung der Provinz abgeschafft; sowohl der Adel der Provinz als auch die Städte verloren ihre besonderen Privilegien.

Schon seit Ende des 16. Jahrhunderts befaßten sich die Professoren aus Thorn, Elbing und Danzig auf unterschiedliche Weise mit der Vergangenheit der eigenen Schule, der Stadt und der Region. Neben Werken historischen oder verfassungsrechtlichen Charakters spielten hier poetische Arbeiten oder Theaterwerke zu bestimmten Gelegenheiten sowie Panegyriken, die insbesondere im 17. Jahrhundert eine Blüte erlebten, eine große Rolle. Der Geschichtsunterricht war damals eng mit dem Unterricht im öffentlichen Recht und in der Politik verbunden. Der Thorner Professor und spätere Rektor Maciej Nizolius schrieb: „*Nam historia adfert exempla singularia: regulas vero et canones generales tradit Politica.*“²⁰ Hinzu-
zufügen ist, daß die drei Schulen der großen Städte neben ihrer konfes-

²⁰ Zitat aus der programmatischen Rede von Nizolius, in: *Orationes X, quarum aliae in inauguratione novae curiae eiusdemque operarum inchoatione, habite in Gymnasio Thorunensi ... Thorunii 1594.*

sionellen Funktion ihre Aufgabe in erster Linie in der Erziehung zum öffentlichen Leben sahen; daher wurde oft die Beschreibung verwendet, die Schule sei „seminarium ecclesiae et reipublicae“. Berücksichtigt man, daß in der ständischen Verfassung die großen rechtlichen Bestimmungen und Privilegien, auf die man sich berief, aus weit zurückliegender Zeit stammten, dann verwundert die Tatsache nicht, daß für das ausgesprägte Gefühl der Eigenart des gegebenen ständischen Territoriums eine eigene, von Generation zu Generation überlieferte Sicht der Vergangenheit eine entscheidende Rolle spielte.

Die Ergebnisse der pommerschen und insbesondere der Danziger Geschichtsschreibung des 15./16. Jahrhunderts bildete die Grundlage für die Bedeutung der gymnasialen Historiographie sowie der historischen Didaktik des 17. Jahrhunderts.²¹ Das politische und kulturelle Bewußtsein der Eigenständigkeit der Bevölkerung im Königlichen Preußen wurde zu einem erheblichen Teil durch die Geschichtsschreibung geprägt, wobei einige wesentliche Züge dieser Geschichtsschreibung, die sich mutatis mutandis fast über die ganze Zeit hinweg hielten (oder mit neuer Kraft hervorbrachen, wie dies im 18. Jahrhundert der Fall war), schon sehr früh festgelegt wurden. In erster Linie waren das die Tradition der Kritik und des Kampfes um Freiheit gegen die Herrschaft des Deutschen Ordens sowie die Tradition der freiwilligen Unterwerfung unter den Schutz der polnischen Könige unter Beibehaltung der bisherigen und der Erteilung neuer Privilegien durch diese Könige. Der Kampf um die Beibehaltung oder sogar um die Ausweitung des Umfangs ihrer Freiheiten war das Leitmotiv der Beschreibungen der historischen Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts.²²

Aus der Reihe der Geschichtswissenschaftler zu Beginn des 17. Jahrhunderts, die eine wichtige Rolle bei der Verbreitung des Interesses an der Geschichte des öffentlichen Rechts spielten, ist die Person des hervorragenden Danziger Philosophen, Rhetorikers und Historikers Bartholo-

²¹ Vgl. J. Dworzaczkowa, *Dziejopisarstwo Gdańskie do połowy XVI wieku* (Die Danziger Geschichtsschreibung bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts). Gdańsk 1962; J. Serczyk, *Die bürgerliche Geschichtsschreibung der großen Städte des königlichen Preußens als interne Kommunikation des städtischen Machtapparats*, in: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* (1983), Beiheft 74, S. 192-195; vgl. auch allgemein zu den historischen Interessen der Thorner Kreise S. Salmonowicz, J. Serczyk, *Modele nowożytnej historiografii mieszczańskiej w Toruniu* (Modelle der bürgerlichen Historiographie der Neuzeit in Thorn). Toruń 1985 (*Acta Universitatis N. Copernici. Historia.* 20.), S. 37-49.

²² Die anonyme Ausgabe der Rechte und Privilegien des Königlichen Preußen (erste Ausgabe 1578) wurde in den Danziger Kreisen über zwei Jahrhunderte hinweg fortgeführt. Vgl. die Ausgabe des Jahres 1733 unter dem Titel *Iura Fundamentalia Terrarium Prussiae ... Gedani 1733*.

mäus Keckermann (1572–1609) zu erwähnen.²³ Dieser Renaissancegelehrte erreichte es, daß am Danziger Gymnasium Academicum ein Lehrstuhl für Recht und Geschichte eingerichtet wurde (1603), der in erster Linie durch die Behandlung des öffentlichen Rechts Polens und Königlich Preußens unter historischen Aspekten große Bedeutung erlangte. Keckermann legte in Lehre und Veröffentlichungen besonderen Wert auf die Idee einer staatsbürgerlichen Erziehung. Es ist daran zu erinnern, daß dieser typische Danziger Gelehrte der Renaissance auf der Grundlage des politischen Denkens in der Epoche der ausgehenden Blütezeit der polnischen Adelsdemokratie erzogen wurde. Der langjährige Thorner Rektor Konrad Graser jun. (1585–1630)²⁴ war vor allem Historiker, und zur Zeit seiner Amtsführung standen die Rhetorik, die Gewohnheit des öffentlichen Disputs und das Schultheater in hoher Blüte – alle diese Bestandteile des Schullebens wurden von den Inhalten der Geschichtslehre, der politischen Lehre und der Rechtslehre geprägt.²⁵

Wenig später wirkte in Danzig der Sekretär des Stadtrates, Reinhold Curicke (1610–1667),²⁶ der zwar mit dem Danziger Gymnasium nicht verbunden war, aber unter dem starken Einfluß von Keckermann stand²⁷ und dessen Werk über Danzig und seine Privilegien auf eine strenge Zensur der städtischen Behörden stieß und erst 1687 erscheinen konnte.²⁸ Curicke hatte Einfluß auf die Autoren aus den gymnasialen Kreisen bis zu Lengnich einschließlic, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die städtischen Eliten (das in der Stadt regierende Patriziat) schon damals – auch aus taktischen Gründen der Regierung in Warschau gegenüber – eine recht klar formulierte offizielle Verfassungsdoktrin besaßen, die von ihnen auch dann verteidigt wurde, als sie mit dem geltenden Recht nicht mehr übereinstimmte. Auch aus Danzig sind einige besonders berühmte panegyrisch-poetische Werke, eine Art „gelehrter Poesie“ aus der sogenannten Danziger poetischen Schule des 17. Jahrhunderts, bekannt.²⁹

²³ Vgl. das Biogramm zu Keckermann von L. Mokrzecki, in: *Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego* (Biographisches Lexikon Weichselpommern) (SBPN). Bd. 1: A-F. Gdańsk 1992; Bd. 2: G-K. Gdańsk 1994, hier Bd. 2, S. 377f.

²⁴ Biogramm zu Graser von mir, in: Ebenda, S. 105f.

²⁵ Vgl. Salmonowicz, *Nauczanie* (wie Anm. 18), S. 61ff.

²⁶ Biogramm zu Curicke von E. Cieślak, in: SBPN (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 234f.

²⁷ Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 51: „Der schon erwähnte Danziger Sekretär Reinhold Curicke veröffentlichte 1652 einen ‚Commentarius juridico-historico-politicus de Privilegiis‘. Diese Abhandlung, nicht unbedeutend in ihrer straffen Gliederung, die zweifellos Keckermannsche Einflüsse zeigt, ist gleichsam ein Kennzeichen für den Stand, die die ständischen Ideen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einnahmen.“

²⁸ *Der Stadt Danzig historische Beschreibung*. Amsterdam/Danzig 1687.

²⁹ Vgl. im allgemeinen H. Kindermann, *Danziger Barockdichtung*. Leipzig 1939.

Deren hervorragendste Vertreter waren Professoren, u.a. Johann Mochinger (1603–1652) sowie Johann Peter Titius (1619–1689), ein Schüler von Opitz und Verfasser einer berühmten Rede zu Ehren des Jahrestages von 1454, in der er ein Bild des Königlichen Preußen als Land der Freiheiten und Privilegien verbreitete.³⁰ Zahlreiche Werke der städtischen Literatur im Königlichen Preußen rühmten dessen Freiheit, Reichtum und Errungenschaften.³¹ Hier ein Fragment aus einem anonymen Gedicht aus dieser Art von Werken:

„Es ist ein solches Volk, das seine Freiheit liebt,
das sich eh' in den Tod als in die Bande gibt.“³²

Zu beachten ist jedoch, daß die Ereignisse des Jahres 1569, die das Königliche Preußen mit der Krone und der Republik Polen stärker vereinten, bei den einen Trauer um die größere Selbständigkeit vor dem Jahre 1569 auslösten, während sie bei einigen anderen Autoren nicht auf Kritik stießen; sie lehnten weitergehende partikuläre Interpretationen ab.³³

Der zweite Zeitraum umfaßt die Jahre 1660–1718. In dieser Periode nach dem Frieden von Oliva begann für das Königliche Preußen die Phase einer gewissen Stabilisierung. Es ist hervorzuheben, daß trotz einer Zunahme konfessioneller Animositäten und Formen der Diskriminierung von Protestanten (aber auch der Diskriminierung von Katholiken in Danzig und Thorn) zumindest auf der Ebene des Adelsstandes generell eine Unifizierung der Mentalität und der politischen Ansichten des Adels im Königlichen Preußen mit den sarmatischen Einstellungen einsetzte, die typisch für den gesamten Adel in der polnischen Adelsrepublik waren. Im Gegensatz dazu änderte sich im allgemeinen die Einstellung der städtischen Eliten nicht. Zwischen dem Adel und den großen Städten kam es recht oft zu Streitigkeiten; der Aufruf zur Verteidigung der Provinzrechte und insbesondere des für den Adel wichtigen Indigenats fand jedoch bei allen generelle Zustimmung. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kann man jedoch kaum von ernsthafteren Zentralisationstendenzen in der Rzeczpospolita sprechen (mit Ausnahme recht bescheidener Versuche des Königs Jan III. Sobieski, seine Position in Danzig zu stärken): Die Jahre 1660–1717 waren die goldene Zeit der sogenannten

³⁰ Vgl. über poetische Werke mit ideologischen Akzenten Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 58 ff.

³¹ Vgl. im allgemeinen S. Salmonowicz, *Opisy i pochwały Torunia w XVII–XVIII w.* (Beschreibungen und Lobpreisungen Thorns im 17. und 18. Jahrhundert), in: *Rocznik Toruński* 20 (1991), S. 253–280.

³² Zitat nach Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 61.

³³ Hier ist an den Juristen J. Nixdorff, den Professor in Danzig und Elbing, J. Pastorius, und an den Professor in Danzig, J. Schultze, zu erinnern. Vgl. Hinweise auf diese Autoren bei Schieder, *Deutscher Geist* (wie Anm. 5), S. 76–87.

Herrschaft der Sejmiks, d.h. via facti der Übertragung der Rechte der Zentralmacht im Bereich der Verwaltung, der Finanzangelegenheiten usw. auf die lokalen Ständevertretungen. Daher bin ich der Meinung, daß die partikularen Freiheiten der preußischen Provinz in dieser Zeit nicht erheblich von der gesamtpolnischen Normen der Herrschaft der einzelnen Sejmiks abwichen in der Epoche einer immer deutlicher werdenden Krise des Adelsparlaments.

Nach diesen allgemeinen Feststellungen ist jedoch anzumerken, daß der Zeitraum vor 1718, dem Jahr von Gottfried Lengnichts Abhandlung aus der „Polnischen Bibliothek“, eine Epoche war, in der die Bestrebungen der intellektuellen Kreise bei der Bildung einer regionalen Identität und Eigenständigkeit sich generell auf die Voraussetzung übergeordneter Formen des politischen Lebens und der Verfassung der Adelsrepublik Polen als Gesamtheit stützten.³⁴ Der hervorragendste Verfechter regionaler Traditionen, der jedoch von dem späteren Radikalismus eines Lengnich weit entfernt blieb, war der aus dem Herzogtum Preußen stammende Professor und Prorektor der Thorner Schule Christoph Hartknoch (1644–1687).³⁵ Er war der bedeutendste Vertreter der Geschichtswissenschaft und des öffentlichen Rechts im Königlichen Preußen vor Lengnich, und seine Tätigkeit an der Thorner Schule sowie seine Hauptwerke, die in ihrer synthetischen Anlage weit über das gelehrte barocke Zusammentragen hinausgingen, können als Endpunkt der barocken Historiographie auf diesem Gebiet bezeichnet werden. Im ersten Zeitraum seines außerordentlichen Wirkens, in den Jahren 1675–1678, befaßte sich Hartknoch hauptsächlich mit der polnischen Geschichte, um dann später zu der regionalen Problematik überzugehen, und leistete damit vielleicht den größten Beitrag zur Entwicklung und Aufrechterhaltung eines Bewußtseins preußischer Identität, obwohl er in den ausschließlich verfassungsrechtlichen Angelegenheiten als Kenner der Verfassung der Republik Polen einseitige Akzentsetzungen vermied, die in Widerspruch zur Wirklichkeit die Selbständigkeit oder Unabhängigkeit der Krone gegenüber zu sehr hervorheben würden. Hartknoch widmete den größten Teil seiner Arbeiten der preußischen Geschichte im weitesten Sinne, d.h. der Epoche der heidnischen Prußen, der Geschichte des Deutschen Ordens und der

³⁴ In dieser Zeit beendete Elias K. Schröder von Treven (1625–1680) in Danzig ein Werk unter dem Titel „Ius publicum Dantiscanum ...“, das infolge des Widerstandes der Stadtverwaltung lediglich Manuskript blieb. Schröder hob die Rechte der polnischen Könige in Danzig deutlich hervor. Vgl. sein Biogramm von mir, in: *Pol-ski Słownik Biograficzny* (Polnisches Biographisches Lexikon) (PSB), 36, 1 (1995), 148, S. 27 ff.

³⁵ Vgl. zu Hartknoch das Biogramm von J. Serczyk, in: *SBPN* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 164 f.

späteren Geschichte der beiden Teile des ehemaligen Ordensstaates nach 1466. Obwohl er ein Befürworter der preußischen Privilegien war, war Hartknoch jedoch ein kritischer Realist im Hinblick auf die öffentlich-rechtliche Verbindung des Königlichen Preußen zur Krone. Bei der Bildung des historischen Bewußtseins der Einwohner des Königlichen Preußen am Ende des 17. und bis zum ersten Viertel des 18. Jahrhunderts spielte er eine führende Rolle, und das vor allen Dingen durch seine zwei großen Werke: 1. *Alt- und Neues Preußen oder der preußischen Historien zwei Teile*. Frankfurt/Leipzig 1684 (über 700 Seiten in folio), und 2. *Preußische Kirchen-Historia darinnen von Einführung der christlichen Religion in diesem Lande, wie auch von der Conservation, Fortpflanzung, Reformation und dem heutigen Zustande derselben ausführlich gehandelt wird*. Frankfurt/Leipzig 1686 (knapp 1200 Seiten in quarto). Das aus der Sicht eines überzeugten Anhängers der lutherischen Religionslehre geschriebene Werk hatte besonderen Einfluß auf die Herausbildung eines Gefühls regionaler Eigenständigkeit in protestantischen Kreisen. Im Vorwort zu diesem Werk schrieb Hartknoch, daß er es als Beitrag dazu betrachte, eine „*Historiam Patriam* dermaleins vollkommener herauszugeben“.

Dem besten Kenner des Werkes von Hartknoch, Jerzy Serczyk, folgend, „ist die Hierarchie der politischen Werte, nach der er die Tatsachen auswählte und beurteilte, folgende: an erster und höchster Stelle stehen das Wohl und die Interessen der beiden preußischen Provinzen, die in seinem Bewußtsein eine Gesamtheit bilden. Das Wohl ist mit der ständischen Verfassung und der Selbstverwaltung – wenigstens für die Städte und den preußischen Adel – verknüpft. Da der Bestand eines derartigen Systems im innerpreußischen Verhältnis nur durch seine Verbindung zum polnischen König und zur Rzeczpospolita garantiert werden kann (...), ist der nächste Wert, der für ihn ein weiteres wichtiges Kriterium der historischen Beurteilung bildet, das Wohl der Republik Polen.“³⁶

Nach Hartknoch als Verfasser großer synthetischer Werke wurde die Tradition der gelehrten Forschungen in Thorn insbesondere von dem Professor Martin Böhm (1659–1712) weitergeführt, der im Geschichtsunterricht Themen aus der Geschichte Thorns, Preußens und Polens breiten Raum gab. Er war ein unerbittlicher Kritiker des Deutschen Ordens, was unvermeidlich bedeutete, daß er die freiheitlichen Traditionen und Privilegien des Königlichen Preußen hervorhob. Zu erinnern ist an sein Werk

³⁶ J. Serczyk, *Warsztat historyczny Krzysztofa Hartknocha* (Die historische Werkstatt von Christoph Hartknoch), in: *Księga Pamiątkowa* (wie Anm. 17), Bd. 1, S. 310.

„Civitatis patriae insignia disquisitione heraldica illustrata“, das im Jahre 1706 in Thorn veröffentlicht wurde. Die Arbeit von Böhm wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts von dem Professor und späteren Pastor Ephraim Oloff fortgeführt,³⁷ der der lokalen Thorner Geschichte, der Geschichte der protestantischen Kirche, des Schulwesens sowie auch der Geschichte der protestantischen Lieder in polnischer Sprache besonders viel Aufmerksamkeit widmete.³⁸ Um die Jahrhundertwende war der aus Breslau stammende Thorner Rektor Georg Wende Autor vieler Gelegenheitspublikationen und historischer Veröffentlichungen,³⁹ in denen er sich durch einen für seine Epoche beachtlichen Kritizismus auszeichnete. Im Hinblick auf unser Thema ist auch ein kleines Büchlein zu erwähnen, das eine Art Reiseführer zu den Baudenkmalern Thorns darstellt.⁴⁰

Mit den Angelegenheiten der Stadt und der Kultur in der Provinz beschäftigte sich auch der folgende Thorner Rektor, Peter Jaenichen (1679–1738), der u.a. eine umfangreiche Abhandlung über die Bibliotheksbestände und die musealen Sammlungen der Thorner Schule verfaßte.⁴¹ Einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der regionalen Geschichte und ihrer Didaktik leistete auch der schon deutlich der Epoche der Aufklärung zugewandte, langjährige Prorektor der Thorner Schule, Georg P. Schultz (1680–1748),⁴² der Initiator von Quellensammlungen und Zeitschriften und Autor vieler Texte war.

³⁷ Biogramm zu E. Oloff (1685–1735) von mir, in: PSB (wie Anm. 34), 23, 4 (1978), S. 824ff.

³⁸ Der eifrige Lutheraner Oloff war mit den Lutheranern polnischer Sprache in Thorn verbunden.

³⁹ Im Jahre 1698 hielt Wende eine Rede unter dem Titel „Inclytæ Reipublicæ Thorunensis Patribus conscriptis et civibus rei litterariæ patronis et litteratorum fautoribus“ (Thorunii 1698) vor der Stadtverwaltung, in der er das Jahr 1466 und das Wohl des Königlichen Preußen unter der Herrschaft der polnischen Könige rühmte. In vielen unter seiner Leitung geführten Disputen priesen seine Schüler die für das Königliche Preußen aus der Zugehörigkeit zur polnischen Krone resultierenden Vorteile. Die Veröffentlichungen von Wende entgingen der Aufmerksamkeit von T. Schieder.

⁴⁰ „De notabilibus et curiosis quibusdam Thoruni ensibus ...“, Disput von 1697, der damals gedruckt wurde und dessen zweite, ergänzte Auflage von Rektor P. Jaenichen im Jahre 1726 als Büchlein herausgegeben wurde.

⁴¹ Vgl. K. Podlaszewska, *Notitia Bibliothecæ Thorunensis Piotra Jaenichiusa z 1723 r. Toruń 1965* (Zeszyty Naukowe UMK. Nauki Humanistyczno-Spoleczne. 13.), S. 3–41. Jaenichen gab u.a. eine wissenschaftliche Zeitschrift unter dem Titel „Meletemata Thorunensia seu Dissertationes varii argumenti ad historiam maxime Polonicam ac Prussicam“ (1726–1731, 3 Bde.) heraus.

⁴² Vgl. ausführlich bei S. Salmonowicz, *U progu oświecenia w Toruniu. Jerzy Piotr Schultz (1680–1748), historyk i politolog* (An der Schwelle der Aufklärung in Thorn. Georg Peter Schultz [1680–1748], Historiker und Politologe), in: *Wiek Oświecenia I* (1978), S. 53–88.

Fast über den gesamten Zeitraum der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hinweg war in Thorn der konservative Professor und altertümelnde Poet Jakob Zabler (1670–1753) tätig, der zahlreiche Panegyriken und Poeme über die Geschichte der Stadt und der Schule schrieb und auf diese Weise das Interesse an der Vergangenheit der Stadt und der Region weckte.⁴³

Die Epoche Hartknochs in Thorn war, ähnlich wie die Epoche des Übergangs vom 17. zum 18. Jahrhundert in Thorn wie in Danzig, die Schlußphase der Gelegenheitsliteratur, des gedruckten Panegyrikus und zahlreicher Feierlichkeiten voller Pomp. Schon früher feierte man in allen drei großen Städten des Königlichen Preußen den Jahrestag des Thorner Friedens von 1466, der das Königliche Preußen endgültig von der Herrschaft des Deutschen Ordens befreit hatte. Er wurde, insbesondere in Danzig, ähnlich wie zuvor der Jahrestag von 1454, in zahlreichen zu dieser Gelegenheit erschienenen Werken in Prosa und Poesie gewürdigt, die folgende Fäden verwendeten: 1. die scharfe Kritik an der Tyrannei der Ordensritter; 2. das Lob für die Entscheidung, das Land dem Schutz des polnischen Königs anzuvertrauen; 3. die Apologie der Freiheit und der Provinzrechte.⁴⁴ Die Elemente eines partikularen Bewußtseins kamen auch des öfteren auf den Bühnen der Schultheater zum Ausdruck. Es gab Bühnenstücke, die an die Vergangenheit Preußens anknüpften und die moralisch-historische Problematik, rhetorische Auftritte und ähnliches mit der aktuellen politischen Problematik in Verbindung setzten.⁴⁵ In den Deklamationen und Diskussionen der Schüler traten an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert regionale Inhalte zutage; zunächst hauptsächlich auf Veranlassung des Prorektors Hartknoch in Thorn und später – ebenfalls in Thorn – insbesondere auf die Initiative der Professoren Böhm, Wende und Bertleff. In dieser Zeit nach den großen Werken von Hartknoch richtete sich das wissenschaftliche Interesse in Thorn, Danzig und Elbing auf die „vaterländische Geschichte“, im weitesten Sinne auf Polen

⁴³ Zabler schrieb unter dem Titel „De Claris Inclyti Gymnasium Thoruniensis Hermathenis carmen ...“ (Thorunii 1720) eine gereimte Chronik des Thorner Gymnasiums.

⁴⁴ Zu erinnern ist an das Werk von J.D. Titius aus Danzig, „Die gänzliche Ergebung der Lande Preußen an Polen“ (1766) und an die kurze historische Abhandlung des Thorner Rektors J.A. Kries unter dem Titel „Memoria saecularis diei quo ante hos trecentos annos Prussia excusso tyrannidos cruciferorum iugo ...“ (1754).

⁴⁵ Vgl. z.B. die Aufführung des Schauspiels mit dem Titel „Das erlösete Preußen“ in Thorn im Jahre 1691 durch Professor Herden, in dem der Deutsche Orden getadelt und das Erlblühen des Königlichen Preußen gepriesen wurde. Die aktuellen politischen Einschübe wurden des öfteren zum Bestandteil von Werken unterschiedlichen Inhalts.

und das Königliche Preußen und im engeren Sinne auf die Geschichte der Heimatstadt, der Schule, ihrer Gelehrten und der hervorragenden Persönlichkeiten des jeweiligen Umfeldes. In Thorn erlebten diese gelehrten Forschungen um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert eine besondere Blütezeit, wobei neben den beiden genannten Professoren der Thorner Schule auch der als Privatgelehrte wirkende städtische Beamte J.H. Zerneke, Autor einer für die damalige Zeit hervorragenden Chronik Thorns, sowie der Senior der örtlichen lutheranischen Geistlichkeit, der Danziger Bürger Ephraim Praetorius, Autor des Werkes „Athenae Gedanenses“ (1713), das eine Fundgrube für die Kulturgeschichte nicht nur Danzigs, sondern des gesamten Königlichen Preußen war, tätig waren.

Zur Epoche von 1718 bis 1793 kann man sagen, daß der Beginn dieses Zeitraums ein willkürlich gesetztes Datum ist, das sich an dem Beginn der Tätigkeit von Gottfried Lengnich als Vertreter der Tendenzen orientiert, die ich als Restaurationsversuch der Autonomieposition des Königlichen Preußen vor 1569 bezeichnet habe. Diese Bestrebungen fanden einen Nährboden in den neuen Elementen der politischen Situation des Königlichen Preußen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hier meine ich in erster Linie die Zentralisierungsversuche der sächsischen Könige auf dem polnischen Thron, die insbesondere in der Zeit von August III. die Interessen Danzigs berührten. Dies stieß in Danziger Kreisen auf eine Gegenwehr, die zu einem erheblichen Teil mit der Person von Lengnich verbunden ist.⁴⁶ Andererseits geht es hier aber auch um die allgemeine Verschärfung des Verhältnisses zwischen den Konfessionen in der Provinz, die aus einer Offensive des Katholizismus hervorgingen und mit den Geschehnissen des sogenannten Thorner Blutbades von 1724 verbunden waren.⁴⁷

Neue Spannungen brachte die Epoche der Reformen im polnisch-litauischen Staat unter der Herrschaft des Königs Stanisław August Poniatowski mit sich. Diese Reformen, die eine nur geringe staatliche Zentralisierung mit sich brachten, stießen auf den Widerstand der regionalen Eliten des Königlichen Preußen.⁴⁸ Der Streit um die Rechte der Dissidenten in

⁴⁶ Über die Situation in Danzig vgl. E. Cieślak, *Konflikty polityczne i społeczne w Gdańsku w połowie XVIII w. – Sojusz pospólstwa z dworem królewskim* (Politische und gesellschaftliche Konflikte in Danzig in der Mitte des 18. Jahrhunderts. – Das Bündnis des Volkes mit dem königlichen Hof). Wrocław (u.a.) 1972.

⁴⁷ Vgl. S. Salmonowicz, *The Toruń Uproal of 1724*, in: *Acta Poloniae Historica* 47 (1983), S. 55-80.

⁴⁸ Vgl. J. Dygdała, *Życie polityczne Prus Królewskich u schyłku ich związku z Rzeczpospolitą w XVIII wieku. Tendencje unifikacyjne a partykularyzm* (Das politische Leben im Königlichen Preußen gegen Ende der Verbindung mit der Republik Polen im 18. Jahrhundert. Zentralisierungstendenzen und Partikularismus). Warszawa (u.a.) 1984 (Roczniki TNT. 81, 3.).

Polen wurde von den Nachbarn (Rußland und Preußen unter Friedrich dem Großen) instrumentalisiert, und sie waren eine der Ursachen, die zur Konföderation von Bar führten; sie war eine unabhängige, aber auch konservative und gleichzeitig streng katholische Bewegung, was auf große Befürchtungen in den Städten des Königlichen Preußen stoßen mußte. Diese Fäden der politischen Geschichte dieser Jahre erklären uns den Radikalismus einiger rechtlicher Thesen von Lengnich und deren Popularität und auch ihre Weiterentwicklung durch einige Autoren dieser letzten Epoche. Die Situation nach der ersten Teilung Polens im Jahre 1772 stellt sich insoweit anders dar, als einerseits die alten Freiheiten der ständischen Gesellschaft in den Hintergrund traten, während andererseits die ethnische Polarisierung immer deutlicher wurde: Unter der absolutistischen Herrschaft des preußischen Staates nahmen einige Kreise das moderne Nationalbewußtsein der polnischen Gesellschaft an, andere fühlten sich eindeutig zu dem deutschen Staat, wie Preußen es war, hingezogen.⁴⁹

In Danzig hielt sich immer noch eine Nostalgie im Hinblick auf die alten Freiheiten, die einer der letzten sich in den Bahnen der Traditionen der Stadt bewegende Geschichtsschreiber – Daniel Galath – zum Ausdruck brachte. Gottfried Lengnich (1689–1774),⁵⁰ ein Danziger Bürger und eifriger Patriot seiner Stadt, begann seine herausragende wissenschaftliche Tätigkeit im Bereich der Geschichte Polens, der Geschichte des Königlichen Preußen und der Fragen der Verfassung der Provinz und Danzigs mit der Veröffentlichung des ersten wissenschaftlichen Periodikums in Danzig – „Polnische Bibliothek“ – im Jahre 1718. Über mehrere Jahre hinweg war Lengnich Professor der Danziger Schule, anschließend Syndikus der Stadt Danzig, und sein ganzes Leben lang befaßte er sich neben seiner politischen Tätigkeit mit wissenschaftlichen Arbeiten zu den

⁴⁹ Zuletzt vertrat H.-J. Bömelburg in seinem Werk: *Zwischen polnischer Ständegeellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1806)*. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.), die Meinung, daß das bestehende Bewußtsein der Ständezugehörigkeit zu einer Art adlig-bürgerlichem, katholisch-protestantischem „politischem Volk“ im Königlichen Preußen mit dem Jahre 1772 zusammenbrach und sich seitdem ein getrenntes polnisch-katholisches bzw. preußisch-deutsch-evangelisches Bewußtsein herauszubilden begann. Diesen Zusammenbruch würde ich mit den Ereignissen der Konföderation von Bar (in den Jahren 1768–1772) in Verbindung bringen.

⁵⁰ Vgl. S. Salmonowicz, *Gottfried Lengnich – historyk i prawnik. Szkic do portretu uczonego* (Gottfried Lengnich – Historiker und Jurist. Skizze zum Porträt des Wissenschaftlers), in: ders., *Od Prus Książęcych do Królestwa Pruskiego. Studia z dziejów prusko-pomorskich* (Vom Herzoglichen Preußen zum Königreich Preußen. Studien zur preußisch-pommerschen Geschichte). Olsztyn 1992, S. 72-102; vgl. Wł. Zientara, *Gottfried Lengnich, ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung*. Tl. 1, Toruń 1995.

von ihm bevorzugten Themen.⁵¹ Seit 1718 veröffentlichte er Abhandlungen und Artikel, in denen er sich mit den Fragen des Rechts und der Geschichte des Königlichen Preußen auseinandersetzte,⁵² die meiste Aufmerksamkeit widmete er jedoch der Frage der Beibehaltung bzw. der Rückgewinnung der alten Privilegien der Provinz und der Rückkehr zur Situation des 15. Jahrhunderts in diesem Bereich oder zumindest zur Situation vor dem Jahre 1569.⁵³

Auf diese Weise spielten Lengnich und seine Anhänger eine große Rolle bei der Wiederbelebung der Autonomiebestrebungen des Königlichen Preußen, die insbesondere die 30er und 40er Jahre des 18. Jahrhunderts mit sich brachten und die mehr Gegenstand der wissenschaftlichen Literatur als politische Realität waren.⁵⁴ Die große Gelehrsamkeit von Lengnich und seine juristischen Kenntnisse dienten vor allen Dingen praktischen politischen Zwecken: „die Geschichte war das Arsenal, dem man brauchbare Waffen entnahm, die auf dem Felde der Politik Verwendung finden konnten“.⁵⁵ Für Lengnich bildete „iura et privilegia Terrarum Prussiae“ eine Art heiligen Kanon, bei dem jede Abweichung, auch wenn sie schon eine jahrhundertelange Tradition hatte, zu mißbilligen war.⁵⁶ Gleichzeitig darf man nicht vergessen, daß diese Unnachgiebigkeit bei der Verteidigung partikularer Rechte eng an die Überzeugung geknüpft war, daß das Königliche Preußen Bestandteil der Adelsrepublik Polen war, deren Geschichte – wie Lengnich es bezeichnete – „unsere Geschichte“ war. So hatte Lengnich also sein Leben lang zwei Vaterländer: das enge, wel-

⁵¹ Seit seinen ersten Äußerungen in der „Polnischen Bibliothek“ stand Lengnich konsequent auf dem Standpunkt einer Personalunion des Königlichen Preußen mit der Krone. Zu verschiedenen Schriften von Lengnich über die Rechte der Provinz vgl. Salmonowicz, Lengnich (wie Anm. 50), S. 81 ff.

⁵² In der monumentalen „Geschichte der preussischen Lande Königlich Polnischen Antheils“ (9 Bde., Danzig 1722–1755) veröffentlichte er sein erstes Konzept einer Verfassung des Königlichen Preußen.

⁵³ Lengnich warf der vorangegangenen Generation ungenügende Sorgfalt bei der Wahrung der Rechte der Provinz vor: *vigilantibus leges sunt scriptae* ...

⁵⁴ Vgl. im allgemeinen S. Salmonowicz, *Z dziejów walki o tzw. restaurację autonomicznych aspiracji Prus Królewskich w XVIII wieku* (Aus der Geschichte des Kampfes um die sog. Restauration der Autonomiebestrebungen des Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert), in: *Analecta Cracoviensia* 7 (1975), S. 433–457.

⁵⁵ H. Lemke, *Die Brüder Załuski und ihre Beziehungen zu Gelehrten in Deutschland und Danzig. Studien zur polnischen Frühaufklärung*, Berlin 1958, S. 177.

⁵⁶ Im Vorwort zum IX. Band der „Geschichte der preußischen Lande ...“ schrieb Lengnich: „Nach dem Beispiel der vorigen Bände ist auch der gegenwärtige mit Beilagen versehen worden, welche insonderheit die Preußischen Vorrechte erläutern, bestärken, wider die vorgefallenen Neuerungen (sic) bewahren und zum Beweise dienen, daß, obgleich nach Beschaffenheit der Zeiten und Umstände, in einem und dem anderen von den alten Gewohnheiten abgegangen worden, man doch denselben Andenken unterhalten und den übeln Folgen gleichsam einen Riegel vorschieben wolle.“

ches civitas und die Provinz umfaßte, sowie im weiteren Sinne den polnisch-litauischen Staat, dessen Herrschern gegenüber er sich als treuer Untertan fühlte mit den Vorbehalten, die aus seiner Konzeption der Rechte des Königlichen Preußen bzw. Danzigs resultierten.⁵⁷ Dies war im wesentlichen die traditionelle ständische Konzeption, auch wenn sie zeitweise durch naturrechtliche Konstruktionen ausgefüllt wurde, der die Danziger Eliten trotz aller Streitigkeiten und allen Widerstandes bis zu den nicht nur für ihre Freiheiten tragischen Tagen im April 1793 treu blieben.⁵⁸ Es ist eines Hinweises wert, daß Lengnich, obwohl er die Unterschiede in der Sprache eines Teiles der Eliten der Provinz⁵⁹ sowie die Rolle des Protestantismus, dessen hervorragender Vertreter er doch war, hervorhob, in seinen Werken eine rechtlich-territoriale und nicht ethnische Terminologie benutzte. Er hielt sich also nicht für einen Polen in engerem Sinne; ein Pole *sensu stricto* war für ihn nur ein Einwohner der Krone, so wie ein „Preuße“ ein Einwohner der preußischen Gebiete und ein „Litauer“ ein Einwohner des Großherzogtums Litauen war.⁶⁰

Der hervorragendste Gelehrte in Thorn war zu Zeiten der Tätigkeit von Lengnich Gottfried Centner (1712–1774),⁶¹ der jedoch keine derartig großen Synthesen wie Lengnich (unter dessen Einfluß er natürlich stand) verfaßte, sondern hauptsächlich gelehrte Abhandlungen über die Geschichte Thorns, Polens und des Deutschen Ordens veröffentlichte. Zu erinnern ist insbesondere an seinen Auftritt 1754 anlässlich der Feierlichkeiten zum Jahrestag der Befreiung vom Joch des Deutschen Ordens. Dieser Text wurde unter dem Titel „Jubel-Gedichte auf das dreyhundertjährige Andencken der glücklich ausgefallenen Veränderung der Stadt Thorn, bei freiwillig erwähltem Schutz der Crone Polens“ veröffentlicht. Sein Sohn bereitete im Jahre 1768 unter der Leitung seines Vaters eine

⁵⁷ Wenn R. Arnold in seiner für damalige Zeiten vorzüglichen „Geschichte der deutschen Polenliteratur von den Anfängen bis 1800“. Bd. I, Halle 1900, S. 51, schrieb, daß Lengnich „als Pole fühlte und rühmte“, meinte er damit, daß Lengnich ein loyaler Untertan der Republik Polen war.

⁵⁸ Der Text Lengnichts über die Verfassung Danzigs aus dem Jahre 1769 wurde erst im Jahre 1900 veröffentlicht. Vgl. Des Syndics der Stadt Danzig Gottfried Lengnich *Ius publicum Civitatis Gedanensis* oder der Stadt Danzig Verfassung und Rechte, hrsg. v. O. Günther. Danzig 1900; dort auch zwei charakteristische Vorworte von Lengnich und Günther.

⁵⁹ Lengnich verteidigte die Rechte der deutschen Sprache, was den Partikularismus der Provinz stärkte, aber er erkannte selbst, daß diese Sprache in der Provinz auf dem Rückzug war. Vgl. Lengnich, *Geschichte* (wie Anm. 52), Bd. 2, S. 399f.; Bd. 3, S. 8, 26 u. 313; Bd. IV, S. 33.

⁶⁰ Günther schrieb in seinem Vorwort (vgl. Anm. 58), S. XV: „Hierüber darf man sich nicht verwundern, ist doch von einem rein nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Polen im 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert in Danzig und zumal bei den geistig hervorragenden Persönlichkeiten nur wenig zu merken.“

⁶¹ Vgl. das von mir verfaßte Biogramm, in: SBPN (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 197f.

große historische Oratio aus Anlaß des Jahrestages der Gründung des Thorner Gymnasiums.⁶² Im Jahre 1747 erklärte Professor Centner, daß er privatim ein „seminarium historicum in historia Poloniae et patriae“ führen werde. Bei dieser Formulierung setzte Centner den Begriff „Vaterland“ mit dem Königlichen Preußen gleich. Aus dieser Zeit sind viele andere rhetorisch-historische Auftritte zu erwähnen, die für die Verbreitung der Idee der „Heimat“ von wesentlicher Bedeutung waren.

Im Jahre 1754 hielt der Danziger Professor Gottlieb Wernsdorff eine Rede zum Freiheitstag von 1454 unter dem Titel „Oratio Saecularis in Memoriam Prussiae ante CCC Annos, excussa Ordinis Teutonici Dominatione a Rege Poloniae Casimiri ...“ in lateinischer Sprache. Es handelt sich dabei um einen kunstvollen und sehr barocken Text (48 Seiten in 2°), der den Geist der Unabhängigkeit der Provinz, aber auch die Zufriedenheit mit der Herrschaft der polnischen Könige verkündete. In der historischen Didaktik der Ära Lengnich wurde die Regionalgeschichte insbesondere von Johann Daniel Hoffmann in Elbing⁶³ und dort auch von dem Rektor Georg D. Seiler sowie in Thorn von Georg Peter Schultz⁶⁴ bearbeitet. Unter den Autoren aus der Mitte des Jahrhunderts gab es viele, die Lengnichts Werk fortführten.⁶⁵ Derjenige, der in seinen publizistischen Veröffentlichungen in der Hervorhebung der Eigenständigkeit des Territoriums und der Bevölkerung des Königlichen Preußen vielleicht am weitesten ging, war Samuel Luther Geret (1730–1797),⁶⁶ der einige Zeit mit dem Thorner Gymnasium verbunden und ein Vertreter der städtischen Elite war und der über viele Jahre hinweg die Politik der Stadtverwaltung Thorns beeinflusste. Geret hob unter den spezifischen Bedingungen

⁶² Vgl. G.R. Centner, *Statum scholarum Thorunensium et Gymnasii antiquis temporibus in memoriam jubilaei eius secundi ex schedulis parentis proponit ...* Regiomonti 1768.

⁶³ Über Hoffmann vgl. M. Pawlak, *Z dziejów nauczania języka polskiego w Gimnazjum Elbląskim. Działalność lektora Jana Daniela Hoffmanna* (Aus der Geschichte des Unterrichts der polnischen Sprache am Elbinger Gymnasium. Die Tätigkeit des Lektors Johann Daniel Hoffmann), in: *Rocznik Elbląski* 4 (1969), S. 135–148; allgemein über die Elbinger Professoren ders., *Nauczyciele Gimnazjum Elbląskiego w latach 1535–1772* (Die Lehrer am Elbinger Gymnasium in den Jahren 1535–1772), in: Ebenda, 5–6 (1970–1972).

⁶⁴ Schultz hielt schon im Jahre 1718 unter dem Titel „*Poloniae et Prussiae Ius Publicum una cum Historia et Geographia*“ einen Vortrag in Thorn. Er bezog sich in den folgenden Jahren bis zum Jahre 1740 mehrfach auf diesen Vortrag.

⁶⁵ Vgl. G. Stolterfoth, *Kurzgefaßte Geschichte und Staatsverfassung von Polnisch Preußen in alten und neueren Zeiten ...* Danzig 1764. Am weitesten in den Ausführungen über die Position des Königlichen Preußen ging P. von Schröter in: *Gründlicher Beweis, daß das westliche oder sogenannte Polnische Preußen ein Großherzogtum sey, aus zuverlässigen historischen Nachrichten und Urkunden bewiesen.* Halle/Leipzig 1755.

⁶⁶ Vgl. das Biogramm von J. Dygdała, in: *SBPN* (wie Anm. 23), Bd. 2, S. 34f.

Thorns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Rolle des Lutherums und des deutschen Elements hervor, stellte die Besonderheiten der Provinz geradezu übertrieben in den Vordergrund und war deren eifriger Verfechter gegen die recht bescheidenen Zentralisierungsversuche Warschaus. Es ist hinzuzufügen, daß dieser Verfechter der Rechte der Provinz gegen Ende seines Lebens nolens volens auf die Seite der Befürworter des Anschlusses von Thorn an den preußischen Staat überwechselte.⁶⁷ Zuvor hatte er eine ganze Reihe von Texten veröffentlicht, die ein Programm der Selbständigkeit des Königlichen Preußen in einer lockeren Personalunion verschiedener Territorien verkündeten, die seiner Meinung nach die Adelsrepublik Polen bildeten. Auf diese Weise bestritt er den realen staatlichen polnisch-litauischen Dualismus und stellte nicht nur die traditionellen Provinzen wie Kleinpolen und Großpolen, sondern auch Ruthenien mit dem Königlichen Preußen auf eine Ebene.⁶⁸ Eine Sammlung seiner Arbeiten erschien unter dem Titel „Die aus den Gräbern durchdringende Stimme derer vor zweyhundertfünfzig Jahren verstorbenen wahren und ächten Preußen zur Erweckung und Besserung an die jetzt lebenden zu Polen ausgearteten Preußen, gehöret in verschiedenen alten Schlössern und Klöstern in Preußen“ (anonym herausgegeben im Jahre 1774 in Mita, möglicherweise aber auch insgeheim von einer Thorner Druckerei gedruckt).

Die letzten wesentlichen Beiträge des Danziger deutsch-preußischen und protestantisch-bürgerlichen Umfeldes, das allerdings seine Verbundenheit mit dem polnischen Staat spürte und von dem Nationalismus des 19. Jahrhunderts noch weit entfernt war, waren die Äußerungen von Daniel Galath jun. (1739–1809), des letzten Rektors des Danziger Gymnasiums zu Zeiten des Status einer freien Stadt. Galath äußerte sich in seinen polemischen Texten der 80er Jahre im Sinne der Danziger ständischen Ideologie und gegen die aggressiven Pläne des preußischen Staates.⁶⁹ Er war auch Verfasser der ersten wissenschaftlichen Synthese der Geschichte Danzigs, die bis zum Jahre 1752 reichte und in den Jahren 1789–1791 unter dem Titel „Versuch einer Geschichte Danzigs“ in drei Bänden in Berlin veröffentlicht wurde. Obwohl Galath als Historiker ein Schüler Lengnichts war, akzeptierte er im Gegensatz zu diesem die Realitäten des Jahres 1569 und lehnte zu weit gehende autonome Bestrebungen wahrscheinlich aus Angst vor dem Eroberungsdrang des preußischen Staates

⁶⁷ Vgl. die Anmerkungen von B. Pompecki, *Literaturgeschichte der Provinz Westpreußen*. Danzig 1915, S. 110.

⁶⁸ Einzelheiten bei Salmonowicz, *Z dziejów* (wie Anm. 54), S. 451 ff.

⁶⁹ Vgl. auch die Texte von Galath wie „Klagen der Stadt Danzig ...“ und „Über die jetzigen Angelegenheiten der Stadt Danzig“ (1783).

ab. Er nahm die Beschlüsse von 1569 als gültig an und schrieb, daß er die an seine Adresse gerichtete Kritik zurückweise:⁷⁰ „gebe ich meine mehrmals geäußerte Meinung nicht auf, daß wirklich die Provinz Preußen von dem Lubliner Decret in eine von der ursprünglichen Incorporation unterschiedene und engere Coniunction mit dem Polnischen Staatskörper gefallen sey ...“

Auf diese Weise lehnte der letzte große Danziger Autor, obwohl er selbst die Freiheiten und Rechte der Stadt und der Provinz sehr schätzte, die Auftritte der Nachfolger von Lengnich ab, die seiner Meinung nach nicht nur zu weit gingen, sondern auch die Gefahr der Abtrennung Danzigs vom polnischen Staat mit sich brachten. Galath sah den Hauptfeind der Freiheiten der Stadt nicht mehr in dem von seinen Vorgängern dämonisierten Warschau, sondern in Berlin. Man kann sagen, daß er schon mehr in den Kategorien des modernen Bürgertums und seiner Interessen dachte und die überlebten ständischen Formen nicht mehr verteidigte. Zu dem Zeitpunkt jedoch, als das Werk von Galath entstand, traten die Ideale und freiheitlichen Traditionen Danzigs in den Schatten, denn das Territorium des Königlichen Preußen geriet seit 1772 unter die Herrschaft des preußischen Staates.

Als Resümee meiner Ausführungen möchte ich festhalten, daß die Bedeutung der Lehre und des Schrifttums, das aus den Kreisen der drei akademischen Gymnasien im Königlichen Preußen für eine Stabilisierung und Entwicklung eines partikularen Bewußtseins im Königlichen Preußen hervorging, nicht anzuzweifeln ist. Strittig bleibt dagegen – hauptsächlich wegen des Fehlens entsprechender historischer Quellen – die Frage, ob und in welchem Maße diese regionale Aktivität durch die örtlichen Machteliten inspiriert wurde. Es ist anzunehmen, daß diese Eliten schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts über ein hohes Maß an Selbstbewußtsein verfügten, das vor allen Dingen aus dem Wissen über die sich in ihrer Hand befindenden Privilegien und der häufigen Kämpfe um deren Erhaltung herrührte; dadurch wurden zweifellos viele Aktivitäten und Publikationen inspiriert, was jedoch nichts an der Tatsache ändert, daß es hier mit der Zeit zu einer Art von Wechselwirkung zwischen der ständischen Ideologie der Eliten und deren Propagieren und Begründen durch die großen Schulen der Provinz kam.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck

⁷⁰ Bd. III, S. XVIII.

Politisches Landesbewußtsein und seine Trägerschichten im Königlichen Preußen

von Karin Friedrich

Als Stanisław Herbst 1962 in einem kurzen Aufsatz zu einer intensiven Beschäftigung mit dem preußischen Nationalbewußtsein im Königlichen Preußen der frühen Neuzeit aufrief, verhalte dies so gut wie ungehört.¹ Während die Erforschung mittelalterlicher und frühmoderner Nationsbildungen, etwa in Frankreich, Schottland, Burgund, den Niederlanden, Polen, Ungarn und anderen Nationen in den letzten zwei Jahrzehnten an Interesse gewonnen hat,² bereitet es der deutschen und polnischen Preußenforschung immer noch Schwierigkeiten, sich von den nationalgeschichtlichen Traditionen zu lösen.³ Unter dem Einfluß des negativen friderizianischen Polenbildes betrachtete die ältere preußisch-deutsche Geschichtsschreibung den mehr als 300jährigen Zusammenschluß des Landes mit der polnischen Krone (seit 1466) und der polnisch-litauischen

¹ Stanisław Herbst, Świadomość narodowa na ziemiach pruskich w XV–XVII w. (Das Nationalbewußtsein in den preußischen Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: *Komunikaty Mazursko-Warmińskie* (1962), Nr. 1 (75), S. 3–10.

² Vgl. dazu das Sonderheft zur frühmodernen Nationsbildung, *Harvard Ukrainian Studies* 10 (1986), oder die Werke von Benedykt Zientara, in: *Państwo, naród, stany w świadomości wieków średnich. Pamięć B. Zientary 1929–1983* (Staat, Nation, Stände im mittelalterlichen Bewußtsein. Zum Andenken an B. Zientara 1929–1983), hrsg. v. A. Gieysztor u. S. Gawlas. Warszawa 1990, S. 11–26; Rainer Christoph Schwinges, „Primäre“ und „sekundäre“ Nation, Nationalbewußtsein und sozialer Wandel im mittelalterlichen Böhmen, in: *Europa Slavica – Europa Orientalis. Festschrift für Herbert Ludat*, hrsg. v. Klaus-Detlev Grothusen u. Klaus Zernack. Berlin 1980, S. 490–532. Für Holland vgl. Simon Schama, *The Embarrassment of Riches*. New York 1987, und I. Schöffel, *The Batavian Myth During the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, in: *Geschiedschrijving in Nederland 2* (1981), S. 85–109. Zu schottischen Abstammungssagen Roger A. Mason, *Chivalry and Citizenship. Aspects of National Identity in Renaissance Scotland*, in: *People and Power in Scotland. Essays in Honour of T.C. Smout*, hrsg. v. Roger A. Mason u. Norman MacDougall. Edinburgh 1992, S. 150–173.

³ Zur Kritik vgl. Jörg Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem*. Wiesbaden 1996 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 3.). Einen nützlichen kritischen Überblick liefert auch Hans-Jürgen Bömelburg, *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen, 1756–1806*. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.), S. 13–40. Vgl. auch meinen Aufsatz *Facing Both Ways. New Works on Prussia and Polish-Prussian Relations*, in: *German History* 15 (1997), Nr. 2, S. 256–267; zur älteren Literatur vgl. Bernhart Jähmig, *Die landesgeschichtliche Forschung des Preußenlandes (Ost- und Westpreußen) seit 1960 im Überblick*, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 38 (1989), S. 81–141.

Republik (seit 1569) in teleologischer Manier als eine wenig erfreuliche Episode, die mit den Teilungen Polens endete. Landespatriotismus und Äußerungen zum Zusammengehörigkeitsgefühl der Preußen wurden meist als Beweis antipolnischen Sentiments und als Ausdruck „geknechteten Deutschtums“ ausgelegt.⁴ Nationalismus und die Arroganz des „*polonica non leguntur*“ bewirkten, daß die Mehrheit der deutschen Historiker sich fast ausschließlich mit dem Bürgertum der großen Städte des Königlichen Preußen beschäftigte, denen sie stereotyp ein „deutsches Bewußtsein“ auf der Grundlage der deutschen Sprache und der lutherischen Konfession nachzuweisen bestrebt war – ein Anachronismus, gegen den sich Herbst in seinem Aufsatz zu Recht gewehrt hat, den aber polnische Historiker zum großen Teil akzeptiert haben. Die Beweisführung wurde meist durch grobe Simplifizierungen und selektive Zitate bewerkstelligt, vor allem aus der Feder des Danziger Rechtsgelehrten und Historikers des 18. Jahrhunderts, Gottfried Lengnich, dessen gezielt polemische Publizistik jedoch nicht für den gesamten Zeitraum vom 16. bis zum 18. Jahrhundert als repräsentativ gelten kann.⁵

Obwohl die fruchtbarsten Anstöße zu einer weniger einseitigen Betrachtung der Geschichte des Königlichen Preußen seit den 1970er Jahren zuerst von polnischen Historikern ausgingen, haben verständliche Berührungspunkte mit Fragen der nationalen Identität, aber auch teilweise noch die Verhaftung in marxistischen und vorwiegend sozialgeschichtlichen Ansätzen in Polen dazu geführt, daß bis vor kurzem jegliches nationale oder Landesbewußtsein der königlich preußischen Stände als „Klassenbewußtsein“ oder „Lokalbewußtsein“ des Adels und der Städte heruntergespielt wurde.⁶ Auf deutscher Seite lieferten Klaus Zernack und seine

⁴ Kritisch, vor allem zur Danzig-Forschung, Jörg Hackmann, „Der Kampf um die Weichsel“. Die deutsche Ostforschung in Danzig von 1918 bis 1945, in: *Zapiski Historyczne* 58 (1993), H. 1, S. 37-58; Michael Burleigh, *Germany Turns Eastward. A Study of Ostforschung in the Third Reich*. Cambridge 1988. Immer noch stark an der antipolnischen Tendenz der älteren Literatur orientiert sind die Werke Hans Neumeyers, zuletzt in: *Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens*, hrsg. v. Ernst Oppenorth. Tl. II/1: Von der Teilung bis zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1466–1655. Lüneburg 1994, S. 161-166; Tl. II/2: Vom Schwedisch-Polnischen Krieg bis zur Reformzeit 1655–1807. Lüneburg 1996, S. 132-136. Zur Kritik s. meine Rezension in: *Slavonic and East European Review* (1997), Nr. 1, S. 158-161.

⁵ Włodzimierz Zientara, Gottfried Lengnich, ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung. Tl. 1, Toruń 1995; Tl. 2, Toruń 1996; Karin Friedrich, Gottfried Lengnich (1689–1774) und die Aufklärung in Preußen königlich-preußischen Anteils, in: *Fördern und Bewahren. Studien zur Europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. H. Schmidt-Glintzer. Wiesbaden 1996 (Wolfenbütteler Forschungen. 70.), S. 107-118.

⁶ Vgl. Stanisław Salmonowicz, Das königliche Preußen im öffentlichen Recht der polnisch-litauischen Republik (1569–1772), in: *Studia Maritima VI* (1987), S. 41-61. Auch in den hervorragenden Detailstudien zu den politischen und gesellschaft-

Schüler sowie die Arbeit Hans-Jürgen Bömelburgs, die viel zur Ehrenrettung der deutschen Polen- und Preußenhistoriographie getan haben, auch interessante Anstöße zum Thema der Identitätsforschung.⁷ Aber noch 1991 stellte Zernack fest, daß „die landes- und reichsgeschichtliche Perspektive eine borusso- bzw. germanozentrische Begrenzung des Blickfeldes mit sich (bringt), die beim Fortschritt der zeitlich und sachlich heute schon stark in die osteuropäischen Verknüpfungen Preußens ausgreifenden Einzelforschungen überwunden werden muß“.⁸ Die stark landesgeschichtlich bestimmten und weitgehend auf deutschen Quellen aufgebauten Werke Peter Letkemanns und Bernhart Jähnigs sind diesem Ruf bisher nicht gefolgt, und auch das kürzlich veröffentlichte und anachronistisch betitelte Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens hat dieses Postulat – bis auf einige wenige Beiträge – nicht erfüllt.⁹

Da Miloš Řezník in einem gesonderten Artikel das politische Bewußtsein im Königlichen Preußen des 18. Jahrhunderts untersucht, will ich mich hier auf das in bezug auf Fragen des Landesbewußtseins meist stiefmütterlich behandelte 17. Jahrhundert konzentrieren bzw. auf den Zeitraum von der Union des Königlichen Preußen mit der polnisch-litauischen Republik durch den Reichstag von Lublin (1569) bis zum Großen Nordischen Krieg (1700–1721). Obwohl die Geschichtsschreibung des späten Ordensstaates Ansätze eines preußischen Patriotismus erkennen läßt, waren es doch die Rebellion gegen den Orden und die Konsolidierung des Ständestaats unter der Privilegien spendenden polnischen Krone, die das Landesbewußtsein der politischen Kräfte im Königlichen

lichen Eliten der Provinz, die in Thorn unter der Leitung Jacek Staszewskis durchgeführt wurden, wird der Aspekt der nationalen Identität weitgehend ausgeklammert: *Elity mieszczańskie i szlacheckie Prus Królewskich i Kujaw w XIV–XVIII wieku* (Die bürgerlichen und adligen Eliten des Königlichen Preußen und Kujawens vom 14. bis zum 18. Jahrhundert), hrsg. v. J. Staszewski. Toruń 1995; *Szlachta i ziemiaństwo na Pomorzu w dobie nowożytnej XVI–XX wieku* (Przemiany struktur wewnątrznych) (Der Adel und die Grundbesitzer in Pommerellen in der Neuzeit [Veränderungen der inneren Strukturen]), hrsg. v. Jerzy Dygdała. Toruń 1993.

⁷ Klaus Zernack, Preußen als Problem der osteuropäischen Geschichte, in: Preußen, Deutschland, Polen. Aufsätze zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, hrsg. v. Wolfram Fischer u. Michael G. Müller. Berlin 1991, S. 87–104; Michael G. Müller, Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557–1660). Berlin 1997 (Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin.); Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 2), v.a. S. 465–470, um nur einige Beispiele zu nennen.

⁸ Zernack, Preußen (wie Anm. 7), S. 89.

⁹ Bernhart Jähniq, Bevölkerungsveränderungen und Landesbewußtsein im Preußenland, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 121 (1985), S. 115–155; Danzig in acht Jahrhunderten. Beiträge zur Geschichte des hansischen und preußischen Mittelpunktes, hrsg. v. Bernhart Jähniq u. Peter Letkemann. Münster 1985; Handbuch (wie Anm. 4).

Preußen, des Adels sowie der großen und kleinen Städte gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts vitalisierten. Die Konflikte, die schon kurz nach der Inkorporation des westlichen Landesteils in die polnische Krone um die Verteidigung der Landesprivilegien (z.B. die Bewahrung des Gubernators, des Indigenatsrechts, eines eigenen Appellationsgerichts, eines eigenen Schatzmeisters usw.) auftraten, sind in zahlreichen Werken dokumentiert und debattiert worden und bedürfen hier keiner Wiederholung.¹⁰ Seltener wird dagegen reflektiert, welche positiven Berührungspunkte es zwischen dem preußischen Patriotismus und Polen-Litauen vor allem auf der Ebene der politischen Ideen und der Verfassung gab, und warum – anders als die Kosaken, die zum großen Teil der Rzeczpospolita 1648 den Rücken kehrten – die königlich-preußischen Stände einschließlich der Städte der polnischen Krone bis zu den Teilungen treu blieben. Ohne diesen gesamtstaatlichen Kontext und die Loyalität der Preußen zu Polen-Litauen zu berücksichtigen, ist es kaum möglich, aus einer Analyse des sogenannten preußischen Landesbewußtseins, das ich – wie ich im folgenden darlegen werde – lieber ein preußisches Nationalbewußtsein nennen möchte, relevante Resultate zu erzielen.

Wohl aufgrund der historischen Erfahrungen dieses Jahrhunderts haben sich polnische und deutsche Historiker vor der Anwendung des Begriffs des Nationalbewußtseins auf die frühe Neuzeit gehütet, da Nation und Nationalismus als stark negativ belegte Konzepte ausschließlich dem 19. und 20. Jahrhundert zugeschrieben wurden. Die angelsächsische Tradition hatte weniger Skrupel. In seiner Untersuchung zu frühmodernen Aufständen und Unruhen plädierte Sir John Elliott dafür, den Nationsbegriff von seiner engen Fixierung auf das 19. und 20. Jahrhundert zu befreien, vor allem, da in der frühen Neuzeit „natio“, „gens“ und „patria“ ohne begriffsgeschichtlichen Ballast auswechselbar benutzt wurden: „The apparent uncertainty of modern historians when faced with the question of nationalism in early modern Europe stands in marked contrast to the

¹⁰ Janusz Małłek, *Preussen und Polen. Politik, Stände, Kirche und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1992 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft. 12.); Karol Górski, *Rozwój życia stanowego Prus Królewskich po wojnie trzydziestoletniej w latach 1466–1479* (Die Entwicklung des ständischen Lebens im Königlichen Preußen nach dem 13jährigen Krieg in den Jahren 1466–1479), in: *Zapiski Historyczne* 31 (1966), H. 3, S. 109–141. Als Beispiel für die ältere Forschung E. Blumhoff, *Beiträge zur Geschichte und Entwicklung der westpreußischen Stände im 15. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins* 34 (1894), S. 3–80, und Max Bär, *Die Behördenverfassung in Westpreußen seit der Ordenszeit*. Danzig 1912.

increasingly confident use in the sixteenth century of the words ‚patria‘ and ‚patrie“.¹¹

Vor allem multinationale und multikulturelle Staatskörper wie Polen-Litauen, das durch die Entwicklung eines stark politisch geprägten Nationalbewußtseins innerhalb der Adelsnation dem „osteuropäischen“ Modell der Herderschen Kulturnation entgegenläuft, bereiten der an der Moderne orientierten Nationalismusforschung Kopfzerbrechen.¹² Da mir „Landesbewußtsein“ zu zögerlich und aussageschwach erscheint, wenn von der historischen, politischen und nationalen Identität der preußischen Stände die Rede ist, will ich von den Preußen bewußt als einer frühmodernen ständischen Nation sprechen, da die adeligen Stände und die Bürger der königlich preußischen Provinz, mit dem Anspruch der Gleichberechtigung neben anderen Nationen (Polen, Litauer und Ruthenen), sich mit solch einer „natio Prussica“ identifizierten. Was motivierte und inspirierte nun aber die Träger des preußischen Nationalbewußtseins, und was waren seine Inhalte?

Im Gegensatz zu der in der älteren deutschen Literatur vorherrschenden Meinung, daß die Verteidigung der preußischen Privilegien einem separatistischen Geist entsprang und sich in Ablehnung des polnischen republikanischen Modells nur am König orientierte, teilten die Stände Polens und Preußens die politischen Wertvorstellungen eines von Gesetz und Recht limitierten Königtums und einer dezentralisierten Ständevertretung.¹³ Der in Adel- und Städtetag geteilte Landesrat entwickelte sich Anfang des 16. Jahrhunderts immer stärker nach dem polnischen Modell eines bikameralen Landtags: Seit 1526 saßen neben den adeligen Senatoren die Vertreter der drei großen Städte, Thorn, Danzig und Elbing, im Landesrat (oder Senat), während die kleineren Städte zusammen mit den Adelsdeputierten aus den drei Wojewodschaften Pommerellen (Pomorze), Marienburg (Malbork) und Kulm (Chełmno) in der Abgeordnetenkommer repräsentiert waren. Wie in Polen betrachteten sich diese politischen Stände als die politische Nation des Landes, deren einst so effektiv gegen

¹¹ Revolution and Continuity in Early Modern Europe. The General Crisis of the Seventeenth Century, hrsg. v. Geoffrey Parker u. Lesley M. Smith. London (u.a.) 1978, S. 121. Zur Theorie vgl. auch Anthony D. Smith, *The Ethnic Origins of Nations*. London 1986.

¹² Typisch etwa Hans Kohn, *Nationalism. Its Meaning and History*. Princeton 1965, oder Miroslav Hroch, *From National Movement to the Fully Formed Nation*, in: *New Left Review* 198 (1993), S. 3-20; ders., *Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas*. Prag 1968.

¹³ Józef Gierowski, *Szlachecki samorząd województw i ziem w XVI-XVIII w.* (Die adelige Selbstverwaltung der Wojewodschaften und Territorien vom 16. bis zum 18. Jahrhundert). Wrocław 1988 (*Acta Universitatis Wratislaviensis* 945. *Historia LXVI.*), S. 154.

den Deutschen Orden gerichtete Einigkeit allerdings zunehmend vom politischen Ehrgeiz des preußischen niederen Adels und dessen Ausrichtung an den polnischen Adelsprivilegien, die oft zum Nachteil der Städte gereichten, geschwächt wurde.¹⁴

Während der Exekutionsbewegung (*executio legum et bonum*), die sich in Polen-Litauen mit der Forderung nach einer engeren, parlamentarischen Union Polens mit Litauen und dem Königlichen Preußen verband, kamen die spezifisch preußischen Privilegien, die politische Autonomie, über alle „*causae notabiles*“ (wichtigsten Angelegenheiten) des preußischen Landes unabhängig vom polnischen Sejm zu entscheiden, unter starken Beschuß. Als 1569 die Union beschlossen wurde, verharteten vor allem die Städte bei ihrer Weigerung, dem Sejm beizutreten, während die adeligen Senatoren, mit Ausnahme des Marienburger Wojewoden, allmählich dem Druck König Sigismund Augusts und des polnischen Adels nachgaben und ihre Plätze im Reichstag einnahmen.¹⁵ Obwohl der niedere Adel weitgehend für den Erfolg dieser engeren Verbindung mit Polen-Litauen verantwortlich gemacht wurde, zeigen weder die preußischen Reichstagsprotokolle noch das Werk Lengnichts ein klares Bild: Es war der Einfluß einiger starker Persönlichkeiten im preußischen Landtag wie etwa des Danziger Kastellans Jan Kostka, der die Mehrheit der preußischen Abgeordneten zum Beitritt bewog. Das Dilemma, das Adel und Städte zwischen dem Gehorsam zu ihrem König einerseits und der Verteidigung ihrer Landesprivilegien andererseits schwanken ließ, wurde durch Druck von außen gelöst.

Die Interpretation, daß die Lubliner Union zum Ruin der Städte führte, wird von der nach wie vor beeindruckenden Wirtschaftskraft der großen Städte (vor allem Danzigs) und dem Wiederaufleben des Handels in der Mitte des 18. Jahrhunderts widerlegt. Daß die Bürger die politisch Klügeren und Voraussiehenden waren, muß als unhistorisch zurückge-

¹⁴ Witold Szczuczko, *Izba niższa generalnego Prus Królewskich 1548–1562* (Die niedere Kammer des königlich preußischen Generallandtags), in: *W kręgu stanowych i kulturalnych przeobrażeń Europy Północnej w XIV–XVIII wieku* (Im Umkreis ständischen und kulturellen Wandels Nordeuropas vom 14. bis 18. Jahrhundert). Toruń 1988, S. 138; Jan Gerlach, *Grudziądz miejscem obrad sejmiku generalnego Prus Królewskich (1454–1772)* (Graudenz als Tagungsort des königlich preußischen Generallandtags [1454–1772]), in: *Rocznik Grudziądzki* (1963), S. 16 ff.; das Kapitel von J. Małek, in: *Handbuch* (wie Anm. 4) II/1, S. 61 f.

¹⁵ Gottfried Lengnich, *Geschichte der preussischen Lande Königlich Polnischen Antheils*. 9 Bde., Danzig 1722–1755, hier Bd. 2 (1723), S. 411; für eine detaillierte Analyse der Ereignisse, die zum Reichstag in Lublin führten, vgl. Witold Szczuczko, *Sejmy koronne 1562–1564 a ruch egzekucyjny w Prusach Królewskich* (Die Kronreichstage und die Exekutionsbewegung im Königlichen Preußen). Toruń 1994, S. 179–184.

wiesen werden.¹⁶ Der polnisch-litauische Staat des späten 16. Jahrhunderts war imposant, politisch und militärisch erfolgreich. Die drei großen preußischen Städte versprachen sich allerdings mehr Gewinn von ihrer politischen Abstinenz in gesamtstaatlichen Organen und verhandelten lieber hinter den Kulissen direkt mit dem König bzw. mit einflußreichen Senatoren und Kronräten, wobei sie nicht an Geschenken und Geldmitteln sparten. Angesichts der Steuerforderungen, denen die Städte im Sejm ausgesetzt gewesen wären, brachte diese distanzierte Strategie Danzig, Thorn und Elbing große wirtschaftliche und politische Vorteile. Historiker, die unter dem Einfluß der redengewandten Danziger Publizistik den „Egoismus“ des polnischen Adels anprangern, vergessen allzu leicht die erfolgreiche Interessenpolitik der preußischen Städte. Zudem war die extreme Dezentralisierung des Staates und die weitere Entwicklung der polnischen Wahlmonarchie des 17. und 18. Jahrhunderts 1569 nicht abzusehen.

Trotzdem hinterließ der Lubliner Reichstag tiefe Spuren im politischen Bewußtsein der königlichen Preußen, die sich, gemäß der Definition von Karol Górski, nun als Stände einer „Provinz“ und nicht mehr als eines autonomen „Landes“ verstehen sollten, obwohl in den Landtagsprotokollen weiterhin von den „preußischen Landen“ („ziemie Pruskie“) gesprochen wurde.¹⁷ Trotz der politischen Veränderungen, die die Stellung und Bedeutung des preußischen Landtags schwächten, der nun vom König vor oder nach einem Reichstag als untergeordneter „ante-“ oder „post-comitalis“ einberufen wurde, wiederholten alle Ständevertreter auch nach 1569 regelmäßig ihre Unterstützung für die Privilegien, die das Land 1454 erhalten hatte, obwohl seit Ende des 16. Jahrhunderts die Städte immer stärker als Verteidiger der ursprünglichen Privilegien hervortraten.¹⁸ Das bikamerale Parlament der Provinz, die – wenn auch oft

¹⁶ Typisch dafür Samuel Luther Geret, Die aus den Gräbern durchdringende Stimme derer vor zwey hundert und hundert funfzig Jahren verstorbenen wahren und ächten Preußen zur Erweckung und Besserung an die jetzt lebenden zu Polen ausgearteten Preußen, gehöret in verschiedenen alten Schlössern und Klöstern in Preußen. Mitau 1774. Dies war die allgemein akzeptierte Interpretation für Generationen deutscher Historiker, z.B. Theodor Schieder, Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569–1772/93). Königsberg 1940.

¹⁷ Karol Górski, Problematyka dziejowa Prus Królewskich, 1466–1772 (Die historische Problematik des Königlichen Preußen, 1466–1772), in: Zapiski Historyczne 28 (1963), H. 2, S. 159–170; Stanisław Achremczyk, Życie polityczne Prus Królewskich i Warmii w latach 1660–1703 (Das politische Leben im Königlichen Preußen und Ermland in den Jahren 1660–1703). Olsztyn 1991 (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Kętrzyńskiego), S. 255.

¹⁸ Andrzej Klonder, Prusacy na sejmie 1579–80, Ostatnia próba przekreślenia Unii Lubelskiej (Die Preußen auf dem Reichstag von 1579–80. Der letzte Versuch der

gebrochene – königliche Garantie für das preußische Indigenatsrecht und andere Sonderrechte sowie die aktive Beteiligung der Städte am parlamentarischen Leben¹⁹ blieben innerhalb der Rzeczpospolita auf die preußische Provinz beschränkte Ausnahmerecheinungen. Der Generallandtag funktionierte mit Unterbrechungen, die durch Mißbrauch des „*liberum veto*“ vor allem im 18. Jahrhundert entstanden, als politisches Forum und als Mittel zur Bewahrung einer königlich-preußischen politischen Identität, bis die Verfassung von 1791 den Sonderstatus der Provinz völlig aufhob.²⁰

Eines der fundamentalen Rechte, dessen Verteidigung den preußischen Adel und die Vertreter der Städte einhellig über Jahrhunderte verband und zur Stärkung des politischen und historischen Zusammengehörigkeitsgefühls diente, war das Indigenatsrecht. Als 1570 die königlich preußischen Stände dem Anwärter für den Posten des Kulmer Bischofs, Martin Kromer, das preußische Indigenat verweigerten, zog der spätere Bischof und Kardinal selbst seine Lehre daraus: „Nichts anderes halten die Preußen wohl gegen mich, als daß ich kein Einzögling ihres Landes bin. Ich komme aus Masowien und Polen, und meine Vorfahren sind teilweise aus Deutschland.“²¹ Obwohl sich Kromer mit Hilfe des Königs am Ende durchsetzen konnte, galt das Indigenat weiterhin als eine Art staatsbürgerlicher Ausweis, die „Quelle aller anderen Freiheiten der Preußen“.²² Diesen kostbarsten „*klejnot pruski*“, das Juwel der preußischen Freiheit,²³ konnten nur diejenigen erhalten, die – mit den Worten des Kulmer Wojewoden Jan Działyński von 1562 – „in Preußen ihr Heim grün-

Annullierung der Lubliner Union), in: *Władza i społeczeństwo w XVI i XVII wieku. Prace ofiarowane Antonowi Mączakowi w 60 rocznicę urodzin (Macht und Gesellschaft im 16. und 17. Jahrhundert. Festschrift für Antoni Mączak zum 60. Geburtstag)*. Warszawa 1989, S. 248–260.

¹⁹ Die kleinen Städte wurden 1662 endgültig aus der preußischen Abgeordneten-kammer ausgeschlossen.

²⁰ Mit Hinweis auf die Sonderstellung des preußischen Generallandtags widerspricht deshalb Zbigniew Naworski dem Argument Stanisław Plazas, der im Zuge der politischen Dezentralisierung der Rzeczpospolita zu Beginn des 17. Jahrhunderts alle Wojewodschaften als gleichberechtigte, durch das föderale Prinzip im Sejm vereinigte Entscheidungsgremien betrachtet. Vgl. Zbigniew Naworski, *Uwagi o roli prowincji Pruskiej w strukturze federacyjnej Rzeczypospolitej w XVII wieku (Anmerkungen zur Rolle der preußischen Provinz in der föderalen Struktur der Republik im 17. Jahrhundert)*, in: *Zapiski Historyczne* 53 (1988), S. 131–142.

²¹ Wojciech Kętrzyński, Martin Cromers Rede über das altpreußische Indigenat, in: *Altpreußische Monatsschrift N.F.* 17 (1880), S. 349.

²² *Sejmik Generalny, Toruń, 8.5.1537*, in: *Prusy Królewskie i Prusy Książęce w XV i XVI wieku (Königliches Preußen und Herzogliches Preußen im 15. und 16. Jahrhundert)*. Bd. I: 1466–1548, wybór tekstów, hrsg. v. Karol Górski u. Janusz Małek. Toruń 1971, S. 64 (Die Übersetzungen aus dem Polnischen oder Lateinischen in allen nachfolgenden Zitaten stammen von der Verfasserin).

²³ Achremczyk, *Życie* (wie Anm. 17), S. 279f.

den und die preußischen Immunitäten und Privilegien achten und verteidigen“.²⁴

Noch im 16. Jahrhundert galt das preußische Indigenat als Symbol des Landesbewußtseins in beiden Teilen Preußens. Der Vertreter des ermländischen Domkapitels, Eustachius von Knobelsdorff, rechtfertigte die kontroverse Verleihung des Indigenatsrecht an einen Adligen aus dem Herzogtum, denn er sei „unter einem Vasallenfürsten unseres (polnischen) Königs geboren, der nicht nur der Herr über einen Teil, sondern das gesamte Preußenland ist“.²⁵ Janusz Małek sowie Barbara und Franciszek Mincer haben darauf hingewiesen, daß seit Beginn des 17. Jahrhunderts selbst Adelige aus dem Herzoglichen Preußen nicht mehr als „indigenae“ anerkannt wurden, da sie nicht die Privilegien der Provinz sowie die politische Verfassung und das Wertesystem der Wahlmonarchie und des Parlamentarismus schätzten, sondern die absolute Regierungsform unterstützten.²⁶ Aber auch Bürger der Städte des Königlichen Preußen wurden zunehmend diskriminiert, wenn sie keine Güter besaßen, da mit dem Indigenat und dem Begriff des Staatsbürgers immer öfter ausschließlich adelige Landbesitzer („*terrigenae*“) assoziiert wurden.²⁷ Diese Entwicklung sowie die Abspaltung des preußischen Adels vom gemeinsamen Kulmer Recht und die Annahme des adeligen Krontribunals in Piotrków Ende des 16. Jahrhunderts wurden oft als Beweis für die „Polonisierung“ des preußischen Adels und die Verteidigung „deutscher Traditionen“ durch das Bürgertum betrachtet. Dieser Ansatz ignoriert jedoch die umfangreiche bürgerliche Literatur zu diesen Themen, die viel stärker auf die vom polnischen König verbrieften Rechte hinweist und weniger an

²⁴ Stanisław Salmonowicz, *Idea federacyjna i samorządowa w dawnej Rzeczypospolitej* (Die Idee der Föderation und Selbstverwaltung in der alten Republik), in: *Pamiętnik XIII Powszechnego Zjazdu Historyków Polskich*, Poznań 6-9 września 1984 roku (Beiträge der 13. Allgemeinen Polnischen Historikerversammlung, Posen, 6.-9. September 1984). Bd. II, Wrocław (u.a.) 1988, S. 63.

²⁵ Franz Hipler, *Die Ermländische Bischofswahl vom Jahre 1549*, in: *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde des Ermlandes* 11 (1897), S. 56-96, hier S. 84.

²⁶ Barbara Janiszewska-Mincer, Franciszek Mincer, *Rzeczpospolita Polska a Prusy Książęce w latach 1598-1621* (Die polnische Republik und das Herzogliche Preußen in den Jahren 1598-1621). Warszawa 1988, S. 204f.; Janusz Małek, *Königliches Preußen, Ordensstaat und Herzogtum Preußen im 15. und 16. Jahrhundert*, in: *Ders., Preußen (wie Anm. 10)*, S. 84.

²⁷ „Wer kein Land besitzt ist kein Staatsbürger, und wenn er kein Staatsbürger ist, was für ein Indigena mag er wohl sein?“, in: Adam Bajerski, *Z Dotrzymanego Indygenatu Pruskiego dobro wspólne z niedotrzymanego uszczerbek y Ruina Prowincyi, przez Indigenę Pruskiego świata wywiedziona przydana Juris Correcti inter Fratrem & Sorores de Successione defensio* (Das durch die Einhaltung des preußischen Indigenats bewahrte Gemeinwohl und der durch dessen Nichteinhaltung hervorgerufene Schaden und Ruin der Provinz, von einem preußischen Einzögling der Welt präsentiert ...). o.O. 1696, folio E4.

deutsche Traditionen wie etwa Elemente des Magdeburger Rechts oder die Deutschordenszeit erinnert; dem Ritterorden oder Forderungen des Reichs an die königlich preußischen Städte wurde sogar mit ausdrücklicher Feindseligkeit begegnet. Einige Autoren bestritten auch, daß die preußischen Bürger und adeligen Stände vor der Verbindung mit Polen von 1454 überhaupt Privilegien besaßen.²⁸ Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts regte sich wieder eine positivere Annäherung an die Vergangenheit vor der Union mit Polen und eine Identifizierung mit der deutschen Herkunft.²⁹

Das bedeutet nicht, daß das Verhältnis zwischen den großen preußischen Städten, dem König und der Republik ohne tiefgreifende Konflikte war. Die Weigerung Stefan Batorys, nach seiner Wahl zum polnischen König die Privilegien Danzigs zu bestätigen, weil die Stadt den Habsburger Thronkandidaten Maximilian unterstützt hatte, sowie Batorys Verlagerung der polnischen Handelswege nach Thorn und Elbing führten 1577 sogar zum Krieg.³⁰ Dieser Konflikt war jedoch eng mit dem politischen Protest der Vertreter der städtischen Dritten Ordnung verbunden, die Batorys Festhalten an den 1570 gegen den Danziger Magistrat erlassenen und dem Vertrag von 1454 zuwiderlaufenden Karnkowischen Bestimmungen guthießen, weil sie die politische Macht der Stadtregierung einschränkten. Was die deutsche Geschichtsschreibung oft als einen Beweis für antistädtische polnische Politik betrachtete,³¹ war also gleichzeitig ein innerstädtischer Machtkampf, den der König am Ende seiner Regierungszeit zugunsten der Stadtväter entschied, als er die Karnkowischen Gesetze 1585 aufhob. In der späteren bürgerlichen Literatur wird an die Regie-

²⁸ Z.B. Georg Peter Schultz, *Variae Observationes de Prussia Polonica hortis publicis* Ao. 1712 die 30 Januarii dictatae, excerptit call. Johann Ludwig Kuttig, Thoruniensis. Archiwum Państwowe w Toruniu (Staatsarchiv Thorn) (APT), Kat. II, VIII. 46, S. 45, oder der aus einer Danziger Brauerfamilie stammende Konstantin Schröder; vgl. Stanisław Matysik, Elias Konstantyn Schröder. Gdański prawnik i sekretarz królewski z XVII wieku. Życie i dzieło (Ein Danziger Jurist und königlicher Sekretär des 17. Jahrhunderts. Leben und Werk), in: *Czasopismo Prawno-Historyczne* VI (1954), H. 1, S. 153-175.

²⁹ Eine deutliche Identifizierung von „preußisch“ mit „deutsch“ geschah jedoch erst nach den Teilungen. Vgl. z.B. in S.L. Geret, *Belehrende historische Nachricht von dem eigentlichen wahren Jahrhunderte hindurch bestehenden Vaterlande der Stadt Thorn*. Thorn 1795, S. 21 ff., der von einer von der „deutschen Nation“ gegründeten „deutschen, preußischen Stadt Thorn“, die „mit lauter deutschen Einwohnern besetzt“ war, spricht.

³⁰ Roman Lutman, *Położenie prawno-polityczne Gdańska w dawnej Polsce* (Die rechtlich-politische Stellung Danzigs im alten Polen), in: *Rocznik Gdański* 1 (1927), S. 72; Karol Olejnik, *Stefan Batory*. Warszawa 1988, S. 74 ff.; Reinhold Curricke, *Der Stadt Danzig historische Beschreibung*. Amsterdam/Dantzig 1687, S. 204-214.

³¹ Paul Simson, *Geschichte der Stadt Danzig*. Bd. II, Danzig 1918, S. 295 ff.

rungszeit Batorys stets wie an ein goldenes Zeitalter erinnert. Der König habe, nach Stenzel Bornbachs zeitgenössischer Chronik, denn auch eingesehen, daß die Danziger nicht gegen ihn zu den Waffen gegriffen hätten, sondern allein zur Verteidigung ihrer Freiheiten.³²

Das politische und historische Schrifttum sowie die städtische Ikonographie des 17. Jahrhunderts dienen als stichhaltige Beweise für die starke politische Orientierung der preußischen Adels- und Bürgereliten an der Verfassung der Rzeczpospolita. Michael G. Müller hat besonders darauf hingewiesen, daß seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch bürgerliche Kreise im Königlichen Preußen auf eine stärkere Beteiligung am politischen Leben der gesamten Republik drängten.³³ Die Calvinisten Danzigs und Thorns schlossen Kontakte mit polnischen und litauischen Glaubensverwandten unter dem Hochadel, und preußische politische Streitschriften betonten immer wieder die Bedeutung der politischen Gesamtlage der Rzeczpospolita und den Vergleich mit den rechtlichen und politischen Privilegien der zweiten Nation, die die polnisch-litauische Republik trug – der Litauer: „Die Union mit Litauen wurde *salva omnia iuria* geschlossen (...) es folgt daher, daß weder die Litauer noch die Preußen gegen ihren Willen gezwungen werden dürfen, Sejmsbeschlüsse anzunehmen, so daß für das gemeine Beste die Privilegien jeder einzelnen Nation bewahrt werden.“³⁴

Im Gegensatz zu den Sympathiebezeugungen für die Litauer berichteten bürgerliche Autoren mit großer Abneigung und harter Kritik nach dem Chmielnicki-Aufstand von 1648 von der Untreue und dem Verrat der Kosaken, obwohl beide das Bewußtsein ihres Andersseins durch unterschiedliche Sprachen, Religionen, historischen Ursprung und die gesellschaftliche Zusammensetzung verband. Dies mag das preußische Interesse an den Kosaken erklären: Die Geschichte der Kosakenkriege wurde in den Gymnasien Königlich Preußens unterrichtet und die wichtigsten Par-

³² Der Chronist vergleicht die Einsicht der königlichen Truppen mit einem Zitat aus dem Buch der Makkabäer: „Wir leiden hier not und (...) verlieren viel leute, und diess ort ist sehr fest (...) Last uns friede mit diesem volke machen und zulossen das sie ir geseetze halden wie zuvor. Den sie zurnen und streiten allein dorumn, das wir inen ir geseetze abthuen wollen.“ Stenzel Bornbach, Kriegstagebuch nach der Originalhandschrift, hrsg. v. Wilhelm Behring. Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Elbing 32 (1904), S. 57.

³³ Michael G. Müller, *Wielkie miasta Prus Królewskich wobec parlamentaryzmu polskiego po Unii Lubelskiej* (Die großen Städte des Königlichen Preußen gegenüber dem polnischen Parlamentarismus nach der Lubliner Union), in: *Czasopismo Prawno-Historyczne* 45 (1993), S. 257f.

³⁴ *Zavadius Vapulans seu Refutatio Tractatus super advertentiam defectum Imperii Sarmatici quatenus concernit Civitatem Gedanensem*. 1676. Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatsarchiv Danzig) (APG) 300. R, T. q 25, S. 9.

lamentsreden der Kosakenführer ins Deutsche übersetzt.³⁵ Während die preußischen Bürger einen *modus vivendi* in der *Rzeczpospolita* fanden, wandten sich die Kosaken unter der Leitung Bogdan Chmielnickis vom polnisch-litauischen Staat ab. Diese Rebellion konnte auch nicht durch Pläne zur Gründung eines ruthenischen Großherzogtums in Personalunion mit der polnischen Krone – ähnlich dem Verhältnis zwischen dem Königlichen Preußen und Polen vor 1569 – verhindert werden. Obwohl die politische Literatur im Königlichen Preußen den bewaffneten Widerstand gegen jeden Tyrannen befürwortete, traf die Kosakenrebellien die härteste Verurteilung durch ihre preußischen Zeitgenossen: Der Aufstand sei auf die „barbarische Natur“ der Kosaken zurückzuführen, die sich lieber dem Moskauer Gewaltherrscher verschrieben als sich den Werten einer freien Republik und gemäßigten Monarchie zu unterwerfen.³⁶

Die Schriften gegen den Kosakenaufstand zeigen klarer als viele andere Dokumente des 17. Jahrhunderts die Motive für die Loyalität der Bürgereliten zur *Rzeczpospolita*: Das „Band der bürgerlichen Societät“, das die Staatsbürger (d.h. gemäß der Vorstellung der Stadtbürger alle Einwohner mit politischen Rechten) der in der *Rzeczpospolita* vertretenen Nationen zusammenhielt,³⁷ war aber gleichzeitig auch unabdingbarer Bestandteil des preußischen Nationalbewußtseins. Oft gab es kaum einen Unterschied zwischen der politischen Vorstellungswelt der Patrizier und der Adelsvertreter. Der geadelte Danziger Bürgermeister Michael Behm von Behmfeldt begründete die Treue, die (bis auf die Kosaken) alle unter dem Dach des polnisch-litauischen Vielvölkerstaats vereinigten „nationes“ hielten, damit, daß die *Rzeczpospolita* keine aggressive Eroberungspolitik betreibe, sondern ihre Attraktion den ständischen Freiheiten verdan-

³⁵ Das Standardwerk war Joachim Pastorius, *Bellum Scythico-Cosacicum seu de Coniuratione Tartarorum, Cosacorum et plebis Rusticae contra Regnum Poloniae*. Danzig 1652. Vgl. Lech Mokrzecki, *Dyrektor Gimnazjum Elbląskiego Joachim Pastorius (1652–1654) i jego poglądy na historię* (Der Direktor des Elbinger Gymnasiums Joachim Pastorius [1652–1654] und seine Ansichten über die Geschichte), in: *Rocznik Elbląski* 4 (1969), S. 75; Reden des Georgius Niemierycz, *Abgesandter der Zaporovvischen Kozaken vom Großfürstenthumb Reußlandt* (13. April 1659) und Stefan Niemieryczen Obr[isten] über der Reuterey, *Comm[andant] des Schlosses Krakau und Abgesandter, nach Außländischer Art dienendem Polnischen Kriegs-Heer*. o.O. 1659.

³⁶ *Dissertatio juridico-politica de Cosacis an satius sit ad finiendum bellum Poloniae civile, rebelles Cosacos Morte prosequi, eosque funditus extirpare, An vero Arte & perpetuis induciis cum eisdem pacisci ab Aarone Blivernitzio*. Lesnae o.J.; handschriftlich hinzugefügt „1653“, in der Ausgabe der Biblioteka Polskiej Akademii Nauk w Gdańsku (Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Danzig) (BPANG) NI 104, adl. 28.

³⁷ *Vom Glück der Pommern in Preußen*, in: *Erleutertes Preußen*. Bd. IV, Königsberg 1728, S. 384.

ke, die alle in ihr vereinten Nationen genössen.³⁸ Selbst die Kosaken würden sich in Zukunft möglicherweise eines Besseren besinnen, denn „das ruthenische und kosakische Reich, das von der Republik abgetrennt wurde, könnte befriedet werden, und durch einen unblutigen Sieg könnten aus Feinden wieder gute Staatsbürger werden (...) gerade so wie die Preußen durch ein Meer des Blutes vom Joch der Deutschordensritter gerettet wurden“.³⁹

Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts regten sich bürgerliche Stimmen, die zwischen dem Schicksal der Kosaken und den in ihren Freiheiten unterdrückten Preußen einen Vergleich zogen. Martin Böhm und Gottfried Weis verurteilten zwar die Gewalttätigkeit der Kosaken, luden die Verantwortung aber auf den polnischen Adel, der die kosakischen Truppen im Krieg verwendet, ihnen aber danach die Anerkennung versagt oder sie schlichtweg ignoriert habe.⁴⁰ Was den Kosaken jedoch am meisten angekreidet wurde, war ihr Übertritt zu einem feindlichen politischen System, dem Moskauer Großfürstentum, was einem Verrat am Gemeingut gleichkam. Den Kosaken habe es an „staatsbürgerlichem Sinn“ gefehlt, den die Preußen in stärkerem Maße als alle anderen Mitglieder der Rzeczpospolita besäßen, und der sich am aristotelischen Modell der gemischten Verfassung, bestehend aus den drei Elementen der Monarchie, Aristokratie und Republik (*politeia*), orientierte.

Diese Kritik glich sehr deutlich der Analyse des Kosakenproblems in der polnischen politischen Literatur. Besonders taten sich hier einige Senatoren hervor, denen schon lange eine Reform des polnisch-litauischen Staates vorschwebte. In der jüngeren Geschichtswissenschaft, die die traditionelle Betonung der Polarisierung der politischen Elite der Adelsrepublik in Anhänger des „majestas“- und des „libertas“-Prinzips überwunden hat, wird diese Reformpartei mit dem Namen der „Konstitutionalisten“

³⁸ „Et hac in re longe major fuit prudentia veterum Polonorum (...) qui Ditiones & populos sese sponte incorporantes (qualis est inter alias Prussia quae salvis juribus suis Regno accessit) imo & bello subactos, non privarunt libertate, uti astute vel vi fecere Romani & nunc Mosci, eoque aversionem animorum atque rebelliones crebras suscitavunt. Sed potius populos ad communem libertatem fruendam tuendamque felici successu receperunt, & singulis sua specialia jura & Ritus intacta reliquerunt.“ Michael Behm von Behmfeldt, *De Indigenatu Sincera Collatio Jurium et Privilegiorum Poloniae et Prussiae Regiae ad sapientia Statuum Disidia mente bona, concordiae gratia scripta.* o.O. 1669, S. 3.

³⁹ Ebenda, S. 2f.

⁴⁰ Martin Böhm, *Commentarius de Interregnis in Regno Poloniae a M[artino] Böhmo, professore Gymnasii Thoruniensis, concinnatus nunc e M[anuscripto] editus ac quibusdam addimentis auctus.* Thorunii 1733, S. 46; G. Weis, in: *Meletemata Thoruniensia seu Dissertationes varii Argumenti ad historiam maxime Polonicam et Prussicam spectantes*, hrsg. v. Peter Idenichius. 4 Bde., Thorunii 1726, hier Bd. 2, S. 149-187.

belegt, die im Senat und Kronrat die Wiederherstellung der aus dem Gleichgewicht geratenen idealen gemischten Verfassung forderten.⁴¹ Es ist kein Zufall, daß sich die politischen Schriften der sogenannten Konstitutionalisten, Senatoren und Politiker wie Łukasz Opaliński und Andrzej Maksimilian Fredro unter den Adels- und Bürgereliten in Preußen großer Beliebtheit erfreuten. Preußische und polnische Konstitutionalisten teilten ihr Interesse am niederländischen Neostoizismus eines Justus Lipsius und Hugo Grotius und deren Abhandlungen über die vom Rechtsstaat gemäßigte Monarchie.⁴²

Im Gegensatz zu den Anhängern einer starken polnischen Monarchie, wie sie etwa im extremsten Fall der Hofprediger Piotr Skarga darstellte, oder den radikalen Republikanern, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Mehrheit der Anhänger des Rokosz von Sandomierz unter dem Krakauer Kastellan Zebrydowski ausmachten, warnte der Konstitutionalist Fredro, die Freiheit vor der Unterdrückung durch den König einerseits, aber andererseits vor der anarchischen Herrschaft des Pöbels zu schützen. Die Verfassung der Rzeczpospolita müsse wie eine Waage funktionieren, an der der Kronsenat als Zünglein zur Herstellung des Gleichgewichts zwischen den beiden Extremen wirke.⁴³

Diese Aufgabe wurde von den Magistraten der preußischen Städte sehr ernst genommen: Einerseits mußte man sich gegen die Forderungen und die – wie man glaubte – stets nach absoluter Macht strebenden Könige zur Wehr setzen, die die preußischen Burggrafen ernannten, immer höhere Abgaben und Geschenke forderten oder versuchten, eine mit Danzig

⁴¹ Zuerst wies darauf Andrzej S. Kaminski hin: *The Szlachta of the Polish-Lithuanian Commonwealth and their Government*, in: *The Nobility in Russia and Eastern Europe*, hrsg. v. Ivo Banac u. Paul Bushkovitch. Yale 1983, S. 19f.; ders., *Republic vs Autocracy. Poland-Lithuania and Russia 1686–1697*. Cambridge, Mass. 1993; vgl. auch Robert I. Frost, *The Nobility of Poland-Lithuania, 1569–1795*, in: *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. 2 Bde., hrsg. v. Hamish M. Scott, hier Bd. 2: *Northern, Central and Eastern Europe*. London/New York 1995, S. 183–222.

⁴² Maria Pryshlak, *Forma Mixta as a Political Ideal of a Polish Magnate. Łukasz Opaliński's Rozmowa Plebana z Ziemianinem*, in: *Polish Review* 26 (1981), S. 26–42; Stanisław Kot, *Hugo Grotius a Polska (Hugo Grotius und Polen)*, in: *Polska złotego wieku a Europa (Polens goldenes Jahrhundert und Europa)*, hrsg. v. Henryk Barycz. Warszawa 1987, S. 596f. u. 612. Zur Wirkung des niederländischen Aufstands in Europa und England vgl. Hellie Koenigsberger, *Republicanism, Monarchism and Liberty*, und Hugh Dunthorne, *Resisting Monarchy. The Netherlands as Britain's School of Revolution in the Late Sixteenth and Seventeenth Centuries*, beide in: *Royal and Republican Sovereignty in Early Modern Europe. Essays in Memory of Ragnhild Hatton*, hrsg. v. Robert Oresko, G.C. Gibbs u. H.M. Scott. Cambridge 1997, S. 43–74 u. 125–148.

⁴³ A.M. Fredro, *Scriptorum seu Togae et Belli Notationum Fragmenta*. Danzig 1660, S. 247–250; ähnlich Jan Ostroróg, *Rede im Sejm, 1606*, in: *Wacław Sobieski, Pamiętny Sejm (Der denkwürdige Reichstag)*. London 1963, S. 173.

rivalisierende Flotte aufzubauen;⁴⁴ andererseits durfte man in den eigenen Städten der Dritten Ordnung, den Handwerksmeistern oder dem niederen Stadtvolk nicht zu viele Konzessionen machen. Die konstitutionelle Gleichgewichtstheorie war daher ganz nach dem Geschmack der Stadtväter, die oft bewußt ihre Stadtverfassung mit dem idealen Modell der polnischen „forma mixta“ (gemischten) Verfassung verglichen. In Berufung auf dieses Idealmuster wurde auch Beschwerde über die Einmischung in preußische Angelegenheiten und die Verringerung der Landesprivilegien durch König und Sejm geführt.

Mitte des 17. Jahrhunderts betonte der Danziger Ratsherr Reinhold Curicke, daß die städtischen Freiheiten, die seine Vaterstadt genieße, niemals in „Lizenz“ ausarten dürften. Andererseits seien die Danziger Privilegien doppelt abgesichert, da, im Unterschied zu den freien Reichs- und Hansestädten im Heiligen Römischen Reich, die preußischen Städte nicht nur dem Monarchen untertan seien, sondern einen Teil des Reichskörpers der gesamten Rzeczpospolita – des „Regnum“ – bildeten, dem die Stadt untergeordnet sei.⁴⁵ Ähnlich äußerte sich der Thorner Bürgermeister Heinrich Stroband schon 1591, als er in einem Memorandum zur Befestigung der Stadtmauern vor dem Ehrgeiz der Deutschordensritter warnte, die „uns ihrem schwarzen Kreuz wieder unterwerfen“ wollten, während Thorn und die Provinz Preußen „in antiqua unione Regni Poloniae“ stünden.⁴⁶ Im Bewußtsein der Bürger war diese Union aber nur deshalb so segensreich, weil „die Preußen sich nicht vom Sejm zum Gehorsam zwingen lassen, (Abgaben und Steuern) zu zahlen, sondern wie freie Leute in ihrem eigenen Generallandtag darüber verhandeln, wieviel Geld sie geben wollen, und dies hängt ganz von ihrem guten Willen, und nicht vom Reichstag ab“.⁴⁷

Darüber waren sich Adel und Bürgertum bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ziemlich einig, auch wenn sie oft unterschiedliche wirtschaftliche und eigentumsrechtliche Interessen trennten; die Reichstagsprotokolle

⁴⁴ Zu flottenpolitischen Konflikten kam es vor allem unter Sigismund III. und Władysław IV. Vgl. Władysław Czapliński, Gdańsk wobec bałtyckiej polityki króla Zygmunta III (1598–1626) (Danzig und die Ostseepolitik König Sigismunds III. [1598–1626]); ders., Spory z Władysławem IV na tle jego polityki morskiej (Ausinandersetzungen mit Władysław IV. vor dem Hintergrund seiner Marinepolitik), beides in: Historia Gdańska (Die Geschichte Danzigs). Bd. 2, hrsg. v. Edmund Cieślak. Gdańsk 1982, S. 598–657; Władysław Konopczyński, Prusy Królewskie w unji z Polską, 1569–1772 (Das Königliche Preußen in der Union mit Polen, 1569–1772), in: Roczniki Historyczne 3 (1927), S. 111–141.

⁴⁵ Curicke, Der Stadt Danzig (wie Anm. 30), S. 75 ff.; vgl. auch ders., Commentarius Iuridico-Historico-Politicus de Privilegiis. Dantisci 1670.

⁴⁶ Heinrich Stroband, Von der Befestigung der Stadt Thorn, 1591. APT, Kat. II, II.12., S. 12.

⁴⁷ Schultz, *Variae Observationes* (wie Anm. 28), S. 37.

zeigen, daß die preußischen Abgeordneten regelmäßig auf das „branie do braci“ bestanden: die Information der Daheimgebliebenen und die Entscheidung strittiger Fragen und Steuererhebungen auf den Wojewodschaftstagen und dem Generallandtag.⁴⁸

Obwohl politisches Verhalten vielleicht die deutlichsten Hinweise auf die Existenz eines politisch motivierten Nationalbewußtseins liefert, da Taten schwerer wiegen als Propaganda, soll hier doch noch ein anderer Aspekt zur Sprache kommen, der, wie ich denke, auch das preußische Nationalbewußtsein der Bürger fest in der politischen Kultur der Rzeczpospolita verankerte. Ein Ergebnis der Besinnung auf die Geschichte und die große Bedeutung der preußischen Privilegien war die starke Vertretung der preußischen Interessen durch hochschul-trainierte Juristen und Gelehrte, die sogenannten „literati“, die nicht wie die Mehrzahl der evangelischen Theologen nach Wittenberg, sondern eher nach Leiden blickten. Inspiriert von den historischen Ursprungsmythen des frühen 16. Jahrhunderts, die während des niederländischen Aufstands gegen die spanischen Habsburger mit der Entwicklung eines „batavischen“ Nationalbewußtseins der jungen niederländischen Nation eine intellektuelle Waffe zur Hand gaben, sowie von den gotischen Abstammungslegenden der Schweden, die vor allem unter Gustav II. Adolf während des polnisch-schwedischen Kriegs zu Anfang des 17. Jahrhunderts in das königliche Preußen drangen, schrieben auch die preußischen Gelehrten ihre Ursprungsgeschichte.⁴⁹ Unter dem Einfluß der Wiederentdeckung des Tacitus breitete sich die Geschichtsschreibung der Renaissance aus, die auch im 17. Jahrhundert noch den aktuellen Bezugspunkt für die Identität der ständischen Elite einer frühmodernen Nation bildete: „the nationalism of the sixteenth century can also be studied in terms of the political theories and rhetoric of the period, which proceeded from the position that all social groups or nationalities had certain common features or „mores““.⁵⁰

⁴⁸ Achremczyk, *Życie* (wie Anm. 17), S. 21, zeigt, daß der Adel im königlichen preußischen Generallandtag politisch aktiver war als der Adel anderer Provinzen im jeweiligen Wojewodschaftstag; Zbigniew Naworski, *Sejmik generalny Prus Królewskich 1569–1772* (Der Generallandtag im königlichen Preußen 1569–1772). Toruń 1992, S. 70.

⁴⁹ Vgl. mit Kurt Johannesson, *The Renaissance of the Goths in Sixteenth-Century Sweden*. Berkeley 1991; Sonia Brough, *The Goths and the Concept of Gothic in Germany from 1500 to 1750. Culture, Language and Architecture*. Frankfurt a.M. (u.a.) 1985 (Mikrokosmos. 17). In den Niederlanden z.B. Batavia von Hadrianus Junius (Adriaen de Jonghe, 1511–1575) und die *Divisiechroniek* von Cornelius Aurelius, 1510 (vgl. Anm. 2).

⁵⁰ Johannesson, *Renaissance* (wie Anm. 49), S. 83; zum Einfluß der Tacitusrezeption vgl. Else-Lilly Etter, *Tacitus in der Geistesgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts*. Basel/Stuttgart 1966.

Die vom Humanismus propagierte Idee, daß alle „gentes“ oder Nationen einen gemeinsamen Namen und Ursprung und vor allem gemeinsame Sitten, Rechte und politische Verfassung haben, gab dem preußischen Landesbewußtsein neuen Aufschwung.

Es war eine Forderung der von Bodin vertretenen Geschichtsphilosophie des 16. Jahrhunderts, die in Polen u.a. von Szymon Starowolski und in Preußen von Barthel Keckermann aufgegriffen und fortgesetzt wurde, daß die „Particulargeschichte“ einer Provinz oder Stadt nur sinnvoll sei, wenn sie in einem größeren Rahmen, mit Bezug zu einer Universalgeschichte betrieben werde.⁵¹ „Nam pius est, patriae scribere facta, labor“, wurde zum allgemeinen Schlagwort. Diese „patria“ konnte zwar unmittelbar die Stadt bedeuten – Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg usw. – oder die Provinz, das Königliche Preußen. Es gibt aber auch zahlreiche Beispiele, die von der „patria“ der preußischen Bürger und Stände einen direkten Bezug zur Rzeczpospolita herstellen, ohne daß die Preußen sich als Polen oder als etwas anderes als Preußen betrachtet hätten.⁵² Seit dem 16. Jahrhundert entwickelten die Stände Polens einen eigenen Mythos ihrer Herkunft vom östlichen Kriegervolk der Sarmaten, der in der Historiographie generell als Teil einer stark ideologisierten, identitätsstiftenden Adelskultur betrachtet wird, die im 17. und 18. Jahrhundert zunehmend exklusiver, katholischer und fremdenfeindlicher wurde.⁵³ Es scheint deshalb erstaunlich, daß sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der sarmatische Ursprungsmythos bei einer ganzen Reihe einflußreicher Historiker und Gelehrter des Königlichen Preußen großer Beliebtheit erfreute. Dies war allerdings nur unter einer ebenso kreativen wie pragmatischen Anpassung an die politischen und historischen Bedürfnisse des preußischen Nationalbewußtseins möglich: Die politischen Werte und Idealvorstel-

⁵¹ Barthel Keckermann, *De natura et proprietatibus historiae commentarius*. Danzig 1613; Bronisław Nadolski, *Życie i działalność B. Keckermanna* (Das Leben und die Tätigkeit B. Keckermanns). Toruń 1961; Starowolski, *Penus Historicum seu de dextra et fructuosa ratione Historias legendi Commentarius*. Venetia 1620. Dies schlug sich auch im Geschichtsunterricht am Thorner Gymnasium unter Ernst König und Christoph Hartknoch nieder. Vgl. die Unterrichtsnotizen des späteren Bürgermeisters Rösner, der nach dem Thorner Tumult 1724 enthauptet wurde: *Lectiones publicae habitae in celebri Gymnasio Thoruniensi Ao 1676 et 1677 et 1678*. Książnica Miejska w Toruniu (Stadtbibliothek Thorn) (KMT), 40, R 4^o 16, S. 22.

⁵² In Andreas Baumgarten's Stammbuch. APT, Kat. II, XII.12, S. 195, ist vom „maxime afflicto Patria nostra status“ die Rede, und der Kontext verweist deutlich auf das vom Schwedenkrieg überzogene Polen.

⁵³ Tadeusz Ulewicz, *Sarmacja. Studium z problematyki słowiańskiej w XV i XVI wieku* (Sarmatien. Studie zur slawischen Thematik des 15. und 16. Jahrhunderts). Kraków 1950 (Biblioteka Studium Słowiańskiego.); Janusz Tazbir, *Polish National Consciousness in the Sixteenth to the Eighteenth Century*, in: *Harvard Ukrainian Studies* 10 (1986), S. 316-335.

lungen wurden zum politischen Programm der Gegenwart, und Anachronismus wurde damit zur Tugend.

Erasmus Stella aus Zwickau, der sich die Ursprünge der Preußen zum historischen Steckenpferd gemacht hatte, publizierte 1518 in Basel „De Borussiae Antiquitatibus libri duo“, die erste komplette Geschichte der Preußen. Was er aus Ordenschroniken, antiken und mittelalterlichen Quellen nicht herausfiltern konnte, ergänzte er durch seine eigene Vorstellungskraft. Während Stella die alten Prußen den Sarmaten zuteilte und ihnen die Litauer als Brüder gab, bereicherte der seit Ende des 16. Jahrhunderts aufgrund der Thronfolge des Wasa-Kandidaten Sigismund III. in Polen populäre Gotenmythos ebenfalls die preußische Historiographie.⁵⁴ Die erfolgreichste Synthese der Goten und Sarmaten als Vorfahren der Preußen gelang Matthaeus Praetorius aus Memel (1630–1704), der nach seiner Konversion zum Katholizismus zum polnischen Hofhistoriographen avancierte und der oft zitierten, aber nicht-existenten Inschrift eines dem polnischen König gewidmeten Steins, „athleta Christi, regnum Slavorum, Gothorum seu Polonorum“, Glauben schenkte.⁵⁵

Der im 17. Jahrhundert das preußische Geschichtsdenken am stärksten beeinflussende Autor war jedoch der Geschichtspräsident Christoph Hartknoch, der 1644 in Passenheim bei Allenstein, an der Grenze zwischen den beiden preußischen Landesteilen, im Herzogtum geboren wurde. Mit seinem Zeitgenossen Praetorius hatte Hartknoch noch in Königsberg seine Forschungen zur altpreußischen Sprache und den litauischen und preußischen Sitten und Riten verglichen, und gemeinsam reisten beide zur baltischen Küste, um Reste des preußischen Brauchtums zu erforschen, bevor beide nach Polen übersiedelten und Hartknoch 1677 Professor am Thorner Gymnasium wurde.⁵⁶ Hartknoch korrespondierte mit historisch interessierten Danziger Bürgern wie der Bürgermeisterfamilie von der Linde sowie der Elbinger Familie Zamehl, die ebenfalls ältere preußische und Ordenschroniken sammelte.

⁵⁴ Ulewicz, *Sarmacja* (wie Anm. 53), S. 101.

⁵⁵ M. Praetorius, *Orbis Gothicus, id est Historica Narratio omnium fere Gothici nominis populorum qua simul Gothicae Sarmaticae acceptam debere et originem*. Oliva 1688, S. 100; Kurt Forstreuter, Matthaeus Praetorius, in: *Altpreußische Biographie*, hrsg. v. Christian Krollmann. Bd. 2, Marburg 1967, S. 517.

⁵⁶ Christoph Hartknochs eigenhändige Nachricht von M. Matthaei Praetorii Aemulation gegen ihn und seine Schriften ex M[anu]sc[ri]pto, in: *Erleutertes Preußen*. Bd. 1, Königsberg 1724, S. 115. Hartknoch zerstritt sich mit Praetorius, dem er Plagiarismus vorwarf. Die Vermutung, Hartknoch habe Praetorius wegen dessen „Verherrlichung der Polen durch die gotische Abstammungssage“ und seiner katholischen Meinungen angefeindet, gehört in die Vorstellungswelt des 18. Jahrhunderts. Michael Lilienthal behauptete dies in: *Erleutertes Preußen*. Bd. 1, Königsberg 1724, S. 121.

Sein erstes größeres Werk war jedoch eine Geschichte Polens, in der er das Königliche Preußen Großpolen unterordnete und nicht müde wurde, alle Provinzen aufzuzählen, die einst zur polnischen Monarchie gehört hatten, einschließlich Schlesiens, Moskaus, Rutheniens, Livlands, Pommerns, Wallachiens und Moldaviens. Ähnlich dem „*Florus Polonicus*“ seines Zeitgenossen Joachim Pastorius, eines Historikers schlesischer Abstammung, den es auch in das Königliche Preußen verschlagen hatte, wurde Hartknochs „*De Republica Polonica*“ als Schul- und Standardwerk in ganz Polen und jenseits der polnischen Grenzen verwendet. Im Vorwort bedauerte er den Mangel an übersichtlichen Werken zur Geschichte Polens: „ich beklage diejenigen, die sich nicht um die Angelegenheiten ihres Vaterlandes kümmern, (...) so daß sie zwar alles über die Geschichte des Argos wissen, aber gegenüber der eigenen Vergangenheit so blind sind wie Tiresias“.⁵⁷ Da Hartknoch keine Pension oder Ehren vom polnischen König oder der Republik erhielt, kann es nicht Opportunismus gewesen sein, der ihn dazu verleitete, sich mit der polnischen Geschichte als seiner „eigenen Angelegenheit“ zu identifizieren. Zur Geschichte Preußens, dessen zwei Landesteile er in seinem Hauptwerk „*Das Alte und Neue Preußen*“ als Einheit behandelt, konsultierte er eine große Zahl polnischer Quellen und kritisierte seine Kollegen, die das unterlassen hatten, weil sie die Sprache nicht verstanden. Hartknochs unverhohlene Parteinahme für die gemischte Verfassung und seine Ablehnung der absoluten Herrschaftsform machten ihn zu einem unbequemen Zeitgenossen für die borussische Historiographie.⁵⁸

Das Kernstück des von Hartknoch formulierten Preußenmythos bildet die Charakterisierung der politischen Institutionen und Verfassung der vorchristlichen, freiheitsliebenden Prußen. Als eine Gruppe, die zu den „Sarmaten, Slawen und Wenden“ gehörte, duldeten die Prußen, wie die Litauer und Polen, keinen Herrscher, sondern entschieden alles in einer „*respublica popularis*“,⁵⁹ „d(as) i(st) ein Regiment, welches nicht ein Kö-

⁵⁷ *De Republica Polonica Libri Duo Polonicae Memorabilia, posterior autem ius publicum Reipublicae Polonicae, Lithuanicae provinciarumque annexarum comprehendit. Opera & studio M. Christophori Hartknoch, Passenheimensis Prussi* [1678]. [3. Aufl.,] Lipsiae 1698, Vorwort, unpag.

⁵⁸ Dies deutete auch Wolfgang Wippermann in seiner Beurteilung von Hartknochs Republikanismus an, obwohl er das Landesbewußtsein Hartknochs zugunsten seiner Religiosität zu stark herunterspielt, in: Wolfgang Wippermann, *Der Ordensstaat als Ideologie. Das Bild des Deutschen Ordens in der deutschen Geschichtsschreibung und Publizistik*. Berlin 1979 (Historische Kommission zu Berlin. 24.), S. 83.

⁵⁹ „*Constat enim & Polonos & Lithuanos Prussosque Sarmatiam quondam Europaeam, ut communem matrem coluisse.*“ *De Originibus Gentium Prussicarum* Dissertatio III. Königsberg 1679, S. 61.

nig oder die Vornehmsten im Land, sondern das (...) gantze Volck in den Händen hat. Und diese Regierungsform haben auch etliche Wendische Völker behalten, da sie (...) über die Weichsel gegangen und viele Teutsche Länder eingenommen“.⁶⁰

Für Hartknoch war dies aber keineswegs eine nur antiquarisch interessante Entdeckung, sondern sie hatte hohen Gegenwartswert. Wie es 1609 auch der Kastellan von Elbing, Stanisław Działyński, ausdrückte, betrachteten die preußischen Stände die sarmatische „*rem publicam* (als) *perpetum* und unsere Mutter“.⁶¹ In einer wichtigen Abweichung unterschied Hartknoch allerdings die preußischen politischen Traditionen vom polnisch-litauischen Modell: Die preußischen Stände besaßen eine perfektere Verfassung, weil die gesamte Nation vor der Eroberung durch die Ordensritter am politischen Entscheidungsprozeß teilnehmen konnte. Aber selbst zu Beginn der polnischen Herrschaft über das Königliche Preußen hätten nicht nur der Adel, sondern auch die Stadtbürger und sogar die landsässigen Freien (Kmetones) bei politischen Entscheidungen das Mitspracherecht besessen. Dies sei für den Adel und die großen Städte immer noch der Fall, was auf eine bessere Verwirklichung der „*forma mixta*“ hinweise, als es im allein vom Adel beherrschten polnischen Sejm zur Praxis gehöre.⁶² Die größere Gleichheit zwischen Adel und Bürgern in der preußischen Provinz sei Ausdruck der traditionellen preußischen Freiheitsliebe, die die alten Prußen mit ihren anderen sarmatischen Brüdern geteilt hätten, aber über die Jahrhunderte erfolgreicher verteidigten und bewahrten.⁶³ In klarer Nachahmung des Konstitutionalisten Fredro warnte Hartknoch in seiner Untersuchung des polnischen Senats einerseits vor einer zu starken Monarchie, andererseits vor der ungezügelter Macht des breiten Volkes und der Abgeordnetenversammlung, des demokratischen Elements der polnischen Verfassung, dessen Sitzungen oft in „*turbas et tumultus*“ endeten, gegen die nur ein starker Kronrat etwas ausrichten könne.⁶⁴

Hartknochs politischer Preußenmythos blieb keine isolierte Erscheinung. Seine Werke wurden nicht nur zum historischen Standardwerk

⁶⁰ Christoph Hartknoch, *Alt- und Neues Preußen*. Frankfurt/Leipzig 1684, S. 232.

⁶¹ Janusz Mallek, *Die Entstehung und Entwicklung eines Sonderbewußtseins in Preußen während des 15. und 16. Jahrhunderts*, in: Ders., *Preußen* (wie Anm. 10), S. 57 (80).

⁶² *Republica Polonica* (Ausgabe von 1678), S. 245.

⁶³ Hartknoch, *Preußen* (wie Anm. 60), S. 446 f.

⁶⁴ „*ut praecipitiam populi tarditate sua moderetur.*“ *Dissertatio de Senatu Regni Polonici quam indultu superiorum in Academia Patriae praeside M.C. Hartknoch publico erudit. examini submittit Christophorus Schultz. Regiomonti 1676, folio A2*; ähnlich in: *Republica Polonica* (wie Anm. 62), S. 697 ff.

protestantischer Bürger, sondern fanden auch Eingang in preußische und polnische Adelsbibliotheken. In Anlehnung an die gotisch-sarmatische Ursprungslegende der Preußen schrieb der ermländische Jesuit Thomas Clagius, daß Preußen die kostbarste Perle des sarmatischen Reiches sei, die es leicht mit den reichen Städten Bataviens (der Niederlande) aufnehmen könne. Preußen sei „nutrix aut etiam mater (...) quasi in centro Europae“ („die Ernährerin und Mutter, gleichwie im Zentrum Europas“), wo sich, wie in einer „vagina nationum“, viele Nationen und Völker vereinten.⁶⁵ Aufgrund dieser Bedeutung müsse man die preußische Provinz als eigenen Staatskörper innerhalb der Rzeczpospolita betrachten und die preußische Nation als der polnischen und litauischen gleichberechtigt anerkennen. Weder die Ordensritter noch die polnischen Könige, sondern die große Tradition preußischer Freiheiten habe zur wirtschaftlichen und politischen Blüte des Landes geführt. Wie so viele preußische Patrioten versäumt es Clagius jedoch, seinen Lesern den Ursprung dieser Freiheiten zu erhellen.

Das königlich preußische Nationalbewußtsein war keineswegs ein Monopol deutschsprachiger, protestantischer Bürger. Hartknoch wies darauf hin, daß in keiner anderen Provinz der Republik Stadtbürger und Adel harmonischer zusammengelebt hätten als in Preußen. Auch wenn sich diese Situation seit dem Ende des 16. Jahrhunderts geändert habe, so sei doch der Generallandtag ein deutliches Symbol für diese Tradition. Wie in Polen könnten konstitutionelle Reformen, die vor allem den Landesrat oder Senat stärken sollten, das alte Gleichgewicht wiederherstellen und Bürgern und Adel die politische Kontrolle über ihre eigene Provinz zurückgeben. Hartknoch wurde in dieser Forderung von vielen Autoren unterstützt, die vor allem in Thorn und Danzig in den folgenden Jahrzehnten eine eifrigere politische Reformpublizistik entfalteten.⁶⁶ Die politischen

⁶⁵ Thomas Clagius, *Sarmatia sive de Originibus et Antiquitatibus primorum in Sarmatia Europaea populorum Dissertatio Latinae de Prussia Historiae apparatus et libri I.* 1622. Biblioteka Polskiej Akademii Nauk w Kórniku (Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Kórnik) (BPANK), MS 152, S. 272 ff.

⁶⁶ Neben den schon oben angeführten Beispielen vgl. *Theses Politicas de Majestate Principis limitata*, praeside M[agistri] Johann Sartorio Gymn[asii] Thor[uniensi] P.P., proponit Antonius Baumgarten Thoruniensis, 1686 d[ato] 31. Januarii. Thorunii 1686; *Dissertatio ex Historia Prussica qua ostenditur, Borussos ad generalem Expeditionem extra fines suos non esse adstrictos defendit Johannes Hintz, Tempelburg[i] Pom[eranus]*, sub praesidio M. Martini Böhm. Thorn 1700; Ernst König, *Exercitatio Politica de Cive, et diversis hominum in civitate ordinibus*, praeside Ernesto König, subjicit Christianus Wernigke, Elbingensis respondens. Thorunii 1680; *Diatribes Politicae de Majestate quam suprema majestate favente*, in Gymnasio Thorn, praeside M. Ernesto König, subjicit Henricus Fibing, Svidnicio Silesius. Thorn 1671; Johann Ernst Linde, *Gratiani Severini Lipiński ad V[incentum] C[onstantium] Starodobski Nob[ilem] Po[lonum] Epistola*. Gedani 1712; Johannes Schultz, *Tractatus historico-politicus de Polonia nunquam tributaria*. 10 Tle., Gedani 1694.

Mißerfolge der Konstitutionalisten des 17. und frühen 18. Jahrhunderts, aber vor allem die Verwüstungen und der Machtverfall, den Polen-Litauen während des Großen Nordischen Krieges von 1700–1721 hinnehmen mußte, machten die Hoffnungen der preußischen Reformen in den Städten sowie unter dem senatorischen Adel zunichte. Während sich die Tendenz zur Zentralisierung und Vereinheitlichung politischer Entscheidungen im gesamten Reich unter den Sachsenkönigen verstärkte, schwand der politische Einfluß der preußischen Bürger in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer selbstbewußten Rhetorik.⁶⁷ Die von allen Seiten von Truppen bedrängten Städte, die unter Russen, Polen, Schweden und Sachsen in gleicher Weise litten, fanden wenig Trost bei August dem Starken (1697–1733), den sie verdächtigten, ein gegen die Ständeversammlung und ihre Freiheiten gerichtetes „dominium absolutum“ vorzubereiten, dessen politische Auswirkungen sie bei den ihnen ehemals verbundenen preußischen Nachbarständen im Herzogtum und in dem nach 1701 zum Königreich Preußen erhöhten Hohenzollernstaat beobachtet hatten.⁶⁸ 1701 setzten sich die Danziger mit Waffengewalt gegen die verhaßten sächsischen Truppen ihres eigenen Königs zur Wehr, die sich auf ihren Ländereien niederlassen wollten.⁶⁹ Die Auseinandersetzung mit der Monarchie und Kräften im Reichstag, die der preußischen Provinz jeglichen Sonderstatus absprechen wollten, spitzte sich aber vor allem nach dem Krieg zu. Jerzy Dygdała und Hans-Jürgen Bömelburg haben zur Untersuchung des in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich verstärkten preußischen Nationalbewußtseins detaillierte Ergebnisse vorgelegt.⁷⁰ Vor allem in den polemischen Werken Gottfried Lengnichts wird deutlich, daß der politische Preußenmythos Hartknochs nicht mehr griff, sondern durch

⁶⁷ Jerzy Dygdała, *Życie polityczne Prus Królewskich u schyłku ich związku z Rzeczpospolitą w XVIII wieku. Tendencje unifikacyjne a partikularyzm* (Das politische Leben im Königlichen Preußen gegen Ende der Verbindung mit der Republik Polen im 18. Jahrhundert. Zentralisierungstendenzen und Partikularismus). Warszawa (u.a.) 1984 (Roczniki TNT. 81, 3.), S. 241; Stanisław Salmonowicz, *Z dziejów walki o tzw. restaurację autonomicznych aspiracji Prus Królewskich w XVIII wieku* (Zur Geschichte des Kampfes um die sog. Restauration autonomistischer Bestrebungen im Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert), in: *Analecta Cracoviensia* 7 (1975), S. 436 ff.

⁶⁸ Besondere Empörung rief die von Polen nicht verhinderte und vom König tolerierte Besetzung Elbings durch brandenburgische Truppen im Jahr 1698 und die Inkorporation des Elbinger Territoriums 1701 in das Königreich Preußen hervor. Vgl. Wanda Klęsińska, *Okupacja Elbląga przez Brandenburgię w latach 1698–1700* (Die Besetzung Elbings durch Brandenburg in den Jahren 1698–1700), in: *Rocznik Elbląski* 4 (1969), S. 117.

⁶⁹ *Instruktion und Briefe an den Gesandten der Stadt Danzig in Warschau*. APG 300, R/Dd 18b, S. 4–7.

⁷⁰ Vgl. Anm. 2 u. Anm. 67.

eine historisch-legalistische, aber nicht weniger legendenhafte Argumentation ersetzt wurde, die sich vor allem darauf konzentrierte, die Privilegien von 1454 wiederzubeleben und die Union von Lublin für null und nichtig zu erklären.⁷¹

Der auf dem politischen Wertesystem der gemischten Fassung beruhende Konsens, der allen Provinzen und Nationen innerhalb der Rzeczpospolita einen eigenen Platz eingeräumt hatte, funktionierte nicht mehr; ja, er war aus der Perspektive der preußischen Bürger schon am Ende des 17. Jahrhunderts brüchig. Während der preußische Adel unter gleichen Bedingungen und Spielregeln wie der Adel anderer Provinzen auf dem Reichstag seine spezifischen Interessen vertrat, sahen sich die Städte immer stärker benachteiligt, nicht zuletzt von ihren eigenen Königen. Es war jedoch ein weiter Weg vom Überlegenheitsgefühl Hartknochs, der – trotz seines Wissens um Konflikte – vor allem die historische Interessengemeinschaft der Bürger und des Adels betont hatte, deren politische Kultur die Preußen als Musterschüler der sarmatischen Tradition einer in Europa einzigartigen gemischten Verfassung auszeichnete. Im Gegensatz dazu radikalisierte sich das preußische Nationalbewußtsein deutlich im 18. Jahrhundert. Die Überzeugung der Bürger, nach der politischen Kapitulation des preußischen Adels die einzigen Hüter der preußischen Freiheiten zu sein, spiegelt sich in Samuel Luther Gerets Pamphleten wider, der kurz vor der ersten Teilung Polens dem Adel der Provinz zum Vorwurf machte, „daß wir dennoch nicht gänzlich bloße Woywodschaften und pure Polen sind, solches haben wir lediglich der Erkenntniß, Gelehrsamkeit, Wachsamkeit und Eifer unserer Mitbrüder aus den Städten zu verdanken, welche, da sie Mitstände unseres Vaterlandes sind, an ihrem Theil nichts versäumt haben, jeden Eingriff (...) durch gerichtlichen Widerspruch sich entgegen zu setzen und (...) ihr möglichstes zur Wiederbringung des verlohrenen zu thun“.⁷²

Es waren jedoch nicht der polnische König oder der „antistädtische“ Adel, die zunächst die Wirtschaftskraft Danzigs, Thorns und Elbings lahmlegten und dann endgültig ihren politischen Freiheiten den Todesstoß versetzten, sondern das „absolutum dominium“ des Nachbarstaates, dessen politisches System die königlichen Preußen von jeher verabscheut

⁷¹ Dies untersucht in detaillierter Weise auch mein Buch: *The Other Prussia. Poland, Prussia and Liberty, 1569–1772*. (im Druck).

⁷² S.L. Geret, Herrn Ludwig Weyher, aus der Ritterschaft von Preußen Erbherrn auf Langfuhr in Preußen, Sicherheit für Polen wegen erlaubter Errichtung eines Berliner Lotterie-Contours in Langfuhr, in einem Sendschreiben an gedachten Herrn aus Landeck vom 1ten Nov. 1771, in: Ders., *Die aus den Gräbern* (wie Anm. 16), S. 11.

hatten. Es dauerte Jahrzehnte, doch schuf die Hohenzollernmonarchie ein neues preußisches Nationalbewußtsein, das sich dann allerdings auf ganz andere politische und historische Mythen gründete.

**Städtische Gesellschaft und territoriale Identität
im Königlichen Preußen um 1600.
Zur Frage der Entstehung deutscher Minderheiten
in Ostmitteleuropa**

von Michael G. Müller

Die Feststellung, daß kollektive Identitäten, auch ethnisch-territoriale, auf dem Wege sozialer und kultureller Konstruktionsprozesse entstehen, ist inzwischen fast banal. Kaum jemand würde heute mehr Nationen, Regionen oder auch Ethnien als objektiv vorgegebene, sozusagen „naturhafte“ Wirklichkeiten bezeichnen wollen oder die historische Wandelbarkeit solcher Identitäten und der sie bestimmenden Merkmale ernsthaft in Zweifel ziehen. Es erscheint uns heute vielmehr offensichtlich, daß ethnisch-territoriale Gemeinschaften in besonderen, nämlich zeitgebunden sozialen, politischen und kulturellen Kontexten entstehen und sich wandeln – und daß es vor allem jene sich verändernden Kontexte sind, welche geschichtswissenschaftlich sinnvoll als Realitäten erfaßt werden können. Bezogen auf Nationen und Regionen bedeutet dies: Beide haben immer spezifisch abgegrenzte und zugleich sich verändernde Trägerschichten; sie repräsentieren bestimmte „Programme“ sozialer und politischer Integration (und Ausgrenzung); ferner waren und sind nationale und regionale Gemeinschaften als „gedachte“ oder „vorgestellte Gemeinschaften“ im Sinne Benedict Andersons lebenswichtig auf den kommunikativen Zusammenhang angewiesen, welchen gemeinsame Wertesysteme, Symbole, Riten, Geschichtsbilder unter den Trägerschichten stiften; und nicht zuletzt gilt, daß das Nebeneinander, die Überschneidung sowie die Konkurrenz nationaler und regionaler Identitäten ständigen Veränderungen unterliegen, es also immer wieder zur Formierung neuer, aber auch zum Zerfall bestehender ethnisch-territorialer Gemeinschaften kommen kann.¹

Wo in der ostdeutschen Landesgeschichte von den Deutschen als Ethnikum gehandelt wird, spielen solche Überlegungen bisher freilich kaum eine Rolle. Zwar hat sich die Forschung hier inzwischen deutlich von dem nationalpolitisch bestimmten Paradigma der Ostforschung entfernt und deren parteiliche Deutungen der ethnischen Beziehungen in Ostmit-

¹ Eine Art Zwischenbilanz der aktuellen Diskussion bietet der Sammelband: *National and Regional Identities in Europe in the 19th and 20th Centuries*, hrsg. v. Heinz-Gerhart Haupt, Michael G. Müller u. Stuart Woolf. Den Haag 1998.

teleuropa in mancherlei Hinsicht revidiert. Doch ist es im wesentlichen dabei geblieben, daß die Geschichte deutscher Volksgruppen in Osteuropa seit dem Mittelalter seitens der deutschen Geschichtsschreibung als ein sich gewissermaßen selbst legitimierender, objektiv vorgegebener Gegenstand behandelt wird. So erscheint es weiterhin eher selbstverständlich, die Geschichte deutschsprachiger Milieus östlich der Grenzen des Alten Reichs per se als „deutsche Geschichte im Osten“ zu begreifen und zu erörtern. Dabei wird zum einen angenommen, daß der sprachlich-kulturelle Bezug solcher Gruppen zu Deutschland bzw. dem Reich deren Identität vorrangig und durchgängig bestimmt habe – und zwar weitgehend unabhängig davon, wie dieser Bezug von den Betroffenen in verschiedenen Epochen wahrgenommen und gewichtet wurde. Zum andern ist damit die Vorstellung impliziert, daß die Zugehörigkeit der deutschsprachigen Gruppen zum Ganzen des deutschen Ethnikums stets auch ein Faktor der Unterscheidung und Abgrenzung vom jeweiligen nicht-deutschen Umfeld war, diese Gruppen sich also objektiv immer in der Position einer „Minderheit“ befanden. Jedenfalls hat die oben angesprochene Frage nach den epochenspezifischen Kontexten von Identitätsbildung die Forschung hier nicht zentral beschäftigt; da die epochenübergreifende ‚Leitfunktion des Ethnischen‘ für die ostdeutsche Geschichte nie grundsätzlich in Frage stand, gab es auch kaum Anlaß, die Ursprünge von „nationaler“ Identifikation wie auch von Minderheitsidentität im Hinblick auf die Deutschsprachigen zu problematisieren.²

Um einen Vorschlag, wie ein Zugang zu dieser Problematik gewonnen werden könnte, wird es im folgenden gehen. Am Beispiel der großen Städte des Königlichen Preußen und ihres Verhältnisses zum polnisch-litauischen Gesamtstaat soll erörtert werden, welche politisch-kulturellen Bezüge die Identität der vormodernen Stadtgesellschaften bestimmt haben mögen – und in welchen Kontexten hier namentlich Entwicklungen zu einem ethnisch minoritären Status bzw. zu einer Selbstwahrnehmung des deutschsprachigen Stadtbürgertums als Minderheit wirksam wurden. Dabei wird von drei Vorüberlegungen ausgegangen:

² Anregungen dazu gibt es freilich in der neueren polnischen Forschung, in bezug auf das Königliche Preußen vor allem bei Stanisław Salmonowicz, Preußen Königlichen Anteils und das Herzogtum Preußen als Gebiet der Begegnung zweier Kulturen vom 16. bis 18. Jahrhundert, in: Schlesien und Pommern in den deutsch-polnischen Beziehungen vom 16. bis 18. Jahrhundert. Braunschweig 1982, S. 66-86; Janusz Mattek, Die Entstehung und Entwicklung eines Sonderbewußtseins in Preußen, in: Zeitschrift für Ostforschung 31 (1982), S. 48-58.

1. Grundsätzlich wird angenommen, daß die Entstehung von Minderheiten vor allem mit dem Ursprung des Prinzips Mehrheit zusammenhängt. Nur wo gesellschaftliches und staatliches Handeln sich an Mehrheiten orientiert und sich an solche richtet, können bestimmte Gruppen als Minderheiten identifiziert, d.h. mit einem „minderen Status“ gegenüber anderen Mitgliedern der größeren Gemeinschaft versehen werden.³ Das aber war keineswegs immer so: Für die Gesellschaften des Mittelalters bildete das Nebeneinander vieler ungleicher Staatsgruppen die Norm; alle, und zwar auch die Eliten, gehörten daher in gewissem Sinne zu Minderheiten – weshalb das Konzept Minderheit an sich hier auch nicht sinnvoll angewandt werden kann. Wornach es also Ausschau zu halten gilt in unserem Fragezusammenhang, sind die Anfänge von „Mehrheitsgesellschaften“, konkreter aber die Anfänge ethnisch definierter Mehrheitsidentitäten, die dann zur Folie für die Abgrenzung ethnischer Minderheiten werden konnten.
2. In Ostmitteleuropa (aber gewiß nicht nur hier) lassen sich solche Entwicklungen in der Epoche nach der Reformation ausmachen. Anknüpfend an das, was in der großen Diskussion der letzten beiden Jahrzehnte über die gesellschaftsgeschichtlichen Aspekte der „Konfessionalisierung“ gesagt worden ist, könnte man unterstellen, daß auch in Ostmitteleuropa in dieser Zeit Integrationsprozesse in Gang kamen, die auf eine intensivere herrschaftliche Durchdringung und Formierung der territorialstaatlichen Gesellschaften hinauslief, wobei auch frühnationale Identitätsbildung auf konfessioneller wie ethnischer Grundlage eine Rolle spielte.⁴ Daran aber läßt sich die Hypothese knüpfen, daß auch die Entstehung von deutschen Minderheiten in Ostmitteleuropa auf irgendeine Weise mit dieser Epoche verbunden und in deren Ablauf nachweisbar sein müßte.
3. Als „Testregion“ scheint das Königliche Preußen vor allem deshalb geeignet zu sein, weil sich hier zugleich mehrere Konstellationen von „deutscher Geschichte im europäischen Osten“ in der zeitlichen Abfolge auffinden. So gab es von der Zeit des hochmittelalterlichen Landesausbaus bis in die Epoche des modernen Nationalitäten- und Minderheitenkonflikts durchgängig deutsche Anteile an der Landesgeschichte, und zwar im Sinne sowohl der ununterbrochenen Präsenz deutschsprachiger Bevölkerung als auch einer Kontinuität wirtschaftlich-kul-

³ Majorities and Minorities, hrsg. v. John W. Chapman u. Alan Wertheimer. New York 1990.

⁴ Dazu demnächst ein Tagungsband des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig: Konfessionalisierung, Stände und Staat in Ostmitteleuropa, hrsg. v. Joachim Bahlcke u. Arno Strohmeyer (im Druck).

tureller und politischer Verflechtungen mit außerhalb Polen-Litauens gelegenen, deutschen Territorien. Wenn sich also, wie wir vermuten, ein zeitlicher und sachlicher Zusammenhang zwischen staatsgesellschaftlicher Integration einerseits und Minderheitengeschichte in einem spezifischen Sinn andererseits im Hinblick auf die Deutschen in Ostmitteleuropa nachweisen läßt, dann müßte er hier besonders deutlich zu Tage treten.

Geprüft werden soll unsere Hypothese anhand von zwei zeitlichen Schnitten, in denen die Selbst- und Außenwahrnehmung der Städte des Königlichen Preußen und ihrer deutschsprachigen Eliten im Hinblick auf deren Identitätsbezüge in Umrissen zu rekonstruieren wären. Diese zeitlichen Schnitte liegen einerseits in den 1590er Jahren und andererseits in den Jahren um und nach etwa 1630. In Betracht gezogen werden dabei verschiedenste zeitgenössische Äußerungen, die sich auf die konfessionelle, ständisch-politische und sprachlich-kulturelle Identität des Landes bzw. der Städte beziehen. Wer also hat hier sich wann und unter welchen Umständen auf Sprache, Bekenntnis, landständischen Status oder andere Motive als identitätsbestimmende Merkmale berufen, und wie hängen solche Äußerungen jeweils mit einer vermuteten deutschen Minderheitsidentität zusammen?

Die 1590er Jahre erscheinen für eine solche Bestandsaufnahme insofern besonders aufschlußreich, als in dieser Zeit die konstitutionellen, wirtschaftlich-politischen und konfessionellen Beziehungen zwischen der Provinz und dem polnisch-litauischen Unionsstaat in rapidem Wandel begriffen waren – und entsprechend auch neu reflektiert und politisch verhandelt wurden.⁵ Auf die Lubliner Union von 1569, welche die vollständige Inkorporation Preußens in die staatlichen und Verfassungsstrukturen des Unionsstaats postulierte, hatten die preußischen Landesräte, adlige und städtische, zunächst mit frontalem Widerstand reagiert, um dann aber – nach dem politischen Scheitern dieses landständischen Widerstands gegen den Gesamtstaat – neue Interaktionsmuster zu erproben. Die einzelnen ständischen Gruppen orientierten sich dabei in unterschiedliche Richtungen, was freilich nicht primär mit besonderen sprachlich-kulturellen Ausrichtungen, sondern vor allem mit der je besonderen ständepolitischen Interessenlage zusammenhing. Für die Option der adligen Unterstände war entscheidend, daß die 1569 vollzogene konstitutio-

⁵ Zur Bedeutung der Lubliner Union für die Verfassungsgeschichte des Landes besonders Stanisław Salmonowicz, *Prusy Królewskie w ustroju Rzeczypospolitej szlacheckiej (1569–1772)* (Das Königliche Preußen in der Verfassung der Adelsrepublik [1569–1772]). Wrocław 1988 (Acta Universitatis Wratislaviensis 945. Historia. LXVI.), S. 45–56.

nelle Union die Ritterschaft politisch beträchtlich aufgewertet und ihnen sowohl innerhalb des Landes als auch auf der Ebene des Unionsstaats neue Handlungsspielräume eröffnet hatte; so lag es nahe, den Wechsel von einer landesbezogenen zu einer gesamtstaatlichen Loyalität zu vollziehen und diesen auch in einer kulturellen Polonisierung zum Ausdruck zu bringen, welche unter anderem in dem Sprachwechsel von Deutsch zu Polnisch auf den preußischen Tagfahrten erkennbar wurde.

Die anderen Landeseliten taten sich bei der Anpassung an die neuen Verhältnisse wesentlich schwerer. Dies lag bei den adligen Oberständen vor allem daran, daß das zunächst garantierte Indigenatsprinzip de facto doch rasch durch polnische Nominierungen für hohe Landesämter durchbrochen wurde, die alten Familien sich also einer veränderten, schärferen Konkurrenz in bezug auf die Behauptung der Machtpositionen im Lande ausgesetzt sahen. Für die Städte dagegen, besonders die großen, drohte die Angleichung der Landesverfassung an die Ständeordnung des Unionsstaats, sie als ständische Kraft überhaupt zu marginalisieren, da die Oberstände ihre Mittlerfunktion zwischen Land und Gesamtstaat dadurch weitgehend einbüßten und speziell die großen Städte als Landesräte die 1569 eröffnete Möglichkeit des Einzugs in den polnisch-litauischen Senat als Kompensationschance nicht genutzt hatten. Schließlich hatte sich bis zu den 1590er Jahren auch die Bekenntnisfrage als ständepolitisches Problem kritisch zugespitzt: Die Protestanten kamen mit ihren Bemühungen, die Toleranzordnung des Unionsstaats rechtlich zu konsolidieren, nicht mehr voran; im Gegenteil, nicht nur in Polen selbst und in Litauen, sondern auch in dem am geschlossensten protestantischen Kronland Preußen gerieten die Dissidenten gegenüber den Anläufen der Gegenreformation allmählich in die Defensive. Der alte landesständisch fundierte Zusammenhalt Polnisch-Preußens und seiner deutschsprachigen Eliten befand sich somit auf mehreren Ebenen zugleich in der Auflösung.

Nicht zuletzt freilich wurde diese Entwicklung begünstigt durch den ständischen Integrationsprozeß auf der Ebene des Gesamtstaats, welcher von dem Akt von Lublin ausgegangen war. Der Vollzug der „parlamentarischen Union“ von 1569 bedeutete zunächst eine Erweiterung der ständischen Basis für die polnisch-litauische *monarchia mixta*, indem er den Weg zu einer integrierten Repräsentation der Stände der Teilländer ebnete.⁶ So sollte die Angleichung der institutionellen Strukturen denn auch

⁶ Als Problemübersicht Janusz Mattek, Die Stände des Königlichen Preußen in den Jahren 1525–1660, in: Ständetum und Staatsbildung in Brandenburg-Preußen, hrsg. v. Peter Baumgart. Berlin/New York 1983, S. 108–128.

die Ausbildung einer gesamtstaatlichen Elite auf politischer Grundlage deutlich fördern, ohne jedoch die ethnische und konfessionelle Besonderheit von Teilgruppen dieser Elite zunächst in Frage zu stellen. Jedenfalls vollzog sich die Formierung einer ständischen „Mehrheitsgesellschaft“ in dieser Phase noch weitgehend unabhängig von kulturellen Integrationsprozessen, und für alle ständischen Akteure im Königlichen Preußen schienen sich hier in der längerfristigen Wirkung der Union neue Handlungsspielräume zu eröffnen.

Besonders an der Bekenntnisfrage läßt sich denn auch zeigen, daß die Entwicklung in dieser Phase eben nicht auf eine Demarkation sprachlich-ethnischer Fronten innerhalb der landesständischen Gesellschaft oder zwischen Land und Unionsstaat zulief. Das heißt, es kam in Wahrheit weder zu jenem „Zusammenrücken“ der allmählich schrumpfenden deutsch-protestantischen Elitengruppen in Reaktion auf verstärkten gesamtstaatlichen Zugriff, welches die traditionelle deutsche Landeshistorie bis hin zu Theodor Schieder immer wieder hartnäckig beschworen hat.⁷ Noch hat die vom Gesamtstaat, d.h. von Hof und Episkopat in Polen ausgehende gegenreformatorische Politik hier vorerst einen Zusammenhang zwischen Konfession und Nation in bezug auf die preußischen Protestanten hergestellt. Ganz anders vielmehr: Die Zuspitzung der Bekenntnisfrage als ständepolitisches Problem des Gesamtstaats sollte vor allem den großen protestantischen Städten in Preußen eine Chance bieten, ihre politische Isolation zu überwinden und sich auf der Seite der protestantischen Adelspartei in die polnisch-litauische Ständepolitik einzuschalten. Protestantismus bedeutete jedenfalls zunächst auch aus der Perspektive des Landes vor allem Öffnung in Richtung auf eine gesamtstaatliche und damit über-nationale Bekenntniskultur.⁸

So heißt es in einer Rechtfertigungsschrift der Danziger, Thorner und Elbinger Räte von 1595 über den rechtmäßigen Gebrauch „der Reformirten Religion (...) in Kirchen und Tempeln der preußischen Städte“, daß das gemeinsame Streben der „einmütigen Erhaltung miten den Refor-

⁷ Vgl. Paul Simson, Westpreußens und Danzigs Kampf gegen die polnischen Unionsbestrebungen in den letzten Jahren des Königs Sigismund August (1568–1572), in: Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins 37 (1897), S. 1-176; Theodor Schieder, Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569–1772/93). Königsberg 1940; in neuerer Zeit u.a. Heinz Neumeyer, Das Dekret von Lublin. Polnische Gewaltpolitik im 16. Jahrhundert, in: Westpreußen-Jahrbuch 8 (1958), S. 33-38.

⁸ Michael G. Müller, Wielkie miasta Prus Królewskich wobec parlamentaryzmu polskiego po Unii Lubelskiej (Die großen Städte des Königlichen Preußen gegenüber dem polnischen Parlamentarismus nach der Lubliner Union), in: Czasopismo Prawno-Historyczne 45 (1993), S. 257-267.

mierten Religions Verwandten in Pohlen“ gelte, die gemeinsame Sorge aber den Versuchen der katholischen Partei, „auf waßerlei Weise die Polnischen und Preußischen Kirchen getrennet“ zu halten. So käme es darauf an, sowohl die gemeinsamen Fundamenta Religionis gemäß dem Consensus Sandomirensis zwischen der Helvetischen, Böhmischen und Augsburgischen Konfession als auch die Unionsstaatliche Toleranzakte der Warschauer Konföderation von 1574 einmütig zu verteidigen.⁹ Dieses klare Bekenntnis der städtischen Räte zu den *actes fondateurs* des polnischen protestantischen Kirchenwesens – dem calvinistisch orientierten Sandomirer Konsens und der Warschauer Konföderation – war in der Situation von 1595 gewiß ein Novum; es mochte auch von den Ständen im Lande als ein Bruch mit den früher beachteten Grundsätzen einer strikt eigenständigen Kirchenpolitik wahrgenommen worden sein. Dennoch lag diese Option in der Logik einer Konfessionspolitik, welche die preußischen Protestanten seit spätestens den 1570er Jahren allmählich vom lutherischen Konfessionalismus im Reich weggeführt und dem polnisch-litauischen Reformiertentum angenähert hatte. Alle Städte gemeinsam hatten früh den ihnen angebotenen Kirchenverbund mit den konfessionell auf die Orthodoxie festgelegten deutsch-lutherischen Hansestädten ausgeschlagen, um, wie es in Danzig hieß, eben nicht in den Sog des „gezancks so unter den Theologiis in deutschlandt entstanden“ zu geraten.¹⁰ Unterschiedliche Wege hatten die städtischen Kirchen dann, als Alternative, ins Lager des pragmatisch-calvinistischen Konsenses der Polen geführt – in Danzig die aus Deutschland verbannte Vermittlungstheologie der Philip-pisten, in Elbing das Vorbild der dortigen schottischen Presbyterianer-Gemeinde, in Thorn ein dominanter Einfluß der böhmischen Reformierten¹¹ –, ein Einfluß, der so prägend wurde, daß der deutschstämmige Senior der Stadtkirche, vom Rat im Vorfeld des Colloquium Charitati-

⁹ Michael G. Müller, „Discursus in der Religions sache der Preußischen Städte“. Ein Dokument zur Geschichte von Konfession und Politik im Königlichen Preußen des 16. Jahrhunderts, in: *Między wielką polityką a szlacheckim partykularizmem* (Zwischen der großen Politik und ständischem Partikularismus). Festschrift für Jacek Staszewski, Toruń 1993, S. 177-187. Im größeren Zusammenhang der Bekenntnisgeschichte der großen preußischen Städte jetzt auch ders., *Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557–1660)*. Berlin 1997 (Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin.).

¹⁰ So eine Erklärung des Danziger Rats gegenüber dem städtischen Ministerium 1586, nach Jacob Fabricius, *Historia Notulae*. Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatsarchiv Danzig) (APGd) 300 R/Pp 2, Bl. 189r.

¹¹ Als Überblick Michael G. Müller, *Zur Frage der Zweiten Reformation in Danzig, Elbing und Thorn*, in: *Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland. Das Problem der „Zweiten Reformation“*, hrsg. v. Heinz Schilling. Gütersloh 1986, S. 251-286.

vum auf den theologischen Status seines geistlichen Ministeriums befragt, darauf antwortete, daß die Thorner Kirche am ehesten wohl der Böhmiſchen Konfeſſion zuzuordnen ſei.¹² Wenn alſo die konfeſſionspolitische Entwicklung des ausgehenden 16. Jahrhunderts für Preußen relevante Grenzen aufgerichtet hatte, ſo verliefen dieſe Grenzen in erſter Linie zwiſchen dem Konkordien-Luthertum des Reichs einerſeits und dem überkonfeſſionellen Kirchenweſen des Unionsſtaats andererſeits. Auch den calvinisierenden preußiſchen Kirchen boten ſich im Rahmen der „*fraterna coniunctio*“ verſchiedener Bekenntniſſe am eheſten Spielräume, und es lag nahe, ſich vor allem hier „Rahts, hülff und Troſts zu erholen“, wie die Danziger Bürgerschaft ihren Räten in Vorbereitung auf die Thorner Synode der polniſch-litauischen Proteſtanten von 1595 empfahl.¹³

Die bekennniſſepolitische Richtungsentscheidung der deutſch-proteſtantiſchen Preußen war nun ihrerſeits aber eng verzahnt mit einer ſtändepolitischen Neupositionierung der großen Städte, in Reaktion auf den oben angeſprochenen Wandel des politiſchen Bezugſſystems. So ging es bei den intensiven Bemühungen der Städte in den 90er Jahren um den Beiſtand der „Konfeſſions-Verwandten“ in Polen-Litauen zwar akut und vorrangig gewiß um kirchliche Belange. Die Bitte etwa, welche die Danziger 1590 an die proteſtantiſche Partei des polniſch-litauischen Reichstags richtete, daß der Reichstag ſich der preußiſchen Städte als „*membra Reipublicae*“ annehmen und ihnen den Schutz der Reichsgeſetze ange-deihen laſſen möge,¹⁴ war Teil der Anſtrengungen, die Anſprüche der Krone auf eine Herausgabe der Pfarrkirchen an die Katholiken politiſch abzuwehren. Doch finden wir den religiöſen und den ſtändepolitischen Aſpekt in dieſen Jahren eben auch auf umgekehrte Weiſe argumentativ miteinander verknüpft: Schon 1587/88, in den innerſtädtiſchen Diſputen über den Bekenntniſſenſtand der Danziger Kirche, warnten ſtädtiſche Syndici und Theologen, daß ein von Polen unabhängiger Kurs in der Bekenntniſſenfrage ſchon deſhalb nicht in Betracht komme, weil dieſes „zum Praejudicio und Verfang“ bei den proteſtantiſchen Magnaten geraten, die preußiſchen Städte alſo um ihre wichtigſten ſtändepolitischen Verbündeten bringen würde.¹⁵ Entſprechend heißt es in der bereits zitierten Rechtfertigungſſchrift der preußiſchen Städte von 1595 – und zwar als Warnung an die anderen Stände des Unionsſtaats: Nicht nur um der Religion

¹² Großpolniſche Synodalakten. Biblioteka Uniwersytecka w Warszawie (Universitätsbibliothek Waſchau) (BUW), Dział Rękopisów, Ms. 590, Bl. 193.

¹³ Danziger Ordnungsrezesse. APGd, 300, 53/453, Bl. 211r.-212v.

¹⁴ Inſtruktion des Rats an die Danziger Repräſentanten auf dem Generallandtag. APGd, 300, 53/1173, Bl. 101-136.

¹⁵ APGd, 300 R/Pp 16, Bl. 73-108.

willen wollten die Widersacher preußische und polnische Kirchen spalten, sondern auch, um das durch „allgemeine Confoederation, so(wie) durch öffentliche Constitutionen“ geknüpfte Band der gemeinsamen ständischen Ordnung aufzulösen.¹⁶ Beide Aspekte – Religionspolitik und Ständesolidarität – waren schließlich auch im Spiel, wenn etwa der litauische Senator Michałowicz das im Sommer 1595 besiegelte Zusammengehen von preußischen und litauischen Protestanten dahingehend kommentierte, es werde allen „Adversariis (König, Bischöfen und Kanzler; M.G.M.) ein Schrecken (sein), daß sich Nobilitas cum Civitatibus in Negocio Religionis conjurte“.¹⁷

Politisch spektakulär an dieser „coniunctio“ der 90er Jahre war, daß die preußischen Räte sich damit nun tatsächlich auf das gesamtstaatliche Politikmodell der polnisch-litauischen Stände einzulassen schienen und an deren Rhetorik anknüpften. Noch wenige Jahre zuvor hatte man den ständepolitischen Status Preußens im Gesamtstaat anders, nämlich sehr viel zurückhaltender umschrieben. Von Preußen als „einem besonderen Stand der Krone“ war da die Rede gewesen, sowie davon, daß es mit den Landesrechten „eine ganz andere Bewandniß, als mit den Polnischen und Lithauischen hätte“ und daß namentlich die preußischen Städte eher von den „particulare gegebenen“ Privilegien der Krone als von der Ständeordnung des Unionsstaats ihren Status abzuleiten hätten.¹⁸ Nach 1587 wurde vor allem das letzte Argument umgekehrt: Es schien den preußischen Räten jetzt darauf anzukommen, ihre Städte in das gesamtstaatliche Ständesystem eingeordnet zu sehen, die Reichskonstitutionen als das vorrangige Recht für Preußen mit zu reklamieren, sich auf den Reichstag als die der Krone vorgeordnete Gewalt auch in den eigenen Belangen berufen zu können. Die Formel von den Städten als „eines gliedts der Lande Preussen und also der Löblichen Crohne Polen“ – so in einem Danziger Ratsdokument von 1587 – schloß dieses neue Programm ein.¹⁹ Im konkreten Fall des Streits um die bischöflichen Besitzansprüche in den preußischen Städten argumentierte man 1594 entsprechend folgendermaßen: Was immer die Kirchen betreffe, und zwar auch in Preußen, falle unter das Reichsrecht der Warschauer Konföderation, und was aber „wegen der Confoederation einfallen könnte“, das „sol auf ofentlichem Reichstage allein entschieden sein“.²⁰

¹⁶ Vgl. Anm. 9.

¹⁷ APGd, R/Vv 111, Bl. 228.

¹⁸ So die Argumentationen der Danziger Instruktionen für die Generallandtage von 1574/75. APGd, 300, 53/1171, passim.

¹⁹ Instruktion für den Danziger Gesandten zum Wahlreichstag von 1587. APGd, 300, 53/1167, Bl. 29-55.

²⁰ APGd, 300 R/Pp 82, Bl. 565 f.

Die Rationalität dieses Programms wird allerdings erst dann einsichtig, wenn man mit in Betracht zieht, wie die Städte ihrerseits auf die Ständepolitik des Gesamtstaats einwirken konnten. Sich institutionell in die Reichstagspolitik einzuschalten, war ihnen nicht möglich – jedenfalls nicht mehr, nachdem sie es 1569 abgelehnt hatten, den Auflagen der Lubliner Unionsakte zu folgen und ihre Vertreter in die Senatorenkammer zu entsenden. Kompensiert wurde dieser Mangel jedoch durch informelle Handlungsmöglichkeiten, da die Städte ihr konfessionelles Bezugssystem, die Verbindungen zu den polnischen und litauischen Protestanten, zum Aufbau eines eigenen ständepolitischen Kommunikationsfeldes zu nutzen vermochten. Das dissidentische Lager der polnisch-litauischen Stände bot den Rahmen, um auch preußische Interessen in die Landtags- und Reichstagspolitik einzubringen.²¹ Wenigstens auf drei Ebenen finden sich diese neuen Verflechtungen zwischen Preußen und den protestantischen Ständen des Unionsstaats in den Quellen abgebildet:

- Nicht nur auf den Reichstagen, sondern auch auf den „befreundeten“ Landtagen in Litauen und Polen waren die preußischen Räte seit den 90er Jahren präsent, um eine gemeinsame Politik der Protestanten auszuhandeln. Mit Erfolg versuchten die Städte, dem Adel der konfessionsverwandten Landschaften nahezu legen, daß – wie es in einem großpolnischen Landtagsabschied von 1595 heißt – „die Landboten auf kommendem Reichstage ein ernstes Auge darauf haben sollen, daß die Preußen bei ihren alten Rechten, Freiheiten, der Konföderation und den königlichen Bestätigungen erhalten werden sollen“.²²
- Dem ratsoffiziellen politischen Beziehungsgefüge stand ein System persönlicher Verflechtungen zwischen den Landeseliten und denen des Gesamtstaats an der Seite, an dem neben dem preußischen Adel auch das städtische Patriziat Anteil hatte und das für dessen ständische Politikinteressen nutzbar gemacht werden konnte.²³
- Wirksam waren in diesem Sinne nicht zuletzt die Bemühungen der Räte, Preußen als das Zentrum protestantischer akademischer Bildung für den Unionsstaat zu profilieren. Gescheitert ist zwar der (erklärterma-

²¹ Dazu ausführlicher Müller, *Wielkie miasta* (wie Anm. 8).

²² Instruktion für die Landboten von Sroda vom Januar 1595. APGd, 300 R/Pp 54, Bl. 147f.

²³ Exemplarisch dafür das Beziehungsgefüge der Thorner Ratsfamilie Stroband; vgl. Henryk Rietz, *Burmistrz Henryk Stroband (1548–1609), twórca Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego* (Bürgermeister Heinrich Stroband [1548–1609], der Begründer des Thorner Akademischen Gymnasiums), in: *Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego* (Erinnerungsband 400 Jahre Thorner Akademisches Gymnasium), hrsg. v. Zbigniew Zdrójkowski. Bd. 1, Toruń 1972, S. 13–39.

ßen in solcher Perspektive unternommene) Versuch von 1595, das Land wie auch die protestantischen Reichsstände auf die Gründung einer Universität ihrer Konfession in Preußen zu verpflichten.²⁴ Doch haben auch die akademischen Gymnasien der drei großen Städte über zwei Generationen durchaus eine entsprechende Funktion für die polnisch-litauischen Protestanten erfüllt.²⁵

Auch auf dieser Ebene also hat die vermeintlich „trennende“ Erfahrung der Reformation im Grunde eher neue „kommunikative Brücken“ zu den Eliten des Gesamtstaats hergestellt als ethnisch-territoriale Loyalitäten in Preußen verstärkt.

Das bedeutet freilich nicht, daß die sprachliche Identität der preußischen Eliten aufgehört hätte, bedeutsam zu sein. Die „teutsche Zunge“ blieb ein für das städtische Bürgerrecht in Preußen relevantes Kriterium. Das protestantische Kirchenwesen wurde überwiegend (wenn auch keineswegs ausschließlich) mit deutscher Predigt in Verbindung gebracht. Vor allem aber blieb Deutsch auch weiterhin mit lokaler und landesständisch-regionaler Identifikation in gewissen Zusammenhängen verknüpft. So schrieb Martin Gruneweg, ein Danziger Bürgersohn und Kaufmann, dann (nach seiner Konversion zum Katholizismus) Dominikanermönch in Kronpolen, der zwischen 1601 und 1606 eine Art Autobiographie und zugleich Landesbeschreibung verfaßt hat: „Jene bey Venedigt haben itzt eine vermischte Sprache, mit Welsch, mit Griechisch, mit Ungers auch Deutsch wo nicht Türkisch. Dagegen blüht das alte Geschlecht ganz in ihrer Sprache und Herrschunge auf Danziger Seiten. Sie lassen keine Sache ohne das Deutsch in ihre Sprache, und solches aus sonderlicher Gewogenheit zu den Deutschen, mit welchen sie sich auch vor anderen Nationen gerne gesellen und Heyrathen (...) Also übertrifft Dantzig das Vendig in standhaftigkeit, dieweile sie von ihrem Anfangs tage bis heute ohn einige ferenderunge von einem folcke (...) bewonet ist.“²⁶

²⁴ Stanisław Tync, *Próba utworzenia akademii protestanckiej w Prusach Królewskich w 1595 r.* (Der Versuch, 1595 eine protestantische Akademie im Königlichen Preußen zu gründen), in: *Reformacja w Polsce* 4 (1926), S. 46-59.

²⁵ Stanisław Salmonowicz, *Jesuitenschulen und akademische Gymnasien in Königlich Preußen (16.-18. Jahrhundert)*, in: *Wkład Pomorza do rozwoju nauki i oświaty* (Der Beitrag Pommerellens zur Entwicklung von Wissenschaft und Bildung). Gdańsk 1985 (*Zeszyty Naukowe Wydziału Humanistycznego Uniwersytetu Gdańskiego*. 15.), S. 15-27.

²⁶ Biblioteka Polskiej Akademii Nauk w Gdańsku (Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Danzig) (BPANGd), *Rękopisy*, Nr. 1300, S. 350ff. Zu dem Manuskript, das z.Zt. beim Deutschen Historischen Institut in Warschau für eine wissenschaftliche Edition bearbeitet wird, R. Walczak, *Pamiętniki Marcina Grunewega* (Die Aufzeichnungen des Martin Gruneweg), in: *Studia Źródłoznawcze* 5 (1960), S. 57-77.

Entscheidend für die Beurteilung solcher Äußerungen sind jedoch die spezifischen Abgrenzungen, die damit getroffen wurden. Für die Danziger, stärker sicher als für Thorn und Elbing, markierte die sprachliche Unterschiedlichkeit zunächst den Anspruch auf Exklusivität der Stadtgesellschaft gegenüber ihrem nicht-städtischen Umfeld – wobei, wer der verfaßten deutschsprachigen Bürgerschaft „unseres Dantziger Vaterlandes“ nicht angehörte, gleich ob aus anderen Teilen Preußens, aus dem Reich oder aus Polen-Litauen, zu den „Ausländern“ zählte.²⁷ Daneben freilich konnte Deutschsprachigkeit mit Landesidentität in einem weiteren Sinn assoziiert sein – zumal dort, wo der föderative Charakter des Unionsstaats als konstitutionelle Frage zur Diskussion stand. Entsprechend finden sich gelegentlich die Begriffe „deutsche Sprache“ und „pommerellische Sprache“ parallel und synonym gebraucht, etwa in der Reflexion darüber, daß Preußen – ebenso wie Litauen oder Rotreußen – als ein Land mit eigenständigen gesellschaftlichen Strukturen innerhalb des politisch integrierten Gesamtstaats zu erachten sei. Hingegen finden sich aus dieser Zeit keine Belege für eine programmatische Verknüpfung von Deutschsprachigkeit mit der Vorstellung kultureller oder gar politischer Affinität zu deutschen Reichsterritorien verknüpft; sehr wohl aber wurde die Abgrenzung gegenüber dem Reich ausdrücklich markiert. So leitet etwa Gruneweg sein philologisches Raisonement über die doppelte, nämlich gleichermaßen deutsche und polnische Etymologie des Namens Danzig mit folgender Bemerkung ein: „Mitt dieser Polnischen Nation hat sich Dantzig so verbunden, gleich were sie mitt ihre eine Nation. Solches kommt nirgends anders her, nur aus alter Liebe und freundschaft. Wahrlich es haben unsere Vorfahren nicht gewußt besseren Schutzherrn zu finden als den polnischen Köning. Den Deutzen Kaiser haben sie nicht wollen molestieren, sonderen verschonet sein, als ihrem lieben Vetter, welcher sonst mit bösen ungehorsamen Kinderen genug zuthune hatt.“²⁸

So läßt sich im Hinblick auf das ausgehende 16. Jahrhundert zumindest folgender Befund festhalten. Jener ständisch-konstitutionelle Integrationsprozeß auf der Ebene des polnisch-litauischen Gesamtstaats, welcher in der Folge von 1569 in Gang gekommen war, hatte die sprachlich-kulturell gesonderten Milieus im Königlichen Preußen zunächst keineswegs gespart. Auch die deutschsprachigen städtischen Eliten hatten vielmehr an

²⁷ Diese Unterscheidung wird ausdrücklich getroffen in einer Denkschrift des Danziger Geistlichen Ministeriums von 1587, in der vor dem schädlichen Einfluß „ausländischer“ lutherischer Prediger auf die Stadtkirche gewarnt wurde. APGd, 300 R/Pp 16, Bl. 73 ff.

²⁸ Vgl. Anm. 26.

der engeren „Vergesellschaftung“ der Teilländer Anteil und suchten diese ihrerseits. Die konfessionelle Orientierung der preußischen Städte sollte sich dafür anfänglich als durchaus förderlich erweisen; ihr sprachlich-kultureller Sonderstatus schlug nicht als trennender Faktor zu Buche.

Ein grundsätzlich verändertes Bild bietet sich aus der Perspektive der Mitte des 17. Jahrhunderts. Gewandelt hatte sich gegenüber dem Jahrhundertanfang nicht die politisch-konstitutionelle Beziehungslage zwischen dem Gesamtstaat, Land und Städten, sondern das Bezugssystem, in dem die deutschsprachigen Preußen ihre eigene Identität wahrnahmen; die konfessionelle wie die sprachliche und soziale Eigentümlichkeit der preußischen Bürgerstädte traten nun deutlich als Faktoren der Abgrenzung gegenüber dem polnisch-litauischen Gesamtstaat und den ihn tragenden Eliten zutage. Wenn nun die eingangs formulierten Annahmen zutreffen, dann müßte auch ein Zusammenhang zwischen solchen Veränderungen und der Profilierung einer neuartigen Mehrheitsidentität auf der Ebene des Gesamtstaats nachweisbar sein. Gab es also „mehrheitsbildende“ Prozesse in Polen-Litauen in dieser Zeit, die ihrerseits zu einer tendenziellen Ausgrenzung der deutschen Bürgerschaften in Preußen als einem minoritären Element geführt haben mochten?

Zwei Entwicklungen ließen sich hier anführen, die tatsächlich in eine solche Richtung weisen. Dies war zum einen die Schwerpunktverlagerung ständepolitischer Auseinandersetzungen, die sich im Zuge der Konsolidierung der Wahlmonarchie durchsetzte. Während die Konfliktfronten des 16. Jahrhunderts durch eine lange Zeit noch weitgehend offene Machtkonkurrenz zwischen der Krone, den Parteiungen der senatorischen Aristokratie und dem Mitteladel bestimmt worden waren, trat spätestens nach der Krise des Rokosz des Zebrzydowski immer deutlicher das magnatische Parteienwesen als die Leitstruktur politischen Handelns im Gesamtstaat in den Vordergrund. Damit verbunden war unter anderem, daß der klassische Gegensatz zwischen König und Ständen seine politikführende Bedeutung realiter (wenn auch nicht ideologisch) allmählich einbüßte, während die Kluft zwischen adligen und nicht-adligen Ständen im gleichen Maße tiefer wurde.²⁹ Dem entsprach, daß die Idee von Nation und Republik nun immer enger an ein spezifisches politisch-kulturelles Projekt von Adligkeit angenähert wurde – eine Entwicklung, die zusätzliche Impulse in der Zeit der großen Schweden-Kriege der 1620er Jahre und der Jahrhundertmitte erhalten sollte: In Reaktion auf die Kata-

²⁹ Der derzeitige Diskussionsstand der verfassungsgeschichtlichen Forschung zuletzt knapp umrissen bei Antoni Mączak, *Od plemion do Rzeczypospolitej. Naród, państwo, terytorium w dziejach Polski* (Von den Stämmen zur Republik. Nation, Staat, Territorium in der Geschichte Polens). Warszawa 1996, S. 106ff.

strophen der verheerenden schwedischen Feldzüge in Polen und Litauen sollte die Adelsnation auch ideologisch sozusagen enger zusammenrücken.³⁰

Die Schweden-Kriege spielen aber auch bei der zweiten hier anzusprechenden Entwicklung eine Rolle. Gemeint ist der Wandel der bekenntnispolitischen Verhältnisse, besonders aber der Wandel der verfassungs- und außenpolitischen Kontexte, in denen sich die Bekenntnisfrage nach 1620/1630 als politische Frage stellte. Dabei geht es zum einen natürlich um die dramatische Verschiebung der konfessionellen Gewichte aufgrund des endgültigen Durchbruchs der Gegenreformation. Die Rekonversion des größten Teils des protestantischen Adels hatte die „dissidentische Partei“ erheblich geschwächt, ja im Grunde als ständepolitische Kraft weitgehend entmachtet, wenngleich in Gestalt des orthodoxen Adels auch den verbliebenen Protestanten des Unionsstaats noch immer ein potentieller Bündnispartner erhalten geblieben war. Ähnlich bedeutsam für unseren Fragezusammenhang ist aber die Tatsache, daß die Kriege des 17. Jahrhunderts zwischen Polen und Schweden unabhängig von ihren dynastisch-territorialen und wirtschaftsstrategischen Motiven von beiden Seiten auch als konfessionelle Kriege geführt wurden. So brachte die schwedische Politik den Faktor der „Konfessionsverwandtschaft“ immer wieder konsequent ins Spiel, wo die eigene Okkupationsmacht auf protestantische Untertanen der polnischen Krone traf. Umgekehrt aber sollte die polnisch-litauische Adelsnation in ihren Niederlagen gegen die Schweden ihre Katholizität als integrierendes Programm neu entdecken, während die Protestanten des Unionsstaats, als Folge davon, allmählich den „Reichsfeinden“ stereotyp angenähert wurden.³¹

In der zeitgenössischen Reflexion über die Frage der konfessionellen und territorialen Loyalitäten der preußischen Provinz und ihrer protestantischen Bürgerstädte ist dieser Wandel deutlich abgebildet. Wenn der polnische König Władysław IV. 1645 Katholiken und Dissidenten zu einem „lieblichen Religionsgespräch“ ins preußische Thorn einlud, dann ging es, wie für alle Beteiligten leicht erkennbar war, nicht um eine Annäherung zwischen den inzwischen verfestigten Bekenntniskirchen, sondern im Grunde darum, der längst erschütterten Einheit des protestantischen Milieus endgültig die konfessionspolitische Grundlage zu entziehen: Die stetig gewachsenen Gegensätze zwischen den protestantischen Bekenntniskirchen sollten noch einmal ausgespielt werden, um die Unmöglichkeit

³⁰ Zu diesem großen Komplex allgemein Janusz Tazbir, *Kultura szlachecka w Polsce. Rozkwit, upadek, relikty* (Adelskultur in Polen. Blüte, Niedergang, Relikte). Warszawa 1983.

³¹ Etwas ausführlicher zuletzt Müller, *Zweite Reformation* (wie Anm. 9), S. 190 f.

einer alle Protestanten einschließenden Concordia öffentlich zu demonstrieren und das ständepolitische Auseinanderdriften des protestantischen Lagers zu besiegeln.³² Gerade die protestantischen Preußen hatten die damit verbundenen Risiken sehr wohl gesehen, aber natürlich nicht verhindern können, daß der befürchtete Ausgrenzungseffekt gegenüber den deutschsprachigen Kirchen eintrat. Zu einer eindeutigen Option innerhalb des protestantischen Bekenntnisspektrums genötigt, legten sich die Preußen in der defensiven Situation der 1640er Jahre letztlich doch auf eine am Reich orientierte lutherische Position fest – und zwar wohl wissend, daß eine solche Option zwar dem Bedürfnis nach stärkerer innerer Geschlossenheit gegenüber der Gegenreformation entsprach, jedoch im Rahmen des alten unionsstaatlichen Dissidentenkonsenses weder theologisch zu rechtfertigen noch bekenntnispolitisch mit diesem zu vereinbaren war.³³

Die auf diese Weise 1645 besiegelte Absonderung des städtischen Protestantismus sollte die königliche Politik gegenüber den preußischen Städten in der Folge denn auch konsequent nutzen, um ihre politischen Einflußmöglichkeiten zu erweitern. Die Schwelle für stadtpolitische Eingriffe der Krone aufgrund religiöser Anlässe war insofern de facto niedriger geworden, als die Städte nun nicht mehr als Teil einer gesamtstaatlich handelnden protestantischen Ständepartei auftraten, sondern lediglich als Träger eines territorial beschränkten, minoritären Bekenntnisses, dessen Schutz durch die konfessionsrechtlichen Regelungen für den Gesamtstaat (Consensus Sandomirensis und Warschauer Konföderation) durchaus in Zweifel gezogen werden konnte. So erschien es zunehmend beliebig, zugunsten welcher Seite in den periodisch wieder aufbrechenden Gegensätzen zwischen Reformierten und Lutheranern in den preußischen Städten die königliche Intervention erfolgte. Innerhalb weniger Jahre konnten die Optionen hier mehrfach wechseln – und nicht zufällig hat Samuel Pufendorf gerade dieses Konfliktfeld, nämlich die Intervention König Johann Kasimirs in Danzig im Jahre 1651, als idealtypisch für einen vollständig säkularen, d.h. instrumentellen politischen Umgang mit der Bekenntnisfrage zitiert.³⁴ Wo der Konflikthanlaß außerhalb des für die eigene Gesellschaft verbindlichen religiösen Normensystems lag, konnte sich die Parteinahme für eine bestimmte Bekenntnissache jetzt nach rein pragmatischen Politikzielen richten.

³² Über die Ausgangslage des Thorner Kolloquiums zuletzt Kazimierz Maliszewski, in: *Historia Torunia* (Geschichte Thorns), hrsg. v. Marian Biskup. Bd. II, Tl. 2, Toruń 1994, S. 294-300.

³³ Ausführlicher Müller, *Zweite Reformation* (wie Anm. 9), S. 152 ff.

³⁴ Samuel Pufendorf, *De rebus suecicis*. Lib. XXIII, Utrecht 1686, S. 35.

Doch wäre diese Entwicklung eben nicht denkbar gewesen ohne jene vorgängigen Polarisierungen in der Folge der Kriege gegen Schweden seit den 1620er Jahren, von denen oben die Rede war. Schon die erste schwedische Invasion des Landes hatte zu einer deutlichen Entfremdung zwischen den preußischen Städten und der Ständeöffentlichkeit der Reichstags geführt, obgleich das Verhalten der Städte dafür kaum reale Anlässe geboten hatte. So sieht man zwar einerseits die preußischen Städte im Kriegsverlauf in ständigen Bemühungen, ihre Loyalität zur polnischen Krone auch unter militärisch aussichtslosen Umständen demonstrativ zu wahren und vor allem auch einer Bindung an die konfessionsverwandten schwedischen Invasoren systematisch aus dem Wege zu gehen. Andererseits aber war zumindest zeitweise der Ausgleich mit den überlegenen schwedischen Invasoren unausweichlich, und die Dinge komplizierten sich zudem durch die gezielten Anstrengungen der schwedischen Seite, die Widerstände der Städte zu überspielen und sie namentlich über die Konfessionsfrage auf einen Kurs des Loyalitätswechsels zu nötigen.³⁵ Die Folge war, daß es den Städten schon in den 1630er Jahren nicht mehr gelingen sollte, nach herkömmlichem Muster den dissidentischen Adel in der Reichstagspolitik für die eigenen Belange zu mobilisieren.³⁶ Um so tiefer aber wurde die Kluft, als sich in der „Sintflut“ der Jahrhundertmitte die Invasion wiederholte und zu einer traumatischen Erfahrung für die Adelsnation wurde. Charakteristisch für die nun gegenüber den preußischen Städten wirksam werdenden Mechanismen der Ausgrenzung war die Episode der schwedischen Besetzung Thornes in den Jahren nach 1655: Die Stadt hatte keine andere Wahl, als dem Invasionsheer ihre Tore zu öffnen, geriet dadurch aber unweigerlich in den Sog einer kompromißlos anti-katholischen Politik seitens der einstweiligen lutherischen Stadtherren: Ungeachtet der Einsprüche der um ihr Verhältnis zu den polnisch-litauischen Ständen und dem Bischof besorgten Thorner Räte wurde die Stadt durch die schwedischen Administratoren energisch von den Jesuiten und anderen katholischen Ordensvertretern „befreit“ – mit der Folge, daß die Stadt sich nach 1660 um so rigideren Forderungen nach vollständiger Restitution der Präsenzrechte der Katholiken ausgesetzt sah.³⁷

³⁵ Die größeren Zusammenhänge in: *Historia Pomorza* (Geschichte Pommerns). Bd. II, Tl. 1, Poznań 1976, S. 487 ff.

³⁶ Ausführlich dazu Gottfried Lengnich, *Geschichte der Preußischen Lande Königlich Polnischen Anteils*. 9 Bde., Danzig 1722 ff., hier Bd. 6, S. 158 f.

³⁷ Vgl. Stanisław Salmonowicz, *Życie religijne luteranów toruńskich w XVII–XVIII wieku* (Das religiöse Leben der Thorner Lutheraner im 17. und 18. Jahrhundert), in: *Odrodzenie i Reformacja w Polsce* 34 (1989), S. 115–130.

Aber auch Danzig, das sich während des ganzen sogenannten „preußischen Krieges“ erfolgreich gegen die Schweden verteidigt hatte, sollte von der Fundamentalkritik seitens der katholischen polnischen Stände eben nicht ausgenommen bleiben.³⁸ Denn in den zunehmend anti-preußischen Stimmungen kamen ganz verschiedene Positionierungs- und Integrationsbedürfnisse zur Artikulation, die allenfalls zum Teil mit den Beziehungen zu Preußen und den preußischen Protestanten zu tun hatten. Oder anders gesagt: Nicht ihre konkrete Haltung in den Abläufen des preußischen Kriegs rückte die Städte in den Mittelpunkt ständischer Polemiken, sondern die Tatsache, daß sich mit der ideologischen Ausgrenzung der protestantischen Preußen die politische und militärische Krise der Adelsrepublik am leichtesten rationalisieren ließ. Die Bedrohungen der adlig-republikanischen Nation schienen am ehesten dort lokalisierbar, wo deren kulturelles Profil an der Peripherie durch ein sprachlich, konfessionell und nicht zuletzt sozial unterschiedenes Milieu in Frage gestellt war.

Es war daher kein Wunder, daß die ständische Mobilisierung gegen die protestantischen Städte auch nicht auf die unmittelbare Kriegssituation beschränkt blieb, sondern langfristig programmatische Züge annahm. Immer wieder wurden in den 30er bis 50er Jahren des 17. Jahrhunderts Anlässe gesucht und gefunden, die Zugehörigkeit der Städte zur Ständeordnung des Unionsstaats in Frage zu stellen sowie auf ein Rückgängigmachen der seit den 1590er Jahren entwickelten Verflechtungen zu drängen. Schon 1606 forderten die geistlichen Senatoren, die preußischen Städte auf den königlichen Stadtherren als ihre einzige Autorität zu verweisen und ihnen förmlich zu verwehren, sich in weltlichen oder geistlichen Dingen auf „die polnischen Constitutiones“ zu berufen.³⁹ Im Jahre 1634 empfahl eine senatorische Denkschrift für König Władysław IV., daß der bevorstehende Kriegszug gegen die schwedische Macht in Livland zugleich genutzt werden solle, um das „dominium absolutum“ der Danziger Räte zu zerschlagen und damit den Weg zu einer vollständigen Integration der preußischen Provinz freizumachen; 1641 wie 1651 begrüßte die Mehrheit der Stände die königliche Entscheidung, durch katholische Kommissare in die innerprotestantischen Streitigkeiten in Danzig einzugreifen – und zwar in der Perspektive einer Schwächung des Ratsregiments. Viele weitere Belege ließen sich in den Rezessen der Landbotenverhandlungen auf den Reichstagen finden.⁴⁰

³⁸ *Historia Gdańska* (Geschichte Danzigs), hrsg. v. Edmund Cieślak. Bd. II, Gdańsk 1982, S. 630; s. auch Lengnich, *Geschichte* (wie Anm. 36), Bd. 5, S. 31 ff.

³⁹ So berichtet von den Thorner Beobachtern auf dem Sejm von 1606. *Archiwum Państwowe w Toruniu* (Staatsarchiv Thorn) (APT), Kat. II, XIII-10, Bl. 215 ff.

⁴⁰ Müller, *Zweite Reformation* (wie Anm. 9), S. 189.

Dieser Prozeß politischer und ideologischer Ausgrenzung seitens der Adelsnation hatte nun auch sein Pendant in bestimmten Veränderungen der Orientierungen und Selbstwahrnehmung des betroffenen preußischen Stadtbürgertums. Freilich traten solche Veränderungen nur sehr allmählich, in längerfristigen Reaktionen auf die äußere Einkreisung zutage, und sie verliefen auch nur zum Teil spiegelbildlich zum Wandel der Außenwahrnehmung. So kam es auch unter dem doppelten Druck der polnischen und schwedischen Einflußkonkurrenz in Preußen eben nicht zu jenem Loyalitätswechsel, dessen die protestantischen Städte von ihren katholischen Kontrahenten in Polen verdächtigt wurden – ja nicht einmal zu einer wesentlichen Relativierung des mit der Formel „theil der löblichen Krone Pohlen“ verknüpften ständepolitischen Programms; noch zur Zeit der Teilungen Polens war, wie die bekannten Danziger Reaktionen auf den Herrschaftswchsel zu Preußen belegen, die Loyalität zum Gesamtstaat stark. Vielmehr rückten die Städte allenfalls insofern von dem Politikkonzept der 1590er Jahre ab, als sie sich auf einen wiederum deutlich verengten politischen Handlungsspielraum einstellten: Das primär landespartikulare Programm der preußischen Stände aus der Zeit vor der Union von 1569 wurde nun als ein spezifisches städtisches Programm wieder aufgenommen; bei Gottfried Lengnich sollte es am Anfang des 18. Jahrhunderts eine historisch und verfassungsrechtlich systematische Begründung finden.⁴¹

Deutlich ist der Wandel dagegen schon seit den 1630er Jahren auf der Ebene der konfessionellen Identität und deren kulturellen und politischen Konnotationen. So wenig die Städte selbst die treibenden Kräfte hinter der Auflösung der Bindungen an den überkonfessionellen polnisch-litauischen Protestantismus im Sinne des Consensus Sandomirensis gewesen waren, so konsequent sollten sie jedoch ihrerseits die konfessionelle Umorientierung betreiben, nachdem sich das Luthertum innerstädtisch bei Bürgerschaften und Geistlichkeit durchgesetzt hatte. Nicht nur, daß in innerstädtischen Quellen seit dieser Zeit das bis dahin ausdrücklich verworfene Argument auftaucht, daß die „Augsburgische Konfession und Formula Concordiae“ das den deutschen Preußen angemessene Bekenntnis sei, da man doch vor allem bei den deutschen Kirchen künftig werde Rat und Hilfe suchen müssen.⁴² Vielmehr haben die Räte nachweislich selber dafür Sorge getragen, daß die unionsprotestantisch-reformierte Tradition der städtischen Kirchen aus der offiziellen Überlieferung

⁴¹ Lengnich, *Geschichte* (wie Anm. 36), besonders die Einleitung zu Bd. 5 u.d.T. „Heutiger Zustand der Preußischen Regimentsverfassung“, S. 1-60.

⁴² Über die Umstände des langen Übergangs zum lutherischen Bekenntnisstand ausführlich Müller, *Zweite Reformation* (wie Anm. 9), S. 139ff.

getilgt und durch die Konstruktion einer geradlinig lutherischen Entwicklung ersetzt wurde. Die programmatische Gleichsetzung von Deutschsprachigkeit und lutherischem Bekenntnis, wie Christoph Hartknoch sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts für Preußen formulieren sollte, ging auf eine bewußte Entscheidung der preußischen Städte in Reaktion auf ihre bekenntnispolitische Marginalisierung im Unionsstaat zurück.⁴³

Gewiß war die Profilierung einer deutsch-protestantischen Minderheit im Königlichen Preußen damit keineswegs abgeschlossen. Die Demarkation einer sprachlich-konfessionellen Trennungslinie zwischen dem adelsrepublikanisch-katholischen Unionsstaat und den preußischen Bürgerstädten hatte noch keine eigentlich ethnischen Konnotationen. Es fehlte auch die engere politisch-kulturelle Anbindung der deutschsprachigen Preußen an eine politisch verfaßte deutsche Nation, vermittels welcher die sprachlich-kulturelle Sonderstellung der Städte später als ein Minderheitenstatus politisiert werden konnte. Sehr wohl jedoch hatten die Veränderungen des 17. Jahrhunderts wesentliche Voraussetzungen für die Entstehung einer minoritären Konstellation geschaffen: Alte, die kulturellen Trennungslinien überschreitende Orientierungen und Loyalitätszusammenhänge waren im Zuge politischer Umschichtungsprozesse aufgelöst worden, während die Einheit von Sprache, Bekenntnis und wirtschaftlich-sozialem Profil im stadtbürgerlichen Milieu Preußens allmählich wieder größeres Gewicht im Sinne der Stärkung lokaler und landesbezogener Loyalitäten gewann. Vor allem aber war über die Ausgrenzung aus der entstehenden adlig-katholischen „Mehrheitskultur“ des Unionsstaats das durch kulturelle Unterschiedenheit definierte preußische Milieu konstitutionell und politisch, aber auch ideologisch auf einen minderen Status gegenüber den Eliten des Gesamtstaats abgedrängt worden. Darin aber kann man die Anfänge einer Minderheitsgeschichte sehen.

Inwieweit ließen sich die hier knapp skizzierten Befunde für die Städte des Königlichen Preußen im Hinblick auf die Deutschen in Ostmitteleuropa verallgemeinern? Sie haben gewiß keine Allgemeingültigkeit unter dem Gesichtspunkt der zeitlichen Verortung. Wenn im Fall des polnisch-litauischen Unionsstaats und seiner Teilländer Prozesse der „Mehrheitsbildung“ und der Ausgrenzung von Minderheiten schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirksam wurden, so lag dies an den besonderen Umständen, unter denen Konfessionalisierung und innere Staatsbildung in Polen-Litauen wirksam wurden; andere deutschsprachige Bevölkerungsgruppen in Ostmitteleuropa wurden sicher erst wesentlich später

⁴³ Näheres ebenda, S. 37ff.

mit „minoritären Erfahrungen“ im hier angenommenen Sinne konfrontiert. Generell gilt wohl dagegen, daß die kulturellen Merkmale, über welche ethnische Minderheiten sich im konkreten Fall definieren, gleichwohl an sich noch keinen Minderheitenstatus begründen. Auch die religiöse oder sprachliche Unterschiedlichkeit einer Gruppe von der numerischen Mehrheit in einer Gesellschaft etwa stand deren gesellschaftlicher Einbindung nicht im Wege, solange die bewußten Merkmale nicht ins Zentrum der kulturellen Integration von Mehrheiten aufgrund konkurrierender kultureller Orientierungen trat. Daran aber könnte man eine weiterführende Überlegung knüpfen: Wenn weder in einem objektiven Sinn noch unter dem Gesichtspunkt der Selbstwahrnehmung von einer das Mittelalter und die Neuzeit umgreifenden Geschichte deutscher Minderheiten in Ostmitteleuropa die Rede sein kann, dann ließe sich auch fragen, ob überhaupt das Konzept einer epochenübergreifenden Geschichte des Deutschtums in Ostmitteleuropa bzw. einer „deutschen Geschichte im europäischen Osten“ wissenschaftlich tragfähig ist.

Politische Identität im Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert

von Miloš Řezník

Das Problem der Identität im Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert ist weder in der polnischen noch in der deutschen Historiographie ausführlicher behandelt worden. Es gibt neuere Arbeiten zu diesem Thema, die den Zeitraum vom 15. bis 17. Jahrhundert¹ sowie den Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert behandeln.² Dies kann dadurch erklärt werden, daß die preußische Identifikation zu dieser Zeit bestimmte Gestaltungs- und Veränderungsphasen durchlief: Im ersten Fall ging es vor allem um die Schaffung eines frühneuzeitlichen Landesbewußtseins, das sich nach 1454/1466 auf die neue staatsrechtliche Stellung mit einer eigenen ständischen Verfassung und ihrer Abgrenzung im Verhältnis zum polnischen bzw. polnisch-litauischen Staat mit den rechtlichen Veränderungen aus dem Jahre 1569 stützte; im zweiten Fall handelte es sich um das Problem des Übergangs unter eine neue staatliche Oberhoheit und das faktische Erlöschen der staatlichen Selbständigkeit zu einer Zeit, in der sich im gesamteuropäischen Maßstab allmählich die grundlegenden Ausgangspunkte der Identifikation weg von einer territorialen (Landes-)Basis hin zu einer „personalen“ (ethnischen, nationalen) Grundlage bewegten. Diese Veränderung der Identität befand sich am Ende des 18. Jahrhunderts zwar noch nicht in einem fortgeschrittenen Stadium, jedoch schuf die politi-

¹ Zuletzt J. Małek, Regionale Identität und die ethnischen und konfessionellen Minderheiten im frühneuzeitlichen Preußen, in: Nationale, ethnische Minderheiten und regionale Identitäten in Mittelalter und Neuzeit, hrsg. v. A. Czacharowski. Toruń 1994, S. 125-136; ders., Preussen und Polen. Politik, Stände, Kirche und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Stuttgart 1992 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft. 12.), bes. S. 71-81. Diese Beiträge erschienen seit 1980 in verschiedenen Varianten und wurden auch in polnischer Sprache veröffentlicht, z.B.: Dwie części Prus. Studia z dziejów Prus Książęcych i Prus Królewskich w XVI i XVII wieku (Zwei Teile Preußens. Studien zur Geschichte des Herzoglichen Preußen und des Königlichen Preußen im 16. und 17. Jahrhundert). Olsztyn 1987, S. 9-17. Weiterhin S. Herbst, Świadomość narodowa na ziemiach pruskich w XV-XVII w. (Das Nationalbewußtsein in den preußischen Gebieten vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie (1962), Nr. 1 (75), S. 3-10; H.-J. Bömelburg, Das preußische Landesbewußtsein im 16. und 17. Jahrhundert (im Druck).

² Zuletzt berührte diese Problematik im Rahmen einer Gesamtstudie zum Übergang des Königlichen Preußen unter preußische Oberhoheit H.-J. Bömelburg, Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756-1806). München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.), S. 61 f.

sche und kulturelle Atmosphäre zusammen mit dem europäischen Geschehen der kommenden Jahrzehnte nach den Teilungen Polens die Grundlagen für ihre Durchsetzung.

Das 18. Jahrhundert allein kann deshalb auf den ersten Blick als eine weniger bedeutende, ja ruhige Zeit erscheinen. In der Tat kann man sagen, daß die wesentlichen Grundlagen der preußischen Identität über alle Modifikationen und Veränderungen hinweg, z.B. in dem Wiederaufleben der preußischen Autonomiebestrebungen seit dem Ende der 1750er Jahre, im Grunde die gleichen geblieben waren, wie sie sich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts herausgebildet hatten: die Existenz eines eigenen Landes, einer eigenen Ständegemeinde bei gleichzeitiger Koexistenz mit Polen (sei es, daß dieses Zusammenleben verstanden wurde als Integration oder bloße Personalunion, das enge Verhältnis zwischen Polen und dem Königlichen Preußen war bis zu den Teilungen Polens jedoch stets ein integraler Bestandteil preußischer Identität), eigene Standesorgane sowie ein eigenes Indigenat. Neben dieser so verankerten, sich auf das Land und die Stände gründenden Identität müssen auch weitere bedeutende Identitäten in Betracht gezogen werden: die konfessionelle, die rein ständische (Identifikation mit einem konkreten Stand) und die lokale (besonders in den Städten). Selbstverständlich darf auch die ethnisch-sprachliche Identität nicht ausgeschlossen werden, obwohl es bis zur Bildung einer nationalen Identität noch weit war; in einigen Fällen muß gleichermaßen die Frage der familiären Herkunft (Magnaten, Adel, Patriziergeschlechter, traditionsreiche bürgerliche Familien) und natürlich die komplizierte Frage der Identität über das Land hinaus, d.h. die „staatliche“ Identität, berücksichtigt werden, sei es auch nur, daß sie lediglich in der Identifikation mit der Person des Herrschers Ausdruck finden konnte.

Wenn das Ende des 18. Jahrhunderts und die folgenden Jahre jene grundlegenden Wandlungen hervorgebracht haben, die die Bildung einer staatlichen gesamtpreußischen Identität ermöglichten und zugleich die Voraussetzungen für das spätere Entstehen einer deutschen nationalen Identität bei gleichzeitigem Verschwinden der polnischen staatlichen Identität und einer Schwächung des preußischen Landesbewußtseins schufen, kann man gerade das 18. Jahrhundert als eine Zeit ansehen, in der sich eine Identität herauskristallisierte, die zum Fundament aller späteren Veränderungen wurde. H.-J. Bömelburg bemerkte unlängst, daß sich die preußische (d.h. westpreußische) Gesellschaft in den Jahren 1800–1806 durch ihre Mentalität gänzlich von der in der Zeit zu Beginn der Teilungen Polens unterschied.³ Die Erforschung der verschiedenen

³ Ebenda, S. 2.

Identitätsformen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist also notwendig für das Studium ihrer folgenden Änderungen und zugleich ein Versuch, den Zustand zu rekonstruieren, aus dem diese Veränderungen hervorgegangen sind und durch den sie in gewissem Maße bestimmt waren. Wenn man in Anknüpfung an J. Topolski⁴ die verschiedenen Identitäten als eine Form und einen Ausdruck gesellschaftlichen Bewußtseins begreift, kann zur Frage der Identitäten im 18. Jahrhundert als entscheidende Faktoren, die die späteren Veränderungen mit beeinflußt haben, folgendes angemerkt werden: Die Identität ist nicht nur eine Form dieses Bewußtseins, sondern ihre Herausbildung und Existenz sowie das Bewußtsein von ihrer Existenz (auf einer bestimmten Ebene) wirken rückwirkend wie eine wichtige objektive Bedingung für die weitere Bildung des gesellschaftlichen Bewußtseins, also der Identität.

Der vorliegende Beitrag kann aus den genannten Gründen kein in sich geschlossenes Konzept dieser Problematik vorlegen, versucht jedoch, ein paar allgemeine, grundlegende, manchmal allerdings bis zu einem gewissen Grad hypothetische Schlüsse darzulegen sowie einige fundamentale Probleme der damit zusammenhängenden weiteren Forschung zu formulieren.

Wie bereits erwähnt, hat sich die Historiographie bis jetzt sehr wenig mit dem Problem der Identitäten im Königlichen Preußen beschäftigt, insbesondere wenn es sich um das 18. Jahrhundert handelt. Bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist dies verständlich, da Identität und die damit zusammenhängenden Probleme (gesellschaftliches Bewußtsein und Stereotypen, theoretische Konzeptionen nationaler Bewegungen etc.) erst in den letzten Jahrzehnten zu einem systematisierten Thema historiographischer Untersuchungen – auch aus einem erweiterten Blickwinkel heraus – wurden.

Im Hinblick auf die spezifische Situation von Pomorze und seiner Bedeutung für die polnisch-deutschen Beziehungen ist es verständlich, daß das Interesse polnischer und deutscher Historiker an der Geschichte des Königlichen (West-)Preußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts insbesondere im Verlauf des 20. Jahrhunderts von politischen und nationalen Kontroversen beeinflußt wurde. Hauptsächlich wurde den drei großen Städten Danzig, Thorn und Elbing Aufmerksamkeit gewidmet, wobei besonderes Interesse der Rechts- und Verwaltungsgeschichte sowie der politischen Geschichte galt; auch einige Aspekte der Sozialgeschichte

⁴ J. Topolski, *Miejsce świadomości historycznej w procesie historycznym* (Die Stellung des historischen Bewußtseins im historischen Prozeß), in: *Studia nad świadomością historyczną Polaków* (Studien zum historischen Bewußtsein der Polen), Red. J. Topolski. Poznań 1994, S. 7-17, hier S. 9.

fanden große Beachtung. In der Zeit sich zuspitzender polnisch-deutscher Beziehungen stand die Frage der Entwicklung der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung im Vordergrund, wobei ihre Bedeutung in der Zwischenkriegszeit, aber auch kurz nach dem Zweiten Weltkrieg stark überbewertet wurde. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde das Problem des rechtlichen Verhältnisses Königlich Preußens zu Polen oft diskutiert.

Gehen wir von der bisher vorliegenden Literatur aus, auf die hier leider nicht ausführlich eingegangen werden kann,⁵ so ist festzustellen, daß die Historiographie in den letzten Jahrzehnten das Problem der Identität in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zwar gestreift, aber nicht detaillierter behandelt hat; insgesamt hat sie sich mit einer allgemeinen und sehr kurzen Bewertung des Problems begnügt. Allerdings wurde es erst in der Nachkriegsgeschichtsschreibung möglich, diese Problemstellung selbständig zu formulieren. Die Historiographie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bewegte sich zwar immer nahe an dem Thema, konnte sich aber vielleicht gerade deshalb nicht adäquat damit befassen: Da das Hauptinteresse dem „polnischen oder deutschen Charakter“ der Geschichte von Pomorze und im Zusammenhang damit nicht nur der politischen und rechtlichen Beziehung des Könighchen Preußen zu Polen, sondern in erster Linie der ethnischen Zugehörigkeit, der Sprache und eventuell auch der Konfession der Bewohner als Unterscheidungsmerkmal galt, ist es insgesamt logisch, daß die Identitätsträger eher Objekte der Forschung wurden als authentisch aussagende Subjekte. Mit anderen Worten: Die Hauptfrage, die sich die Historiographie (vor allem die deutsche) in der Zwischenkriegszeit in bezug auf die Bewohner und ihre Eliten stellte, lautete: „Wer waren sie und welche Sprache haben sie gesprochen?“ und nicht: „Wie fühlten sie sich und für wen hielten sie sich selbst?“ Daß dabei die nationale Zugehörigkeit keine wichtige Kategorie der Identität im 18. Jahrhundert gewesen ist, muß nicht betont werden.

Die neueste Literatur ist sich größtenteils darüber einig, daß es praktisch keine Quellen zur direkten Erkenntnis von Identitäten im König-

⁵ Die bis heute vorliegende Literatur zum Thema des Übergangs des Könighchen Preußen unter preußische Oberhoheit (insbesondere in deutscher Sprache) wertet Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 2), S. 13-18, aus. Mit der deutschen Historiographie zum Könighchen Preußen im Danzig der Zwischenkriegszeit beschäftigt sich J. Hackmann, „Der Kampf um die Weichsel“. Die deutsche Ostforschung in Danzig von 1918–1945, in: *Zapiski Historyczne* 58 (1993), H. 1, S. 37-58. Der polnischen und deutschen Historiographie des 20. Jahrhunderts und ihren Betrachtungen zum Thema der Identität im Könighchen Preußen habe ich einen Beitrag auf der Konferenz „Nationsbildung und Patriotismus in der Spätphase des alten Römischen Reiches deutscher Nation“ im Mai 1995 in Řež bei Prag gewidmet.

lichen Preußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gibt bzw. daß ihre Aussagekraft sehr problematisch ist. Es hat allerdings den Anschein, daß die sich hier bietenden, doch breit angelegten und mannigfaltigen Möglichkeiten nicht ausgeschöpft sind. Der immer wiederkehrenden Behauptung zum Fehlen von Quellen kann insoweit zugestimmt werden, daß nur wenige Quellen vorhanden sind und die Zahl derer ausgesprochen klein ist, die die Identität ihrer Autoren explizit ausdrücken. Das ist allerdings ganz normal: Lassen wir die hektische Zeit der Krisen und Veränderungen außer acht, kann man annehmen, daß Identität als etwas scheinbar Gegebenes, Selbstverständliches bis Unterbewußtes empfunden wurde, etwas, was nicht wiederholt und besonders definiert werden muß, was gerade dann selbstverständlich allgemein vorhanden ist, wenn überhaupt das Bedürfnis fehlt, dies besonders zu betonen. Die Tatsache, daß die Quellen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Identität nicht eindeutig ausdrücken, kann zwei sich gegenseitig nicht ausschließende Gründe haben: zum einen die geringe Ausprägung der Identitäten (jedoch kaum ihr Fehlen), zum anderen ihre zeitliche und inhaltliche Stabilität.

Die vorliegende Literatur liefert insgesamt mit ihrer ausgearbeiteten Sozial- und Kulturgeschichte des Königlichen Preußen sowie insbesondere mit ihrer detaillierten Analyse der politischen und rechtlichen Stellung im Rahmen des polnisch-litauischen Staates gute Voraussetzungen für die Erforschung des Identitätenproblems. Die mit dem Quellenstudium zusammenhängenden Probleme sind nicht im Fehlen von Quellen begründet, sondern im Gegenteil in ihrer Vielfältigkeit, ihrem unterschiedlichen Aussagewert und vor allem in der Unausgewogenheit ihrer Herkunft. Festzustellen ist, daß die aussagekräftigsten Quellen mehrheitlich aus den großen Städten kommen; im Falle des Adels und der Geistlichkeit ist es jedoch problematischer, ganz zu schweigen von den kleinen Städten und der Landbevölkerung. Gerade diese beiden Themen betreffend muß leider der Aussage über die geringen Möglichkeiten für eine erfolgreiche Quellenarbeit doch zugestimmt werden. Aber auch diese Situation ist nicht ungewöhnlich; man kann folgendes annehmen: Die Träger und Schöpfer sind doch gerade Angehörige gesellschaftlicher und intellektueller Eliten, und selbst unter der Voraussetzung, daß weitere Gruppen und Gesellschaftsschichten sich anschließen, handelt es sich nicht nur um individuelle Identität. In diesem Fall ist es selbstverständlich, daß gerade bei den Angehörigen von Eliten die Identität am deutlichsten sichtbar wird bzw. daß gerade aus den Kreisen, die diese Identität schaffen, umgestalten und erhalten, zuweilen auch für ihre Argumentation nutzen, der durch Anzahl und Bedeutung maßgebende Teil wichtiger Quellen

stammt, auf deren Grundlage Identitäten untersucht werden können. Das Königliche Preußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist dafür ein typisches Beispiel, denn es waren vor allem die Städte Danzig, Thorn und Elbing, die zu Hauptverteidigern und Hütern der Provinzautonomie und der Rechte des Königlichen Preußen wie auch der eigenen Privilegien wurden.

Der Schutz der Privilegien und Rechte des Königlichen Preußen sowie der Städte gehörte zu den Hauptzügen des politischen und rechtlichen Lebens dieser Provinz in der Zeit, als sie zu Polen gehörte. Gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es zu einem enormen Aufleben der Autonomiebestrebungen der dortigen Stände, die sich gegen die unterschiedlich ausgeprägten, insgesamt jedoch beständigen Bemühungen der polnischen ständischen Vertretung bzw. des Hofes um eine deutlichere oder vollständige und definitive Einverleibung Königlich Preußens in das polnische Königreich richteten, gleichermaßen gegen die Reformbestrebungen der „Familie“ Czartoryski sowie des Hofes (besonders in den 1760er Jahren nach dem Regierungsantritt Stanisław August Poniatowski), die notwendigerweise in ihrer Realisierung mit dem preußischen Streben nach Autonomie kollidieren mußten.⁶ Gerade die Quellen, die in diesem Zusammenhang und zum Schutz der Freiheiten und Rechte der Provinz entstanden sind, sind in bezug auf die Erkenntnis von Identitäten von unermeßlicher Bedeutung; auch wenn es scheint, daß dies nicht in dem Maße für die Quellen gilt, die unmittelbare Produkte dieses Streits waren, kann man aber diese Aussage auf die Texte beziehen, die in diesem Zusammenhang als Ausdruck und gleichzeitig Argumentationsgrundlage entstanden sind (einige historische und juristische Arbeiten, ein Teil des Schrifttums bezüglich der Landtage und Reichstage). Ebenso gilt dies für die Arbeiten, die andere Ziele verfolgten, aber die genannte Problematik nicht umgehen konnten (Stadtbeschreibungen, Tagebücher, Erinnerungen). Es scheint allerdings, daß die Rolle des in diese Richtung zielenden Auflebens von Autonomietendenzen nicht überbewertet werden sollte. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor 1758, entstand eine Reihe von Arbeiten, die dem Schutz der Provinzrechte gewidmet waren (z.B. G. Lengnich schon vor dem Jahr 1720); gleichzeitig befaßte

⁶ Den Konflikt zwischen den preußischen Ständen und den Reformern analysierte zuletzt Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 2), S. 134-186. Vor ihm tat dies auf polnischer Seite J. Dygdała, *Życie polityczne Prus Królewskich u schyłku ich związku z Rzeczpospolitą w XVIII wieku. Tendencje unifikacyjne a partykularyzm* (Das politische Leben im Königlichen Preußen gegen Ende der Verbindung mit der Republik Polen im 18. Jahrhundert. Zentralisierungstendenzen und Partikularismus). Warszawa (u.a.) 1984 (Roczniki TNT. 81, 3.).

sich der Generallandtag praktisch ständig mit dem Schutz der grundlegenden Rechte, wie z.B. der Unverletzlichkeit des preußischen Indignats.

Bereits aufgrund der Tatsache, daß die Rechte der Provinz oder der Städte einen Gegenstand des Interesses und der Verteidigung bildeten, kann angenommen werden, daß die Identität ihrer Verteidiger, d.h. der preußischen Stände, territorial definiert war und hier die Zugehörigkeit zum territorialen Ganzen ein Unterscheidungskriterium darstellte – oder anders gesagt: zu einem Territorium oder Ort als Grundlage territorialer Abgrenzung des politischen Ganzen, das zugleich Objekt wie Subjekt der politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen war. Diese Annahme bestätigen zumindest alle Quellen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das ist eine keineswegs überraschende Tatsache, die aber einer weiteren genaueren Untersuchung bedarf, wobei auch die Beziehung zu anderen Identitäten, die es gegeben haben muß, zu betrachten ist (vor allem die konfessionell bedingte Identität); außerdem darf nicht vergessen werden, welche Rolle Sprache und ethnische Zugehörigkeit spielten. Es geht nicht nur um die Analyse einer Landes- oder Lokalidentität: Es handelt sich um die Verifizierung ihrer Bedeutung und um die Einpassung in das System parallel vorhandener, stärkerer oder schwächerer Identitäten; um ihre Definition in bezug auf die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen und vor allem um das Erkennen ihres Ursprungs sowie unterstützender und tragender Gruppen. Eine solche Definition kann dann im folgenden nicht nur helfen, die weitere Entwicklung der Identitäten hin zu einer verstärkten nationalen Identifikation zu untersuchen und zu verstehen, sondern ermöglicht auch die Eingliederung Königlich Preußens in eine breiter angelegte vergleichende Studie über das Identitätsproblem und den Patriotismus im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Etwas Derartiges ist natürlich eine langfristige Aufgabe, die die Kräfte eines einzelnen und die Möglichkeiten einer nur begrenzten Zeit überschreitet.

Wir erwähnten bereits, daß man als Fundament für die Identität der Angehörigen der preußischen Ständegesellschaft die Existenz gerade dieser eigenen, sich auf den juristischen Akt der Inkorporation Preußens in Polen im Jahre 1454 stützenden preußischen ständischen Verfassung annehmen kann. Praktisch bis zum Jahre 1772 prägte dieser Akt das rechtliche Verhältnis Königlich Preußens zu Polen. In dem von dem polnischen König Kasimir IV. aus diesem Anlaß herausgegebenen *Privilegium incorporationis* wurde folgendes garantiert: die Unverletzlichkeit der Freiheiten, Privilegien und Rechte des Landes sowie die Unantastbarkeit der selbständigen ständischen Verfassung (Beibehaltung des preußischen

Indigenats, das gleichzeitig die Bedingung zur Ausübung von Landesämtern darstellte). Die Regenten unterstützten diese Privilegien genauso, wie die Vorrechte insbesondere der großen Städte bestätigt und erweitert wurden. Bis zu den Teilungen Polens im 18. Jahrhundert orientierten sich die preußischen Stände an dem Schutz ihrer Rechte, wobei das *Privilegium incorporationis* stets den Ausgangspunkt in der Argumentation bildete.

Zusammen mit dem Frieden von Thorn (1466) stellte dieses Privilegium die juristische Vollendung der politischen Entwicklung der vorangegangenen Jahrzehnte dar, als es zu einem Konflikt zwischen den preußischen Ständen und dem Deutschen Orden kam. Die Verweigerung des Gehorsams gegenüber dem Orden wurde von der Historiographie der Aufklärung natürlich als berechtigte Abschaffung der Tyrannei begründet, und erst die folgende Wahl des Regenten, bei dem das Land Schutz suchen konnte (neben dem polnischen König wurde auch die dänische oder böhmische Variante erwogen) war der Ursprung für die Vorstellung von einem gänzlich unabhängigen und souveränen preußischen Staat, der als gleichberechtigter Vertragspartner mit dem polnischen König ein Abkommen schloß. Gerade die Freiwilligkeit und der Vertragscharakter dieses Aktes, woraus notwendigerweise eine beiderseitige Verpflichtung zur Einhaltung seiner Bedingungen hervorging, waren die tragenden Pfeiler für den Schutz der preußischen Autonomie sowie für die oft wiederholte Feststellung, daß das Königliche Preußen nicht ein Teil des polnischen Königreichs sei, sondern daß „lediglich“ seine Bewohner Untertanen des polnischen Königs seien. Diese Formulierung richtete sich scheinbar nur gegen die Einmischung des polnischen Adels und des polnischen Sejm in preußische Angelegenheiten, jedoch wurde gleichzeitig verlautbart, daß der polnische König nur mit Wissen und Einverständnis der preußischen Stände über preußische Angelegenheiten entscheiden durfte. In jedem Fall waren die Befugnisse des polnischen Sejm gänzlich abgewiesen worden. Neben dem oft zitierten G. Lengnich und anderen drückte dies Georg Daniel Seyler, Professor des Gymnasiums in Elbing, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kurz und bündig aus: „Wen erkennen also die Preußen vor ihr Oberhaupt? Den König in Polen, welchem sie sich unterworfen haben, nicht die Respublic, alß mit welcher sie nur gewißer Maaße verknüpfft sind.“⁷

Die selbständige Existenz der preußischen ständischen Verfassung, gestützt auf die Ergebnisse der polnischen Entwicklung im 15. Jahrhundert,

⁷ Das itzige Polnische und Polnisch-Preußische Staats-Recht dem Gedächtnuß zur Hülfe in Frage und Antwort, abgefaßt von George Daniel Seyler. Wojewódzkie Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatsarchiv der Wojewodschaft Danzig) (WAPG), Sign. 492/916, S. 52.

bewirkte, daß ihre Vertreter sich vor allem ihr zugehörig fühlten und daß sie ihre Entstehung in der frühen Neuzeit mit der Verweigerung des Gehorsams gegenüber dem Deutschen Orden und der Unterstellung unter Kasimir IV. verbanden. Das historische Bewußtsein spielte hierbei im 18. Jahrhundert eine wichtige Rolle, was sich vor allem Historiker, Chronisten, Juristen und Politiker aus den großen Städten (G. Lengnich, G.D. Seyler, S.L. Geret, J.H. Dewitz, D. Braun u.a.) vergegenwärtigten. Allerdings gibt es berechnete Voraussetzungen, daß die Tradition des Widerstands gegen den Orden während des ganzen 18. Jahrhunderts in weiten Kreisen des Adels und des Bürgertums präsent war, wie dies z.B. zur Feier des 300. Jahrestages der „Inkorporation“ im Jahre 1754 geäußert wurde. Auf jedem Generallandtag gab es genügend Gelegenheit, die Unverletzlichkeit der alten Rechte und Freiheiten zu betonen. Mit dem Begriff „alte Rechte“ war in erster Linie stets das *Privilegium incorporationis* gemeint, im ganzen jedoch bezog er sich auf den gesamten Kanon von Rechtsnormen, die dem Königlichen Preußen eine Abgrenzung ihres politischen, administrativen und rechtlichen Systems gegenüber dem restlichen Teil des polnisch-litauischen Staates garantierten: Dazu gehörten weitere einzelne Privilegien, die Anwendung des Kulmer Rechts in den meisten preußischen Städten im Unterschied zu den polnischen (Ausnahmen waren Elbing, Frauenburg und Braunsberg, wo Lübisches Recht galt) sowie ein eigenes Adelsrecht (*Ius Terrestris Nobilitatis*), das in der selbständigen preußischen Gerichtsbarkeit zur Geltung kam (dies war das häufigste Objekt polnischer Inkorporationsbestrebungen). De facto gehörten zu den „alten Rechten“ auch einige juristische Präzedenzen sowie ortsübliche Gewohnheiten, die z.B. oft mit dem Verlauf und der Organisation der Landtage und Generallandtage (Termine usw.) sowie mit der Frage der Amtssprache verbunden waren, weiterhin dann mit Unterschieden in der preußischen politischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Realität: Die Respektierung des lutherischen Charakters der herrschenden Gruppen in den Großstädten, die relative religiöse Toleranz oder abweichende Struktur der Ständevertretung (die Teilnahme der königlich preußischen Stände an dem Generallandtag war ab 1662 begrenzt auf Vertreter aus Danzig, Thorn und Elbing).⁸

⁸ Die preußischen Stände beriefen sich unablässig auf alle diese Rechte als Gesamtheit mit dem *Privilegium incorporationis* an der Spitze, wobei selbstverständlich in erster Linie die Städte ihre eigenen Privilegien beifügten. Ein typisches Beispiel dafür ist die Instruktion für die Vertreter von Thorn auf dem Generallandtag der Provinz in Graudenz im März 1764, den Bürgermeister Ch. Klosmann und den Rats Herrn E. Oloff: „Hiernächst werden unsere Hh. Abgesandte Sorge tragen, daß den Nuntis auf den Reichs-Tag in ihrer Instructio mitgegeben werde, zu bewirken, daß den Pactis Conventis futuri Regnantio nicht nur überhaupt die Aufrechthaltung der

Diese Unterschiede hatten zur Folge, daß die Mitglieder der örtlichen ständischen Vertretung sich vor allem mit dem Königlichen Preußen identifizierten. Das Königliche Preußen war der nächste und wichtigste politische wie wirtschaftliche Schauplatz; es war im direkten Sinne Vaterland. Die Stände definierten ihre Zugehörigkeit zum Königlichen Preußen also als Zugehörigkeit zu dem Land und seiner ständischen Gesellschaft. Das Geschehen in Polen war zwar wichtig, betraf unmittelbar das Königliche Preußen, dessen Zugehörigkeit zu Polen nicht bestritten wurde; dennoch trat es quasi in den Hintergrund und war wohl nur insoweit von Interesse, als es gerade das Königliche Preußen betraf, obwohl man in dieser Hinsicht auch die großen Unterschiede in der Frage beachten muß, wie eine konkrete gesellschaftliche Gruppe unmittelbar an dem gesamtpolnischen politischen Leben interessiert gewesen ist.⁹ Das ändert freilich nichts an der Tatsache, daß sich die Angehörigen der preußischen Stände – besonders des Adels – im 18. Jahrhundert sämtlich als Preußen, Pruthenen bezeichneten. Damals führte die Verwendung dieses Begriffs übrigens nicht zu Unklarheiten: Die ethnische Benennung verschwand im 16. Jahrhundert sowohl auf deutscher als auch auf polnischer Seite durch eine allmähliche, gewaltlose Assimilation und ging inzwischen auf das Land und seine Bewohner über.¹⁰ Das bedeutet jedoch bei weitem nicht, daß die Identifikation mit dem Königlichen Preußen andere, vielleicht weniger starke Identifikationen mit anderen geographischen und politischen Einheiten ausschloß. In dieser Hinsicht spielte die mögliche Koexistenz von preußischer und polnischer Identität die weitest große Rolle. Die Intensität im Gefühl der Unterscheidung Königlich Preußens von Polen konnte individuell sehr verschieden sein. Die extremen Positionen waren zum einen die absolute Anerkennung Königlich Preußens als polnische Provinz, zum anderen das konsequente Beharren auf der voll-

Rechte und Freyheiten dieser Land nach dem Privilegio Incorporationis und andere wohlhergebrachten Rechten, sondern auch ausdrücklich, die Erhaltung der Rechtsame der Städte nach ihren Privilegiis und Gewohnheiten einverleibet, und hiervon auch in dem Iuramento Regio Erwöhnung geschehen möge.“ *Wojewódzkie Archiwum Państwowe w Toruniu* (Staatsarchiv der Wojewodschaft Thorn) (WAPT), Cat. II, VII.57, fol. 17a.

⁹ Dieses Problem kann hier nur erwähnt werden. Allgemein ist vielleicht festzustellen, daß der Adel am gesamtpolnischen politischen Geschehen aktiver und unmittelbarer beteiligt gewesen ist als die Städte. Dies gilt besonders für den Hochadel und diejenigen, die gerade das preußische Indigenat erworben hatten oder über enge familiäre Bindungen zu Polen verfügten. Die besondere Rolle der Bischöfe des Ermlands wird noch erörtert werden. Ausführlicher zu den preußischen Ständen Dygdała, *Życie* (wie Anm. 6). Vgl. auch S. Achremczyk, *Reprezentacja stanowa Prus Królewskich w latach 1696–1772. Skład społeczny i działalność* (Ständerepräsentation des Königlichen Preußen 1696–1772. Gesellschaftliche Zusammensetzung und Tätigkeit). Olsztyn 1981.

¹⁰ Vgl. Bömelburg, *Landesbewußtsein* (wie Anm. 1), Einleitung.

ständigen und unverletzlichen Eigenstaatlichkeit des Königlichen Preußen, das lediglich in Personalunion mit Polen bestand, jedoch außer der Person des Regenten nichts mit ihm gemeinsam hatte.

Diesen Standpunkt vertrat z.B. G. Lengnich: „Ich setze zum voraus daß das Königlich-Polnische Preussen, mit den Polen nichts mehr als den König gemein habe, und mit der Cronen durch ein gewisses Bündniß auf ewig verknüpffet sey, übrigens aber einen besonderen Staat ausmache.“ Die Macht eines Herrschers, der gleichzeitig auch andere Länder regiere, sei kein Grund auch für die kleinste Schwächung der Eigenstaatlichkeit, wie dies nach Lengnich Ungarn, Böhmen, Burgund, Katalanien und Spanien unter der Herrschaft der Habsburger und schließlich auch Polen unter der Regentschaft der litauischen Dynastie bewiesen. „Ein gleiches ist von den Preussen zu beobachten. Ihre Sprache, Sitten, Kleidung, Lebens-Art etc. zeigen genugsam an, daß sie mit den Polen nichts gemeines müssen gehabt haben ...“¹¹ Auf der einen Seite gab es also das Bewußtsein einer Selbständigkeit Königlich Preußens, gleichzeitig jedoch auf der anderen Seite die Anerkennung eines wenn auch noch so schwachen Zusammenhangs zwischen Königlich Preußen und Polen, selbst wenn es sich nur um eine in irgendeiner Weise bestehende Verbindung handelte („gewißer Maaße verknüpfft“): im Grunde eine eher im Verhältnis zur Umwelt verstandene, undefinierte, zur Kenntnis gebrachte Verknüpfung. Doch auch in dem zitierten Text bestreitet Lengnich, der auf der Eigenstaatlichkeit Königlich Preußens als unabhängigem Staat besteht, nicht völlig diesen Zusammenhang. So wie sich der Adel aktiver in das politische Leben des gesamten Polen eingliederte, verknüpften die großen Städte, selbst wenn sie in der Rolle als Hauptverfechter der Autonomie auftraten, ihre Wirtschafts- und Handelsinteressen mit Polen. Angehörige der preußischen ständischen Vertretung waren also bis zu einem gewissen Grad Träger der polnischen staatlichen Identität, wobei diese allerdings im Verhältnis zum primären preußischen Landesbewußtsein zweitrangig war; nach außen wurde sie oft mit der bereits erwähnten Feststellung erklärt: „Wir sind Untertanen des polnischen Königs.“

Ein eigenständiges Problem stellt das Verhältnis der Identität der Stände Königlich Preußens zum benachbarten Ostpreußen dar. Erst die Entwicklung des Dreizehnjährigen Krieges und der Thorner Frieden aus dem Jahre 1466 führten zur Teilung des bis dahin einheitlichen Landes in zwei selbständige Gefüge. Wie H.-J. Bömelburg¹² unlängst zeigte, hielt

¹¹ G. Lengnich, *Geschichte der preussischen Lande Königlich Polnischen Antheils*. Bd. 1, Danzig 1722, S. 5 u. 7.

¹² Bömelburg, *Landesbewußtsein* (wie Anm. 1).

sich zudem bei den preußischen Ständen lange Zeit das Bewußtsein eines einzigen, jedoch politisch getrennten Landes. Im Laufe des 17. Jahrhunderts verschwand dieses Bewußtsein allmählich. Zu den verursachenden Faktoren gehörte sicherlich die Dauerhaftigkeit dieser Teilung, die faktische Verselbständigung der hohenzollernschen Politik in Ostpreußen seit Beginn des 17. Jahrhunderts, die ständig enger werdende Annäherung zwischen Ostpreußen und Brandenburg sowie schließlich das Ende der polnischen Lehnshoheit über Ostpreußen, wodurch die Bewohner der nun bereits definitiv getrennten Teile nicht mehr Untertanen nur eines Monarchen waren. Der polnische König war nun nicht mehr derjenige, der die beiden Länder vom juristischen Standpunkt aus verband. Stellte noch im Jahre 1531 der Generallandtag in Marienburg das Bestehen der preußischen Einheit fest,¹³ so lehnten die preußischen Stände im Jahre 1655 den von Brandenburg angebotenen Zusammenschluß mit Preußen ab.¹⁴ Es scheint, daß das Gefühl eines einheitlichen Preußen im 18. Jahrhundert nicht aktuell war, um so mehr, als gerade aus dem östlichen Teil eine stärker werdende Bedrohung in wirtschaftlicher und machtpolitischer Hinsicht empfunden wurde. So betrachtete auch bereits Lengnich beide Länder als gänzlich selbständig.¹⁵ Nach 1772 wurde die Annexion Königlich (nun bereits West-)Preußens von seiten des preußischen Königums umgekehrt als „Wiedervereinigung“ bezeichnet.

Bei der Untersuchung der Identitäten im 18. Jahrhundert im Königlichen Preußen muß den drei großen Städten, in denen sich die Situation durch eine starke Identifikation mit einem konkreten Ort noch komplizierter gestaltete, besondere Aufmerksamkeit zuteil werden. Die Danziger, Thorner oder Elbinger Identität trat zur gleichen Zeit wie das preußische politische Landesbewußtsein sowie die staatliche polnische Identität auf und bildete vermutlich deren stärkste Komponente. Die Bürger hatten eine sehr enge Beziehung gerade zu ihrer Stadt, was besonders auf die alteingesessenen Bürgerfamilien zutraf. Innere Konflikte zwischen den einzelnen an der Stadtverwaltung beteiligten Gruppen von Bürgern (wie z.B. Mitte des 18. Jahrhunderts in Danzig)¹⁶ waren Ausdruck ihrer intensiven Beziehung zur Stadt, auch trotz der Tatsache, daß sich eine Seite

¹³ „Coniunctio terrarum Prussiae cum duce prussiae regno placet, quia hoc aequum et bonum et, et uniq. Domini imperio sunt.“ *Nuclei Recessum Conventualium et Comitialium* Vol. Imi Pars I. WAPG 300, 29/241, fol. 217b.

¹⁴ Ebenda, fol. 218a.

¹⁵ Lengnich, *Geschichte* (wie Anm. 11), Vorwort, unpag.

¹⁶ Eine Analyse dieses Konflikts legte E. Cieślak vor: *Konflikty polityczne i społeczne w Gdańsku w połowie XVIII w. – Sojusz pospółstwa z dworem królewskim* (Politische und gesellschaftliche Konflikte in Danzig in der Mitte des 18. Jahrhunderts. – Das Bündnis des Volkes mit dem königlichen Hof). Wrocław (u.a.) 1972.

um Hilfe an den König gewandt hatte und somit eine Einmischung des königlichen Hofes in städtische Angelegenheiten ermöglichte. So wie der Generallandtag in Marienburg und Graudenz zum großen Teil im Zeichen des Schutzes der Rechte, Freiheiten und Privilegien abgehalten wurde, hüteten auch die Städte eifersüchtig ihre Vorrechte und reagierten sehr empfindlich auf jede drohende Verletzung. Selbstverständlich sollte auch der Generallandtag als Forum aller preußischen Stände aus der Sicht der Städte ihre Rechte bewahren, die Städte aber bemühten sich noch auf andere Weise um deren Erhaltung, z.B. durch eigene diplomatische Vertreter und Unterhändler, und zwar nicht nur in Warschau, sondern auch in Sankt Petersburg, Berlin oder gegebenenfalls in anderen Städten. Die Angehörigen der Mittel- und Oberschicht, besonders ihre soziale und intellektuelle Elite, fühlten sich vor allem als Danziger, Thorner und Elbinger Bürger mit dem vollen Bewußtsein der Zugehörigkeit zur ständischen Verfassung Königlich Preußens. Diese Aufschichtung von Identitäten – der lokalen städtischen, des preußischen Landesbewußtseins und der polnischen staatlichen Identität – war eine spezifische Erscheinung der großen Städte, kann aber bis zu einem gewissen Grad auch in kleineren Städten angenommen werden. Die großen Städte waren die Zentren preußischer Autonomiebestrebungen, hier erschienen die historiographischen und juristischen Werke, die in der Argumentation zur Verteidigung der Unabhängigkeit von Stadt und Provinz genutzt werden sollten. Meistens kamen die Autoren oder Initiatoren dieser Texte aus den Schichten, die die Stadtverwaltungen leiteten, oder aus der intellektuellen Elite des Bürgertums. Eine entscheidende Rolle spielten die Organe der Stadtverwaltungen und die akademischen Gymnasien in Danzig, Thorn und Elbing.

Unter vielen anderen muß an erster Stelle der bereits erwähnte Danziger Historiker und Jurist Gottfried Lengnich (1689–1774) genannt werden, der markanteste Wortführer preußischer und Danziger Autonomie im 18. Jahrhundert, der vieles, was bis dahin gesagt wurde, so typisch belegte. Die eindeutige Identifikation mit Danzig, Preußen und Polen bei gleichzeitiger Ablehnung eines hierarchischen Verhältnisses zwischen Königreich und Provinz fanden ihren Ausdruck in allen bedeutenden Arbeiten Lengnichts über das öffentliche Recht in Danzig, Königlich Preußen und Polen sowie in seinem Interesse an der Geschichte Danzigs, von Pommern und Polen.¹⁷

¹⁷ Zuletzt über Lengnich: S. Salmonowicz, Gotfryd Lengnich (1689–1774), in: „... nie będzie nigdy Niemiec Polakowi bratem“ ...? Z dziejów niemiecko-polskich związków kulturowych („... wird der Deutsche nicht des Polen Bruder sein“ ...? Zur Geschichte der deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen), Red. v. M. Zybura. Wrocław 1995, S. 17–44; W. Zientara, Gottfried Lengnich. Ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung. Tl. 1, Toruń 1995; Tl. 2, Toruń 1996.

Inwiefern Lengnich eine vollständige Verbindung von Provinz und Stadt mit Polen einräumte, läßt sich wegen bestimmten Unterschieden in den einzelnen Abhandlungen nicht ganz eindeutig feststellen, im Grunde bestand er jedoch auf der Unabhängigkeit Königlich Preußens und Danzigs und äußerte wiederholt, daß nur die Person des Monarchen die Provinz und Polen verbinde. Eine detailliertere Analyse der Entstehung dieser Situation, d.h. durch die Ereignisse Mitte des 15. Jahrhunderts, erscheint Lengnich als richtig. Das hinderte ihn allerdings nicht daran, gleichzeitig Danziger, preußischer und polnischer Patriot zu sein. Zur Stärkung und zum Schutz der preußischen und Danziger Rechte sollten aber nicht nur die juristischen, sondern auch die historischen Schriften Lengnichts dienen.

Lengnichts Verständnis von preußischer Autonomie ist nicht immer einfach. So beharrt er z.B. im „*Ius publicum Regni Poloni*“, das über seine gesamtpolnische Intention hinaus aus verständlichen Gründen besonderes Augenmerk auf das Königliche Preußen legt,¹⁸ auf der Stellung des Monarchen als ausschließliche preußisch-polnische Klammer, zählt aber im selben Werk zum polnischen Königreich alle seine Provinzen, wann und auf welche Weise sie auch immer angegliedert worden waren. Zur großpolnischen Provinz gehörte demnach neben Masowien auch das Königliche Preußen. In der Frage des preußischen Indigenats vertritt er wiederum einen einseitigen Standpunkt: Während Angehörige der preußischen Stände im polnischen Königtum und in Litauen als Einheimische angesehen wurden, galten Angehörige der litauischen und polnischen Stände im Königlichen Preußen als Fremde, sofern sie nicht über das preußische Indigenat verfügten.¹⁹ Auf diese Weise verband sich die Überzeugung von preußischer Selbständigkeit mit dem Bewußtsein seiner Zusammenghörigkeit zum polnisch-litauischen Staat. Für die preußische Identität ist dies typisch.

Lengnich formulierte die Autonomiebestrebungen der preußischen Stände und der Stadt Danzig am aussagekräftigsten und überzeugendsten. In seinem Werk begründete er mit der Gelehrsamkeit, Kritikfähigkeit und Methodologie eines aufgeklärten Wissenschaftlers historisch und juristisch die Gültigkeit der Autonomierechte Preußens und Danzigs.

¹⁸ G. Lengnich, *Ius publicum Regni Poloni*. Gedani 1742, 1746. Auf die „übermäßige“ Betonung der preußischen Problematik in diesem Werk hat bereits A.Z. Helcel in seiner Edition hingewiesen (G. Lengnich, *Prawo pospolite Królestwa Polskiego* [Das allgemeine Recht des polnischen Königreichs], hrsg. v. A.Z. Helcel. Kraków 1836).

¹⁹ Vgl. S. Sosin, *Autonomia Prus Królewskich w ujęciu Gotfryda Lengnicha* (Die Autonomie des Königlichen Preußen im Verständnis Gottfried Lengnichts), in: *Gdańskie Zeszyty Humanistyczne* 1 (1958), S. 9-26, hier bes. S. 19.

Natürlich zeugt das Gesamtwerk mit seiner Intention und Argumentation deutlich von dem, womit sich Lengnich identifizierte: mit der Stadt, die er – wie auch andere Autoren – in der Regel als „Vaterstadt“ bezeichnet, mit der Provinz sowie mit dem weiteren Vaterland – Polen. Der Begriff „Vaterland“ ist bei Lengnich nicht eindeutig Preußen vorbehalten, sondern gilt in manchen Fällen auch für Polen. Allerdings gibt es bei ihm auch für das Verhältnis Vaterland Königliches Preußen – Vaterstadt Danzig keine hierarchische Abfolge besonderen Charakters. Danzig hatte nicht nur einen Kanon eigener Privilegien, sondern tritt in Lengnichts Werk stets als vollwertige Mitträgerin und Repräsentantin preußischer Autonomie auf.²⁰

Vom Standpunkt der Identitäten und des Patriotismus aus betrachtet, bedürfen die Arbeiten Lengnichts einer eigenen, genauen Analyse. Einige Bemerkungen, die hier gemacht werden konnten, sollen zur Veranschaulichung seiner Ansichten und Fragen beitragen, die eine solche Auseinandersetzung zum Thema haben könnte. Die Person G. Lengnichts und sein Werk stellen ein wichtiges Interpretationsproblem dar, obgleich sich sowohl die deutsche als auch insbesondere die polnische Historiographie bei der Untersuchung der rechtlichen Beziehungen Königlich Preußens und Danzigs zu Polen oft auf ihn berufen. Bereits S. Salmonowicz wies darauf hin, daß die frühere Historiographie aus dem Bestand juristischer Quellen des 18. Jahrhunderts reichlich schöpfte, ohne jedoch den tatsächlichen Zustand wahrzunehmen.²¹ Bezüglich des Thorner Politikers S.L. Geret wurde ebenso wie im Fall Lengnichts betont, daß sie in ihren Arbeiten nicht die wirkliche Situation dargestellt hätten, sondern eine Realität, wie sie nach der Ansicht der regierenden Gruppierungen in den Großstädten sein sollte.²² Dieser doch skeptischen Betrachtung der Werke Lengnichts und Gerets kann nur zugestimmt werden, wenn uns wirklich die tatsächliche Form der gesellschaftlichen und insbesondere der rechtlichen Beziehungen interessiert. Bei der Untersuchung von Identitäten ist die Frage des Verhältnisses zwischen Realität und Postulat nicht so relevant bzw. stellt sich anders: Keineswegs der reale Zustand, sondern vor

²⁰ Z.B. in der Einleitung zur Preußischen Geschichte: „Man darf sich auch nicht wundern, daß ich der Stadt Dantzig vor anderen zum öfteren gedacht habe, wenn man in Erwägung zieht, daß diese Stadt wegen ihrer Macht jederzeit im großen Ansehen gestanden, und fast an allen Begebenheiten mercklichen Theil genommen habe.“ Lengnich, *Geschichte* (wie Anm. 11), Einleitung, unpag.

²¹ S. Salmonowicz, *Stany Prus Królewskich wobec Korony w XVII–XVIII w. Zarys problematyki* (Die Stände des Königlichen Preußen gegenüber der Krone im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Abriß der Problematik). Toruń 1982 (Acta Universitatis N. Copernici. Nauki Humanistyczno-Społeczne. 128; Historia. XVIII.), S. 103–119, hier bes. S. 105.

²² Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 2), S. 8.

allem das Postulat ist hier von Interesse, denn gerade dieses wird im Interesse der politischen und geographischen Einheiten oder gesellschaftlichen Gruppierungen geschaffen, mit denen sich die Autoren verbunden fühlen.

Bei Lengnich und Geret besteht das Problem vielmehr in der Frage, inwiefern sie wirkliche Repräsentanten der allgemeinen Bestrebungen und Vorstellungen des Bürgertums darstellen und inwieweit ihre Identität von zumindest den mittleren und höheren Schichten der städtischen Bevölkerung geteilt wurde. Hier geht es vor allem um die Intensität dieser Beziehung und um eine Überprüfung, bis zu welchem Grad Lengnich ein außergewöhnlich sensibler Verteidiger der Provinz und der Stadt gewesen ist. Die Tatsache, daß viele seiner Arbeiten auf direkte oder indirekte Veranlassung des Danziger Stadtrats entstanden sind, sollte allerdings ein Hinweis darauf sein, daß Lengnich sich eben durch seine historische und juristische Gelehrsamkeit sowie Argumentationsfähigkeit auszeichnete. Es bleibt jedoch die Frage, inwieweit der preußische Adel, insbesondere seine katholische Mehrheit, den Standpunkt Lengnichts vertrat.

Die Bürger in den großen Städten fühlten sich vor allem als Angehörige ihrer Stadt. Hier stellt sich die Frage, inwiefern sie sich als solche als eine Gesamtheit empfanden. Im Laufe des 18. Jahrhunderts spielten natürlich standesbedingte Schranken und somit auch ständische Identifikation eine wesentliche Rolle. Dabei haben die großen Städte in gemeinsamen Angelegenheiten stets zusammen gehandelt, besonders auf den Generallandtagen, den Versammlungen des gesamten Adels und in außerordentlichen Verhandlungen. Selbständige Beratungen unter den Großstädten sind für die gesamte frühe Neuzeit belegt. Die letztmalige Teilnahme kleiner Städte am Generallandtag im Jahre 1662 führte zwar zu einer weiteren Absonderung der drei großen Städte, andererseits vertraten sie aber dort oft die Interessen der kleinen Städte. Die Abgesandten der großen Städte sollten sich in der Regel nach der Ankunft am Verhandlungsort – Marienburg oder Graudenz – gemäß ihren Anweisungen sofort mit den Vertretern der anderen großen Städte zu Beratungen treffen. Diese Zusammenarbeit und dieses bewußte Zusammengehörigkeitsgefühl überdauerte auch Probleme, die durch unterschiedliche wirtschaftliche Interessen der einzelnen Städte entstehen konnten. Es bleibt aber die Frage, inwieweit dieses Bewußtsein in bezug auf gemeinsame Interessen, eine ähnliche Situation und vorteilhafte Zusammenarbeit eine wirklich „großstädtische Identität“ ausmachen konnte. In der Zeit von 1772 bis 1793 kam es zu einer noch engeren Annäherung zwischen Danzig und Thorn; in Elbing allerdings, das bereits bei der Ersten Teilung Polens an Preußen fiel, verschwand das Bewußtsein gemeinsamer Interes-

sen wohl schnell. Der Chronist Amelung befürchtete im Jahre 1793, daß die preußische Regierung nach der Annexion Danzigs ihre Aufmerksamkeit auf die Stadt Elbing nicht mehr richten werde und der Stadt durch das Ende der restriktiven Zollpolitik gegenüber dem Danziger Handel somit ihre bisher nutzbringende Fürsorge entzogen werde.²³

Das Bistum Ermland hatte sowohl in Polen als auch im Königlichen Preußen eine ganz eigene Stellung inne. Dieser individuelle Charakter war schon durch die spezifische geographische Lage gegeben (zum großen Teil von ostpreußischem Gebiet umgeben), insbesondere jedoch durch die rechtliche Stellung des bischöflichen Dominiums mit einem eigenen Landtag. Das Ermland unterschied sich von dem übrigen Königlichen Preußen natürlich durch die andere konfessionelle Zusammensetzung der Bevölkerung, die mehrheitlich katholischen Glaubens war. Der Bischof des Ermlands mit Sitz in Heilsberg war formal der Hauptvertreter Königlich Preußens als „praeses Terrarum Prussiae“. Tatsächlich bildete das Bistum selbst wie auch die Jesuitenakademie in Braunsberg, das berühmte Hosianum,²⁴ oder bis zu einem gewissen Grad auch das Frauenburger Domkapitel die Grundlagen für die Rezeption und Entwicklung der Integrationsbestrebungen des königlichen Hofes im Königlichen Preußen sowie für die Bildung einer gewissen höfischen Partei in diesem Gebiet. Gerade durch die Ernennung der ermländischen Bischöfe wurde von seiten des Hofes regelmäßig die Bedingung des Indigenats verletzt, wenn Angehörige des polnischen Kronadels Bischöfe wurden. Der Widerstand der preußischen Stände gegen dieses Verfahren hatte bereits im 18. Jahrhundert nur noch formalen Charakter und verschwand gänzlich durch die nachträgliche Zusprechung des Indigenats an den neuen Bischof. Die Bewohner des Ermlands wurden sich der besonderen Situation des Landes immer mehr bewußt. Akzeptierten sie noch im 16. und 17. Jahrhundert ihre Zugehörigkeit zum Königlichen Preußen, leugneten sie diese im Lauf des 18. Jahrhunderts und identifizierten sich mehr – allerdings ganz im Rahmen des polnisch-litauischen Staates – mit dem Bistum. Die „Ermländer“ sahen das Ermland als ihr engstes Vaterland und waren stolz auf die eigene Geschichte und Traditionen. Diesen Patriotis-

²³ „Gebe der Himmel daß diese Veränderung des Schicksahls Dantzigs in der Zukunft keinen schädlichen Einfluß und Folge auf die Handlungs- und des blühenden Wohlstandes Elbings haben möge.“ Chronik von Elbing von 1776–1796 von Amelung (in Abschrift). WAPG, 492/11.

²⁴ Vgl. J. Korewa, Rola braniewskiego Hosianum w dziele zespolenia Warmii z Rzeczpospolitą w w. XVI–XVIII (Die Rolle des Hosianum in Braunsberg bei der Vereinigung des Ermlands mit der Republik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert), in: Studia Warmińskie 5 (1968), S. 67–76.

mus, der sich noch einige Jahrzehnte nach dem Jahr 1772 hielt, hatten der polnischsprachige Adel und das deutschsprachige Bürgertum gemein.²⁵

Die Frage der ethnischen Zugehörigkeit spielte im 18. Jahrhundert praktisch keine Rolle, auch wenn sich, wie J. Dygdała bemerkt, vielleicht gerade damals allmählich die Grundlagen eines nationalen Bewußtseins herausbildeten.²⁶ Trotz allem überschritt die ethnisch motivierte Identifikation im 18. Jahrhundert nicht die Grenze der ethnischen Identität: Man war sich des unterschiedlichen Ursprungs bewußt, vergegenwärtigte sich den Unterschied in den Sprachen. Damit erschöpfte sich allerdings im Grunde das Gefühl ethnischer Verschiedenheit.

Die Sprache spielte bei der ethnischen Identifizierung nur begrenzt eine Rolle. Die ländliche Bevölkerung kam, sofern sie auf ethnisch homogenem Territorium lebte (wie die Polen im südlichen Ermland), praktisch mit einer anderen Sprache nicht in Kontakt; sprachlich gemischte Gebiete und Städte waren in bedeutendem Maße zweisprachig, wobei in einem Milieu ohne ausgebildetes Nationalbewußtsein die Unterscheidung der Muttersprache nicht als grundlegendes Trennungsmerkmal galt. Allerdings kann man im wesentlichen feststellen, daß die gesellschaftlichen Oberschichten in den Großstädten eher deutschsprachig waren. Im gesamten Land ging die Zweisprachigkeit so weit, daß die Namen einzelner Personen gleichzeitig in der deutschen und polnischen bzw. germanisierten und polonisierten Form vorkommen konnten. Der Adel wiederum nutzte vorwiegend die polnische Sprache, und nur ein Teil konnte überhaupt deutsch sprechen.

Obgleich Sprache in der frühen Neuzeit bei der Identifikation eine Rolle spielte, wurde sie allerdings in diesem Fall nicht mit der ethnischen Herkunft gleichgesetzt, sondern mit dem Land. Die ganze frühe Neuzeit hindurch trat nicht nur auf dem Generallandtag zuweilen das Problem der Amtssprache auf, besonders wenn der königliche Gesandte zum Mißfallen der Städte und im 16. Jahrhundert auch des Adels häufig polnisch sprach. Die Schwierigkeit bestand ganz einfach darin, daß man die frem-

²⁵ Der Abschnitt über das Ermland basiert vor allem auf der Arbeit von J. Jasiński, *Świadomość narodowa na Warmii w XIX w.* (Das Nationalbewußtsein im Ermland im 19. Jahrhundert). Olsztyn 1983, bes. S. 34f. Im Zusammenhang mit dem Patriotismus im Ermland führt Jasiński eine interessante Begebenheit aus der Zeit der Annexion des Ermlands im Jahre 1772 an: Das Domkapitel Frauenburg beschwerte sich damals bei den preußischen Kommissaren darüber, daß im Okkupationspatent vom 13. September 1773 das Ermland nicht unter den besetzten Ländern genannt sei.

²⁶ J. Dygdała, *Polityka Torunia wobec władz Rzeczypospolitej w latach 1764–1772* (Die Politik der Stadt Thorn gegenüber der Regierung der Republik 1764–1772). Warszawa (u.a.) 1977, S. 14.

de Sprache nicht verstand. Hauptsächlich die großen Städte forderten, daß auf dem Generallandtag „nach altem Brauch“ Deutsch oder Latein Verhandlungssprachen waren. In lateinischer Sprache war die *landa* im endgültigen Wortlaut verfaßt worden. Eine Mißachtung dieser Forderung wurde als Präzedens angesehen. Sprache war hier eher ein Element der Landesrechte, wie auch immer Historiker sie später mit dem nationalen Bewußtsein identifiziert haben. Die tragende Säule war nicht das Volk im ethnischen Sinne, sondern waren im politischen Sinne die Stände im Königlichen Preußen.

Eine unvergleichlich größere Rolle spielte die Konfession. Wie auch andernorts war im Königlichen Preußen die Identifikation mit einem konkreten Bekenntnis sehr auffällig, denn sie war im 18. Jahrhundert aktuell und ging quer durch die preußische Gesellschaft. Mit Ausnahme des Ermlands kann man dem Stereotyp des polnischen Katholiken und des deutschen Lutheraners wohl folgen, doch überragte im Bewußtsein der Bevölkerung der Gegensatz Lutheraner – Katholik ethnische Unterschiede. In den großen Städten hielten die Lutheraner die Macht in ihren Händen, während der Adel mehrheitlich römisch-katholischer Konfession war, was die ständischen Unterschiede im weiteren noch unterstrich. Unter den großen Städten war vor allem Thorn im 18. Jahrhundert für seine drückende religiöse Atmosphäre bekannt (der berühmte „Tumult“ in Thorn im Jahre 1724); im Königlichen Preußen herrschte immerhin relative religiöse Freiheit, und zwar auch gegenüber den Calvinisten oder anderen Konfessionen, z.B. den mennonitischen Wiedertäufern. In der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert wurde es das Ziel vieler religiöser Emigranten aus den Niederlanden, Deutschland, den böhmischen und österreichischen Ländern, England, Schottland u.a. Die religiöse Toleranz war in jedem Fall ein häufiges Schlagwort in der Argumentation, in deren Bedrohung man insbesondere von seiten der großen Städte (hier unter der Führung von Thorn) einen Angriff auf die Autonomierechte des Königlichen Preußen sah. So war keineswegs eine konkrete Konfession Bestandteil des Landesbewußtseins, sondern die sich von Polen unterscheidende konfessionelle Bevölkerungszusammensetzung und die religiöse Toleranz; zumindest ein Teil seiner tragenden Kräfte sah sie als unverzichtbare Attribute der Privilegien von Provinz und Stadt an. Ihre Verletzung mußte auch gegen ständische Vertreter anderer Konfessionen und Polen verteidigt werden, gleichermaßen mit Unterstützung von außen. Die Thorner Konföderation aus dem Jahre 1767 und die Position der nichtkatholischen Monarchen Europas als Garanten der religiösen Toleranz und auch die auf internationalem Recht basierende vertragliche Sicherstellung dieser Freiheit sind dafür sprechende Beweise.

Die unterschiedlichen Konfessionen waren in der preußischen ständischen Gesellschaft stets ein Unterscheidungsmerkmal. Wie J. Jasiński zum Ermland bemerkte, waren dies gleichzeitig ständische und konfessionelle Barrieren, die eine kulturelle und sprachliche Polonisierung der preußischen Städte verhinderten und den Erhalt der deutschsprachigen Kultur durch das Bürgertum bewirkten. Dadurch waren die Voraussetzungen für die Bildung einer einheitlichen neupreußischen Nationalität ausgeschlossen, obwohl die Bürger bis zu einem gewissen Grad tragende Säulen der polnischen staatlichen Identität waren.²⁷ Die weitere Entwicklung der Identitäten war damit zum Teil bereits bestimmt: Konnte die preußische Identität ausschließlich auf die Stände und das Territorium gestützt sein, mußte eine spätere nationale Identität notwendigerweise quer durch die westpreußische Gesellschaft gehen und folglich zu einem Konflikt mit dem Landespatritismus führen; dies um so mehr, als keine der wichtigsten dort ansässigen Nationen im 19. Jahrhundert Westpreußen als alleiniges geographisches und kulturelles Zentrum ihrer nationalen Existenz ansahen – im Unterschied zu anderen europäischen Ländern wie z.B. Böhmen, Estland, Finnland u.a.

Im Königlichen Preußen des 18. Jahrhunderts kann man also von einem ausgeprägten Landespatritismus der Stände, gegründet auf einer politisch-geographisch orientierten Identität, sprechen. Dieser Patritismus war durch den Stand und das Land definiert; eine entscheidende Rolle spielte hier die rechtliche Stellung der Provinz und ihre historische Tradition. Gleichartige Faktoren spielen eine wesentliche Rolle bei der lokalen Identität der großen Städte, die zu den nicht zu vernachlässigenden Elementen preußischer Identität gehört; bei den Bürgern spielte sie sogar eine mitentscheidende, wenn nicht die wichtigste Rolle. Das Landesbewußtsein bzw. die lokale städtische Identität existierten auf der Plattform des polnisch-litauischen Staates, also gleichzeitig mit der weniger bedeutenden, aber beständigen polnischen Staatsidentität. Partikulare Autonomiebestrebungen und der Kampf um den Erhalt der Rechte der Provinz waren äußerer Ausdruck der nebeneinander bestehenden Identitäten; der Widerstand gegen die Inkorporationsbestrebungen führte nicht zur vollständigen Verneinung einer weitgefaßten polnischen Staatsidentität. Nach 1772 verstärkte sich im Falle Thorn und Danzigs das Zusammengehörigkeitsgefühl mit Polen eher, als diese Städte angesichts der Annexionsbemühungen und der feindlichen Handels- und Zollpolitik Preußens Teile des polnisch-litauischen Staates blieben. Der Verlauf der Annexion und die Reaktion der Bevölkerung Königlich Preußens in den Jahren 1772 und

²⁷ Jasiński, Świadomość narodowa (wie Anm. 25), S. 34.

1793 gehören zu den interessanten Hinweisen auf die Intensität dieser Identitäten, übersteigt thematisch jedoch bereits den Rahmen dieses Beitrags. Neben der Landes-, Lokal- und Staatsidentität darf die Bedeutung der ständischen und konfessionellen Identität nicht außer acht gelassen werden, die quer durch die preußische Gesellschaft verliefen und sich gegenseitig ergänzten und unterstützten. Die ethnische Zugehörigkeit wiederum war von zweitrangiger Bedeutung; war die Sprache allein kein Indikator für eine Zugehörigkeit, konnte sie unter bestimmten Umständen als Teil der Provinzialrechte aufgefaßt werden und somit ein Element des Landesbewußtseins bilden.

Aus dem Tschechischen übersetzt von Angelika Girsig, Marburg

Die königlich preußische bzw. westpreußische Landesgeschichte in der Frühen Neuzeit – Probleme und Tendenzen. Eine Streitschrift

von Hans-Jürgen Bömelburg

Die folgende Skizze kann keinen umfassenden Überblick über die Landesgeschichtsschreibung zum Königlichen Preußen bzw. Westpreußen geben. Sie will jedoch einige Arbeiten kurz vorstellen, Probleme benennen und Desiderate offenlegen. Den Anstoß gaben zwei Erfahrungen: erstens die Durchsicht der vorliegenden zwei Teilbände des „Handbuchs der Geschichte Ost- und Westpreußens“ zur Frühen Neuzeit und zweitens der Eindruck, daß die nach 1989 gebotenen Möglichkeiten im Bereich der frühneuzeitlichen Landesgeschichte der Region trotz vielfältiger Chancen bisher in der deutschsprachigen Forschung nicht hinreichend gesehen und genutzt werden.

Das „Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens“¹ will ein „Hilfsmittel zur ersten und umfassenden Orientierung“ (S. VI) sein; im Vorwort werden „tiefreichende Gegensätze zwischen deutscher und polnischer Forschungstradition“ (S. VII) erwähnt und der Anspruch erhoben, einen „Dialog unterschiedlicher Auffassungen“ (S. VIII) in Gang zu setzen. Die beiden vorliegenden Teilbände ermöglichen jedoch keine historiographiegeschichtliche Diskussion, da die unterschiedlichen Standpunkte und ihre impliziten Vorannahmen nicht kenntlich gemacht werden.² Wei-

¹ Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens, im Auftrag der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung hrsg. v. Ernst Opgenoordth. Tl. II/1: Von der Teilung bis zum Schwedisch-Polnischen Krieg 1466–1655. Lüneburg 1994; Tl. II/2: Vom Schwedisch-Polnischen Krieg bis zur Reformzeit 1655–1708. Lüneburg 1996. Vgl. auch die Rezension zu Tl. II/1 von Stanisław Salmonowicz in: *Zapiski Historyczne* 62 (1997), H. 1, S. 140f., und von Karin Friedrich in: *The Slavonic and East European Review* 75 (1997), H. 1, S. 158–161.

² Ein Beispiel: Die deutsche und die polnische landesgeschichtliche Forschung durchziehen seit einem Jahrhundert unterschiedliche Bewertungen des Ablaufs und der Konsequenzen der fridericianischen Annexion von 1772, die zentrale Fragen wie die modernisierende Rolle der hohenzollernschen Politik und die Rolle der Landeseliten betreffen. Dieser wissenschaftliche Dissens wird im Handbuch nicht erwähnt, dagegen wird von der traditionellen Position der deutschsprachigen Historiographie ausgegangen, demzufolge nach 1772 eine „unbestreitbare Aufwärtsentwicklung“ eingesetzt habe (Handbuch [wie Anm. 1], Tl. II/2, S. 10, 45 u.ö.). Ein Leser, der keine Detailkenntnisse besitzt, erhält so einseitige Informationen über den Forschungsstand. Dies gilt auch für andere strittige Fragen wie den Umfang und die Rolle der Integration in die polnische Krone oder Forschungsprobleme wie

terhin wird eine begriffliche Diskussion, was „Ost- und Westpreußen“ in jeder historischen Epoche bedeuten, nicht geführt.

Der folgende Bericht möchte hier ein Korrelativ liefern. Ausgewählt wurden Problemfelder der frühneuzeitlichen Landesgeschichte, in denen Impulse und Ansätze vorliegen, die diskutiert werden müssen. Oft handelt es sich um polnische Arbeiten, die in der deutschsprachigen Forschung nicht oder nicht hinreichend zur Kenntnis genommen werden. Nicht berücksichtigt wurden dagegen Bereiche, in denen gerade in der Forschung ein Umbruch stattfindet. Dies betrifft vor allem die Konfessionalisierungsforschung, in der nun die Arbeit Michael G. Müllers vorliegt.³

Terminologisch wird in diesem Beitrag für die Zeit bis 1772 der zeitgenössische Landesbegriff des „Königlichen Preußen“, nach 1772 die staatlicherseits neu eingeführte Bezeichnung „Westpreußen“ verwendet. Der Autor teilt nicht die Auffassung Opgenoorths, daß die „quellengerechte Bezeichnung des westlichen Landesteils als königliches (...) Preußen (...) für die Zeit nach der Königskrönung Friedrichs III./I. von 1701 nicht mehr verwendbar, weil teils mehrdeutig, teils falsch“⁴ sei. Einerseits sahen dies die Zeitgenossen überwiegend nicht so, und wenn doch, was hindert den Autor daran, die zeitgenössische Ersatzbezeichnung des „polnischen Preußen“ zu übernehmen? Es ist in der Forschung unumstritten, daß es sich bei „Westpreußen“ um eine gezielt geschaffene und instrumentell eingesetzte Neuprägung handelt.

Da Landesbegriff, Landeshistoriographie und terminologische Fragen umstrittener und problembeladener sind, als vielfach angenommen, wird zunächst auf solche Probleme eingegangen. Insgesamt soll durch die offene Benennung der Forschungsdesiderata und -differenzen die Beschäfti-

die Entwicklung der Adelskultur. Der – soweit ich sehe – einzige Dissens, der im Handbuch angeschnitten wird, ist die unterschiedliche Darstellung und Bewertung des „*tumult toruński*“ (im Deutschen im Anschluß an die protestantischen Streitschriften meist „Thorner Blutgericht“ genannt). Bezeichnend ist allerdings, wie diese in der konfessionellen Geschichtsschreibung traditionelle Streitfrage, zu der eine umfangreiche zeitgenössische und historische Literatur vorliegt, dargestellt wird (vgl. ebenda, S. 35 f., 118 u. 133 f.): Der Leser erhält drei fragmentarische, sich teilweise widersprechende Darstellungen des Ablaufs und der Motive der Handelnden, aus denen er sich ohne Vorkenntnisse schwerlich ein Bild machen kann. Nirgendwo werden synthetisierend (Orientierung!) Ereignis und interpretatorische Differenzen vorgestellt, auf das wichtigste bibliographische Compendium zur Ermittlung der Publizistik (Henryk Baranowski, *Bibliografia miasta Torunia* [Bibliographie der Stadt Thorn]. Warszawa/Poznań 1972, dort 165 zeitgenössische Drucke sowie weitere Nachweise in den Fortsetzungen) wird an keiner Stelle hingewiesen.

³ Michael G. Müller, *Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557–1660)*. Berlin 1997 (Publikationen der Historischen Kommission zu Berlin.).

⁴ Handbuch (wie Anm. 1), Teil II/2, S. 1.

gung mit der königlich preußischen bzw. westpreußischen Landesgeschichte angeregt werden. Wenn dies – durchaus auch kritisch zu den vorgetragenen Positionen – gelänge, wäre der wichtigste Zweck der vorliegenden Streitschrift erreicht.

1. Landesbegriff und Geschichtsschreibung

Es klingt auf den ersten Blick wie eine Selbstverständlichkeit, daß eine regional arbeitende Geschichte einen allgemein akzeptierten Landesbegriff mit definierten Landesgrenzen voraussetzt. Historisch erfüllt das Königliche Preußen diese Voraussetzung ohne Abstriche, da das Land zwischen den 1470er Jahren (Eingliederung des Ermlands) und 1772 unveränderte Grenzen aufwies, die zu den stabilsten in Ostmitteleuropa zählten. Auch nach 1772 ist die Provinz Westpreußen mit dem Königlichen Preußen im Kern identisch, die territorialen Aus- und Eingliederungen (Abtrennung des Ermlands zu Ostpreußen, Eingliederung der Kreise Marienwerder und Riesenburg) veränderten die Struktur des Landes nur am Rande. Gleichfalls blieb die Region über die napoleonischen Verschiebungen hinweg bestehen und war auch während der vorübergehenden administrativen Zusammenlegung mit Ostpreußen zur Provinz Preußen (1824/29–1878) als deutliche regionale Einheit erkennbar. Weiterhin verfügte das Land beinahe während der gesamten 450 Jahre über landständische Vertretungen und durchgehende Zeugnisse von Landesbewußtsein, die weit über dem durchschnittlichen Niveau solcher Einrichtungen und Äußerungen in Ostmitteleuropa lagen.

Dennoch kommt die Landesgeschichte zu einem erheblichen Teil ohne den konstitutiven Begriff eines königlich preußischen/westpreußischen Landes aus. Gesamtdarstellungen zur Landesgeschichte fehlen nach der Nationalisierung der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert fast völlig,⁵ die deutsche und die polnische Forschung nehmen die Region aus unterschiedlichen Perspektiven in den Blick. Die maßgebliche Darstellung auf polnischer Seite trägt den schwer übersetzbaren Titel einer „Hi-

⁵ Zu erwähnen wäre in der deutschsprachigen Literatur nur Leopold Prowe, *Westpreußen in seiner geschichtlichen Stellung zu Deutschland und Polen*. Thorn 1868, in der polnischsprachigen Literatur Stanisław Kujot, *Dzieje Prus Królewskich* (Geschichte des Königlichen Preußen), in Fortsetzungen in den *Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu* publiziert). Zu beiden Autoren und ihrer historiographischen Verortung Jörg Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem*. Wiesbaden 1996 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 3.), S. 109f. u. 150-160.

storia Pomorza“, einer „Geschichte des Landes am Meer“, wobei der Küstenstreifen von Stralsund bis Memel in den Blick genommen wird. Deutsche Autoren gehen durchweg von „Ost- und Westpreußen“ aus, einer Begrifflichkeit, die in Anlage und Perspektive ein Kind der Geschichtsschreibung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist. Aus meiner Sicht verstellen sowohl der „Pomorze“- wie der „Ost- und Westpreußen“-Begriff den Zugang zur Landesgeschichte der Region.⁶

Die „Pomorze“-Konzeption ist in der polnischen Geschichtsschreibung seit dem Erscheinen des ersten Bandes der „Historia Pomorza“ nicht unumstritten und – zugespitzt auf die Schriften Gerard Labudas – von Jörg Hackmann einer Analyse unterzogen worden.⁷ Die dauerhafte Durchsetzung und Popularisierung des regionalen Oberbegriffs und seiner Gliederungen (insbesondere „Warmia i Mazury“ für den an Polen gefallenen Teil Ostpreußens) unter Ablehnung des historischen Preußenbegriffs ist Nachwirkung und Ergebnis nationalkommunistischer Begriffsprägungen, die mit dem Rückgriff auf ethnisch slawische Bevölkerungsgruppen legitimatorische Funktion besaßen.⁸ Während der Begriff für die Organisation der historischen Wissenschaften und popularisierende Veröffentlichungen bis heute große Verbreitung besitzt, ist er in fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen weitgehend zurückgenommen. So zerfällt die „Historia Pomorza“ für die Frühe Neuzeit in die jeweiligen Abschnitte zu Pommern, zum Königlichen Preußen und zum Herzogtum bzw. Königreich Preußen; in den Bänden zum 19. Jahrhundert werden übergreifende Fragestellungen auch territorial vergleichend behandelt.

Noch stärker gilt dies für die polnischsprachige Forschungsliteratur zur Frühen Neuzeit, die eng an territorialen und administrativen Einheiten orientiert ist und in der als Bezugsgrößen das Land und die Wege-

⁶ Vgl. Hartmut Boockmann, *Ostpreußen und Westpreußen*. Berlin 1992 (Deutsche Geschichte im Osten Europas.).

⁷ Jörg Hackmann, Gerard Labudas Konzeption der Geschichte Pommerns, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 41 (1993), S. 109-134, zu kritischen Stimmen in Polen ebenda, S. 130f.

⁸ Die volksgeschichtliche Grundierung des „Pomorze“-Begriffs bei Labuda wird insbesondere in seinen jüngeren Arbeiten zur Geschichte der Kaschuben sichtbar. Das „Pomorze“ zwischen Oder und Nogat wird hier zur Bühne einer kaschubischen Volksgeschichte, wobei andere Bevölkerungsgruppen zurücktreten und landesgeschichtliche Grenzen übergangen werden. Vgl. Gerard Labuda, *Kaszubi i ich dzieje. Pisma wybrane* (Die Kaschuben und ihre Geschichte. Ausgewählte Schriften). Gdańsk 1996, besonders der Abschnitt „Węzłowe zagadnienia historii Kaszubów na tle historii Pomorza“ (Zentrale Probleme der Geschichte der Kaschuben auf dem Hintergrund der Geschichte von „Pomorze“), S. 160-193. Zu den Hintergründen und methodischen Voraussetzungen der „Volksgeschichte“ vgl. Willi Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945*. Göttingen 1993 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft. 101.).

wodschaften bzw. die preußische Provinz und ihre Kreise im Vordergrund stehen. Paradoxerweise begünstigte der „Pomorze“-Begriff und seine volksgeschichtlichen Hintergründe in der Vergangenheit teilweise die Beschäftigung mit der königlich preußischen Landesgeschichte, da in der Region die wirtschaftlichen, politischen und ethnischen Verbindungen zum polnischen Gesamtstaat stark und auch für die gesamtpolnische Forschung unzweifelhaft von Interesse waren.

Andererseits sind mit dem Paradigma des „Pomorze“-Begriffs jedoch erhebliche Hypotheken in Kauf genommen worden: Erstens begünstigt die künstliche Begrifflichkeit mit ihren Untergliederungen eine große terminologische Unschärfe. Die Benennung der Region in wissenschaftlichen Veröffentlichungen schwankt zwischen „Pomorze Gdańskie“ und „Pomorze Nadwiślańskie“,⁹ die sich teilweise auch als geographische Termini in fachhistorische Texte einschleichen. Schwerer noch wiegen einige thematische Begrenzungen, da durch die terminologischen Probleme landesgeschichtlich wichtige Fragenkreise nur am Rande behandelt wurden. So wurde die Frage der Reichweite des königlich preußischen bzw. westpreußischen Landesbewußtseins nur selten gestellt.¹⁰ Da der Landesbe-

⁹ Historisch bezog sich „Pomorze Gdańskie“ zunächst auf die königlich preußische Wojewodschaft Pommerellen (województwo pomorskie), wird seit der Zwischenkriegszeit jedoch auf die ganze Region angewandt. Da der Begriff strukturell jedoch nicht das Kulmer Land umfaßt, ziehen manche polnischen Forscher den rein geographischen Begriff „Pomorze Nadwiślańskie“ („Weichselpommern“) vor. Vgl. z.B. Stanisław Gierszewski in der Einleitung zum Słownik biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego (Biographisches Wörterbuch Weichselpommerns). Bd. 1, Gdańsk 1992, S. 5f. – Zur uneinheitlichen Anwendung der Begrifflichkeit unter polnischen Historikern vgl. z.B. Janusz Jasiński, Pomorze a Polska (Pommern und Polen), in: Zapiski Historyczne 51 (1996), H. 1, S. 89-93.

¹⁰ Stanisław Herbst, Świadomość narodowa na ziemiach Pruskich w XV–XVII w. (Das Nationalbewußtsein in Preußen vom 15. bis 17. Jahrhundert), in: Komunikaty Mazursko-Warmińskie (1962), Nr. 1 (75), S. 3-10. Herbst entwickelte hier in Anlehnung an Stanisław Kot sehr früh Überlegungen zum Landesbewußtsein, die jedoch von der Forschung kaum aufgenommen wurden. Weiterhin Marian Biskup, Etniczno-demograficzne przemiany Prus Królewskich w rozwoju osadnictwa w średniowieczu (O tzw. nowym plemieniu Prusaków) (Ethnisch-demographische Veränderungen im Königlichen Preußen in der mittelalterlichen Siedlungsentwicklung [Über den sog. Neustamm der Preußen], in: Kwartalnik Historyczny 98 (1991), H. 2, S. 45-67; Janusz Mańk, Powstanie poczucia krajowej odrębności w Prusach i jeje rozwój w XV i XVI wieku (Die Entstehung eines eigenen Landesbewußtseins in Preußen und seine Entwicklung im 15. und 16. Jahrhundert), in: Ders., Dwie części Prus. Studia z dziejów Prus Książęcych i Prus Królewskich w XVI i XVII wieku (Zwei Teile Preußen. Studien zur Geschichte des Herzoglichen Preußen und des Königlichen Preußen im 16. und 17. Jahrhundert). Olsztyn 1987, S. 9-17; ders., Regionalna tożsamość oraz etniczne i konfesjonalne mniejszości w Prusach w czasach nowożytnych (Regionale Identität sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten im neuzeitlichen Preußen), in: Pomorze – Polska – Europa. Studia i materiały z dziejów XIX i XX wieku (Pommern – Polen – Europa. Studien und Materialien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts). Toruń 1995, S. 29-41. Es kommt nicht von

griff teilweise versperrt war, dominierten siedlungsgeschichtliche und ethnische Aspekte, während Faktoren des politischen Landesbewußtseins zurücktraten. Begriffsgeschichtliche Studien zu dem zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert höchst wandlungsfähigen und in verschiedenen Begriffsprägungen auftretenden Preußenbegriff fehlen ganz.

Die deutsche Forschung ist dagegen bis in die jüngste Historiographie von den Weichenstellungen geprägt, die dem Konstrukt „Ost- und Westpreußen“ zugrundeliegen. Die Reihenfolge „Ostpreußen“ vor „Westpreußen“ steht nicht nur für den Schwerpunkt der preußischen Siedlung, die zeitliche Folge des Erwerbs durch den Orden oder die chronologische Entstehung der Bezeichnungen, sondern auch für eine Gewichtung. Im deutschsprachigen Schrifttum herrscht bis heute die ostpreußische Landesgeschichte mit der Traditionslinie Ordensherrschaft – Herzogtum Preußen – Ostpreußen vor, während die westpreußische Landesgeschichte, die etwa mit der Traditionslinie pommerellische Fürsten – ständischer Widerstand – Königliches Preußen – Westpreußen skizziert werden könnte, „nebenbei“ mitbehandelt wird.¹¹ Es soll hier keine Frontstellung ostpreußische gegen westpreußische Landesgeschichte aufgeworfen werden, sondern nur auf unterschwellig fortwirkende Kontinuitäten und nationalgeschichtliche Traditionen hingewiesen werden: Die Konzentration auf die ostpreußische Landesgeschichte greift bis heute vielfach auf volksgeschichtlich ausgerichtete Arbeiten der Zwischenkriegszeit zurück, in denen der deutsche Charakter des „Preußenlandes“¹² bewiesen werden sollte. Da bis 1990 die in Merseburg aufbewahrten Archivalien zur westpreußischen Landesgeschichte für westdeutsche Forscher unzugänglich waren, während das Königsberger Archiv in Göttingen bzw. Berlin lagerte, dauerte diese Prägung nach 1945 an. Nicht unterschätzt werden dürfen auch die auf deutscher Seite nach wie vor bestehende Sprachbarriere und wissenschaftsorganisatorische Kontinuitäten.

ungefähr, daß Małłek, der am intensivsten zum Landesbewußtsein gearbeitet hat, völlig ohne den „Pomorze“-Begriff auskommt.

¹¹ Alle deutschsprachigen Gesamtdarstellungen weisen quantitativ der ostpreußischen Landesgeschichte mehr Gewicht zu. Vgl. z.B. alle Auflagen von Bruno Schumacher, *Geschichte Ost- und Westpreußens*. 1. Aufl., Königsberg 1937, zuletzt 6. Aufl., überarb. v. Walther Hubatsch, Würzburg 1977; ebenfalls Boockmann, *Ostpreußen* (wie Anm. 6). Dies gilt auch für Wolfgang Neugebauer, *Politischer Wandel im Osten. Ost- und Westpreußen von den alten Ständen zum Konstitutionalismus*. Stuttgart 1992 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 36.), dessen Arbeit sich zu ca. 80% auf ostpreußische Materialien stützt.

¹² Der – an sich ältere – Begriff wurde programmatisch von Erich Keyser zugespitzt: *Preußenland. Geopolitische Betrachtungen zur Geschichte des Deutschlands an Weichsel und Pregel*. Danzig 1929. Zur dahinterstehenden Konzeption Hackmann, *Ostpreußen und Westpreußen* (wie Anm. 5), S. 186-191.

Überfällig ist eine Diskussion um die Vorstellung von einem „preußischen Neustamm“: Der Begriff geht auf Erich Maschke zurück, der eine unmittelbare Verbindung zwischen einem preußischem Landesbewußtsein und einem deutschen „preußischen Neustamm“ konstruierte, der das „Heimatgefühl der deutschen Bevölkerung“ widerspiegeln sollte.¹³ Auch Bernhart Jähmig greift diese Konstruktion mehrfach zustimmend auf.¹⁴ Unklar ist, welche Inhalte der Begriff „Stamm“, der eine ethnische, sich genetisch entwickelnde Bevölkerungsgruppe meint, besitzen soll. Unbestritten ist, daß in den preußischen Territorien mehrere ethnisch unterschiedliche Gruppen miteinander lebten, für die die Kategorie „Stamm“ nicht zutrifft. Es gibt weiterhin keine Verbindung zwischen dem postulierten „preußischen Neustamm“ und dem preußischen Landesbewußtsein, das einen vertieften Landesbegriff bedeutete und den Landesständen Partizipationsräume unabhängig von ihrer sprachlichen Zusammensetzung bot. Unberücksichtigt bleiben bei dieser Begriffsprägung im Königlichen Preußen auch die polnischsprachigen „prusacy“, die sich selbst so bezeichneten, aber sicherlich nicht einem „deutschen Neustamm“ zugehörig fühlten. Angesichts dessen sollte man auf die Begrifflichkeit ersatzlos verzichten.

Statt dessen kann ein Forschungsdesiderat hier nur benannt werden: Die königlich preußische Landesgeschichte verzeichnet seit dem Ende des 16. Jahrhunderts eine Differenzierung zwischen einem „gemeinpreußischen“ und einem königlich preußischen Landesbewußtsein, das deutlicher die Verbindung mit der polnischen Krone akzentuierte und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine starke (dominierende?) bürgerliche Komponente besaß. Die einzelnen Bestandteile dieses Landesbewußtseins und seine Abgrenzung zum entstehenden hohenzollern-preußischen Monarchiebewußtsein sind trotz neuer philologischer Zugänge zum Werk Gottfried Lengnichts¹⁵ noch nicht hinreichend erforscht. Gleiches gilt für die regionale Uneinheitlichkeit der Region, in der mit Pommern, dem Kulmer Land, der Weichsel- und Nogatniederung und

¹³ Erich Maschke, Preußen. Das Werden eines deutschen Stammesnamens, in: Ders., *Domus Hospitalis Theutonicorum. Europäische Verbindungslinien der Deutschordensgeschichte. Gesammelte Aufsätze aus den Jahren 1931–1963*. Bonn-Bad Godesberg 1970 (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens. 10.), S. 158–187, bes. S. 187.

¹⁴ Bernhart Jähmig, Bevölkerungsveränderungen und Landesbewußtsein im Preußenland, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 121 (1985), S. 115–155; ähnlich auch in: *Handbuch* (wie Anm. 1), Tl. II/1, S. 7–10 unter der Überschrift „Stand der Neustamm-Bildung“.

¹⁵ Włodzimierz Zientara, Gottfried Lengnich. Ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung. Tl. 1–2, Toruń 1995/96.

dem Ermland vier deutlich voneinander abgrenzbare Kleinregionen nebeneinander bestanden, in denen jeweils spezifische Ausprägungen von Landeseliten und -bewußtsein koexistierten. Für das Ermland wird dieses Problem jetzt in einem kenntnisreichen Beitrag vorgestellt.¹⁶

2. Moderne gesellschaftsgeschichtliche Ansätze: Elitenforschung und Modernisierungsparadigma

Das Interesse an wirtschaftsgeschichtlichen Problemen der königlich preußischen Landesgeschichte ist in den letzten 20 Jahren zurückgegangen, da in der polnischen Geschichtswissenschaft seit den 70er Jahren solche Fragestellungen allgemein zurücktreten.¹⁷ Jedoch ist der erreichte Forschungsstand hoch: Zu grundsätzlichen Fragen wie Weichselhandel, Getreideproduktion und Handel mit einzelnen Warengruppen liegen Quelleneditionen und Einzelstudien vor,¹⁸ die ländliche Gesellschaftsgeschichte ist in allen drei Wojewodschaften in arbeitsaufwendigen Einzelstudien partiell erforscht.¹⁹

¹⁶ Danuta Bogdan, Warmia w XVI–XVIII wieku. Dominium – księstwo – kraik (Das Ermland im 16.–18. Jahrhundert. Dominium – Herzogtum – Ländchen), in: Prusy Książęce i Prusy Królewskie w XVI–XVIII wieku (Herzogliches und Königliches Preußen im 16.–18. Jahrhundert), hrsg. v. Jacek Wijaczka. Kielce 1997, S. 59–77.

¹⁷ Deutlich wird dies insbesondere an der nachlassenden Editionstätigkeit. Einen Überblick über den erreichten Stand bietet der Sammelband: Stan badań i potrzeby edycji źródłowych dla historii Pomorza i innych krajów południowej strefy bałtyckiej (Zum Forschungsstand und der Notwendigkeit der Herausgabe von Quellen zur Geschichte Pommerns sowie anderer Länder des südlichen Ostseeraums), hrsg. v. Marian Biskup. Toruń 1995, mit zwei Beiträgen von Stanisław Achremczyk und Krzysztof Mikulski zum Königlichen Preußen. – Die Neuveranlagung der Starosteien von 1765 (Lustracja starostw i innych dóbr królewskich z roku 1765 pochodząca) liegt in Thorn bereits seit Jahren in einer maschinenschriftlichen Abschrift vor, wurde jedoch bisher nicht ediert.

¹⁸ Literaturnachweise bei Hans-Jürgen Bömelburg, Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1806). München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.), S. 88–96.

¹⁹ Maßgebend für das Kulmer Land sind die Arbeiten von Stefan Cackowski, zuletzt *Struktura społeczna i gospodarcza wsi województwa chełmińskiego w okresie pierwszego rozbioru Polski. Osadnictwo i ludność chłopska* (Die gesellschaftliche und ökonomische Struktur der Dörfer der Wojewodschaft Kulm während der Ersten Teilung Polens. Die Besiedlung und die Bauern). Toruń 1985, sowie die dort genannten älteren Arbeiten. Zu Pommerellen Krzysztof Mikulski, *Osadnictwo wiejskie województwa pomorskiego od połowy XVI do końca XVII wieku* (Dorfbesiedlung der pommerschen Wojewodschaft von der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts). Toruń 1994; zu Marienburg Andrzej Piątkowski, *Posiadłości ziemskie miasta Elbląga w XVII–XVIII wieku* (Die Landgüter der Stadt Elbing im 17.–18. Jahrhundert). Wrocław 1972.

Neue Ansätze zur Elitenforschung unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel sind insbesondere für die Städte Danzig, Thorn und Elbing im Gange, wo die Materialbasis in den überlieferten städtischen Archivbeständen relativ gut ist.²⁰ Prosopographische Untersuchungen der Ratsangehörigen zeigten, daß in allen drei Städten die Eliten für Aufsteiger aus den Mittelschichten oder Neubürger zumindest in der zweiten Generation zugänglich waren und die Fluktuation erhebliche Ausmaße aufwies (Danzig 590 Ratsherren aus 339 Familien, Elbing 658 aus 377, Thorn 624 aus 340 Familien).²¹ In Thorn und abgeschwächt auch in Elbing kam es in der zweiten Hälfte des 15. und den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu einem deutlichen Austausch der Ratseliten, für den die Krise des Fernhandels und die Umorientierung auf den massenhaften Getreidehandel aus ganz Polen-Litauen verantwortlich gemacht werden. Auf die nachlassende Konjunktur des 17. Jahrhunderts reagierten die bürgerlichen Eliten mit einer Dislozierung des Kapitals in Landgütern im Königlichen Preußen. Grundsätzlich werden durch den Erwerb der Landgüter und die Annahme von Adelstiteln die engen Verbindungen und Verflechtungen bürgerlicher und adliger Eliten sichtbar, die sich erst im 18. Jahrhundert im Zuge der konfessionellen Polarisierung abschwächten.²² Das in

²⁰ Vgl. die Beiträge des Sammelbands: *Elity mieszczańskie i szlacheckie Prus Królewskich i Kujaw w XIV–XVIII wieku (Bürgerliche und adlige Eliten des Königlichen Preußen und Kujawiens im 14.–18. Jahrhundert)*, hrsg. v. Jacek Staszewski. Toruń 1995. – Für Danzig wurden die Listen der städtischen Ratseliten durch Joachim Zdenka ediert.

²¹ Zahlen nach Krzysztof Mikulski, *Elity władzy wielkich miast pruskich w XIII–XVIII wieku (Próba analizy dynamicznej procesu długiego trwania) (Die Ratseliten großer preußischer Städte im 13.–18. Jahrhundert [Versuch einer dynamischen Analyse langanhaltender Prozesse])*, in: *Genealogia. Rola związków rodzinnych i rodowych w życiu publicznym w Polsce średniowiecznej na tle porównawczym (Die Rolle der Familien- und Stammesbindungen im öffentlichen Leben des mittelalterlichen Polen im Vergleich)*, hrsg. v. Andrzej Radziwiński u. Jan Wroniszewski. Toruń 1996, S. 311–342, hier S. 315 f. – Für das folgende auch Roman Czaja, *Patrycjat Starego Miasta Torunia i Starego Miasta Elbląga w średniowieczu (Das Patriziat der alten Stadt Thorn und der alten Stadt Elbing im Mittelalter)*, in: *Elity mieszczańskie (wie Anm. 20)*, S. 13–50; Krzysztof Mikulski, *Wymiana elity władzy w Toruniu w drugiej połowie XV wieku (Przyczynek do badań nad mechanizmami kształtowania się elit) (Der Austausch der Ratselite in Thorn in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts [Beitrag zum Entstehungsmechanismus von Eliten])*, in: *Elity mieszczańskie (wie Anm. 20)*, S. 51–93. – Von Mikulski ist in Zukunft eine Monographie zur sozialen Topographie und den städtischen Eliten in Thorn zu erwarten.

²² Zu dem Verhältnis zwischen bürgerlichen Eliten und protestantischen Adligen s. Aleksander Kemp, *Protestanci w dobrach prywatnych w Prusach Królewskich od drugiej połowy XVII do drugiej połowy XVIII wieku (Die Protestanten auf den Privatgütern im Königlichen Preußen von der zweiten Hälfte des 17. bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts)*. Gdańsk 1994, besonders die Familienverbindungen durch Heirat (S. 99 ff.) und Erziehung auf den städtischen Gymnasien (S. 103–106).

der Forschung konstatierte Phänomen einer Führungsschicht von (zumeist juristisch) gebildeten „Gelehrten“, die im 18. Jahrhundert in Danzig und Thorn die städtische Politik leiteten, ist wohl als Versuch einer Professionalisierung des Führungspersonals zu werten.²³

Ungünstiger ist die Quellensituation für die adligen Eliten, da kaum adlige Archive überliefert sind und die verstreuten Materialien aus den städtischen Archiven schwer systematisierbar sind. Einen Fortschritt bedeutet die Edition der Listen der adligen Landesbeamten, die unsere Kenntnis der Landeseliten verbessert.²⁴ Dies gilt insbesondere für die Ebene der mittleren Landesämter der Landrichter, Landschöffen, Fähnriche, Burggrafen, -regenten und -schreiber. Das meines Wissens einzige erhaltene Adelsarchiv der Region aus Nawra, das sich heute im Staatsarchiv Thorn befindet, wurde von Jerzy Dygdała und Szczepan Wierchosławski in einer Monographie teilweise ausgewertet.²⁵ Die Abschnitte über die Familie Kruszyński im 17. und 18. Jahrhundert zeigen Lebenswelt und Karrieremöglichkeiten einer Familie aus dem Mitteladel des Kulmer Landes.

Grundsätzlich bestehen jedoch für die frühneuzeitliche Adelsforschung im Königlichen Preußen eine Anzahl offener Fragen. Nicht erforscht ist die adlige Einwanderung aus Masowien, dem Dobriner Land und Kujawien ins Königliche Preußen, der Umfang dieser Migration und seine Bedeutung für die Strukturen insbesondere des Kulmer Landes und Thorns. Auch über die Mentalität der königlich preußischen adligen Eliten wissen wir noch wenig: In welchem Maße und in welchen Phasen übernahmen sie gemeinpolnische adlige Vorstellungen, barocke Frömmigkeitsideale und das Lebensideal der Szlachta oder inwieweit erhielten sie die überkommenen Landestraktionen, vermittelten religiöse Einstellungen, die durch die Bikonfessionalität des Landes bedingt waren, und städtische

²³ Jerzy Dygdała, *Elity polityczne wielkich miast Prus Królewskich w dobie oświecenia (1733–1772)* (Die politischen Eliten der großen Städte des Königlichen Preußen in der Aufklärungszeit [1733–1772]), in: *Elity mieszczańskie* (wie Anm. 20), S. 119–137.

²⁴ *Urzędnicy Prus Królewskich XV–XVIII wieku. Spisy* (Die Beamten im Königlichen Preußen des 15.–18. Jahrhunderts. Verzeichnisse), bearb. v. Krzysztof Mikulski. Wrocław (u.a.) 1990 (*Urzędnicy dawnej Rzeczypospolitej XII–XVIII wieku. V/2.*). Auch dieses Verzeichnis fehlt in dem einleitenden Literaturverzeichnis des Handbuchs der Geschichte Ost- und Westpreußens.

²⁵ Jerzy Dygdała, Szczepan Wierchosławski, *Nawra Kruszyńskich i Sczanieckich. Studium z dziejów szlachty i ziemiaństwa ziemi chełmińskiej* (Studien zur Geschichte des Adels und der Grundbesitzer des Kulmer Landes). Toruń 1990; weitere Beiträge zur Adelsforschung in dem Sammelband: *Szlachta i ziemiaństwo na Pomorzu w dobie nowożytnej XVI–XX wieku* (Przemiany struktur wewnętrznych) (Der Adel und Landadel im neuzeitlichen Pommern des 16.–20. Jahrhunderts [Veränderungen der inneren Strukturen]), hrsg. v. Jerzy Dygdała. Toruń 1993.

Kontakte? Einen Forschungsansatz für solche Fragen böten adlige Bibliotheksinventare, die in Thorn und vor allem Danzig erhalten sind.²⁶

Eine in der Forschung sehr unterschiedlich beantwortete Frage ist, inwieweit im Königlichen Preußen von einer Protoindustrialisierung gesprochen werden kann. Friedrich-Wilhelm Henning kommt im „Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens“ zu dem Ergebnis, von einer inneren wirtschaftlichen Dynamik und einer Protoindustrialisierung könne nicht gesprochen werden.²⁷ Nicht berücksichtigt werden dort die älteren Arbeiten des kürzlich verstorbenen Jerzy Wojtowicz, in denen dieser mit Blick auf das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts neue Formen gewerblicher Produktion und eine Protoindustrialisierung im Umfeld der großen Städte und in einigen ländlichen Betrieben konstatiert.²⁸ Diese Ansätze seien durch die merkantilistische Ordnungspolitik nach 1772 und die Agrarkonjunktur zum Erliegen gekommen. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Sicher kann man aus vergleichender Perspektive oder vor dem Hintergrund neuer Forschungen zu anderen Ergebnissen kommen. Etwas anderes ist es jedoch, wenn ältere Arbeiten nicht zur Kenntnis genommen werden.²⁹

²⁶ Archiwum Państwowe w Toruniu (Staatsarchiv Thorn) (APT), Arch. Szczanieckich, 3: *Catalogus librorum in Bibliotheca Navrensi Kruszynscyana existetium in anno 1780 conscriptus*. Zu den in Danzig erhaltenen Bibliothekskatalogen gibt es Hinweise bei Wojciech Kriegseisen, *Książka i biblioteki w kulturze ewangelików polskich w XVII i XVIII w.* (Buch und Bibliotheken in der Kultur der polnischen Protestanten im 17. und 18. Jahrhundert), in: *Z badań nad polskimi księgozbiórami historycznymi* 13 (1992), S. 5-40.

²⁷ *Handbuch* (wie Anm. 1), Tl. II/2, S. 113; daran anschließend Opgenoorth, ebenda, S. 3.

²⁸ Jerzy Wojtowicz, *Ze studiów nad początkami układu kapitalistycznego na terenie Prus Królewskich w XVIII wieku* (Studien zu den Anfängen der kapitalistischen Ordnung im Königlichen Preußen im 18. Jahrhundert), in: *Rocznik Dziejów Społecznych i Gospodarczych* 15 (1955), S. 269-297; ders., *Studia nad kształtowaniem się układu kapitalistycznego w Toruniu. Stosunki przemysłowe Torunia w XVIII wieku* (Studien zur Ausbildung der kapitalistischen Ordnung in Thorn. Die gewerblichen Verhältnisse Thorns im 18. Jahrhundert). Toruń 1960; deutschsprachige Zusammenfassung: ders., *Zur Gestaltung neuer Wirtschaftsformen in den Städten Westpreußens im 18. Jahrhundert*, in: *Wirtschaft, Technik und Geschichte. Beiträge zur Erforschung der Kulturbeziehungen in Deutschland und Osteuropa*. Festschrift für Albrecht Timm zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Volker Schmidtchen u. Eckhard Jäger. Berlin 1980, S. 187-196.

²⁹ Das *Handbuch* ist nur eingeschränkt als Hilfsmittel zur Orientierung nutzbar, da die Literaturangaben zumeist den Stand der 80er Jahre wiedergeben. Zudem ist die Auswahl fragwürdig, in den einleitenden Literaturangaben und in den Anmerkungen stehen Miscellen neben Monographien, bei der ungleichgewichtigen Auswahl wird deutschsprachige Literatur bevorzugt. Ein solches Vorgehen läßt sich zwar rechtfertigen, muß aber dann auch vom Herausgeber als solches gekennzeichnet werden. Für die enormen Lücken der einleitenden bibliographischen Hinweise nur ein Beispiel: Im Teilband zu den Jahren 1655–1807 wird der mit Abstand wichtigste Autor zur königlich preußischen Landesgeschichte des 18. Jahrhunderts, Jerzy

Teilweise im Anschluß an solche Probleme und mit Blick auf die stark differierenden gesellschaftlichen Entwicklungsmodelle im Hohenzollernstaat und in Polen-Litauen ist umstritten, inwieweit dem westpreußischen Landesumbau nach 1772 eine modernisierende Kraft zukommt. Hartmut Boockmann urteilte 1992: „In der neuen Provinz wurden rasch die Verwaltungsstrukturen der benachbarten alten Provinzen eingeführt, und es kann nicht bezweifelt werden, daß ein beträchtlicher Teil der beabsichtigten Modernisierung gelang.“³⁰ Opgenoorth spricht von Reformimpulsen in Verwaltung und Militär und bezeichnet den Abschnitt 1772–1806 als „Vorreform“.³¹ In beiden Fällen werden teilweise außerlandesgeschichtliche Kriterien angelegt: die Intention der Verwaltungsbehörden in Berlin bzw. die späteren Reformen des preußischen Gesamtstaates. Dagegen akzentuiere ich die negativen Folgen von Zentralisierung und staatlicher Wirtschaftslenkung: „Besonders problematisch und folgenreich erscheint die Formierung der preußischen Staatswirtschaft unter Ausschaltung der Danziger und Thorner Konkurrenz. Westpreußen blieb so in hohem Maße von der zentralistischen Wirtschaftspolitik aus Berliner Perspektive abhängig. Das Land erhielt eine Wirtschaftsstruktur mit hohem Staatsanteil, niedriger privater Kapitalquote und bürokratischen Entscheidungsmechanismen, die einen genuin ostmitteleuropäischen Weg der Modernisierung von oben einleitete.“³² Hier wird Modernisierung eher im Sinne der – sich gerade entwickelnden – liberalen Volkswirtschaftslehre als dem modernsten zeitgenössischen Lösungsansatz begriffen und den staatswirtschaftlichen Ansätzen unter den Bedingungen des wirtschaftlich entwickelten Königlichen Preußen eine modernisierende Kraft abgesprochen.

Im Kern liegen der Debatte jeweils unterschiedliche Modernisierungsbegriffe³³ zugrunde: einerseits ein an den preußischen Reformen nach 1806 und der preußischen Verwaltung des 19. Jahrhunderts orientiertes Konzept, andererseits eine Vorstellung, die auf dem modernisierenden Potential der ostmitteleuropäischen Ständestrukturen insistiert und den Entwicklungspfad der ostmitteleuropäischen Modernisierung „von oben“ des 19. Jahrhunderts kritisch beurteilt.

Dygdala, der seit Anfang der 70er Jahre mehrere Dutzend Veröffentlichungen zu diesem Zeitraum vorgelegt hat (darunter zwei gewichtige Monographien), nicht erwähnt. Vgl. Anm. 38.

³⁰ Boockmann, Ostpreußen (wie Anm. 6), S. 330.

³¹ Handbuch (wie Anm. 1), Tl. II/2, S. 44–48.

³² Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 18), S. 472; vgl. auch den gesamten Abschnitt „Westpreußen 1772–1806: Eine gescheiterte Modernisierung“ (S. 470–474).

³³ Zur Begrifflichkeit vgl. Thomas Mergel, Geht es immer weiter voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, hrsg. v. Thomas Mergel u. Thomas Welskopp. München 1997, S. 203–232.

3. Erneuerte Ständegeschichte

Historiographiegeschichtlich gingen von der Ständeforschung entscheidende Impulse zur königlich preußischen Landesgeschichte aus. Der älteren deutschsprachigen Forschung des 19. Jahrhunderts gelang es erstmals, über eine Analyse der ständischen Strukturen und des eingeforderten Partizipationsanspruchs zu einer landesgeschichtlichen Perspektive vorzudringen. Dagegen herrschte in der jüngeren deutschsprachigen Ständeforschung der ahistorische Versuch vor, ständisch-regionalistische Gedanken als „deutsch“ zu vereinnahmen und gegen den „polnischen“ Gesamtstaat auszuspielen (Edward Carstenn, Theodor Schieder). Im Gegenzug akzentuierte die polnische Forschung nach 1945 einseitig die Bindungen an die Krone Polen und die integrierenden Bestrebungen, während regionale Positionen als „Partikularismus“ negativ konnotiert wurden. Forschungen der letzten 20 Jahre verzichteten auf solche außerwissenschaftlichen Motive und ermöglichten wesentliche Fortschritte.

Rezipiert wurden in der deutschsprachigen Forschung dabei insbesondere Arbeiten zur Reformations- und Ständegeschichte des 16. Jahrhunderts, für die die Forschungen von Janusz Małek³⁴ und für das Ermland von Danuta Bogdan³⁵ genannt werden können. Małek konzentriert sich in seinen Beiträgen insbesondere auf eine präzise Bestimmung des Verhältnisses zwischen Königlichem Preußen und dem Herzogtum Preußen in seiner zeitlichen Abfolge und auf Fragen des Landesbewußtseins. Interessant ist eine Arbeit von Witold Szczuczko, in der die Verbindung zwischen der gegen den Hochadel gerichteten polnischen Exekutionsbewegung (Forderung nach Rückgabe entfremdeter Königsgüter), der mitteladligen Emanzipationsbewegung im Königlichen Preußen und den Zentralisierungsbemühungen der polnischen Krone für einen begrenzten

³⁴ Małek, *Dwie części Prus* (wie Anm. 10); ders., *Preussen und Polen. Politik, Stände, Kirche und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1992 (Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft. 12.), dort auch Nachweise zu älteren Arbeiten. Zuletzt erschien von dem Autor ein Forschungsüberblick: Ders., *Dwie części Prus – nowe spojrzenie* (Zwei Teile Preußen – neuester Blick), in: *Prusy Książęce* (wie Anm. 16), S. 7-15. Małek weist hier auf das Mißverhältnis der Rezeption in der deutschsprachigen Forschung hin: Die Veröffentlichung von 1987 wurde in westsprachlichen Zeitschriften einmal rezensiert, während die (deutschsprachige) Sammlung (1992) mindestens zehn Rezensionen zu verzeichnen hatte.

³⁵ Danuta Bogdan, *Sejmik warmiński w XVI i pierwszej połowie XVII wieku* (Der ermländische Landtag im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts). Olsztyn 1994 (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kęczyńskiego. 137).

Zeitraum gezeigt wird.³⁶ Hier wird die Grundkonstellation erfasst, die in einem gestreckten Verlauf über mehr als ein Jahrhundert zu einer Integration des Landesadels in die Krone Polen führte.

Auf umfassenden Quellenstudien aufbauende Arbeiten zum 17. Jahrhundert beschränken sich dagegen auf die Studie Stanisław Achremczyks für den Zeitraum 1660–1703.³⁷ Zum 18. Jahrhundert liegen zwei Monographien und eine ganze Reihe von Aufsätzen von Jerzy Dygdała vor.³⁸ In Vorbereitung ist für den gesamten Zeitraum eine Darstellung von Karin Friedrich.³⁹

Insgesamt ist die Entwicklung und Umformung ständischer Strukturen im Königlichen Preußen bis heute ungleichmäßig bearbeitet; insbesondere fehlen grundlegende Quellenstudien für das 17. Jahrhundert.⁴⁰ Probleme wie die allmähliche Durchsetzung des Instanzenzuges zu den polnischen Zentralinstanzen (Krontribunal), Funktion und Bedeutung des königlich preussischen Steuerbewilligungsrechts oder die Teilnahme des königlich preussischen Adels am Sejm vor 1660 sind ungeklärt. Eine Durchsicht der Ständeakten des 17. Jahrhunderts verspricht auch, neue Quellen zu Fragen wie politische Gruppierungen und Landesbewußtsein unter den ständischen Vertretern zu erschließen.

Kontrovers diskutiert werden für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schärfe der Zäsur des Jahres 1772, die Frage einer ständischen Renaissance und das Problem der Latenz ständischer Strukturen.⁴¹ In die-

³⁶ Witold Szczuczko, *Sejmy koronne 1562–1564 a ruch egzekucyjny w Prusach Królewskich (Kronreichstage 1562–1564 und die Exekutivbewegung im Königlichen Preußen)*. 2. Aufl., Toruń 1995.

³⁷ Stanisław Achremczyk, *Życie polityczne Prus Królewskich i Warmii w latach 1660–1703 (Das politische Leben im Königlichen Preußen und im Ermland in den Jahren 1660–1703)*. Olsztyn 1991 (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego.).

³⁸ Jerzy Dygdała, *Polityka Torunia wobec władz Rzeczypospolitej w latach 1764–1772 (Thorns Politik gegenüber der Adelsrepublik in den Jahren 1764–1772)*. Warszawa (u.a.) 1977; ders., *Życie polityczne Prus Królewskich u schyłku ich związku z Rzeczpospolitą w XVIII wieku. Tendencje unifikacyjne a partykularyzm (Das politische Leben im Königlichen Preußen gegen Ende der Verbindung mit der Republik Polen im 18. Jahrhundert. Zentralisierungstendenzen und Partikularismus)*. Warszawa (u.a.) 1984 (Roczniki TNT. 81, 3.). Die zahlreichen verstreuten Beiträge Dygdałas bis 1994 sind bei Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 18), S. 492f., zusammengestellt.

³⁹ Karin Friedrich, *The Other Prussia. Poland, Prussia and Liberty 1569–1772* (Diss., im Druck).

⁴⁰ Für die ersten beiden Jahrzehnte ist noch die ältere Arbeit von Helmut Bitzer, *Die Politik der westpreussischen (sic!) Stände 1604–1618*. Freiburg 1949–1953, zu nennen. Bis 1660 fehlen Quellenstudien, und anschließend bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts liegt ausschließlich Achremczyk, *Życie* (wie Anm. 37), vor.

⁴¹ Neugebauer, *Politischer Wandel* (wie Anm. 11), insbesondere S. 60–64 u. 108ff., zu ständischer Renaissance auch S. 64ff.; Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 18), S. 124–130 u. 233–254.

sen Fragen kam es zuletzt zu einer Polemik Wolfgang Neugebauers gegen mich.⁴² Da die Publikation für deutsche Leser schwer zugänglich ist, seien hier die zentralen Thesen Neugebauers wiederholt: Die Annexion des Königlichen Preußen 1772 habe keinen absoluten Bruch ständischer und partizipativer Traditionen im Königlichen Preußen bedeutet, die ständischen Strukturen im Lande hätten sich bereits vor 1772 durch das „Reisen“ der Landtage in einer schweren Krise befunden, ständische Strukturen hätten nach 1772 weiterbestanden und die Ende des 18. Jahrhunderts eingeführten ständischen Partizipationsmechanismen hätten „qualitative Neuerungen“ bedeutet.

Bei der Abschätzung der Tiefe der Zäsur, die das Jahr 1772 bedeutete, besitzen die zeitgenössischen Reaktionen aus den Reihen der königlich preußischen Stände großes Gewicht. Sie reichen bei repräsentativen Ständevertretern von heftigen Äußerungen gegen den „despotismo berolinensi“ (der Thorner Bürgermeister Christian Klosmann), die Überschrift über ein Sitzungsprotokoll des ermländischen Domkapitels vom Tage der preußischen Besitzergreifung („tristissima“) bis zur Wohnsitzverlagerung und zum Abzug der wichtigsten adligen Familien (Czapski, Przebendowski, aber auch der lutherische August Stanisław Goltz).⁴³ Diese Äußerungen werden von Neugebauer übergangen. Weiterhin ist bisher nicht bestritten worden, daß bei der Besetzung der führenden Beamtenstellen ein völliger Bruch eintrat, Landsässige mit wenigen Ausnahmen nicht berücksichtigt und neue Strukturen oktroyiert wurden.⁴⁴ Aus diesen Gründen halte ich an der Betonung der Zäsur von 1772 fest.

Neugebauers Argument, die ständische Verfassung des Königlichen Preußen habe sich bereits vor 1772 in einer schweren Krise befunden, läßt das Funktionieren ständischer Strukturen in den 1760er Jahren außer acht. Insgesamt kamen die drei Generallandtage 1764, 1766 und 1767 sowie Dutzende Sejmiki auf Wojewodschafts- und Kreisebene zum Abschluß. Dygdała kann nach einer detaillierten Auswertung erhaltener Unterschriften 1230 Adlige identifizieren und kommt zu dem Schluß, daß ca. 1700-1900 Personen an den Versammlungen teilnahmen. Weiterhin waren die Vertreter der großen Städte anwesend, und Gesandtschaften

⁴² Wolfgang Neugebauer, Ständische Renaissance und politische Reform im preußischen Osten. Zum Verfassungswandel in Ost- und Westpreußen 1772–1815, in: *Ziemia północne Rzeczypospolitej Polsko-Litewskiej w dobie rozbiorowej 1772–1815. Materiały z konferencji międzynarodowej odbytej w dniach 11.–14. maja 1995 w Toruniu* (Die Nordgebiete der polnisch-litauischen Adelsrepublik während der Teilungszeit 1772–1815. Materialien zur internationalen Konferenz vom 11.–14. Mai 1995 in Thorn), hrsg. v. Marian Biskup. Warszawa/Toruń 1996, S. 23–37.

⁴³ Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 18), S. 233–237.

⁴⁴ Ebenda, S. 324–338.

der Kleinstädte unternahmen intensive Bemühungen, zu den Landtagen erneut zugelassen zu werden.⁴⁵ Sicherlich sagt der reine Partizipationsgrad wenig über das Funktionieren der komplizierten zweistufigen ständischen Landesstrukturen aus, wo es vor 1764 zu einem Jahrzehnte anhaltenden Stillstand kam. Diese Blockade zu überwinden, bemühten sich verschiedene Reformansätze in den 1760er Jahren, so daß für diesen Zeitraum von einer „ständischen Renaissance“ gesprochen werden kann. Der hohe Partizipationsgrad zeigt, in welchem Maße ständisches Gedankengut und die damit verbundenen Institutionen unter den Eliten aktuell und populär waren. Neugebauers Aussage „Insofern verliert das gänzliche Aufhören dieser Versammlungen seinen dramatischen Ansehen“⁴⁶ steht im Widerspruch zur intensiven Partizipation in den 1760er Jahren.

Die Frage, ob ständische Strukturen nach 1772 bestanden, ist aus meiner Sicht in erster Linie eine Definitionsfrage. Definiert man ständische Struktur als „organisierten und formalen Bestand repräsentativer Strukturen“,⁴⁷ so muß man diese Frage für Westpreußen nach 1772 mit Nein beantworten, da ständische Strukturen erst 1787 wieder zugelassen wurden. Geht man jedoch von einem weiten – und auch sehr „weichen“ – Begriff „ständischer Latenz“ aus, so kann man zu anderen Ergebnissen kommen. Adlige Treffen und von informellen Gruppen unterzeichnete Petitionen können bei einer solchen Definition stets als ständische Aktivitäten bezeichnet werden.⁴⁸ Schwer zu leugnen ist jedoch der qualitative Unterschied zwischen den formal geregelten, mit Kompetenzen versehenen ständischen Institutionen des Königlichen Preußen vor 1772 und einer von dem ernannten (nicht gewählten!) Landrat von Wobeser einge-

⁴⁵ Jerzy Dygdała, *Aktywność polityczna szlachty Prus Królewskich na przełomie czasów saskich i stanisławowskich (Próba kwantyfikacji)* (Die politische Aktivität der Szlachta im Königlichen Preußen an der Wende von der sächsischen Zeit zu Stanisław [Versuch einer Quantifizierung]), in: *Zapiski Historyczne* 47 (1982), H. 4, S. 181-200; ders., *Kwestia dopuszczenia małych miast Prus Królewskich do sejmiku generalnego w latach 1764–1768* (Das Problem der Zulassung der Kleinstädte des Königlichen Preußen zum Generallandtag 1764–1768), in: *Zapiski Historyczne* 46 (1981), H. 1, S. 47-75.

⁴⁶ Neugebauer, *Politischer Wandel* (wie Anm. 11), S. 109.

⁴⁷ Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 18), S. 237.

⁴⁸ Neugebauer, *Ständische Renaissance* (wie Anm. 42), S. 25 u. 32. – Schwerlich gilt dies jedoch für den anhaltenden Gebrauch von „in polnischer Zeit“ erworbenen ständischen Titeln, die ja auch mit den nach 1786 geschaffenen ständischen Körperschaften kollidierten und aus denen auch der Wunsch nach Rückkehr in den polnischen Staatsverband sprach. Entgegen Neugebauer, ebenda, S. 32, leugne ich diese Führung der alten Titel nicht, sondern gebe weitere Beispiele an. Vgl. Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 18), S. 369.

reichten Petition, die als Beleg für die Fortexistenz von politischen Ständen angeführt wird.⁴⁹

Die These, die vor 1806 einsetzenden begrenzten Partizipationsansätze (Reformansätze für die zunächst oktroyierte Verfassung in Danzig, Wahl adliger Landräte nach 1787) hätten „qualitative Neuerungen“ bedeutet, wirft mit aller Schärfe das Problem des Vergleichsmaßstabes auf. Qualitative Neuerungen gegenüber welcher Zeit und welchen Territorien? Sicherlich gegenüber der Situation in Ostpreußen in der Mitte des 18. Jahrhunderts und wohl auch gegenüber der harschen Aufhebung der Stände in Westpreußen nach 1772. Aber gegenüber den ständischen Freiheiten im Königlichen Preußen vor 1772, wo die Wahl der adligen Vertreter selbstverständlich war und der Stadtrat die städtischen Geschäfte selbständig führte? Entschieden nein. Neugebauer bewegt sich hier in dem geschlossenen Paradigma der Hohenzollernmonarchie, ohne die älteren, im Königlichen Preußen wesentlich avancierten ständischen Partizipationsansätze mit einzubeziehen. Letztendlich stoßen wir hier wieder auf den traditionellen Kanon der „ost- und westpreußischen Landesgeschichte“.

4. Erweiterte Kulturgeschichte

Neue kulturgeschichtliche Ansätze in der frühneuzeitlichen Landesgeschichte, die von einem breiten Kulturbegriff ausgehen und versuchen, Impulse über die einzelnen kunsthistorischen Disziplinen hinaus zu geben, sind erst in den letzten Jahren zu verzeichnen. Sie stützten sich auf methodische Diskussionen in der Geschichtswissenschaft, die eine breitere Erforschung der lebensweltlichen Kultur, symbolischer Sinnwelten und der historischen Anthropologie fordern⁵⁰ und insbesondere in der Frühneuzeitforschung aufgegriffen worden sind. Solche Ansätze sind um

⁴⁹ Neugebauer, *Ständische Renaissance* (wie Anm. 42). Problematisch ist Neugebauers Terminologie, so die Formulierung, daß die Adligen „durch den Landrat (von) Wobeser zu Stargard ihre Interessen vertreten ließen“ (S. 25). Wobeser war ein von der preußischen Verwaltung ernannter Landrat. Allein die politische Klugheit gebot es den ortsansässigen Adligen, eine Petition über einen bei der Verwaltung gut angeschriebenen Beamten einzureichen. – An anderer Stelle zeigt Neugebauers Terminologie deutliche Prägungen durch das Beamtendeutsch der Hohenzollernmonarchie und der borussischen Historiographie: Ein Terminus wie „Anfall der Stadt Danzig“ (ebenda, S. 24, ohne Anführungszeichen) für die mit militärischer Gewalt erzwungene und mit Toten und Verwundeten erkaufte Annexion Danzigs 1793 ist unangemessen.

⁵⁰ Rudolf Vierhaus, Roger Chartier, *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen 1995 (*Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft*. 1.); *Kulturgeschichte heute*, hrsg. v. Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1996 (*Geschichte und Gesellschaft*. Sonderheft 16.).

so interessanter, als die Kulturgeschichte des Königlichen Preußen lange Zeit zu den weniger intensiv betriebenen Forschungsfeldern zählte. Erwähnenswert sind bis Ende der 80er Jahre insbesondere die zahlreichen Veröffentlichungen von Stanisław Salmonowicz,⁵¹ die um die Thorner Kulturgeschichte konzentriert sind und Forschungsprobleme benennen.

In den letzten fünf Jahren sind in der polnischsprachigen Forschung eine Reihe von Arbeiten erschienen, die in Richtung einer kulturgeschichtlich erweiterten Landesgeschichte weisen. Hier seien drei genannt: Teresa Borawska demonstriert mit ihrer Untersuchung der kulturellen Eliten des Ermlandes in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Ansatz, der die traditionelle Kopernikusforschung in eine breitere kultur- und geistesgeschichtliche Analyse einfügt.⁵² Die Analyse der Danziger Gelegenheitsdichtung von Edmund Kotarski zeigt die Reichweite literarischer Produktion in breiteren Gruppen der städtischen Bevölkerung und liefert neue Materialien zu Mentalität und Loyalitätsvorstellungen in dieser Gruppe.⁵³ Edward Kizik beschreibt erstmals umfassend die Mennoniten im Königlichen Preußen in der frühen Neuzeit und wirft mit der kultur- und mentalitätsgeschichtlich orientierten Darstellung eine ganze Reihe von Fragen zu Mechanismen der Ausgrenzung und Integration konfessioneller und ethnischer Randgruppen in der Landesgeschichte auf.⁵⁴ Eine ähnliche Arbeit zur jüdischen Bevölkerung ist ein Desiderat.

In den deutschen Humanwissenschaften sind solche Forschungstrends von dem Osnabrücker Germanisten Klaus Garber aufgenommen worden, der im Juni 1997 in Danzig eine umfangreiche Tagung zur Kulturge-

⁵¹ Stanisław Salmonowicz, *Toruńskie Gimnasium Akademickie w latach 1681–1817. Studium z dziejów nauki i oświaty* (Das Thorner Akademische Gymnasium in den Jahren 1681–1817. Studien zur Wissenschafts- und Bildungsgeschichte). Poznań 1973 (Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego. IV.); vgl. auch Bd. 1: *Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego. XVI–XVIII w.*, hrsg. v. Zbigniewa Zdrójkowski. Toruń 1972 (Sammelband). Ein älterer Forschungsbericht, dessen Postulate teilweise heute noch Aktualität besitzen: *Uwagi o historii kultury Prus Królewskich XVII–XVIII w.* (Bemerkungen zur Kulturgeschichte des Königlichen Preußen im 17. und 18. Jahrhundert), in: *Zapiski Historyczne* 39 (1974), H. 3, S. 147–176.

⁵² Teresa Borawska, *Życie umysłowe na Warmii w czasach Mikołaja Kopernika* (Das geistige Leben im Ermland zur Zeit des Nikolaus Kopernikus). Toruń 1996.

⁵³ Edmund Kotarski, *Gdańska poezja okolicznościowa XVII wieku* (Danziger Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts). Gdańsk 1993; ders., *Gdańska poezja okolicznościowa XVIII wieku* (Danziger Gelegenheitsdichtung des 18. Jahrhunderts). Gdańsk 1997.

⁵⁴ Edmund Kizik, *Mennonici w Gdańsku, Elblągu i na Żuławach Wiślanych w drugiej połowie XVII i w XVIII wieku. Studium z dziejów małej społeczności wyznaniowej* (Die Mennoniten in Danzig, Elbing und im Weichselwerder in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert. Studie zur Geschichte einer kleinen religiösen Minderheit). Gdańsk 1994.

schichte des Königlichen Preußen organisierte. Mit einem besonderen Schwerpunkt auf der Danziger Kulturgeschichte wurden hier einzelne Probleme der Landeskultur vorgestellt und vergleichend diskutiert.⁵⁵

Ein Problem dieser kulturgeschichtlichen Ansätze ist, daß die Überlieferung für die einzelnen Gruppen der königlich preußischen Eliten keineswegs gleichmäßig dicht ist. Infolge der höheren Schriftlichkeit und der städtischen Archive ist die bürgerliche Kultur wesentlich besser dokumentiert als die Adelskultur. Dies schafft Probleme der Gewichtung und fordert detailliertere Untersuchungen der erhaltenen Reste der adligen Lebenswelten, die in der deutschsprachigen Forschung bisher kaum berücksichtigt wurden. Ungelöst ist auch das Problem der wechselseitigen kulturellen Durchdringung adliger und bürgerlicher Eliten, da durch parallele Lebensläufe und Bildungsinstitutionen (protestantische Gymnasien, Rolle der adligen Jesuitenschulen *in* den Städten) eine vielfältige Beeinflussung ständischer Lebenswelten stattfand.

5. Elemente deutsch-polnischer Beziehungsgeschichte

Ein konstitutives Element der königlich preußischen bzw. westpreußischen Landesgeschichte ist das fortwährende Nebeneinander und Zusammenspiel deutsch- und polnischsprachiger Eliten. Die jüngere *Nationes*-Forschung hat gezeigt, daß die prägende Kraft der politischen Nationsbildung in Ostmitteleuropa in die früh- und hochmittelalterliche Zeit zurückreicht.⁵⁶

Ungeklärt ist, in welchem Ausmaß und ab wann die deutsche bzw. polnische *Nationes*-Bildung in das Preußenland ausstrahlte. Noch komplizierter wird der Sachverhalt dadurch, daß das preußische Landesbewußtsein an der Schwelle zur Frühen Neuzeit rudimentäre Züge einer *Nationes*-Bildung aufwies und durchaus konkurrierend zur deutschen oder polnischen Nationsbildung auftreten konnte.⁵⁷

Im Königlichen Preußen der Frühen Neuzeit belegen überlieferte autobiographische Schriften, daß bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts die

⁵⁵ Die Referate sollen in einem Tagungsband zusammengefaßt werden.

⁵⁶ Mittelalterliche „*nationes*“ – neuzeitliche Nationen. Probleme der Nationsbildung in Europa, hrsg. v. Almut Bues u. Rex Rexheuser. Wiesbaden 1995 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 2.).

⁵⁷ Der geographische Landesbegriff „*Prussia*“, der weder der „*Polonia*“ noch der „*Germania*“ eindeutig beigeordnet war, und die Konstruktion einer *origo terrae* mit einer germanischen Urbevölkerung in der humanistischen Geschichtsschreibung (Erasmus Stella) besaßen durchaus Anknüpfungspunkte zu einer *Nationes*-Bildung. Verstärkt wurde dies im Königlichen Preußen durch die Widerstandstradition gegen den Deutschen Orden.

Begriffe „deutsch“ und „polnisch“ die Wahrnehmung der Umwelt strukturierten. Der Danziger Kaufmannsgehilfe Martin Gruneweg erfaßt in seinen umfangreichen Lebenserinnerungen auch die Welt seiner Heimat in diesen nationalen Kategorien, bei Kontakten mit der Außenwelt werden die Adjektive „deutsch“ und „polnisch“ stets verwendet.⁵⁸ Der Begriff „deutsch“ changiert dabei zwischen Sprachnation und politischer Nation, bei „polnisch“ fallen Sprache und politische Nation zusammen.

Ausdifferenzierte nationale Kategorien sind ebenfalls unter der Thorner Bürgerschaft im 18. Jahrhundert festzustellen. Die konfessionellen Gegensätze führten unter den evangelischen Bürgern zum Bekenntnis für ein frühnationales protestantisches Deutschtum, das sich zum Beispiel in Samuel Luther Gerets Schriften niederschlug.⁵⁹ Hier scheint allerdings der konfessionelle Konflikt die Nationalisierung wesentlich voranzutreiben. Nach 1772 wurde infolge der antiadligen und antikatholischen Politik in der preußischen Monarchie dieser Konflikt verschärft.⁶⁰

Die Beziehungen zwischen den deutsch- und polnischsprachigen Eliten sind für die Landesgeschichte auch in Zukunft ein wichtiges Forschungsfeld, das allerdings durch unwissenschaftliche ältere Ansätze belastet wird. Die Anregungen, die von der modernen Nations-Forschung ausgehen, können hier neue Impulse geben.

6. Frühneuzeitliche Landesgeschichte als binationales Projekt? Hindernisse und Chancen

Die einmalige Chance der königlich preußischen/westpreußischen Landesgeschichte liegt darin, daß in diesem nicht großen Territorium zwei nationale Hochkulturen über Jahrhunderte nebeneinander bestanden und einander beeinflussten. Das gilt in diesem Ausmaß für keine andere „ost-

⁵⁸ Rex Rexheuser wies mich auf die Grunewegs Wahrnehmung prägende Bedeutung der Begriffe „deutsch“ und „polnisch“ hin. Dabei wird „deutsch“ zumeist auch für Süddeutsche und Österreicher verwendet, nur in Einzelfällen ist die Sprachgrenze hochdeutsch/niederdeutsch prägend. Beispiele aus dem Manuskript: „Die Hochdeutzen verlachten die Niedelender oder Pommerenen“ (S. 218); erwähnt wird eine Person, „der zu Dantzig die Hochdeutze sprache vergas, unde gar Pommerelsch redet und schrieb“ (S. 229). – Im Deutschen Historischen Institut Warschau wird eine Edition des Grunewegschen Lebensberichts vorbereitet.

⁵⁹ So in der anonym veröffentlichten Schrift [Samuel Luther Geret,] Die aus den Gräbern durchdringende Stimme derer vor zwey hundert und hundert funfzig Jahren verstorbenen wahren und ächten Preußen zur Erweckung und Besserung an die jetzt lebenden zu Polen ausgearteten Preußen, gehöret in verschiedenen alten Schlössern und Klöstern in Preußen. Mitau 1774, S. 5f., 9f., 18 u.ö.

⁶⁰ Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 18), S. 370-376.

deutsche“ Landesgeschichte, da im Falle Ostpreußens oder Schlesiens die Eliten sehr früh und durchweg zur deutschen Sprache übergingen. Die nationale Pluralität wird weiterhin durch eine ständische und konfessionelle Vielfalt verstärkt und gebrochen, die durch die Wirtschaftswege und die Verkehrslage auf den gesamten nördlichen Teil Ostmitteleuropas ausstrahlte. Ein hoher Urbanisierungsgrad und entwickelte Schriftlichkeit schufen in der Frühen Neuzeit eine Überlieferung, die bisher quantitativ und qualitativ erst ansatzweise ausgewertet worden ist. Es bestünde die Möglichkeit, daß die Landesgeschichte in methodischer Hinsicht und in ihren Inhalten (Konfessionalisierungsforschung, Nationsbildung Frühe Neuzeit, neue Kulturgeschichte, geschärftes Modernisierungsparadigma) Impulse für die ostdeutsche und polnische Landesgeschichte geben könnte.

Hier bestehen jedoch bis heute Barrieren: Moderne Landesgeschichte ist in der Region nur unter Berücksichtigung der deutschen und polnischen Überlieferung, unter Kenntnisaufnahme deutscher und polnischer Arbeiten möglich. Dies erfordert zumindest funktionale Sprachkenntnisse, bis heute ein Problem in der deutschen Wissenschaftslandschaft.

Weiterhin überdauern in der wissenschaftlichen Forschung bis heute volksgeschichtliche Restbestände. Nur zwei Beispiele: Das vierbändige „Słownik biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego“, das umfangreichste und anspruchsvollste biographische Sammelwerk zur Landesgeschichte in den letzten Jahrzehnten, vertritt bei der Auswahl der berücksichtigten Personen deutlich eine volksgeschichtliche Konzeption. Stanisław Gierszewski schreibt im Vorwort: „Im ‚Słownik‘ finden sich nicht die Biogramme von Personen, die trotz ihres Aufenthalts in ‚Pomorze‘ keinen Anteil an der polnischen Gesellschaft hatten. Dagegen wurden Personen berücksichtigt, die wegen ihrer politischen oder administrativen Funktion oder Tätigkeit im kulturellen Bereich eine positive Rolle im Leben dieser Gesellschaft spielten.“⁶¹ Infolgedessen fehlen in dem biographischen Nachschlagewerk durchweg die preußischen Beamten nach 1772.

Die in der Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ erschiene Darstellung zur preußischen Landesgeschichte von Hartmut Boockmann folgt zumindest in ihrer kulturgeschichtlichen Auswahl ebenfalls ethnozentrischen Kriterien. Erwähnt werden Arno Holz oder Kurt Schumacher, die mit der Landesgeschichte außer ihrem Geburtsort nicht viel

⁶¹ „W słowniku nie znajdują się biogramy osób, które mimo przebywania na Pomorzu nie włączyły się w dzieje społeczeństwa polskiego. Natomiast uwzględniono te osoby, które z racji swego stanowiska politycznego bądź administracyjnego lub działalności w dziedzinie kultury odegrały dodatnią rolę w życiu tego społeczeństwa.“ Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego (wie Anm. 9), Vorwort, S. 6.

gemein haben, nicht aber der ermländische Bischof und Geschichtsschreiber Martin Kromer und Ignacy Krasicki, der immerhin 25 Jahre lang den ermländischen Bischofsstuhl innehatte, ein kulturelles Milieu mit überregionaler Ausstrahlung schuf und wohl der wichtigste polnische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist, oder der aus katholischem Kleinadel stammende Józef Wybicki, der Dichter der polnischen Nationalhymne.

Die relevanten Archive sind verstreut: Die landesgeschichtlich zentralen Archive befinden sich in Thorn und Danzig, für das Ermland sind das Allensteiner Staatsarchiv und das dortige Diözesanarchiv grundlegend. Die Überlieferung der Hohenzollernmonarchie ist heute wieder in Berlin vereint und für die Landesgeschichte auch vor 1772 von Bedeutung. Wichtig ist eine komplementäre Nutzung, da die Archivbestände jeweils perspektivisch überformt sind. In Berlin dominieren die zentralstaatliche Perspektive und der Blick auf die östlichen Randprovinzen, in den ehemaligen städtischen und ständischen Archiven eine tendenziell „partikularistische“ Ausrichtung. Es besteht die Gefahr, daß die deutsche Geschichtsschreibung, hauptsächlich gestützt auf die Berliner Bestände, eine in den Bahnen der alten borussischen Geschichtsschreibung sich bewegende, auf die Provinzen des preußischen Gesamtstaates beschränkte Version der Landesgeschichte entwirft, der eine Warschauer nationalpolnische Version gegenübergestellt werden könnte. Eine solche Konstellation würde produktive Neuansätze erschweren.

Andererseits steht die königlich preußische bzw. westpreußische Landesgeschichte quer zu den Traditionen der polnischen wie deutschen nationalgeschichtlichen „großen Erzählungen“. Sie weist eine andere ständisch-gesellschaftliche Prägung als die gesamtpolnische Geschichte auf und ist durch Faktoren wie das spezifische Landesbewußtsein und abweichende konfessionell-kulturelle Entwicklungslinien nur begrenzt integrierbar. Für die deutsche Geschichtsschreibung ist sie durch ihren anderen Preußenbegriff, ihre dominierende ständische Entwicklungslinie und ihre von „ostelbischen“ Mustern und Theoriebildungen abweichenden gesellschaftlichen Strukturen ebenfalls ein Stachel im Fleische. Die deutlich hervortretenden landesgeschichtlichen Eigenentwicklungen bieten so Chancen für eine von zwei Historiographien betriebene und befruchtete Landesgeschichte, die auch auf die Nationalgeschichten rückwirken kann.

Adelsständische Tradition und absolutistische Herrschaft. Zur politischen Kultur Westpreußens nach 1772

von Wolfgang Neugebauer

Historische Zäsuren haben eine eigentümliche Magie. Sie schaffen – scheinbar oder tatsächlich – Ordnung in den Fluß der geschichtlichen Tatsachen und Prozesse, und bisweilen liegen in ihnen auch Erklärungen für den Wandel. Freilich sind damit auch Gefahren verbunden, nämlich dann, wenn derartige Einschnitte mehr postuliert und dann tradiert werden. Immer freilich bietet es sich an, auch die Gegenrechnung zu stellen. Zumal die Frühneuzeitgeschichte, die es ganz wesentlich mit dem vormodernen Staat zu tun hat, dessen Wirkungsgrenzen allemal deutlich sind,¹ weiß heute mehr als je zuvor auch von der Relativität derartiger Ordnungs- und Erklärungsmuster. Es sei nur erinnert an die Einsichten der böhmischen Geschichte, die den Zugriff des habsburgischen Frühabsolutismus nach der Schlacht am Weißen Berg und die Wirkung der Verneuerungen der Landesordnung von 1627 längst in weitere Entwicklungen und interessante Kontinuitäten einzuordnen gelernt hat,² womit angedeutet sein mag, daß selbst starke Brüche und scheinbar absolute Zäsuren mit Gewinn daraufhin überprüft werden können, *wie* tief denn tatsächlich die Schnitte waren, die in Traditionssubstanzen gesetzt worden sind.

¹ Grundsätzlich Gerhard Oestreich, Strukturprobleme des europäischen Absolutismus, in: Ders., Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze. Berlin 1969, S. 179-197, bes. S. 183 ff.; spezieller: Peter Baumgart, Wie absolut war der preußische Absolutismus?, in: Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur, hrsg. v. Manfred Schlenke. Reinbek/Berlin 1981, S. 89-105, bes. S. 91 ff., gegen die Vordatierung des modernen Staates, Kontinuitätsproblem: S. 99 – eine Problem-skizze, auf die die aktuelle Forschung wieder stärkere Aufmerksamkeit lenken sollte.

² Vgl. Eila Hassenpflug-Elzholz, Böhmen und die böhmischen Stände in der Zeit des beginnenden Zentralismus. Eine Strukturanalyse der böhmischen Adelsnation um die Mitte des 18. Jahrhunderts. München/Wien 1982, S. 21; Werner Conze, Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. v. Klaus Zernack. München 1992, S. 208 ff.; vgl. schon Hugo Toman, Das böhmische Staatsrecht und die Entwicklung der österreichischen Reichsidee vom Jahre 1527 bis 1848. Eine rechtsgeschichtliche Studie. Prag 1872, S. 61 f.; unlängst der interessante Band: Stände und Landesherrschaft in Ostmitteleuropa in der frühen Neuzeit, hrsg. v. Hugo Weczerka. Marburg a.d.L. 1995 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien. 16.), darin: Josef Válka, Der Übergang von der Lehensmentalität zur Standesmentalität am Beispiel der Markgrafschaft Mähren, S. 111-120, hier S. 117-120, und Winfried Eberhard, Stände, Herrscher und Religion in den böhmischen Ländern der frühen Neuzeit, S. 121-136, hier S. 129 u. 133 ff.

Diese Frage besitzt also auch und gerade für die ostmitteleuropäischen Strukturräume ein prinzipielles Gewicht. Bekanntlich ist der Versuch unternommen worden, die ostmitteleuropäische Geschichte von 1500 bis in das 18. Jahrhundert hinein überhaupt unter der Fragestellung nach endogenen Traditionen und exogenen Überlagerungen, d.h. von außen kommender „absolutistischer“ Traditionsbrüche zu interpretieren.³

Wie es scheint, hat die Forschung gerade auf diesem Gebiete allen Grund, genauer in die betreffenden Regionen zu schauen, die Quellen, zumal die ungedruckten, mit Fragestellungen nach zäsurhaften Brüchen und fortwirkenden, zumal ständisch-korporativen Traditionsbeständen zu untersuchen – freilich immer mit jenem entwickelten Instrumentarium, das der Frühneuzeitforschung von heute zu Gebote steht. Gerade die untergründigen Strukturen und bisweilen kommunikativen „Institutionen“,⁴ die fast konspirativ anmutenden Formen politischen Handelns in einem bewußt weiten Sinne, sie gilt es zu erforschen. Zu dem seit einiger Zeit gefestigten Methodenstand gehört dabei die Einsicht, daß Kriterien, Vorstellungen und unterschwellige Kategorien, die aus dem 19. und 20. Jahrhundert, zumal aus der Welt des konstitutionellen Verfassungsrechts in vormoderne Zeiten allzu lange von der Forschung zurückprojiziert worden sind, vermieden und ausgeschieden werden müssen. Die Frage, welche „Kompetenzen“, gar welche „Verwaltungskompetenzen“⁵ Stände im Absolutismus – von wem? – zugewiesen erhalten haben, könnten beispielhaft für die methodischen Probleme zitiert werden, die eine

³ Orest Subtelny, *Domination of Eastern Europe. Native Nobilities and Foreign Absolutism, 1500–1715*. Kingston/Montreal 1986, S. 13 ff. u. 22, die Belege S. 218 ff. u. 53 ff. sowie passim.

⁴ Auf den theoretischen Hintergrund dieses Beitrages kann an dieser Stelle nur ganz summarisch verwiesen werden durch den instruktiven Beitrag zur Weite des in der Forschung längst eingeführten Institutionenbegriffs: Reinhard Blänkner, *Überlegungen zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Theorie politischer Institutionen*, in: *Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie*, hrsg. v. Gerhard Göhler. Baden-Baden 1994, S. 85–122, bes. S. 88 f., 92 ff., 97 u. 101–107, sowie die Bibliographie S. 108–122; zu dem in der Forschungspraxis eingeführten, differenzierten Instrumentarium, das über die ältere Methodik etwa Fritz Hartung weit hinausgekommen ist, sei exemplarisch angeführt Volker Press, *Das Römisch-deutsche Reich – ein politisches System in verfassungs- und sozialgeschichtlicher Fragestellung*, in: *Spezialforschung und „Gesamtgeschichte“*. Beispiele und Methodenfragen zur Geschichte der frühen Neuzeit, hrsg. v. Grete Klingenstein u. Heinrich Lutz. München 1982 (*Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit*. 8.), S. 221–242, bes. S. 227 („informelle Beziehungen“), S. 239 mit begründeter Kritik an einer „allein an den Normen orientierten Betrachtungsweise“, „Dualismus“: S. 241.

⁵ So in bezug auf Westpreußen die Postulate von Hans-Jürgen Bömelburg, *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1806)*. München 1995 (*Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte*. 5.), S. 254.

solche, doch schon überwundene Sicht in sich birgt. Ständische Strukturen als Elemente (vormoderner) Interessenwahrung und -artikulation dürfen nicht auf die positivrechtlichen Kategorien des systematisierten Staatsrechts, wie es im 19. Jahrhundert entwickelt worden ist, reduziert werden: als feste, in Bestand und Befugnissen aus abgeleiteten Rechten fungierende Organe, als Bestandteile eines idealiter schriftlich normierten Staatsrechts, als Staatsorgan neben anderen Staats- und Verwaltungsorganen. Die frühneuzeitliche Verfassungshistorie hat es auch insofern mit einer anderen, eben einer vormodernen Welt zu tun. Gerade die Frage nach „informellen“⁶ Strukturen, Beziehungen, nach dem spezifischen Verhältnis von Adelslandschaften zum jeweiligen Herrschaftszentrum, ferner nach der Rolle von Amtsträgern zwischen Throngewalt und Ständen⁷ – das alles bietet schon (weiter zu entwickelnde) Ansätze eines feinnervigen Forschungsinstrumentariums. Dagegen würde die Reduktion der Fragestellung auf ständische Phänomene, die nur als „organisierte(r) und formalisierte(r) Bestand repräsentativer Strukturen“⁸ – gleichsam nur bei Vorliegen ausgeprägt parlamentarischer Verhältnisse – zur Kenntnis genommen werden, zwangsläufig hinter den längst erreichten Diskussions- und Forschungsstand zurückführen. Die Einsichten in die Bedeutung ständischer Strukturen, die sich den Augen von Dynastie und Bürokratie entzogen und auch entziehen sollten, bisweilen sich in informelle Zirkel adelslandschaftlicher Hierarchien zurückzogen, um dann in mittlerer oder längerer Frist aus der Phase untergründiger Latenz in diejenige der politischen Relevanz einzutreten, diese Einsichten sind von der Forschung längst gewonnen worden. Schon der moderne Vertretungsgedanke birgt für die frühe Neuzeit mancherlei Probleme,⁹ und daß in der Vorstel-

⁶ Vgl. Anm. 4.

⁷ Vgl. grundsätzlich Dietrich Gerhard, *Amtsträger zwischen Krongewalt und Ständen – ein europäisches Problem*; zuerst 1963, wieder in: Ders., *Gesammelte Aufsätze*. Göttingen 1977, S. 71-88, bes. S. 74, 76ff. u.ö.

⁸ So für Westpreußen die Forderung von Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 5), S. 237.

⁹ Dazu grundsätzlich schon Friedrich Tezner, *Technik und Geist des ständisch-monarchischen Staatsrechts*. Leipzig 1901 (*Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen*. 84.), S. 70ff.; *Unanwendbarkeit moderner Vorstellungen vom Steuerbewilligungsrecht*: S. 62f., vgl. auch S. 31f. – diese Schrift auch als Hinweis auf die ältere grundsätzliche Diskussion (Rachfahl, Bornhak). *Dualismus*: Volker Press, *Formen des Ständewesens in den deutschen Territorialstaaten des 16. und 17. Jahrhunderts*, in: *Ständetum und Staatsbildung in Brandenburg-Preußen. Ergebnisse einer internationalen Fachtagung*, hrsg. v. Peter Baumgart u. Jürgen Schmädke. Berlin/New York 1983 (*Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin*. 55.), S. 280-318, hier S. 285; Gerhard Oestreich, Inge Auerbach, *Die Ständische Verfassung in der westlichen und in der marxistisch-sowjetischen Geschichtsschreibung*, zuerst 1972, wieder in: G. Oestreich, *Strukturprobleme der frühen Neuzeit*. Ausge-

lung eines prinzipiellen ständisch-monarchischen Dualismus gleichfalls eine irreführende Rückübertragung parlamentarisch-konstitutioneller Modelle in die vormoderne Zeit mitschwingt, ist nicht zuletzt von Volker Press ganz zu Recht hervorgehoben worden.

Im folgenden geht es um ein Beispiel für Residualstrukturen während politischer Zäsuren im Sinne der politischen Strukturgeschichte, nicht primär um einen sozialgeschichtlichen Begriff von Ständen in Analogie bzw. Abgrenzung zu sozialen Gruppen resp. Klassen, und es versteht sich, daß die Quellen immer auf diesen Kontext hin zu überprüfen sind. An dieser Stelle geht es ganz wesentlich um die mithin auch allgemeinhistorisch nicht unwesentliche Frage, ob und in welchem Grade der preußische Staat als Teilungsmacht seit 1772 in der Lage und willens war, ständisches Leben in den neuerworbenen Landschaften des nun Westpreußen genannten Gebietes einschließlich des Netzedistrikts gänzlich zu beseitigen.

Daß dies seit 1772 vollkommen gelungen sei, hat die ältere Forschung bis zum Überdruß betont. Die alte ständische Verfassung im Preußen königlich polnischen Anteils, gekennzeichnet durch einen Generallandtag mit zwei Kammern sowie durch die Sejmiki in einzelnen Regionen bzw. Landschaften,¹⁰ war freilich lange vor 1772 in eine schwere Krise geraten, und seit der Mitte der 1730er Jahre hatte es für knapp drei Jahrzehnte gar keine Landtage gegeben.¹¹ So mochte die These, daß unter Friedrich dem

wählte Aufsätze, hrsg. v. Brigitta Oestreich. Berlin 1980, S. 161-200, hier S. 183 u. 199; man vgl. Fritz Hartung, Herrschaftsverträge und ständischer Dualismus in deutschen Territorien, zuerst 1952, wieder in: Ders., Staatsbildende Kräfte der Neuzeit. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1961, S. 62-77.

¹⁰ Jetzt insbesondere Stanislaw Achremczyk, *Reprezentacja stanowa Prus Królewskich w latach 1696-1772. Skład społeczny i działalność* (Die ständische Vertretung Königlich Preußens 1696-1772. Soziale Zusammensetzung und Tätigkeit). Olsztyn 1981, zu den Generallandtagen: S. 75-113, Teilnehmer: S. 113 ff.; Edward Carstenn, Die Preußischen Stände und das Königreich Polen (1454-1772), in: *Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn* 45 (1937), S. 75-99, hier S. 80, 83 f. u. 96, Anm. 31; Max Bär, Die Behördenverfassung in Westpreußen seit der Ordenszeit. Danzig 1912; Nachdr. mit einem Geleitwort von Bernhart Jähning. Hamburg 1989 (Sonderschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e.V. 62.), S. 31-35, Landtag der Woiwodschaft Pomerellen in Preußisch-Stargard: S. 34; Hans Roos, Ständewesen und parlamentarische Verfassung in Polen (1505-1772), in: *Ständische Vertretungen in Europa im 17. und 18. Jahrhunderts*, hrsg. v. Dietrich Gerhard. 2. Aufl., Göttingen 1974 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 27.), S. 310-367, hier S. 361 u. 363; kurz auch Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 124-130; vgl. auch Max Toeppen, *Historisch-comparative Geographie von Preußen*. Nach den Quellen, namentlich auch archivalischen dargestellt. Gotha 1858, S. 293.

¹¹ Zu der ständischen Krise im Königlichen Preußen während der sächsischen Zeit das Buch von Achremczyk, *Reprezentacja* (wie Anm. 10), der dies als wesentliche Fragestellung zum Ausgangspunkt nimmt, dazu S. 13; zusammenfassend Bömel-

Großen in Westpreußen ständisches Leben gänzlich beseitigt worden sei und aufgehört hätte, einiges für sich haben.

Und selbstverständlich brachte das Jahr 1772 einen tiefen Schnitt in die alteuropäische Traditionssubstanz an der unteren Weichsel, verstärkt noch durch nachhaltige Strukturveränderungen im Adel dieser Landschaften.¹² Dies alles ist bekannt, vor allem durch die neuere polnische Forschung und z.T. auch schon aus der älteren deutschen, und doch, ja vielleicht um so mehr erwächst der an Wirkungsformen und -grenzen des frühmodernen Staates interessierten Forschung die Frage, ob hier, in dieser ostmitteleuropäischen Ständeregion mit dem Ende der alten Landtage überhaupt ständisches Leben unterdrückt werden konnte. Gewiß, nach der Versammlung der „Stände“ zum Zwecke der Huldigung¹³ galten die alten Ständeeinrichtungen als beseitigt,¹⁴ so liest man es seit langem, und

burg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 122; zu der Entwicklung seit 1764 jetzt Jerzy Dygdała, *Życie polityczne Prus Królewskich u schyłku ich związku z Rzeczpospolitą w XVIII wieku. Tendencje unifikacyjne a partykularyzm* (Das politische Leben im Königlichen Preußen gegen Ende der Verbindung mit der Republik Polen im 18. Jahrhundert. Zentralisierungstendenzen und Partikularismus). Warszawa (u.a.) 1984 (Roczniki TNT. 81, 3., S. 145-195, bes. S. 188ff., ferner allgemein S. 240 u. 258.

¹² Zu den Maßnahmen Friedrichs II. gegen die Magnaten und zu deren Ausweichen aus dem Lande Jerzy Dygdała, *Uwagi o magnaterii Prus Królewskich w XVIII stolecu* (Bemerkungen zum Magnatentum Königlich Preußens im 18. Jahrhundert), in: *Zapiski Historyczne* 44 (1979), S. 429-463, bes. S. 432ff., 447 u. 461; zum Einzug von Starosteigütern, eine Maßnahme, die auf die Besitzverhältnisse großen Einfluß hatte, s. Christian Meyer, *Friedrich der Große und der Netzedistrikt*. 2., verb. Aufl., Bromberg 1908, S. 20; nun auch Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 5), S. 248. Nach wie vor durch Quellennähe unersetzbar, aber ganz aus der Perspektive der preussischen Staatsverwaltung: Max Bär, *Westpreußen unter Friedrich dem Großen*. Leipzig 1909; Neudr. Osnabrück 1965 (Publikationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven. 83.), S. 79.

¹³ Dazu Darstellung und Edition von Material bei Bär, *Westpreußen* (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 25f., 28, 30, 38-44 u. 61-66; Bd. 2, Leipzig 1909, S. 23f., 31ff., 41ff., 75, 81f., 86-89, 125, 276-282, 284 u. 737-778 – statt weiterer Literatur.

¹⁴ Bisweilen in der Literatur vermischt mit antipolnischen Untertönen, vgl. Heinrich von Treitschke, *Der erste Verfassungskampf in Preußen (1815–1823)*, in: *Preussische Jahrbücher* 29 (1872), S. 313-360 u. 409-473, hier S. 341 („polnische“ Stände in Westpreußen „aufgehoben“); das Buch des Hintze- und Meinecke-Schülers Ludwig Tümpel, *Die Entstehung des brandenburgisch-preussischen Einheitsstaates im Zeitalter des Absolutismus (1609–1806)*. Breslau 1915; Neudr. Aalen 1965, S. 181: „(...) nichts in dem Neubau erinnerte an die polnische Organisation. Vor allem verschwand die ständische Verfassung gänzlich“; vgl. auch Carstenn, *Stände* (wie Anm. 10), S. 94; Aufhebung der ständischen Verfassung 1772: Bär, *Behördenverfassung* (wie Anm. 10), S. 283; Herbert Obenaus, *Anfänge des Parlamentarismus in Preußen bis 1848*. Düsseldorf 1984, S. 23: „(...) in Schlesien und Westpreußen wurden die Stände gleich nach der Eroberung aufgehoben“. *Aufhebung aller Ständeeinrichtungen 1772*: Klaus Vetter, *Die Stände im absolutistischen Preußen*. Ein Beitrag zur Absolutismus-Diskussion, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 24 (1976), S. 1290-1306, hier S. 1293f., und nun auch Bömelburg, *Ständegesellschaft* (wie Anm. 5), S. 231 („keinerlei ständische Verfassung“!), 236f., 321 u.ö.

unlängst wurde versucht, diese Sicht einmal mehr zu bestätigen. Aber, so ist zu fragen, war Westpreußen fortan eine Staatsprovinz ohne jegliches ständische Leben? Ist hier dem Absolutismus die Einrichtung eines ausschließlich bürokratisch strukturierten Systems gelungen? War Westpreußen also nach 1772 ein Raum, gekennzeichnet durch das „Fehlen jeglicher ständischer Strukturen“¹⁵?

In Westpreußen wurden in den neuen Verwaltungskreisen Landräte eingeführt, und wiederholt hat schon die ältere Forschung mit großem Nachdruck darauf hingewiesen, daß diese Amtsträger, die in anderen, den mittleren Provinzen des preußischen Staates in aller Regel von den Kreisständen präsentiert wurden, in Westpreußen auf alleinigen Vorschlag der administrativen Provinzialorgane, d.h. der Kriegs- und Domänenkammer, vom König ernannt wurden.¹⁶ Kreistage habe es in Westpreußen unter Friedrich dem Großen nicht gegeben,¹⁷ „von einer Kreisverfassung (!) war hier natürlich keine Rede“.¹⁸ Freilich ist doch zu fragen, ob in dieser Sicht nicht allzu sehr die Perspektive, ja vielleicht sogar das Wunschdenken der preußischen Verwaltungsbeamten mitschwingt, die nach dem Annexionsakt an der Weichsel und Netze die Macht mit monopolistischem Anspruch übernahmen. Ohne Widerstände ist dies freilich nicht geschehen. „Die Edel-Leute des Dirschauischen Districts“ baten jedenfalls im Februar des Jahres 1773 den preußischen König in einer Immediatvorstellung¹⁹ „um die Beybehaltung ihrer alten Reichs=Gesetze“. Vor allem in die neue Justiz-Einrichtung wurde nicht allzu viel Vertrauen gesetzt. In Berlin, wo diese Protestation dem Großkanzler von Fürst überwiesen wurde, entwarf dieser daraufhin eigenhändig die Verfügung an das zuständige Justizkollegium in Marienwerder.²⁰ „Da nun zuzuforderst Wir, nach der in West-Preußen schon eingeführten Regierungs-Form nicht zugeben können, daß unter dem Vorwand gemeinsamer Angelegen-

¹⁵ So Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 254.

¹⁶ Bär, Westpreußen (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 101; Walter Millack, Friedrich der Große und Westpreußen, in: Der Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors, hrsg. v. Erich Keyser. Berlin/Leipzig 1926, S. 107-127, hier S. 114.

¹⁷ So die Hintze-Schülerin Elsbeth Schwenke, Friedrich der Große und der Adel. Phil. Diss., Berlin 1911, S. 12.

¹⁸ Paul Steffens, Die Entwicklung des Landratsamtes in den Preußischen Staaten bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Phil. Diss., Berlin; Teildr. Berlin 1914, S. 76.

¹⁹ Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem (GStA PK), I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Gen. Nr. 1, Fasc. 1, das Stück in Ausfertigung auf Stempelpapier, eigenhändig unterzeichnet von fünf Adligen.

²⁰ Ebenda, datiert 5. März 1773, eigenhändiges Konzept von Fürst sowie das von diesem unterzeichnete Reinkonzept, an das Ober-Hof- und Landesgericht Marienwerder „Wegen des Gesuchs der (!) Edelleute des Dirschauer Districts um Beybehaltung der alten Landesgesetze“. Aus diesem Stück die folgenden Mitteilungen.

heiten Zusammenkünfte des Adels gehalten, und“ – wie sehr bezeichnet hinzugesetzt wird – „in solchen dergleichen ehemals nur allzugewöhnliche Protestationes, Manifestationes und Contradictiones gegen die heilsamste Anordnungen geschmiedet, und hervorgebracht worden; So befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden, von dem General Major Heinrich von der Goltz²¹ als dem ersten der Subscribenten, vor allen Dingen die Verantwortung, wie er mit den 4 MitUnterschiedenen sich des allgemeinen Tituls der Edelleute des Dirschauer Districts, als worin doch unfehlbar eine weit größere Anzahl derselben befindlich seyn wird, annehmen können, und über die Entstehungs-Art dieser ganzen Vorstellung (Bericht²²) zu erfordern.“

Die „Verantwortung“ des – polnischen – Generalmajors Heinrich von der Goltz, datiert auf seinem Sitz Rheinfeldt im Dirschauischen,²³ liegt in zeitgenössischer Abschrift bei den Akten, und sie gibt Auskunft darüber, daß hinter dieser Demarche tatsächlich der Adel dieser Landschaft stand, für den – gewissermaßen als handelnde Repräsentanten – die fünf Unterzeichner agierten. Goltz wies darauf hin, „wie unsere den 26ten Febr. immediate an Ew. Königl. Maj. allerunterthänigst überreichte Bittschrift nicht ohne Vorbewust unserer Herren Mitbrüder entstanden, sondern selbige insgesamt in so weit es Ew. Königl. Maj. allergnädigst genähmigen ihre Wünsche mit denen unsrigen vollkommen vereinigen: wie wir den(n) diese vollkommen der Königl. huldreichsten Gnade überlassen, und haben wir 5. bloß darum und allein uns im Nahmen des sämtlichen Dirschauschen von Adels unterschrieben, um alle zu einer weitläufigen Unterschrift erforderliche Zusammenkünfte auf das sorgfältigste evitiren zu wollen. Wie dann auch diese ganze Sache ohne die geringste Zusammenkünfte bloß auf inständiges Anhalten der HErrn Mitbrüder entstanden“.²⁴ Die

²¹ Zur Familie Goltz, einer weitverzweigten preußischen, polnischen und böhmischen, geradezu ostmitteleuropäischen Familie, vgl. Friedrich Freiherr von der Goltz, Nachrichten über die Familie der Grafen und Freiherrn von der Goltz. In Zwei Abtheilungen zusammengestellt. Strassburg 1885, z.B. S. 172f.; Stefan Graf von Szydłow-Szydłowski, Nikolaus R. von Pastinszky, Der polnische und litauische Hochadel. Budapest 1944, S. 38; Ernst Heinrich Kneschke, Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon. 3. Bd., Leipzig 1861; Neudr. Hildesheim/New York 1973, S. 593-596, bes. S. 594; Freiherr L. von Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adels-Lexicon oder genealogische und diplomatische Nachrichten ... 2. Bd., Leipzig 1836, S. 261-265.

²² Fehlt in der Quelle.

²³ Er ist mit seinem Besitz nachweisbar über Max Bär, Der Adel und der adlige Grundbesitz in Polnisch-Preußen zur Zeit der preußischen Besitzergreifung. Nach Auszügen aus den Vasallentabellen und Grundbüchern. Leipzig 1911 (Mitteilungen der K. preußischen Archivverwaltung. 19.), S. 29, Nr. 762, vgl. auch S. 255 f.

²⁴ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Gen. Nr. 1, Fasc. 1; mit diesem Stück endet der Vorgang, es ist also offenbar nichts weiteres erfolgt. Das Stück trägt das Datum Rheinfeldt, 22. April 1773.

Techniken kollektiver Willensbildung ohne förmliche, im Frühjahr 1773 offenbar zu gefährlich scheinende Konvokationen beherrschte man offenbar auch im Westpreußischen.

Bemerkenswert an dem Vorgang ist zunächst, daß die Verwaltung selbst diese Form kollektiven Handelns, und zwar diejenige des Adels einer bestimmten Region, im Zusammenhang mit den Traditionen dieses Landes sah, wurde doch, wie wir hörten, diese Protestation als unmittelbare Fortsetzung und Parallele zu den Verhaltensweisen und „Manifestationen“ des Adels „ehedem“ gesehen. Daß man diesem Vorgang sehr wohl politisches Gewicht beimaß, zeigt die gereizte Form der Berliner Reaktionen, wenn wir auch in unseren Akten nichts mehr davon hören, daß man dem polnischen General und Herrn auf Rheinfeldt irgendwie zu nahe getreten oder seine Mitteilung bestritten worden wäre. Aber derartige Formen kollektiver Aktionen des Adels sollte es nicht mehr geben – man schritt zur Untersuchung, in diesem Falle durch das Oberlandesgericht Marienwerder.²⁵ War in diesem Fall vom Adel des Dirschauer Distrikts die Rede, wurde von beiden Seiten der Begriff der Stände vermieden, so hielt diese Vorsicht nicht lange vor. Auch im Falle der „Stände des Cronischen Creyses“, an die der Großkanzler von Carmer im Dezember 1781 ganz wie selbstverständlich schrieb,²⁶ lag eine kollektive Aktion des Adels eines bestimmten, nunmehr als Kreis bezeichneten Gebietes vor – also nicht irgendwelcher sozialer Gruppen, sondern allein der Träger der alten Herrschaftstraditionen. Die Stände des Cronischen Kreises hatten denn auch gegen die drohende Aufhebung des Landvogteigerichts in Schneidemühl „Vorstellung“ erhoben. Hier interessiert weniger, daß der Großkanzler ihnen versicherte, daß ihre „Interessen“ gewahrt werden sollten und „daß dafür gesorgt ist, daß das Grod-Archiv“ dort „unter gehöriger Aufsicht in Schneidemühl verbleiben soll“; interessanter ist, daß „die Stände des Cronischen Creyses“, als sie am 11. Dezember 1781 aus Schönlanke an den König schrieben und zehn Herren diese Vorstellung unterzeichneten,²⁷ dabei auch alte polnische Titel führten. Das sah man sicher amtlicherseits nicht eben gerne, jedenfalls wurde interessanterweise unlängst festgestellt, daß unmittelbar nach der Okkupation in einem sol-

²⁵ Zu diesem Kollegium, dem Oberhof- und Landesgericht, außer Bär, Westpreußen (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 113 ff. u. 126 ff. (bald in „Regierung“ Marienwerder umbenannt), J. Meisner, Gerichtsverfassung und Rechtspflege im Netze-Distrikt unter Friedrich dem Großen. Posen 1892, S. 28 f.; der Bericht des Kollegiums vom 27. April 1773, in der in Anm. 24 zit. Akte des GStA PK.

²⁶ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 31, Fasc. 51, Dekret Carmers, datiert 19. Dezember 1781, Konzept.

²⁷ Ebenda, Ausfertigung auf Stempelpapier, 11. Dezember 1781.

chen Fall dies schroff untersagt worden war.²⁸ Nun, wenige Jahre später, unterschrieben für die Stände des Croneschen Kreises an erster Stelle „Joseph Mielzynski“ als „Castellan de Posnanie“,²⁹ ferner „Joseph Radolinski Chambellan de Fraustadt“, außerdem u.a. Joannes Nepomuceus Lewald von Powalski, ein von Porpowski, mehrere von der Goltz, Puttkamer usw. Immer wieder und unmißverständlich war hier nicht von den Rittergutsbesitzern oder vom Adel, sondern von den „Ständen des Croneschen Creyses“ die Rede, wohl nicht zufällig in dieser für derlei Akzente feinhörigen Zeit. – Auch im Bromberger Gebiet wurden die polnischen Titel und Würden nicht vergessen, sie wurden getragen und auch von den Berliner Zentralinstanzen wieder beachtet. In dem Schriftwechsel zwischen dem Großkanzler, dem Generaldirektorium und der westpreußischen Regierung „wegen des (!) Adels in dem Bromberg. District Beschwerden über die Insinuations-Gebühren“³⁰ ist dies offenbar und auch, wie die Akten nahelegen, nicht mehr gerügt worden. Jedenfalls wurde diese Protestation, in der es um die drückenden Gerichtsgebühren der neuen Justizeinrichtung und zugleich um „Einkünfte der katholischen Geistlichkeit“ ging, an erster Stelle vorgetragen von dem „Staroste(n) von Miecilsky in Szubin“, aus einer Familie mit ansehnlichem Besitz und besten Verbindungen in Polen;³¹ mit dabei war auch der „Staroste von Polesky zu Sychorenz und Szelzia von Wroblewsky zu Krolikowo“.³²

²⁸ S. das Beispiel aus dem Jahre 1773 bei Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 313.

²⁹ Vgl. Anm. 26 u. 27. Zu den polnischen Titeln vgl. kurz Stanislaus Kutrzeba, Grundriss der polnischen Verfassungsgeschichte. Nach der dritten polnischen Auflage übersetzt von Wilhelm Christiani. Berlin 1912, S. 163 ff., 170, 180 f. u. ö.

³⁰ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Westpreußen, Nr. 31, Fasc. 61, Konz. des Reskripts Carmers, „An die Westpreußische Regierung“, dat. Berlin, 22. Januar 1781.

³¹ So August Carl Holsche, Der Netzdistrikt, ein Beytrag zur Länd- und Völkerkunde mit statistischen Nachrichten. Königsberg 1793, S. 123 f.: „Szubin, oder Schubin, ein offner Ort, drey Meilen von Bromberg jeseits der Netze (...) Es wird wenig bürgerliche Nahrung getrieben, außer daß auch hier einige Tuchmacher wohnen, und ein paar bemittelte Juden ihren Handel hauptsächlich nach Polen treiben. Es gehört diese Stadt mit der Herrschaft der polnischen Familie von Mycielski, welche sich aber beständig in Polen aufhält, und dort ansehnliche Besitzungen hat, besonders die Stadt und Herrschaft Ravitsch. Ehedessen war hier ein herrschaftliches Schloß, welches verfallen ist, der vorige Besitzer, welcher hier wohnte, hat viel an den Garten und die Alleen verwandt, welche das Guth angenehm machten, es ist aber in Verfall gerathen.“ Vgl. auch Tadeusz Korzon, *Wewnętrze dzieje Polski za Stanisława Augusta (1764–1794)* (Innenpolitische Geschichte Polens unter Stanisław August [1764–1794]). 2. Aufl., 2. Bd., Krakau/Warschau 1897, S. 348.

³² GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 31, Fasc. 61. Das Zitat aus einem „Protokoll d.d. Scubin den 24ten Aug. 1780“, das von den Supplikanten unterschrieben worden war. Das Protokoll selbst blieb offenbar bei den westpreußischen Instanzen, die für uns wichtigen Passagen wurden aber im Schriftwechsel inseriert, hier: Ausfertigung des Anschreibens aus dem Generaldirektorium an von Carmer, dat. 8. Januar 1781.

Nun läßt sich – trotz der schwierigen Quellenlage – nachweisen, daß der zuerst genannte Starost von Miecilsky (Mycielski) in den folgenden Jahren auch bei anderen Aktionen, ja bei förmlichen Stände-Konvokationen in Westpreußen zumindest indirekt beteiligt war.³³ Dies deutet darauf hin, daß rangmäßig exponierte und ganz offenbar in den Augen ihrer Standesgenossen dafür qualifizierte Personen in der Verfassungswirklichkeit dieser Landschaften de facto eine spezifische Funktion wahrnahmen – ohne, es sei wiederholt, daß sie diese in irgendeiner Weise aus landesherrlicher Vollmacht abgeleitet hätten. Die Verfassungswirklichkeit und die Aktiv-Traditionen der alten Landeseliten schufen sich geeignete Strukturen auf eigene Art. Nimmt man diese Beobachtungen und die anfänglich gereizte Art, mit der die Staatsverwaltung auf sie reagierte, zusammen, so besteht erst recht kein Anlaß, Zeugnisse für die Interessenartikulation der „Stände“, immer allein der Angehörigen adliger Familien in einem bestimmaren Gebiet, zu ignorieren. Die bisher analysierten Beispiele lassen bereits die Behauptung zu, daß dabei bedeutende Familien des jeweiligen Raumes eine spezifische Rolle spielten. Auch ohne eine förmliche Kreis-„Verfassung“ nach dem Muster der mittleren Staatsprovinzen begannen sich die Kreise auf ihre Art und in untergründigem Bezug auf mancherlei Traditionen zu verfassen und zu organisieren. Dies blieb auch Friedrich II. nicht ganz verborgen, als er der marienwerderschen Kriegs- und Domänenkammer mitteilte, „was die Stände des Inowrazlowschen Kreises wegen verschiedener Auflagen, womit sie angeblich beschwert worden, vorgestellt und gebeten haben“.

Dabei ging es, wie aus den Quellen³⁴ hervorgeht, u.a. um Leistungen für den Graudenzer Festungsbau. Das ist deshalb bemerkenswert, weil dieses für die Militärstruktur des preußischen Ostens nicht unbedeutende Projekt auch in Ostpreußen, das gleichfalls dazu extraordinär herangezogen wurde, die Stände erneut und verstärkt ins Spiel brachte.³⁵ Of-

³³ Vgl. nach den Akten des GStA PK, XVI. HA, Rep. 30I (Regierung Bromberg), Nr. 864; daraus die Mitteilungen bei Wolfgang Neugebauer, *Ständische Renaissance und politische Reform im preußischen Osten. Zum Verfassungswandel in Ost- und Westpreußen 1772–1815*, in: *Ziemie północne Rzeczypospolitej Polsko-Litewskiej w dobie rozbiorowej 1772–1815. Materiały z konferencji międzynarodowej odbytej w dniach 11.–14. maja 1995 w Toruniu* (Die Nordgebiete der polnisch-litauischen Adelsrepublik während der Teilungszeit 1772–1815. Materialien zur internationalen Konferenz vom 11.–14. Mai 1995 in Thorn), hrsg. v. Marian Biskup. Warszawa/Toruń 1996, S. 23–37, hier S. 25, mit den Belegen S. 34.

³⁴ Mitgeteilt von Bär, Westpreußen (wie Anm. 13), Bd. 2, Nr. 389, S. 336, Kabinettsdekret, Potsdam 14. März 1777.

³⁵ Nach den Aktenabschriften der Ostpreußischen Folianten (GStA PK, XX. HA, Nr. 775) mitgeteilt bei Wolfgang Neugebauer, *Politischer Wandel im Osten. Ost- und Westpreußen von den alten Ständen zum Konstitutionalismus*. Stuttgart 1992 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 36.), S. 84, auch mit der militärgeschichtlichen Literatur.

fenbar war die Verwaltung schon in Friedenszeiten mit Projekten dieser Größe allein überfordert, sie kam ohne die Kooperation mit den alten Landeseliten dabei nicht gut aus, und diese, einmal engagiert, hatten damit auch Möglichkeiten in der Hand, ihre Interessen wahrzunehmen, auf daß es glimpflich abginge. In Ostpreußen kam es aus diesem Anlaß zu förmlichen Adels-Konvokationen, Ständevertreter, nach Tradition „Landes-Deputierte“ genannt, wurden gewählt und statteten den ostpreußischen Ständen später förmlich Bericht ab. – Daß bei Kriegsbelastungen, sei es nach 1756/57 oder wieder ab 1806, die Stände an Bedeutung gewannen – übrigens nicht nur in Preußen! –, das ist in Ansätzen bekannt,³⁶ verdiente aber einmal eine grundsätzlichere Reflexion. Daß seit 1777 in unserem speziellen Falle gewissermaßen vorgezogene Kriegslasten in Friedenszeiten nicht nur rechts der Weichsel verfassungsgeschichtlich interessante Nebenwirkungen zeitigten, belegt das zitierte Stück aus dem Netzedistrikt während der Regierungszeit Friedrichs des Großen.

„Der“ Inowrazlawsche Kreise machte freilich auch sonst, sogar etwa in Steuerfragen, beschwerdeführend auf sich aufmerksam und erzielte dabei durchaus Erfolge. Immerhin hatte Friedrich II. die zuständige Kammer daraufhin schroff gerügt,³⁷ was auch in unserem speziellen Kontext Vermutungen aus der aktuellen Forschungsdiskussion bestätigt, daß in der frühen Neuzeit dem Petitionswesen eine (wohl gerne unterschätzte) Bedeutung zuzumessen ist. Dieses Instrument bot gute Chancen, freilich nicht in jedem Falle, wie die Ablehnung zeigt, die die „Stände des Kreises Deutsch Krone“ vom König im September 1784 auf ihre Eingabe gegen „Kreis-Justitiarien“ erfuhren. Natürlich hatten hier nicht irgendwelche sozialen Gruppen, sondern der alte Ständeadel petitioniert,³⁸ was auch in diesem Falle ausschließt, die Quelle in einem verengten sozialgeschichtlichen, d.h. auch in einem unpolitischen Sinne zu deuten. Übrigens half den Ständen dieses Kreises auch eine erneute Eingabe nicht.³⁹ Aber auch diese Stücke lassen erahnen, daß die Standardmitteilung, eine „Kreisverfassung“ und Kreisstände habe es in Westpreußen nach 1772 gar nicht gegeben,⁴⁰ wohl mehr dem Wunschdenken der Verwaltung als der Realität dieser Landschaften entsprach. Gewiß: Keine Behörde und kein preußi-

³⁶ Dazu in Kürze meine Studie: Rußland, Ostpreußen und die Stände im Siebenjährigen Krieg, in: Festschrift für G. Birtsch, hrsg. v. Eckhart Hellmuth (im Druck).

³⁷ Druck des Kabinettsdekrets an die Kammer Marienwerder, 1. April 1777; vgl. Bär, Westpreußen (wie Anm. 13), Bd. 2, Nr. 391, S. 337f.

³⁸ Ebenda, Nr. 627, S. 504f.

³⁹ Ebenda, Nr. 630, S. 506.

⁴⁰ Vgl. Anm. 17 u. 18; vgl. auch das ganz aus der Sicht der Verwaltungsakten geschriebene Standardwerk von Bär, Westpreußen (wie Anm. 12), Bd. 1, S. 359, auch S. 190.

scher König hatte „Kompetenzen“ an diese Stände verliehen, und es gab die Stände doch.

Und diese Feststellung gilt noch in einem weiteren Sinne. Die alten Landeseliten bedienten sich, wie aus den bisher diskutierten Quellen geschlossen werden darf, – auch in Westpreußen – rasch und flexibel der neuen Kreise als Raumeinheiten. Aber auch in dieser Hinsicht schlugen ältere Traditionen durch. Denn als der Landrat von Wobeser im Jahre 1784 auf die Wünsche des Adels im Stargardschen Kreise hinwies, ein Kreditinstitut „so wie in Schlesien, in der Mark Brandenburg und in Pommern“ einzurichten, nahm er nicht auf diese neuen Kreise, sondern auf die „vormalige ganze Woyewodschaft Pommerellen incl. Putzig und Neustadt“⁴¹ Bezug. *Ältere* territoriale Einheiten treten also als semiinstitutioneller Handlungsrahmen entgegen, und auch der alte Tagungsort Preußisch Stargard wurde wieder gewählt – Traditionen, die für die politische Kultur zwischen alteuropäisch-korporativer Stabilität und administrativer Vormoderne einige Aufmerksamkeit verdienen. Auch von „Deputirte(n) von den resp. Adelichen Ständen aus dem Netz District“ ist in diesem Kontext die Rede, was auf einen quasi-korporativen Zusammenhalt und die Ausbildung repräsentativer Organe hindeutet. Aus den Quellen geht ferner hervor, daß die Kammer zu Marienwerder Jahre zuvor eine „Stände“-Konvokation veranlaßt hatte, wobei bemerkenswerterweise bereits Personal für eine intendierte „Credit-Ritterschafts-Direction“ gewählt worden war. Übrigens waren „die Creiß Stände“ des „Brombergschen Creises“ durch den „Secretair des Starosten Mycielski zu Szubin“ auf der Versammlung im Stargarder Rathaus vertreten, also jenes Starosten, dem wir wenige Jahre zuvor als ständischem Aktivisten mit altpolnischem Hintergrund schon einmal begegneten.⁴² Zunächst blieb der Adel des Netzedistrikts zu den Gründungsplänen für eine „Landschaft“ freilich auf Distanz. In Stargard wurde gleichwohl am 16. August 1784 „zur Ausfertigung und Ausarbeitung des Credit Landschafts Reglements für ganz Westpreußen inclusive des ganzen Netz Districts“ von „Anwesende(r) Ritterschaft und Stände(n)“ ein „enger(er) Ausschuß (...) gewählt“, der aus 15 Personen bestand.⁴³

⁴¹ Diese Vorgänge werden hier nur noch kurz gestreift und in unseren Diskussionszusammenhang eingeordnet; detailliertere Mitteilungen bei Neugebauer, Wandel (wie Anm. 35), S. 109–112; ders., Renaissance (wie Anm. 33), S. 25; hier insbesondere: Bericht des Landrates von Wobeser, Stargardt 24. 7. 1784 (an die Kammerdeputation in Bromberg, GStA PK, XVI. HA, Rep. 30I, Nr. 864), daraus auch das Folgende; zum Tagungsort vgl. Anm. 10, und Achremczyk, Reprezentacja (wie Anm. 10), S. 35.

⁴² Vgl. Anm. 31 u. 32.

⁴³ Abschrift des Protokolls: Actum Stargard in Westpreußen, 16. August 1784. GStA PK, XVI. HA, Rep. 30I, Nr. 864.

Obwohl an diesem Projekt offenbar auch in Westpreußen Adelsstände und Landesverwaltung, die sich vielleicht schon etwas „akklimatisiert“ haben mochte, zur Kooperation gefunden hatten, und obwohl nicht nur einmal entsprechende Vorstellungen nach Berlin gerichtet worden waren, war von dort zu Lebzeiten Friedrichs II. ein positiver Bescheid nicht zu erlangen. Die Tatsache, daß im Lande selbst an diesem Vorhaben seit langem gearbeitet worden war, belegt dessen politische Bedeutung einmal mehr. Schon im Jahre 1780 war der frühere polnische Generalmajor (von Rosenberg-)Gruszczyński, der, wie Hans-Jürgen Bömelburg dankenswerterweise mitteilt, kurz zuvor „als Vertreter des westpreußischen Adels“ beim Graudenzer Festungsbau in Erscheinung getreten war,⁴⁴ in der Frage eines „Credit Systems“ aktiv gewesen, und auch der westpreußische Regierungspräsident von Finckenstein aus der alten ostpreußischen Adels-, Beamten- und Ständefamilie⁴⁵ hatte daran Interesse gezeigt. Carmer sprach freilich in einem Reskript an diesen Amtsträger ausdrücklich von den „Bemühungen des HEn General v. Gruszinski wegen Ein-

⁴⁴ Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 352, auch zu dessen Güterbesitz; S. 288, Anm. 118, wird er ebenfalls unter den „westpreußischen Vertreter(n)“ bei dieser Angelegenheit erwähnt – was doch die Frage nahelegt, ob nicht eine solche Landes-„Vertretung“ eine verfassungsgeschichtlich signifikante, in unseren Zusammenhang sehr wohl hineingehörende Erscheinung ist. Bömelburgs eilfertiger Hinweis, er könne keinesfalls als „ständische(r) Vertreter des westpreußischen Adels angesprochen werden“ (Ebenda), wirkt arg bemüht. Das schließt nicht aus, daß entweder der Regierungsrat von Schroetter, der in der Graudenzer Angelegenheit neben Gruszczyński wirkte, ein Kontaktmann der Verwaltung war, wenn er nicht ungeachtet seiner amtlichen Stellung (oder gerade deswegen) als „Vertreter“ des Adels gewissermaßen deputiert wurde – was ja eine in der Ständegeschichte gerade auch in dieser Zeit ganz übliche Erscheinung wäre – als ein „Amtsträger zwischen Kron- und Ständen“ (vgl. Gerhard, Amtsträger [wie Anm. 7]). Wie beide in diese Funktion kamen, ist derzeit noch nicht genau erkennbar, weshalb ich auf Bömelburgs Mitteilung lediglich verweisen will. Immerhin hatten die Schroetters im Lande emigen Besitz, vgl. Bär, Adel (wie Anm. 23), im Register S. 268 und an den entsprechenden Stellen; zu Franz Heinrich von Gruszczyński ebenda, S. 128, Nr. 1354, S. 129, Nr. 1522 (Schönwaldische Güter), S. 184, Nr. 1553, S. 196, Nr. 1612, S. 198, Nr. 1624, Nr. 1637, S. 201 – auch zu königlichen Güterverleihungen bald nach 1772 zu adligen Rechten.

⁴⁵ Dazu Näheres mit der (familiengeschichtlichen) Literatur sowie nach Archivmaterial die in Anm. 36 genannte Studie; zum westpreußischen Regierungspräsidenten (1784ff.: ostpreußischen Etats-Minister) Carl Friedrich Ludwig Albrecht Graf Finck v. Finckenstein vgl. nur: Acta Borussiae. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preussens im 18. Jahrhundert. 16. Bd., 2. Tl., bearb. v. Peter Baumgart u. Gerd Heinrich. Hamburg/Berlin 1982 (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin. 5. Quellenwerke. 5.), Register S. 973f., mit weiteren Angaben. – Übrigens ist eine Verwechslung des Herrn von Gruszczyński (div. zeitgenössische Schreibweisen) mit einem preußischen Offizier aus dieser Familie ausgeschlossen; erst um einige Zeit später stiegen Angehörige dieser Familie in der preußischen Armee zu Generalsrängen auf, erster Fall: Soldatisches Führertum, hrsg. v. Kurt von Priesdorff. [Bd. 5, Tl. 8.] Hamburg o.J., S. 435f., Nr. 1631.

richtung eines Credit-Systems in dasiger Provinz“.⁴⁶ Daß in Ostpreußen zur gleichen Zeit ganz ähnliche Bestrebungen im Gange waren – auch hier in eigentümlicher Zusammenarbeit der für die Provinz zuständigen hohen Beamten mit den an organisatorischer Festigkeit wiedergewinnenden alten Landeseliten⁴⁷ –, das war in den westlich anschließenden Landschaften durchaus bekannt, obwohl natürlich dazu andere als interne Informationsquellen nicht existierten. Die Details können an dieser Stelle nicht näher geschildert werden. Nur summarisch ist festzuhalten, daß auch in Westpreußen das Vorbild der schlesischen Landschaft und des märkischen Pendant lockte,⁴⁸ wo in den Jahren zuvor die Einrichtung erfolgt war. In der Verwaltung wurde darüber beraten, ob „die Ritterschaft“ durch „Convocationes zur Vernehmung zu bringen“ sei. Jedenfalls entwarf der Großkanzler von Carmer im Juli 1781 ein Anschreiben „an die Herrn Bevollmächtigte der Wohlloblichen Westpreußischen Stände“; wie es scheint, wurde es an einen Verwandten Gruszczyńskis adressiert. Dabei nahm Carmer auf eine „Zuschrift“ der „Herrn Deputirten der Wohlloblichen West-Preußischen Stände an mich“ Bezug.⁴⁹ Zugleich dankte er in verbindlichen Wendungen für das in ihn gesetzte Vertrauen und versprach, „die vollkommenste Bereitwilligkeit zu bezeugen, mit welcher ich alles, was nur irgend von mir abhängt zur Erreichung des Sich vorgesetzten rühmlichen u. patriotischen Endzwecks beyzutragen mir zur angenehmen Pflicht machen werde“. Der polnische Oberst Karl von Gruszczyński unterzeichnete seinerseits eine Eingabe als einer aus den von den „Westpreußischen Ständen bevollmächtigte(n)“ (Herren), neben ihm der Kammerherr von Kalckstein auf Klonowke, ein Aktenstück, in dem wiederum auf „die Marck, pommern und andere Königl.

⁴⁶ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 10, Reskript Carmers an Finckenstein, Konzept, Berlin 25. November 1780, daraus diese Mitteilungen.

⁴⁷ Vgl. Neugebauer, Wandel (wie Anm. 35), S. 103-106, dazu die Literatur zu den Landschaften S. 102, Anm. 73-76.

⁴⁸ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 10, hier: Finckensteins Bericht an Carmer vom 7. November 1780, zu einem (nicht beiliegenden) Befehl Carmers vom 12. Juli „gehorsamst anzuzeigen (...), wie weit der General von Gruszczyński mit seinen Bemühungen, zu Errichtung eines Credit-Systems in Westpreußen auf Schlesischen oder Märkischen Fuß, in Verfolg der geschehenen Eröffnungen gekommen“. Ebenda zu Vorbehalten des Adels vom Netze-Distrikt, die in den Verhandlungen von 1784 ihre Bestätigung finden. Zu den „Convocationes“ ebenda.

⁴⁹ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 10, eigenhändiges Konzept Carmers vom 3. Juli 1781, „Zur Erbrechung des Herrn Obersten v. Rosenberg-Gruszczyński auf Marienfelde bei Preuß. Friedland“; dieser ist identifizierbar über Bär, Adel (wie Anm. 23), S. 16, Nr. 372 (Konitzer Gebiet), Karl von Gruszczyński; von ihm (unterzeichnet C. von G.) stammt die Eingabe der westpreußischen Stände-Bevollmächtigten, die im folgenden erwähnt wird. Von ihm eine zweite undatierte Eingabe ebenda, ferner in Ausfertigung ein Privatbrief des F. H. von Gruszczyński, dat. Gruno 25. 10. 1780, an Finckenstein.

provinzen, die durch die Wiederherstellung des öffentlichen Credits ihrem Verderben entrissen sind“, hingewiesen wurde. Es ist wohl kaum erforderlich, darauf hinzuweisen, daß die Aktionsfähigkeit von Personen, die als „von unsern mitbrüdern bevollmächtigte westpreußische Edelleute“ unangefochten auftreten konnten, einen (rudimentären) Mechanismus voraussetzte, der eine solche Repräsentationsfunktion überhaupt erst ermöglichte – und auch dies noch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen, eben um 1780.

Um Mißverständnisse auszuschließen: Die Zäsur des Jahres 1772 wird hier nicht bestritten, aber es wird nach ihrer Tiefe gefragt. Es dürfte deutlich geworden sein, daß die Behauptung, fortan sei Westpreußen ein Land ohne alle ständischen Strukturen gewesen, Ausdruck einer neoklassisch-etatistischen Perspektivenverengung ist. Natürlich gab es keine Generallandtage und förmliche Sejmiki an der unteren Weichsel mehr; diese waren aber *auch* in dieser Ständeregion lange vor 1772 selten geworden. Die Strukturen Westpreußens nach diesem Jahre alleine als staatlich-administrative zu interpretieren, hieße, ständische Residualstrukturen zu übersehen, deren Bedeutung gerade im Lichte weitgreifenderer frühneuzeitlicher Fragestellungen nicht vorschnell herunterinterpretiert werden sollte. In der politischen Kultur dieses Raumes waren auch nach 1772 Faktoren korporativer Autonomie lebendig. In dieser Hinsicht gelang es der neuen Herrschaft durchaus nicht, *tabula rasa* zu machen.

Darüber hinaus bleibt zu bedenken, daß nach dem Tode Friedrichs II. auch in Westpreußen eine, wie wir sahen, langjährige Bestrebung nun zum Ziel gelangte, nämlich die Begründung einer Landschaft. Daß dabei auswärtige Vorbilder eine Rolle spielten, war ja nicht gerade ungewöhnlich; auch in Ostpreußen hatte der alte Ständeadel sich etwa vom schlesischen Muster inspirieren lassen, wie später der livländische von der ostpreußischen Landschaft.⁵⁰ Die Westpreußische Landschaft trat nach Vorbereitungen, zu denen auch die Wahl von „Deputierte(n) der Stände“⁵¹ gehörte, und nach Vorarbeiten, die von einem „Ausschuß der Stände“⁵² geleistet wurden, im April 1787 ins Leben.⁵³ Diese Kreditorganisationen mit Generalland-

⁵⁰ Neugebauer, Wandel (wie Anm. 35), S. 104; Baron Hermann Engelhardt, Zur Geschichte der Livländischen adeligen Güterkreditsozietät. Riga 1902, S. 1f. u. 7ff.

⁵¹ Nach einem königlichen Befehl vom 2. November 1787; Wilhelm von Brünneck, Die Pfandbriefsysteme der preußischen Landschaften. Berlin 1910, S. 27f.

⁵² So Carmer in einem Erlaß an das Justizdepartement, 2. Juli 1787, Ausfertigung: GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Fasc. 23.

⁵³ Vgl. auch [R. Ulrich,] Denkschrift zur Säkular-Feier der Westpreußischen Landschaft. [Marienwerder 1887,] S. 7 u. 11f. – auch mit weiteren Angaben zu den beteiligten adligen Personengruppen; Paul Hoffmann, Die Westpreußischen Landschaften in Marienwerder 1787–1935. [Marienwerder 1935,] S. 3f.

schaftsdirektion, Generallandtagen und Ausschußorganen, sie alle auf dem Wahlprinzip aufgebaut,⁵⁴ waren bekanntlich, über den engeren Zweck hinausweisend, „Organe, die auch zur ständischen Beratung und Meinungsbildung dienen konnten“.⁵⁵ Gleich bei der Gründung der Westpreußischen Landschaft wurden den westpreußischen „Ständen“ in einer Assekuration weitreichende Zusicherungen in Steuerfragen gemacht.⁵⁶ Und schließlich wurde Westpreußen vom neuen Monarchen, wie er „dero Westpreußischen Ritterschaft“ unter dem 27. Februar 1787 mitteilte, „eine (...) Ständische Verfassung nach dem kurmärkischen Fuß“ verliehen. Darunter wurde verstanden, daß der Adel fortan auch hier die Landräte wählen sollte, daß alle mit Rittergütern Angesessenen vom Adel in den Kreisen Versammlungen abhalten durften. Schließlich wurden (Ausschuß-)„Landtage“ vorgesehen, die freilich nur aus den Landräten bestehen und nur mit königlicher Genehmigung einberufen werden sollten. Ob dies im 18. Jahrhundert jemals geschah, scheint beim gegenwärtigen Forschungsstand zweifelhaft zu sein. – Wenn den Ständen nun auch förmlich ein Beschwerderecht eingeräumt wurde, so war dies nach der Praxis der letzten eineinhalb Jahrzehnte erst recht wenig originell. Insofern wird auch die Zäsur des Jahres 1787⁵⁷ in stände-verfassungsgeschichtlicher Hinsicht relativiert. Nach wie vor operierten „Stände“, etwa 1795

⁵⁴ Statt weiterer Details sei verwiesen auf: Westpreußisches confirmirtes Landschafts-Reglement. De dato Berlin, den 19. April 1787. Druck: Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium praecipue Marchicarum ... Bd. 8, Berlin 1791, Nr. 66 zu 1787, Sp. 949-1104, bes. Sp. 949f. u. 961 ff., Generallandtage: Sp. 963f. u. 969-972, Kreisversammlungen: Sp. 1003-1008, zum Generallandtag auch Sp. 1007-1012; dazu die „Erläuterungen“ vom 22. Juli 1794: GStA PK, I. HA, Rep. 84a, Nr. 9553, auch zu den „Repräsentanten der Stände“.

⁵⁵ So unter namentlichem Einschluß des westpreußischen Falles Klaus Vetter, Kurmärkischer Adel und preussische Reformen. Weimar 1979 (Veröffentlichungen des Staatsarchivs Potsdam. 15.), S. 22.

⁵⁶ Gedruckt bei Johann Friedrich Goldbeck, Vollständige Topographie des Königreichs Preussen. Zweiter Theil welcher die Topographie von West-Preußen enthält. Marienwerder 1789, S. 129; vgl. dazu [Johann Friedrich] List, Darstellung der Kontributions-Verfassung in Westpreußen und Ermeland, in: Beiträge zur Kunde Preußens 4 (1821), S. 337-380, hier S. 369-380; F. G. Schimmelfennig, Historische Darstellung der Grundsteuer-Verfassungen in den preußischen Staaten. Ein Versuch. Berlin 1831, S. 50f.

⁵⁷ Das Kabinettsdekret „An die Westpreußische Ritterschaft“ vom 27. Februar 1787: GStA PK, XX. HA, Ostpreußische Folianten Nr. 775, Abschrift; dasjenige vom 10. 4. 1787: GStA PK, I. HA, Rep. 7 (Preußen, K), 91 (1600ff.); vgl. zum Inhalt auch Goldbeck, Topographie (wie Anm. 56), S. 128. – Dazu die wundervoll-etatistische Interpretation von 1912 bei Bär, Behördenverfassung (wie Anm. 10), S. 277: unter Friedrich II. 1772 Ständewesen „aufgehoben“, dieses lebt „nur noch in der Gliederung der Gesellschaft fort“, nun 1787 „wieder ein, wenn auch beschränktes staatliches (!) Dasein verliehen“ – man vgl. oben bei Anm. 5. Bei Bär (ebenda) noch S. 92f. (Kreisverfassung); ferner S. 284; F[riedrich] G[ortlob] Leonhardi, Erdbeschreibung der Preußischen Monarchie. Bd. 1, Halle 1791, S. 360f.

diejenigen des Kulmer und Graudenzer Kreises, als es um militärische Übergriffe ging,⁵⁸ oder ein Jahr später die „allerunterthänigst Treuegehoramste Vasallen die Adelichen Stände des Cuiauischen Kreises“. Diese, aus dem Netzedistrikt, beklagten das Verfahren der Verwaltung angesichts des zunehmenden Kaufs adeliger Güter durch, wie sie sagten, Bürger und Berliner Juden.⁵⁹ Die Stände forderten nichts anderes als die „Conservation“ des Adels, dessen Güter auch nicht in die Hände der „Pächter und Bauern“ fallen dürften. Auch sonst wurden um 1800 ständische Aktivitäten, etwa ein „Immediatgesuch der westpreußischen Ritterschaft“ aus dem Jahre 1798,⁶⁰ nachgewiesen. – Ein weiteres institutionelles Instrument ständischen Lebens in Westpreußen während des letzten Jahrzehnts vor 1800 war mit jenen „erwählten“ „Deputirten der West Preußischen Ritterschaft“ entstanden,⁶¹ die in Marienwerder bei der dortigen Regierung (Justizkollegium) an dem Entwurf eines Provinzialrechts zu arbeiten hatten. Zehn Herren unterschrieben bei Bedarf jeweils mit Angabe desjenigen Kreises, für den sie sprachen. In Berlin galten sie zugleich als ein Organ „der westpreußischen Ritterschaft“. ⁶² Unter ihnen war zeitweise⁶³ für den Netzedistrikt der polnische Generalleutnant von der Goltz präsent, ferner der „Schwerdträger (!) von Piwnicki aus dem Kulmschen und Michelauschen Distrikte“, ein von Wolski, auch ein von Tiedemann, Namen, die in den Jahrzehnten zuvor und danach in der

⁵⁸ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 33, hier nach einem Konzept zu einem Immediatbericht des Kabinettsministeriums, gez. Finkenstein, Alvensleben, Haugwitz, Berlin 23. Februar 1795.

⁵⁹ GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 35, Supplik, undatiert, Präsentatsvermerk 20. August 1796.

⁶⁰ So Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 5), S. 318; vgl. auch S. 352.

⁶¹ Abschrift eines Kabinettsdekrets „An das gesammte Staats Ministerium“, dat. Potsdam 13. September 1798, zu einem Gesuch dieser Deputierten, der Terminus „erwählt“ in der Immediatsupplik der Deputierten, dat. Marienwerder, 5. September 1798, in dem Heft: GStA PK, I. HA, Rep. 7B, Nr. 7, Fasc. 36, daraus auch die folgenden Mitteilungen.

⁶² Ebenda, Kommunikat der Kabinettsminister an den Großkanzler von Goldbeck, 21. September 1798.

⁶³ Diese Angaben – mit den Namen in der Akte nach Anm. 61 nicht identisch – nach der inhaltsreichen Abhandlung von Krause, Auszug aus dem historischen Theile des von dem vormal. Kammergerichts-Assessors, jetzigen Regierungs-Rat Krause an das Königl. Ministerium der Gesetzgebung erstatteten Berichts über die Provinzialgesetzgebung, in: Jahrbücher für die Preußische Gesetzgebung und Rechtsverwaltung 28 (1821), H. 35/36, S. 99-210, hier S. 156 – ganz offenbar aus früherer Zeit als die Quellen von Anm. 61; später gehörten auch Deputierte der Geistlichkeit dazu, ferner Deputierte der kleinen Städte; vgl. auch Stanislaw Salmonowicz, Prawo prowincjonalne Prus Zachodnich i sprawa jego Kodifikacji (1772–1844) (Das Provinzialrecht Westpreußens und die Frage seiner Kodifizierung [1772–1844]); zuerst 1980, jetzt gut zugänglich in der Sammlung seiner rechtshistorischen Abhandlungen: Studia historycznoprawne (Rechtshistorische Studien). Toruń 1995, S. 148-177, hier S. 160f.

Ständegeschichte des Raumes wiederholt begegnen. Bekanntlich gelangten die speziellen Provinzialrechtsarbeiten erst 1844 zum Abschluß, aber die Deputierten, besonders diejenigen der Ritterschaft, ließen es sich nicht nehmen, um 1800 auch zu ganz anderen und sehr aktuellen Themen Stellung zu nehmen, etwa zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit – das war im Jahre 1798.⁶⁴ Und hatte man in Westpreußen auch keinen Sejm und keinen ständischen Landtag, so gingen doch aus diesen Landschaften gewählte Huldigungsdeputierte nach Königsberg, die mit den dort agierenden ostpreußischen Landboten des Huldigungslandtages trefflich zusammenarbeiten.⁶⁵

Insofern ist also zusammenfassend festzustellen, daß nach 1787 die ständischen Artikulationsformen auf gesamtprovinzialer Ebene an Festigkeit gewannen. Die Vielfältigkeit der verfügbaren Instrumente mag erstaunen, und dabei ist noch zu bedenken, daß wir unsere Kenntnisse für diese Regionen aus den Akten der staatlichen Behörden, vor allem sogar derjenigen der Zentralinstanzen beziehen, was sicher eine eher zu etatistische Färbung unseres Bildes bewirken dürfte. Was mag den Augen und den Registratoren in der Verwaltung alles entgangen sein?

Ganz sicher war in Westpreußen der Griff der Staatsverwaltung nach 1772 für preußische Verhältnisse ungewöhnlich stark, und er blieb es auch nach 1800. Das ständische Leben Westpreußens nach 1807, die Arbeit der Ständedeputierten und wenig später diejenige des „Commisses der Stände der Provinz Westpreußen“, wurde schon an anderer Stelle geschildert und auch, daß dabei staatliche Einflußnahmen immer ein größeres Gewicht besaßen als weiter im Osten.⁶⁶ Freilich weiß die frühneuzeitliche Verfassungsgeschichte nicht erst seit heute, daß bei der Entwicklung der politischen Stände und ihrer Institutionen die Landesherrschaft nicht wegzudenken ist. Auch insofern führt das aus dem Gegenüber von monarchischer Regierung und parlamentarischer Opposition rückprojizierte Bild des Dualismus leicht in die Irre. Und trotz der schwierigen Quellen-

⁶⁴ Dazu mit Belegen Wolfgang Neugebauer, Das Problem von Reform und Modernisierung auf dem ostpreußischen Landtag des Jahres 1798, in: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 19 (1997), H. 3/4, S. 177–192, hier S. 187.

⁶⁵ Ebenda, S. 187f.; GStA PK, I. HA, Rep. 96a (Geheimes Zivillkabinett 1797–1806), Tit. 136A, Ausfertigung: Immediateingabe der westpreußischen Ritterschaftsdeputierten bei der Huldigung, 8. Juni 1798 (22 eigenhändige Unterschriften), mit der Klage darüber, keine Landtage zu haben; Wahl: Max Lehmann, Freiherr vom Stein. 2. Tl., Leipzig 1903, S. 47, der feststellt, daß die Westpreußen Landtage nicht hatten, „machte (...) in der Sache damals keinen so großen Unterschied“; ebenda zur Verbindung der westpreußischen Deputierten „mit ihren ostpreußischen Standesgenossen“. Lehmann mit weiteren Angaben zur Politik der westpreußischen Delegierten: S. 47f. mit Anm. 1, Ablehnungen: S. 60.

⁶⁶ Neugebauer, Wandel (wie Anm. 35), S. 223–228.

lage können wir für unser spezielles westpreußisches Untersuchungsthema festhalten, daß es wohl immer, auch unmittelbar nach 1772, Residualstrukturen eines autonomen ständischen Lebens gegeben hat, das, sehr bald noch an Gewicht gewinnend, nicht weiterhin übersehen werden sollte. Sonst droht ein neuer und doch längst veralteter historiographischer Etatismus.

Regionale und nationale Identität sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten in Preußen im 19. und 20. Jahrhundert

von Janusz Małłek

Die nationale Identität und das Nationalbewußtsein haben in Europa seit dem 19. Jahrhundert eine andere Bedeutung als in früheren Zeiten; doch wäre ihre Erforschung ohne eine Berücksichtigung der Ursprünge wenig ergiebig. Dies betrifft – meine ich – auch die heutigen nordöstlichen Gebiete Polens. Es sind fast genau die Gebiete des ehemaligen Königlichen Preußen und des Herzogtums Preußen, später Westpreußen und Ostpreußen genannt. Im Jahre 1871 wurden diese Länder Teil des Deutschen Reiches. Als Polen im Jahre 1918 seine Unabhängigkeit zurückerlangte, genauer seit 1920, wurde Westpreußen – ohne Elbing und die Freie Stadt Danzig – dem polnischen Staat angeschlossen. Dann – während des Zweiten Weltkrieges – gehörten diese Territorien wieder zum Deutschen Reich (diesmal dem Dritten Reich). Nach 1945 wurden fast das ganze ehemalige Ostpreußen (ohne Königsberg und Memel) sowie das frühere Westpreußen wiederum an Polen angegliedert. In der neuesten Geschichte Europas sind solche Verschiebungen der Staatsgrenzen kein Sonderfall. Es sei etwa an die deutsch-französischen Grenzgebiete erinnert, an die Reunionen und die Abtretung des Saarlandes an Deutschland im Jahre 1956.

Mit dem Problem der regionalen Identität und dem Nationalbewußtsein sowie den nationalen und konfessionellen Minderheiten im Königlichen Preußen und im Herzogtum Preußen im 16. bis 18. Jahrhundert habe ich mich schon in meinen früheren Forschungen befaßt.¹ Ich bin dabei zu folgenden Schlußfolgerungen gekommen:

1. In Preußen begann sich im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit eine „neupreußische“ Nationalität herauszubilden. Dieser Prozeß wurde jedoch nicht abgeschlossen. Hauptsächlich der Adel aus dem Königlichen Preußen begann sich mit der polnischen Nation zu iden-

¹ J. Małłek, Regionalna tożsamość oraz etniczne i konfesjonalne mniejszości w Prusach w czasach nowożytnych (Regionale Identität sowie ethnische und konfessionelle Minderheiten im neuzeitlichen Preußen), in: Pomorze – Polska – Europa. Studia i materiały z dziejów XIX i XX wieku (Pommern – Polen – Europa. Studien und Materialien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts). Toruń 1995, S. 29-41.

tifizieren, die deutschsprachige Bevölkerung aus beiden Teilen Preußens dagegen mit deutscher Kultur, später mit der deutschen Nation. Es hat sich aber nie die Auffassung herausgebildet, der Preuße sei eindeutig ein Deutscher bzw. ein Pole.

2. Im östlichen Teil Preußens, d.h. im Herzogtum Preußen bzw. Brandenburgischen Preußen, begünstigte das sprachliche Mosaik die Herausbildung einer kantonalen Gesellschaft.
3. Obwohl das allgemeinpreußische Indigenat, d.i. eine Art preußische Staatsbürgerschaft, stets hervorgehoben wurde, war die preußische Gesellschaft für andere Nationen offen. Dies betraf solche Bevölkerungsgruppen wie die Masuren, Litauer, Schotten, Engländer, Holländer, Schweizer, Böhmen, Schweden und sogar die Juden. Im Jahre 1830 kam noch eine mehrere 100 Personen zählende Gruppe der russischen Philipponen, also der Altgläubigen, hinzu.

Die meisten genannten Gruppen bildeten nationale und konfessionelle Minderheiten, die schrittweise mit der preußischen Mehrheit verschmolzen.

Im folgenden müssen die Polarisierungsprozesse der preußischen Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert kurz besprochen werden, die zur Herausbildung zweier nationaler Pole in Ost- und Westpreußen führten, d.h. der Deutschen und der Polen. Zuerst möchte ich auf einige methodische und methodologische Probleme hinweisen, denn die Erforschung des nationalen Bewußtseins ist nicht leicht, hauptsächlich wegen der Relativität der Quellenbelege. Der Forscher stößt auf die grundsätzliche Frage, anhand welcher Quellen er über so komplizierte Probleme wie das Nationalbewußtsein, die regionale Identität u.ä. urteilen und Entscheidungen treffen sollte. Betrachten wir die möglichen Quellen genauer.

1. Nach der Annexion des Königlichen Preußen durch die preußische Monarchie im Jahre 1772 hatte Friedrich II. in der neugewonnenen Provinz eine Art „Inventur“ angeordnet. Ergebnis war das sog. Kataster Friderici, das ein Namensverzeichnis der Grundbesitzer enthält. Anhand dieser Namen (mit der Frage, ob sie polnisch oder deutsch klangen) berechneten die deutschen Forscher J.F. Goldbeck,² G. Da-

² J.F. Goldbeck, *Volständige Topographie des Königreichs Preussen. Zweiter Theil welcher die Topographie von West-Preußen enthält*, Marienwerder 1789; Nachdr. Hamburg 1969.

binnus,³ I. Rhode,⁴ W. Maas⁵ und letztens H. Neumeyer⁶ die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung der Provinz. Dies haben sowohl polnische Forscher (G. Labuda)⁷ als auch der junge deutsche Historiker H.-J. Bömelburg⁸ kritisiert und erklärt, die Ergebnisse der Berechnungen seien ungenau und relativ. Bömelburg betont außerdem, daß die Namenslisten von preußischen Beamten angefertigt wurden, die der polnischen Sprache nicht mächtig waren. Die Zuordnung der Personen zu nationalen Gruppen (Deutsche, Polen, Kaschuben) nach ihren Namen im Kataster könne nicht für glaubwürdig gehalten werden.⁹ Somit können auch die anhand dieses Materials von G. Dabinnus entworfenen Nationalitätenkarten für Preußen in den Jahren 1772–1793 nicht als objektiv betrachtet werden.¹⁰

2. Historiker, die die Situation im 19. und 20. Jahrhundert untersuchen, stoßen auf weniger Schwierigkeiten, denn ihnen stehen Bevölkerungsstatistiken zur Verfügung, in denen sowohl die nationale als auch die konfessionelle Zugehörigkeit der einzelnen Personen berücksichtigt wurden. Seit 1816 wurden Bevölkerungszählungen durchgeführt. Sie fanden bis 1867 alle drei Jahre und später alle fünf bzw. zehn Jahre statt. Konfession und Nationalität wurden zum ersten Mal bei der Zählung im Jahre 1843 berücksichtigt. Am genauesten wurden diese Angaben in der Volkszählung im Jahre 1861 erfaßt.¹¹ Doch enthalten auch die statistischen Tabellen vom Jahre 1861 ernsthafte Fehler. Als Polen wurden nämlich nur diejenigen Personen verzeichnet, die die deutsche Sprache nicht beherrschten. Zweisprachigkeit war aber im preußischen Königreich eine allgemeine Erscheinung.

³ G. Dabinnus, *Die ländliche Bevölkerung Pommerellens im Jahre 1772 ...* Marburg 1953, S. 73f.

⁴ I. Rhode, *Das Nationalitätenverhältnis in Westpreußen und Posen zur Zeit der polnischen Teilungen*, in: *Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen* 7 (1926), S. 3-79.

⁵ W. Maas, *Erläuterungen zu zwei Siedlungs- und Nationalitätenkarten der Besiedlung Westpreußens 1466–1772*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 7 (1958), H. 2, S. 255-270.

⁶ H. Neumeyer, *Westpreußen. Geschichte und Schicksal*. München 1993, S. 331.

⁷ G. Labuda, *Z nowszych badań zachodnio-niemieckich nad składem etnicznym ludności Pomorza Gdańskiego w 1772 r.* (Aus neueren westdeutschen Forschungen über die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung Pommerellens 1772), in: *Kwartalnik Historyczny* 63 (1956), Nr. 2, S. 108-119.

⁸ H.-J. Bömelburg, *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1869)*. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.).

⁹ Ebenda, S. 31.

¹⁰ Dabinnus, *Bevölkerung* (wie Anm. 3), S. 159.

¹¹ Z. Guldon, K. Wajda, *Zródła statystyczne do dziejów Pomorza Wschodniego i Kujaw od XVI do początków XX w.* (Statistische Quellen zur Geschichte Pommerellens und Kujawiens vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts). Toruń 1970, S. 87-92.

3. Eine weitere Quellengruppe bilden die nicht zahlreichen Tagebücher. Es wären hier beispielsweise aus Westpreußen die Tagebücher des Adligen Natalius Sulerzycki¹² oder des Pastors E.F. Heinel¹³ zu nennen. Dazu kommen politische Berichte und Memoiren. Aus Ostpreußen wären z.B. die Memoiren des Pastors G. Schulz¹⁴ oder des Pädagogen H. Kahle¹⁵ zu nennen, deren Autoren ihre nationale Zugehörigkeit angaben bzw. sich zu diesem Problem äußerten. Es sind sehr wertvolle, aber leider nicht repräsentative Quellen. Der genannte Kahle schrieb im Jahre 1871, man müsse, wenn man genaue Informationen über die Nationalität erhalten wolle, die Einwohner Preußens fragen, in welcher Sprache sie zu Hause beten würden.¹⁶

Nach diesen Bemerkungen zur Methodologie möchte ich zum eigentlichen Anliegen kommen und versuchen, folgende Fragen zu beantworten:

1. Wie und wann kam es zur Aufspaltung der „preußischen Nationalität“, zur Gruppierung der Einwohner Preußens um die zwei nationalen Pole Deutsche und Polen?
2. In welchem Moment verloren die Preußen ihre regionale Identität und wann begannen sie sich mit den Deutschen aus dem Reich zu identifizieren?
3. Waren die Prozesse der Depolonisierung, Germanisierung oder auch Polonisierung natürliche Prozesse? In welchem Maße wurde die Germanisierung vom preußischen Staat gefördert?

Zuerst müßte man überprüfen, wann die genannten Prozesse stattfanden. Man kann bei heutigem Wissensstand nur provisorische Zäsuren vorschlagen. Es wären folgende Zeitspannen zu unterscheiden: 1772/1793–1815, 1815–1848, 1848–1871, 1871–1918/1920, 1920–1939, 1939–1945 und 1945 bis heute. Wir werden uns auf das 19. Jahrhundert konzentrieren. Die Prozesse im 20. Jahrhundert waren eigentlich nur ein Nachklang der früheren.

¹² Pamiętnik Natalisa Sulerzyckiego byłego posła Ziemi Pruskiej na sejm berliński (Tagebuch von Natalius Sulerzycki, ehemaliger Abgeordneter Preußens im Berliner Landtag). Wstęp, opracowanie, przypisy Sławomir Kalembka. Warszawa 1985.

¹³ E.F. Heinel, Erinnerungen. Königsberg 1849 (Neue Preußische Provinzialblätter. VII.), S. 317–329.

¹⁴ G. Schulz, Ueber die kirchlichen Umstände der polnisch evangelischen Gemeinden in Preußen, namentlich in Masuren. Berlin 1856.

¹⁵ H. Kahle, Lehrplan für einklassige ultraquistische Schulen. Berlin 1856.

¹⁶ Ebenda, S. 407.

Es scheint, daß während der ersten annähernd 50 Jahre, d.h. von 1772 bis 1815, in Ost- und Westpreußen die alten nationalen Verhältnisse weiterbestanden. Die Einwohner Preußens hielten sich für Untertanen des preußischen Königs und betonten ihre Verbundenheit mit dem Staat und der herrschenden Dynastie. In den Schulen wurde in deutscher, polnischer oder litauischer Sprache unterrichtet, je nach der ethnischen Zusammensetzung der jeweiligen Gemeinschaft. Nach Bömelburgs¹⁷ Berechnungen lebten im Königlichen Preußen im Jahre 1772 ca. 500 000 Einwohner. Rohde nimmt an, daß die Hälfte der Einwohner deutscher Abstammung war.¹⁸ Nach Neumeyer sollen dagegen 70% der Einwohner Preußens Deutsche gewesen sein.¹⁹ Die Situation änderte sich nach dem Wiener Kongreß (1815), d.h. nachdem Theodor von Schön Oberpräsident der preußischen Provinz geworden war.²⁰ Sein Programm faßte Schön in folgenden Feststellungen zusammen: „Aus den ehemaligen Sklaven und Slawen sollen Menschen und Deutsche gemacht werden. Nur durch die Schule werden wir das alte Deutschtum wiedererwecken können.“²¹ Deutlicher und offener hat Schöns Ziele der konservative deutsche Historiker Neumeyer im Jahre 1993 genannt: „Schön wollte die Masse der Polen und Kaschuben aus dem niedrigsten Zivilisationsstand, aus der Barbarei erheben.“²² Schön strebte tatsächlich nach Verbreitung von Wissenschaft und Kultur unter den preußischen Untertanen, doch sein Streben äußerte sich hauptsächlich in hartnäckiger Verdrängung der polnischen Sprache aus den Schulen. Durch Druck sollte auch die Zahl der katholischen Messen in polnischer Sprache eingeschränkt werden. Schön gelang es, aus katholischen Gebetbüchern alte Gebete für die polnischen Könige und das polnische Heer zu entfernen. Die Vorherrschaft der deutschen Kultur sollte den zivilisatorischen Aufstieg fördern. H. Boockmann meint, Schön habe die Nationalität noch nicht mit Deutschland verbunden, sondern sich dabei auf das alte Königliche und das Herzogliche Preußen beschränkt.²³ So verstandene Nationalität erweiterte er auf die ganze preußische Monarchie. Das war – fügen wir hinzu – eine Übergangsetappe, die im Endergebnis zur Identifizierung der Preußen mit den Deutschen aus dem Reich führen sollte. Die Einwohner Preußens, denen frü-

¹⁷ Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 8), S. 47.

¹⁸ Rohde, Nationalitätenverhältnis (wie Anm. 4), S. 328.

¹⁹ Neumeyer, Westpreußen (wie Anm. 6), S. 331.

²⁰ H. Bork, Zur Geschichte des Nationalitätenproblems in Preußen. Die Kirchenpolitik Theodor von Schöns in Ost- und Westpreußen 1815–1843. Leipzig 1933.

²¹ Ebenda, S. 123 f.

²² Neumeyer, Westpreußen (wie Anm. 6), S. 363.

²³ H. Boockmann, Ostpreußen und Westpreußen. Berlin 1992 (Deutsche Geschichte im Osten Europas.), S. 354.

her die Zugehörigkeit zur „preußischen Nation“ ausreichte, mußten sich jetzt immer öfter für die deutsche oder polnische Nationalität entscheiden. Preußens Befreiungskrieg gegen Napoleon weckte den Patriotismus und entwickelte das preußische Nationalbewußtsein. Die deutsche Romantik wiederum brachte den Preußen die verlockende Perspektive, sich mit der allgemein verstandenen deutschen Kultur zu identifizieren. Die polnischen Preußen begannen sich ihrerseits der engeren Verbundenheit mit der polnischen Nation und Kultur bewußt zu werden. Natalius Sulzerzycki, ein Adliger aus Westpreußen (er war übrigens Abgeordneter des preußischen Landtags), schrieb, er habe erst während des Studiums in Leipzig für sich die polnische Sprache und den Geist entdeckt. Dies geschah hauptsächlich dann, wenn die Deutschen sein einwandfreies Deutsch lobten und sagten, er sei wohl kein echter Pole.²⁴ Es waren Zeiten, als die polnische Sprache in Westpreußen und dem südlichen Ostpreußen allgemein gebraucht wurde. Es reicht zu erwähnen, daß Pastor Heinel, ein gebürtiger Berliner, zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur unter der Bedingung nach Marienburg berufen wurde, daß er auf polnisch predigen werde.²⁵ Martin Gerss, Schriftsteller und Herausgeber von Zeitschriften und Kalendern für die Masuren, schrieb, er habe die deutsche Sprache als Zehnjähriger gelernt. Später behauptete er aber, preußische Masuren seien, die Sprache ausgenommen, nach ihren Gefühlen, Sitten und Bräuchen Deutsche. Weil sie lange unter preußischer Herrschaft gelebt hätten, mit den Deutschen, hauptsächlich den Protestanten, durch die Konfession verbunden seien und deutsche Beamte hätten, würden sie „deutsch empfinden“. Zwischen den Masuren und den Polen bestehe eine „Gesinnungsspannung“.²⁶ Pfarrer G. Schulz schrieb um die Mitte des 19. Jahrhunderts, die Masuren seien nicht polnischer Nationalität, und mit den Slaven verbinde sie nur die Sprache.²⁷ Ein anderer protestantischer Geistlicher, D. Braun, vermerkte in einer Schrift über die ethnischen Verhältnisse im südlichen Ostpreußen, in Angerburg seien im Jahre 1694 nur 426 deutsche und 2567 polnische Abendmahlsteilnehmer gewesen.²⁸ Er berichtete auch über ein Erlebnis seines Vaters. Dieser sei im masurischen Urwald skilaufen gewesen und habe sich verirrt. Er habe Waldarbeiter getroffen, die auf 20 oder 30 Schlitten Holz transportierten. Als er mit ihnen ein Gespräch auf deutsch habe beginnen wollen, habe er

²⁴ Pamiętnik (wie Anm. 12), S. 80.

²⁵ Boockmann, Ostpreußen (wie Anm. 23), S. 388.

²⁶ E. Martuszewski, Nawet kamień (Sogar der Stein). Łódź 1965, S. 88.

²⁷ G. Schulz, Die welthistorische Sendung und Stellung Preußens zu Begründung einer allgemeinen polnisch-evangelischen Kirche ... Johannsburg 1855, S. 441.

²⁸ D. Braun, Aus der masurischen Heimat. Angerburg 1926, S. 20.

bemerkt, daß sie kein Wort verstanden hätten. Er habe sich wie im amerikanischen Urwald unter Indianern gefühlt, und doch sei er in Preußen, einem seit Jahrhunderten den Hohenzollern untergebenes Land. Der Autor fügt noch hinzu, zu seiner Zeit könnte Ähnliches nicht passieren, denn die Masuren wollten jetzt nicht Polen genannt werden. Es scheint, daß diese Bevölkerungsgruppe in Ostpreußen sich am längsten mit der preußischen und nicht mit der deutschen oder polnischen Gemeinschaft identifizierte.

Die nächste Etappe im Zerfall der preußischen Gemeinschaft verbindet sich mit dem sog. „Völkerfrühling“ im Jahre 1848. Die Stände der Provinz Ostpreußen sprachen sich für den Beitritt zum Deutschen Bund aus und erklärten dabei, das Königreich Preußen sei deutsch und wolle deutsch bleiben.²⁹ Die Stände strebten also nach der Vereinigung Preußens mit Deutschland. Im Jahre 1848 und während des Januaraufstandes von 1863/64 kam es aber auch zur Belebung des Nationalbewußtseins unter den Polen. Das war sehr deutlich in Westpreußen, nur teilweise aber in Ostpreußen. Anstelle des passiven Empfindens der regionalen Zugehörigkeit aufgrund von Geburt, Sprache und Tradition trat das Bedürfnis vertiefter Reflexion über das eigene Nationalbewußtsein. Die polnischen Preußen begannen sich zu fragen, ob sie nur polnischsprachige Preußen oder Polen waren. Im ersteren Falle (wenn sie sich für polnischsprachige Preußen hielten) bedeutete das ein Bekenntnis zum Deutschtum. Nach den offiziellen Statistiken aus dem Jahre 1856 (in denen der Anteil der Polen zu niedrig angegeben wurde) sollen sich in Westpreußen 33%, d.h. 371 000 Einwohner als Polen bezeichnet haben.³⁰ Auch in dieser Provinz betonte man jedoch die Loyalität zum preußischen Staat. Der Direktor des Gymnasiums in Kulm, Wojciech Łomżyński, erklärte, als er von der Wirkung der propolnischen Organisation „Polonia“ in seiner Schule erfahren hatte, er sei als Preuße stolz und treu.³¹ Nach der Vereinigung Deutschlands unter preußischer Führung im Jahre 1871 gewann die Frage nach der Nationalität entscheidende Bedeutung. Preußentum bedeutete jetzt im Grunde Deutschtum. Der von Kanzler Bismarck in den Jahren 1873–1878 geführte „Kulturkampf“ zwang die Schwankenden dazu, sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden. Es kam gelegentlich zum Bruch

²⁹ Boockmann, Ostpreußen (wie Anm. 23), S. 364.

³⁰ P. Böhnig, Die nationalpolnische Bewegung in Westpreußen 1815–1871. Marburg a.d.L. 1973, S. 18.

³¹ J. Borzyszkowski, Inteligencja polska w Prusach Zachodnich 1848–1920 (Die polnische Intelligenz in Westpreußen 1848–1920). Gdańsk 1986, S. 52. S. auch Sz. Wierchosławski, Polski ruch narodowy w Prusach Zachodnich w l. 1860–1914 (Die polnische Nationalbewegung in Westpreußen in den Jahren 1860–1914). Wrocław 1980.

der Familienbande. Als der Vater von Wiktor Kulerski, der spätere Redakteur der „Gazeta Grudziądzka“, erfahren hatte, sein Sohn habe sich für das Polentum ausgesprochen, brach er alle Kontakte zu ihm ab. Paradox dabei war, daß der Sohn seine Entscheidung unter dem Einfluß der Mutter, einer Deutschen, getroffen hatte. Als Liberale konnte sie nämlich die Germanisierungspolitik des Deutschen Reiches nicht vorbehaltlos akzeptieren.³² In den Jahren 1871–1918 war das preußische Bewußtsein ganz verschwunden. Selbstverständlich sah es unter den Eliten und den Intellektuellen anders aus als unter den masurischen Bauern oder Fischern.

Der Versailler Vertrag von 1919 und die Plebiszite in Masuren, dem Ermland und Pommerellen im Jahre 1920 entschieden über die Zukunft West- und Ostpreußens (d.h. die Zugehörigkeit zu Deutschland oder zu Polen). Bei dem Plebiszit im Jahre 1920 gab es zwar auch einen Zettel, mit dem man die Option „Ostpreußen“ wählen konnte, doch es sollte weder eine autonome Provinz noch eine kantonale Republik für die dort lebenden Deutschen, Polen und Litauer sein. Gesiegt hat die deutsche Option. Der Vorsitzende des Deutschen Schiedskomitees, Max Worgitzki, kommentierte dies stolz: Sie alle, die Deutschen, Masuren und Ermländer, Deutschsprachige wie Anderssprachige, hätten ihre Pflicht erfüllt.³³ Aus Westpreußen, das größtenteils Polen zugefallen war, wanderten zwei Drittel der deutschen Bevölkerung aus.³⁴ In Ostpreußen wurde die polnischsprachige Bevölkerung schrittweise von der deutschen Gemeinschaft absorbiert. Dieser Prozeß dauerte bis 1945. Im Jahre 1945 gab es höchstens noch 100 000 polnischsprachige Masuren und Ermländer.

Die Jahre 1945 und 1946 waren eine Zeit der „Völkerwanderung“. Die deutsche Bevölkerung wurde aufgrund internationaler Verträge aus diesen Gebieten nach Deutschland ausgesiedelt. Ihren Platz nahmen die aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten ausgesiedelten Polen ein. Heute können wir die Herausbildung einer neuen Gemeinschaft konstatieren.

Zum Schluß sei noch kurz das Problem der ethnischen und konfessionellen Minderheiten angesprochen. Im 19. Jahrhundert wurden die nationalen Minderheiten im Grunde in die deutsche oder polnische Nation aufgenommen, und die konfessionellen in die protestantische bzw. katholische Kirche. Die Union der lutherischen und der kalvinistischen Kirche aus dem Jahre 1817 war Ausdruck der konfessionellen Vereinigung der Protestanten. Der nationalen Zweiteilung entsprach die konfessionelle Zweiteilung. Die verbreitete Auffassung, der Pole sei katholisch und der

³² J. Borzyszkowski, *Inteligencja* (wie Anm. 31) oder *Wierchosławski, Polski ruch* (wie Anm. 31), S. 50.

³³ M. Worgitzki, *Geschichte der Abstimmung in Ostpreußen*. Leipzig 1921, S. 143.

³⁴ Boockmann, *Ostpreußen* (wie Anm. 23), S. 401.

Deutsche protestantisch, war aber nicht zutreffend. Im 19. Jahrhundert kamen nämlich viele tausend Katholiken aus Deutschland nach Preußen. Im Jahre 1858 lebten in Ostpreußen fast 1 350 000 Protestanten und nur ca. 350 000 Katholiken. In Westpreußen waren es 564 000 Protestanten und 531 000 Katholiken.³⁵ Im Jahre 1910 lebten in Westpreußen 790 000 Protestanten und 882 000 Katholiken. Im Jahre 1920 sank die Zahl der Protestanten auf ca. 280 000.³⁶ Heute sind es nur ca. 1 000 Personen.

Meine Ausführungen zusammenfassend möchte ich feststellen, daß im Lauf des 19. Jahrhunderts in Ost- und Westpreußen der Prozeß der Herausbildung einer „preußischen Nationalität“ abgebrochen wurde. Die Bewohner dieser Provinzen begannen sich jetzt meist mit den Deutschen, seltener mit den Polen zu identifizieren. Zudem erfolgte eine weitere Assimilation der konfessionellen Minderheiten. Die Jahre 1918, 1920 und 1945 brachten den Abzug der deutschen Bevölkerung aus den ehemaligen preußischen Gebieten. Seit 1945 begann sich ein neues regionales und nationales Bewußtsein herauszubilden.

³⁵ H. Neumeyer, Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht. Leer 1987, S. 44f.

³⁶ Ebenda, S. 114.

Die deutsche Identität in Westpreußen im 19. Jahrhundert

von Magdalena Niedzielska

Die Frage nach der deutschen Identität in Westpreußen im 19. Jahrhundert ist bisher sowohl von der deutschen wie von der polnischen Historiographie nur unzureichend erforscht worden, obwohl sie eines der Schlüsselprobleme darstellt, das die Ursache und die Entwicklung des deutsch-polnischen Nationalitätenkonflikts nach den Teilungen Polens in diesen Gebieten erklärt.¹ Dieses Problem hat auch eine grundsätzliche Bedeutung für die Antwort auf die Frage, ob die Quellen dieses Konflikts in dem besonderen Weg der Bildung eines modernen deutschen Nationalbewußtseins im 19. Jahrhundert zu suchen sind oder ob sie auch in der preußischen Staatsräson begründet waren und erst sekundär zur Präzisierung des Begriffes der Nationalgemeinschaft und der Selbstdefinierung der Deutschen als einer Nation im Gegensatz zu den fremden Elementen im Staat genutzt wurden. Einen Bestandteil dieser Problematik bildet auch die Beurteilung der Rolle der Deutschen in den preußischen Ostprovinzen, darunter auch in Westpreußen, im Prozeß des Entstehens der Ideologie der deutschen Nation im 19. Jahrhundert. Er verlief in den Gebieten, die von Untertanen verschiedener Abstammung und Sprache bewohnt wurden, von einem Verständnis staatlicher Strukturen in historischen Kategorien bis zur Übernahme der Idee und des nationalen Entwurfs eines Staates, dessen Grundlage die gemeinsame Sprache war, die die bürgerliche Gemeinschaft konstituierte. Der Kern dieser Bestrebungen in der Unterstützung einer unsicheren historischen Existenz durch ethnische Faktoren lag in der besonderen politischen Lage des preußischen Staates, der auf uneinheitliche Weise aus getrennten territorialen Einheiten entstanden war. In Westpreußen war das größte Problem nicht, daß selbst die sprachlichen Grenzen willkürlich verliefen und in der Vergangenheit nicht mit den Grenzen staatlicher Strukturen übereinstimmten, sondern daß die im Osten Preußens im 19. Jahrhundert erwachten Nationalgefühle Deutsche wie Polen mit denselben Territorien, denselben historischen Andenken, denselben lokalen Werten und sogar denselben Personen (siehe z.B. den Streit um die Nationalität von Kopernikus) verbanden.

¹ H.-J. Bömelburg, *Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756–1806)*. München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte. 5.), S. 465.

Der Zerfall des polnischen Staats am Ausgang des 18. Jahrhunderts – es sei daran erinnert, daß die Gebiete des sog. Königlichen Preußen infolge der ersten und zweiten Teilung (in den Jahren 1772 und 1793) in ihrer Gesamtheit unter preußische Herrschaft gerieten – berührte dem äußeren Anschein nach nicht die wichtigsten Strukturen des gesellschaftlichen Lebens. Geblieben waren nämlich die Städte mit ihren Institutionen, Schulen und vor allem ihren intellektuellen Eliten deutscher Abstammung und ihren bisherigen starken kulturellen Bindungen an Deutschland. Die Teilungen Polens brachten jedoch eine Neubewertung der Anknüpfungspunkte im nationalen und politischen Denken mit sich. Die Bildung einer deutschen Identität in Westpreußen nach den Jahren 1772/73 war das Ergebnis des Verhältnisses zur Obrigkeit des deutschen Staates, die die Stelle der polnischen Staatlichkeit einnahm, und damit zunächst nur die Folge einer Veränderung des politischen und nicht des nationalen Bewußtseins. Ausgangspunkt an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert war die besondere provinzielle Identität, die zwar aus der deutschen ethnischen Grundlage erwuchs, jedoch das Verhältnis der örtlichen politischen und gesellschaftlichen Eliten zur polnischen und nicht zur deutschen Staatlichkeit bestimmte. Die Änderung der Staatszugehörigkeit und die politischen und ökonomischen Folgen der Teilung wirkten sich auf unterschiedliche Weise auf die einzelnen kleineren Territorien aus, die Bestandteile des ehemaligen Königlichen Preußen waren, und insbesondere auf die drei großen städtischen Zentren. Es ist darauf hinzuweisen, daß die historische Gemeinschaft von Danzig, Elbing und Thorn schon nach der ersten Teilung Polens im Jahre 1772 gebrochen wurde. Das Abschneiden von dem natürlichen wirtschaftlichen Hinterland der Küstengebiete brachte die Grundlage des ökonomischen Wohlstands von Danzig und Thorn, die immer noch zu Polen gehörten, ins Wanken, während Elbing, das Preußen angeschlossen wurde, eine wirtschaftliche Blütezeit erlebte. Nach dem Jahre 1793 belebte sich der Danziger Handel erneut; am ungünstigsten wirkten sich die politischen Veränderungen auf die wirtschaftliche Stellung Thorns aus. In allen westpreußischen Städten kam es – wenn auch mit unterschiedlicher Intensität – nach dem Jahre 1793 zu einer widerwilligen Haltung der Bürgerschaft gegenüber den neuen Machthabern. Sie entstammte teilweise dem Verlust der Privilegien, deren sie sich in der Republik Polen erfreut hatten, dem Einfluß der preußischen Beamtschaft und der Armee sowie dem Verlust des größten Teils der früheren Autonomie. Die Integration in die preußische Monarchie berührte jedoch auch die gefestigte Bürgerlichkeit und bildete für die gesellschaftlichen Eliten Westpreußens zunächst einmal keine ausreichend attraktive Alternative zu der früheren Beziehung zur polnischen Monarchie.

Westpreußen war ein nationales und sprachliches Grenzgebiet. Der im Mittelalter begonnene Prozeß der Ansiedlung deutscher Bevölkerung hatte zur Folge, daß der preußische Staat nach den Teilungen Gebiete mit einem großen Anteil deutschstämmiger Bevölkerung übernahm. Im Jahre 1772 betrug der Anteil der deutschen Bevölkerung in Westpreußen in den einzelnen Kreisen zwischen 15% (im Kreis Strasburg) und 50% der Gesamtzahl der Einwohner (in den Kreisen Schwetz, Graudenz und Kulm).² Der Anschluß der pommerellischen Gebiete an Preußen belebte selbstverständlich die deutsche Ansiedlung und hatte zur Folge, daß die Zahl der deutschen Bevölkerung in den folgenden Jahrzehnten systematisch wuchs. Sie war zwar nicht gleichmäßig verteilt, überwog jedoch im 19. Jahrhundert in beiden westpreußischen Regierungsbezirken. Die auf sprachliche Kriterien gestützten Erhebungen ergeben, daß die deutschsprachige Bevölkerung im Jahre 1855 ungefähr 71,2% der Bewohner des Regierungsbezirks Danzig und 62% der Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder umfaßte.³ Trotz einer größeren demographischen Dynamik der polnischen Bevölkerung blieb das generelle zahlenmäßige Übergewicht der Deutschen in Westpreußen bis zum Ende der preußischen Herrschaft erhalten. Die auf Schätzungen basierenden Zusammenstellungen polnischer Autoren weisen aus, daß die Provinz im Jahre 1910 von zwischen 59% und 65,1% Deutschen bewohnt war.⁴ Für den überwiegenden Teil der Bewohner Westpreußens stellte also die preußische Herrschaft in den Jahren 1815–1920 keine Besatzung dar. Sie bildete im Gegenteil einen günstigen Faktor, der zur vollen Identifikation zwischen einem sich bereits bildenden Bewußtsein ethnischer Abstammung mit nationaler Färbung und staatlicher Zugehörigkeit führte. Die Änderung der staatlichen Zugehörigkeit in den Jahren 1772–1793 war jedoch auch für die deutsche Bevölkerung ein unwälzendes Ereignis. Die Teilungen Polens veränderten den politischen Kontext des ethnischen Deutschtums sowohl im persönlichen als auch in einem breiteren gesellschaftlichen Ausmaß. Vor den Teilungen prägten der Adel und vor allem das Bürgertum des Königlichen Preußen mit seiner starken Position, das in der Mehrheit deutscher Abstammung war, ihre eigene Landesidentität gegenüber einer ethnisch und sprachlich andersartigen Staatsobrigkeit Polens.

² M. Aschkewitz, Die deutsche Siedlung in Westpreußen im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 1 (1952), S. 553-563.

³ P. Böhning, Die nationalpolnische Bewegung in Westpreußen 1814–1871. Ein Beitrag zum Integrationsprozeß der polnischen Nation. Marburg a.d.L. 1973, S. 18.

⁴ A. Mańkowski, Pod rządami pruskimi (Unter preußischer Herrschaft), in: *Pomorze i Ziemia Chełmińska w przeszłości* (Pommern und das Kulmer Land in der Vergangenheit). Poznań 1927, S. 311.

Die Streichung dieses Erbes durch die Teilungsentscheidungen bildete für sich allein keine ausreichende Voraussetzung für eine sofortige Identifikation mit dem preußischen Staat. Die Herausbildung einer neuen Identität durch die Aneignung anderer historischer und politischer Traditionen war ein langsamer Prozeß, der viele Jahrzehnte andauerte. In einem gewissen Grade wurde er erst abgeschlossen durch die Überwindung des preußischen Erbes in den Jahren zwischen der Märzrevolution und der Bildung des deutschen Nationalstaates. Aus Gründen, die im folgenden noch angesprochen werden, entwickelte sich die deutsche Identität in Westpreußen nicht vollständig in der Form einer provinziellen Identität. Die Reichseinigung im Jahre 1871 ermöglichte dagegen eine volle Unifizierung der eigenen Identität der Deutschen in Westpreußen mit einer gesamtdeutschen Identität über Preußen hinaus; das führte dazu, daß sie im Vergleich zu anderen Provinzen stärker in der Variante schärfer artikulierter nationalistischer Inhalte hervortrat. Am Ausgang des 19. Jahrhunderts führten diese Prozesse zu einem Wandel des Gefühls der deutschen nationalen Besonderheit in aggressive Haltungen, die gegen die äußeren Gegner der Nation gerichtet waren; in diesem Gebiet waren es aus naheliegenden Gründen die Polen mit einem gleichermaßen stark gefestigten Gefühl einer eigenen Nationalität.

Von besonderer Wichtigkeit waren im 19. Jahrhundert in Westpreußen das Deutschtum der privilegierten Schichten und die deutsche Dominanz in den Städten. Sie festigte bei der deutschen Bevölkerung die Überzeugung von der Bedeutungslosigkeit des auf die unteren gesellschaftlichen Schichten beschränkten polnischen Elements, und in Verbindung mit der preußischen Verwaltung, die dies in ihrer Innenpolitik ausnutzte, entschieden diese Faktoren über die deutsche Rekrutierungsbasis für die politische, ökonomische und kulturelle Elite. Zum Ende der preußischen Herrschaft im Jahre 1910 waren sogar 92,7% der Bevölkerung in den Städten des Danziger Regierungsbezirks deutscher Abstammung und im Regierungsbezirk Marienwerder 71,4%. Auch in der Zeit der Zugehörigkeit des Königlichen Preußen zu Polen bestanden die damaligen bürgerlichen Eliten fast ausschließlich aus Personen nichtpolnischer Abstammung, für die im Hinblick auf ihre ethnische Herkunft und ihre örtlichen kulturellen Traditionen die deutsche Sprache die Umgangssprache und Mittel intellektueller Kommunikation war. Die deutsche Sprache blieb bis zum 18. Jahrhundert in den zu Polen gehörenden Städten des Königlichen Preußen, darunter in Danzig, Elbing und Thorn, Amtssprache und war eine der Formen, mit der die juristische Eigenständigkeit Pommerns und seiner Städte akzentuiert wurde. Gleichwohl bildete sich in der Zeit der Zugehörigkeit zu Polen ein Gefühl der politischen Zugehörigkeit

zum polnischen Staatsverband, das dadurch zum Ausdruck kam, daß man seinen Interessen diene. Die Folgen der Unterwerfung unter die preußische Herrschaft waren dagegen der Wandel von einer sowohl in geographischer als auch in politischer Hinsicht privilegierten Lage im polnischen Staat zu einer in jeder Hinsicht peripheren Lage in Preußen und der Verlust der wirtschaftlichen Beziehungen, die über Jahrhunderte hinweg die materielle Grundlage des Wohlstandes der Städte gewesen waren. Der Übergang von der Funktion eines Vermittlers im intellektuellen Austausch, der der polnischen Kultur die Werke des westeuropäischen Denkens vermittelte, zu der Rolle provinzieller Zentren im Verband der deutschen Staaten hinterließ spürbare Wunden beim Bürgertum des königlichen Preußen und den mit ihm verbundenen intellektuellen Kreisen. Dies wird insbesondere im Niedergang von Schulen, Zeitungen und wissenschaftlichen Gesellschaften zum Ende des 18. Jahrhunderts sichtbar. Der Marasmus des kulturellen Lebens wurde in Westpreußen auch noch viele Jahre nach dem Wiener Kongreß nicht überwunden. Als Beispiel wäre hier das um fast ein halbes Jahrhundert verspätete Entstehen von Vereinsinitiativen im Vergleich zum übrigen Deutschland im 19. Jahrhundert zu nennen, in dessen Folge die ersten Lesegesellschaften erst in den 30er Jahren und wissenschaftliche Gesellschaften erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gegründet wurden.⁵

Die sprachlichen Bindungen, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Teilnahme der bürgerlichen Schichten am deutschen kulturellen Leben passiv bestimmten, wurden nach den Teilungen zur Grundlage für die Formierung einer preußischen politischen Gemeinschaft. Eine besondere Rolle spielte in diesem Prozeß schon am Anfang des 19. Jahrhunderts das Festlegen der Grundlagen für die preußische Politik gegenüber den Sprachen der ethnischen und nationalen Minderheiten, darunter insbesondere der polnischen. An die Stelle des alten Staatsmodells als einer Struktur, die über der Ethnizität seiner Bürger stand, trat ein sprachlicher Nationalismus als Band der deutschen Idee. Der Inspirator einer so verstandenen Bildung der Grundlagen für eine moderne deutsche Nationalität in Opposition zu den anderen nationalen Gemeinschaften war noch vor den Befreiungskriegen die preußische Verwaltung. Unter den symbolischen Formen war es eben die Sprache, die die wichtigste Bedeutung bei der Herausbildung des Gefühls einer ethnisch-kulturellen Besonderheit und der Projektion des Weltbildes auf die elementare Opposition des

⁵ Vgl. M. Niedzielska, *Niemieckie towarzystwa naukowe w Prusach Zachodnich w latach 1815–1920* (Deutsche wissenschaftliche Gesellschaften in Westpreußen in den Jahren 1815–1920). Toruń 1993, passim.

Heimischen zum Fremden hatte. Die Bedeutung sprachlicher Barrieren, die auch als kulturelle begriffen wurden, gewann im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert außerordentlich an Bedeutung. Daß sich ein Teil der Einwohner der westpreußischen Provinz einer fremden Sprache bediente, war in der damaligen Meinung eines der Haupthindernisse auf dem Weg zu einem gemeinsamen Nationalstaat. Bei diesen seit Ende des 18. Jahrhunderts vor allem von der Bürokratie geprägten Ansichten überwog eine Mentalität, die auf den Ausschluß der Polen aus dem gesellschaftlichen Leben der Provinz gerichtet war. Es herrschte also eine Art Liquidierungsmentalität, die so ihren Standpunkt über die Sprachfragen aufzwang. Diese geistige Einstellung charakterisierte vor allem eine verhältnismäßig kleine intellektuelle und politische Elite, die insbesondere aus Ostpreußen stammte. Interessant ist, daß sie von Anfang an nicht zu einem Kompromiß mit den polnischen Eliten geneigt war. Das Deutschtum in den östlichen Provinzen Preußens, besonders in Ost- und Westpreußen, wurde von Anfang an mit der Feindschaft gegenüber fremden Elementen identifiziert. Diese „Eliminierung“ wurde von nun an zum konsequentesten Zug der Politik Preußens in beiden Provinzen, obwohl die polnische Bevölkerung, die in der Minderheit und zudem verstreut lebte und dadurch im 19. Jahrhundert gezwungen war, ihre Chancen etwa bei einem Aufstand realistisch zu beurteilen und deshalb zu einem weitgehenden Kompromiß mit dem preußischen Staat gegen verhältnismäßig geringe Konzessionen seinerseits bereit war, die sprachliche Rechte und kulturelle Freiheiten betrafen. Dadurch, daß den Polen in Westpreußen ein „Eliminierungsprogramm“ aufgezwungen wurde und sie im Gegensatz zu den Polen in Großpolen einer wesentlich stärkeren Beschränkung ihrer nationalen Freiheiten unterworfen wurden, wurden sie faktisch genötigt, ihr Polentum deutlicher zu artikulieren.

Schon im Jahre 1802 unternahm der Minister Friedrich Leopold von Schrötter im Einvernehmen mit der Berliner Verwaltung Bemühungen, die konzeptionellen Grundlagen der preußischen Politik gegenüber den Untertanen, die sich nicht der deutschen Sprache bedienten, zu formulieren. Sein an den Minister Julius von Massow gerichtetes Schreiben trug zwar die Überschrift „Wegen Ausrottung der littaunischen Sprache“, enthielt jedoch eine umfassende Auslegung der Politik gegenüber den sprachlichen Minderheiten in Preußen. Die Übernahme der deutschen Sprache wurde als Element eines mit dem kulturellen Fortschreiten übereinstimmenden Prozesses angesehen, der die Sprache eliminierte, die kein Träger kultureller Werte war und es erschwerte, abstrakte Begriffe zutreffend zu formulieren. Die Korrespondenz Schrötters mit der Regierung in Berlin führte im Herbst 1802 zu einer Inspektionsreise des Rates des

Oberschulkollegiums Johann Friedrich Zöllner und des Ministers Masow durch Preußisch Litauen. Seine Reflexionen und Konzeptionen faßte Zöllner später in der 1804 erschienenen bekannten Publikation „Ideen über National-Erziehung“ zusammen. Sie wurde nicht nur zur Grundlage für die Formulierung der Grundsätze der preußischen Sprachpolitik im Osten in den nachfolgenden Jahrzehnten, sondern lieferte den folgenden Generationen von Politikern und Historikern auch den Argumentationskanon, der über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg benutzt wurde. In den folgenden Jahrzehnten kam es zur Formulierung der Politik der preußischen Schulverwaltung gegenüber den Sprachen der nationalen Minderheiten und zu den Anordnungen der Verwaltung, die ihre Freiheiten beschränkten. Ein vielsagendes Beispiel dafür, daß die Sprache im Grunde allein als Hindernis für eine Vereinigung der verschiedenen ethnischen Gruppen zu einer preußischen Nation verstanden wurde, war der im Jahre 1830 in der Königsberger Zeitschrift „Preußische Provinzial-Blätter“ veröffentlichte Artikel „Über die Einwirkung auf das Erlöschen der Nebensprachen in unserem Vaterlande“. Dabei ist es durchaus lohnend, sein Augenmerk auf die Terminologie selbst zu richten. Der Schröttersche Begriff „Ausrottung“ wurde von Massow durch die Bezeichnung „Entbehrlichmachung“ ersetzt und im Jahre 1830 in „Erlöschen der Nebensprachen“ geändert. Das Volk wurde als sprachliche und nicht als ethnische Gemeinschaft verstanden: „So ist zur Beförderung der gemeinschaftlichen Bildung noch viel wünschenswerther, daß das Deutsche die alleinige Sprache werde und daß die Nebensprachen, das Polnische, Litthauische und Curische ganz erlöschen mögen, denn gewiß ist auch auf den Nationalgeist eines Volkes, das eine gemeinsame Sprache hat, eher einzuwirken, als wo dies Trennungsmittel stattfindet.“ Das Ziel sollte die „Nationalisierung eines fremden Volkes für den Staat“ sein. Im Verlaufe von 50 Jahren sollten die „nichtdeutschen Einwohner Preußens“ vollständig verschwinden. Es wurde geschrieben: „Daß das Polnische von einem ausgebreiteten Volke gesprochen werde, ist kein Grund zur Nichtgermanisirung der Bewohner unseres Vaterlandes.“⁶

Die Bindung der deutschen Auffassung von der Nation an die Sprache ist auf die historische Situation der Deutschen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zurückzuführen. Die Gleichsetzung der Bevölkerung eines bestimmten Territoriums mit einem Volk diente dem Nationalgefühl zur Abgrenzung nach außen und zur Stärkung der inneren Bindungen. Im Jahre 1848 lesen wir in der westpreußischen Provinzpresse: „Auch wir wollen nur ein Reich deutscher Nation; es soll nur so weit reichen, als die

⁶ In: Preußische Provinzial-Blätter 3 (1830), S. 342.

*deutsche Zunge klingt.*⁷ Jacob Grimm fragte: „Was ist ein Volk? – Ein Volk ist der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden.“⁸

Das eigentümliche Mißverständnis vom Wesen der sprachlichen Verschiedenheiten in der preußischen Provinz wurde in einem gewissen Maß durch die Geschichte der deutschen Sprache beeinflusst. Die sprachliche Eindeutschung schien in den Augen der Deutschen nicht gegen die natürliche Ordnung gerichtet zu sein, denn die Deutschen selbst hatten, um ein Volk zu werden, eine sprachliche Vereinheitlichung durchzuführen, indem sie das Hochdeutsche übernahmen. Dieses Verständnis des deutsch-polnischen Sprachkonflikts berücksichtigte nicht den Hauptunterschied, der die historische Entwicklung beider Sprachen trennte. Die polnische Sprache besaß schon seit langem eine ausgearbeitete, einheitliche sprachliche Norm, die für alle Territorien gemeinsam galt. Neben dem literarischen Deutsch gab es jedoch immer noch starke regionale Unterschiede. Daß die Notwendigkeit des Verzichts auf deutsche Dialekte durch die Deutschen selbst mit der Aufgabe der polnischen Sprache zugunsten der deutschen gleichgesetzt wurde, war ein Mißverständnis. Die von den regionalen Abweichungen und Dialekten befreite einheitliche Sprache sollte das deutsche bzw. das preußische Volk konsolidieren, denn: „Mag die Sprache auch außer unserm Vaterlande noch gelten, sie ist dort von andern Dialekten, und der Einwohner Preußens erkennt den Fremdling nicht mehr für seinen Bruder.“⁹ Eine derartige Auffassung erlaubte auch die Diskreditierung der deutschen Einwohner, die sich der niederdeutschen Sprache bedienten, denn diese „ist wohl immer ein großes Hinderniß der Bildung des Volkes“.¹⁰ Eine der Eigenschaften, die die Ost- und Westpreußen im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert charakterisierte, soll nach vielen Beschreibungen, die die Beziehungen innerhalb der deutschen Gesellschaft betrachteten, ein fehlendes Gefühl der Gemeinsamkeit gewesen sein.¹¹ Abgesehen von den sie verbindenden dynastischen, historischen und konfessionellen Elementen suchte man die Gründe dafür in der ethnisch heterogenen Zusammensetzung der dortigen Bevölkerung, die aus verschiedenen deutschen Ländern, aus Holland, Frankreich und England stammte, sowie im Bürgertum, dessen Vertreter es noch nicht geschafft hatten, im preußischen Boden Wurzeln zu schla-

⁷ Thorner Wochenblatt Nr. 30 vom 8. April 1848, S. 231; vgl. auch Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten, hrsg. v. E. Dittrich u. E.O. Radtke. Opladen 1990, passim.

⁸ Verhandlungen der Germanisten in Frankfurt am Main am 24., 25. und 26. September 1846. Frankfurt a.M. 1847, S. 5.

⁹ In: Preußische Provinzial-Blätter 3 (1830), S. 354.

¹⁰ Ebenda, S. 349.

¹¹ L. von Baczkó, Nankes Wanderungen durch Preußen. Hamburg-Altona 1800, S. 38 f.

gen, in den Unterschieden in Religion, Gebräuchen und auch der deutschen Sprache selbst. Sie waren noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts sichtbar. Im Jahre 1854 schrieb der regionale Historiker Friedrich Wilhelm Schmitt: „Zeigt sich irgendwo Sympathie für die Polen, so ist dies nur bei den gebildeten Klassen der Fall, welche durch ihren hochdeutschen Bücher-Dialekt, wie durch eine ungeheure Kluft, von dem Ackerbürger und Bauern geschieden sind. Der gemeine Mann lernt das Hochdeutsche wohl in den Schulen, er versteht es auch, aber spricht es nicht gerne. Übrigens wird das Hochdeutsche hier zu Lande, wie auch im Posenen, äußerst rein und fast ohne irgend einen provinciellen Accent gesprochen, welcher Umstand wahrscheinlich daraus entspringt, daß die gebildeten Klassen erst spät eingewandert sind und gleichsam noch keine Wurzel im Lande geschlagen haben.“¹² Das eigene Deutschtum wurde in dieser Zeit als etwas in mancher Hinsicht Unsicheres angesehen. Der Direktor der Realschule in Elbing, Friedrich Kreyszig, charakterisierte z.B. die Einwohner der Stadt wie folgt: „Er findet hier Bürger und Handwerker phlegmatisch wie Hollender, häuslich und gutmüthig wie *echte Normaldeutsche*, dabei auf Selbstregierung erpicht und eigenwillig wie Amerikaner.“¹³ In dem im Jahre 1879 herausgegebenen Buch „Land und Leute des Landkreises Danzig“ hob Franz August Brandstätter die immer noch vorhandene starke sprachliche Verschiedenheit der deutschen Bevölkerung in Westpreußen hervor: „Landleute sprechen fast durchaus das letztere (Platt; M. N.), wenn sie unter sich sind.“ In vielen Gegenden dominierte dagegen eine Sprachmischung, „Messingsch“ genannt. Brandstätter unterstrich, daß noch in den 30er Jahren in den Häusern vieler Danziger „Platt“ am liebsten gesprochen wurde.¹⁴ In Danzig sprach man übrigens mit Akzent, mit einem Gelderner und einem niedersächsischen, und z.B. in Königsberg mit einer Mischung aus Kölner und Lübecker Akzent.¹⁵ Hochdeutsch war des öfteren in den ländlichen Gegenden Ostpreußens, insbesondere im südlichen Ermland, im Bereich der Dohnaschen Güter, im Oberland und am linken Ufer der Passarge anzutreffen.

Die sprachlichen Kriterien als Unterscheidungsmerkmal wurden immer unsicherer, je weiter das 19. Jahrhundert voranschritt, und führten hinsichtlich der tatsächlichen Zahl der deutschen Bevölkerung auch bei

¹² F.W. Schmitt, Topographie der zum ehemaligen Netz-Distrikt gehörigen Kreise Westpreußens, in: Neue Preußische Provinzial-Blätter 6 (1854), S. 449.

¹³ B.T. Satori-Neumann, Elbing im Biedermeier und Vormärz. Elbing 1933, S. 32.

¹⁴ F.A. Brandstätter, Land und Leute des Landkreises Danzig. Danzig 1879, S. 333.

¹⁵ A. Frhr. von Haxthausen, Die ländliche Verfassung in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. Bd. I: Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen. Königsberg 1839, S. 89.

den örtlichen Historikern zu einer charakteristischen Unsicherheit: „Die Zahlen sind aber unsicher, indem unter den nicht deutsch sprechenden Bewohnern eine große Zahl von Simulanten angenommen werden muß“, schrieb der schon erwähnte Brandstätter.¹⁶ In der Arbeit eines anderen Danzigers, Joseph Nikodemus Pawlowski, aus dem Jahre 1881 erscheint neben den Polen eine ganz besondere Kategorie „polnisch sprechender Deutscher“. An die Stelle einer Gemeinschaft, die sich auf die Sprache stützt, trat als Grundlage die Gemeinschaft des Blutes.¹⁷ Die Sprachfrage verlor damit jedoch nicht an Bedeutung und blieb in Westpreußen die wichtigste Aufgabe der preußischen Politik gegenüber der polnischen Bevölkerung. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt fortgesetzten legislativen und administrativen Handlungen führten zu einer Beseitigung der polnischen Sprache in praktisch allen Bereichen des öffentlichen und staatlichen Lebens, darunter hauptsächlich und – mit Ausnahme der Religion – fast vollständig aus dem Schulsystem (seit den 60er Jahren). Im individuellen Bereich führte das auf seiten der polnischen Gesellschaft zu einer deutsch-polnischen Zweisprachigkeit, nicht nur bei den gesellschaftlichen Eliten dieser Minderheit, sondern auch bei der recht breiten Mittelschicht. Gleichzeitig verschwand andererseits die noch zu Beginn der Teilungsepoche allgemein vorhandene Zweisprachigkeit in deutschen Kreisen, insbesondere bei den Vertretern der Verwaltung. Das Deutschtum der geistigen Kultur wurde nach den Teilungen nicht mehr nur in sprachlicher Form zum Ausdruck gebracht, wie das noch in der Zeit der Zugehörigkeit zur polnischen Krone der Fall gewesen war, sondern verschmolz in den folgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts immer stärker mit einer entschieden deutschen nationalen Einstellung.

Ein besonderes Problem bildete die Tatsache, daß der religiöse Faktor von deutscher Seite als ein wichtiger Hinweis auf die ethnische und nationale Zugehörigkeit betrachtet wurde. Nach dem Ende der polnischen Herrschaft geriet die Gleichsetzung des Katholizismus mit der polnischen Obrigkeit ins Wanken, und die frühere Feindseligkeit protestantischer Kreise zu ihm verringerte sich insbesondere in den Städten. Die Verteidigung des Protestantismus war in der Ära der Zugehörigkeit zum Königreich Polen ein dauerhaftes Element in der Aufrechterhaltung des Gefühls der Andersartigkeit in den Beziehungen zur polnischen Obrigkeit. Von einer Veränderung dieser Einstellung zeugten nach den Teilun-

¹⁶ Brandstätter, *Land und Leute* (wie Anm. 14), S. 331.

¹⁷ J.N. Pawlowski, *Populäre Landeskunde oder Handbuch der Geographie und Geschichte der Provinz Westpreußen*. Berlin 1881, S. 31.

gen bestimmte Gesten, wie z.B. die Einladung der Katholiken zu Feierlichkeiten anlässlich des Reformationstages am 31. Oktober 1817 in Elbing. Die in Westpreußen jedoch tatsächlich vorherrschende Situation auf konfessioneller Ebene unterstützte die Festigung des Klischees, weil sich die nationale und sprachliche Unterscheidung hier mit der konfessionellen Teilung deckte. Mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen, z.B. im Gebiet der Koschneiderei und teilweise in den Städten, entsprach die stereotype Identifikation Pole = Katholik und Deutscher = Protestant der tatsächlichen Situation. Das erleichterte es der preußischen Verwaltung, dies in der Innenpolitik auszunutzen. Die konfessionelle Struktur unterschied dieses Gebiet von Ostpreußen, wo es eine zahlenmäßig starke Gruppe deutscher Katholiken im Ermland und protestantischer Masuren gab. Dadurch wurde der Zusammenhalt innerhalb der deutschen Gesellschaft wie auch dem Staat gegenüber, insbesondere zur Zeit des Kulturkampfes, begünstigt. Schon im Jahre 1821 konstatierte Theodor von Schön, damals Oberpräsident von Westpreußen, in einem seiner Schreiben an den Kanzler Hardenberg: „die Entfernung, welche der Katholizismus und der Protestantismus, der Germanismus und der Polonismus unter die Menschen hier bringt, verhindert jede Einheit“.¹⁸

Ähnlich wie die Sprache erwies sich auch die Konfession nicht immer als sicheres Zeichen für die nationale Zugehörigkeit. Schon im Jahre 1831 stellte der Autor eines Artikels in den „Preußischen Provinzial-Blättern“, der das friedliche und gute Zusammenleben der katholischen und protestantischen Bevölkerung im Marienburger Werder beschrieb, beiläufig fest: „Man macht dort nämlich die Sprache zum Unterscheidungszeichen für die Religion, und statt sich katholisch oder evangelisch zu nennen, sagt man: ich bin polnisch! oder ich bin deutsch! Denn wenn ein preußischer Katholik, um den Namen seiner Religionspartei zu bezeichnen, sich polnisch nennt, so giebt er sich dadurch für einen Polen zu erkennen, und beweist seine Anhänglichkeit an ein Land, mit welchem er in gar keiner Verbindung mehr steht, zeigt also an, daß er sich in Gemeinschaft mit evangelischen, wie mit Deutschen, durchaus nicht heimisch finde. Die Religion wird Parteisache eines Volkes, und eben dadurch zum Fanatismus hinneigend“.¹⁹ Ein recht interessantes Beispiel bildet auch die Arbeit des schon erwähnten F.W. Schmitt, der in einer topographisch-historischen Skizze des Kreises Flatow aus dem Jahre 1854 auch die Gleich-

¹⁸ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStAPK), XX. HA, Rep. 300, Depositum Graf Brünneck I. Nachlaß Theodor von Schön, Nr. 93.

¹⁹ Heinel, Einige Nachrichten über das große Marienburger Werder, besonders in kirchlicher Hinsicht, in: Preußische Provinzial-Blätter 8 (1832), S. 326.

setzung des Katholizismus mit dem Polentum hervorhob: „Selbst in dem benachbarten Pommern auf dem Gebiete der ehemaligen Starostei Draheim konnten im Jahre 1848 gutgesinnte katholische Geistliche ihren stockdeutschen Pfarrkindern kaum begreiflich machen, daß sie keine Polen seien. Die katholischen Bauern deutscher Zunge in Damerau und Görzdorf dagegen distinguirten im Jahre 1846 schon feiner, indem sie polnische Aufwiegler mit dem Bemerkten, daß sie keine Polaken seien, gebunden auf das Landratsamt schleppten“.²⁰ Pionier dieses Gedankens war auch in diesem Fall T. von Schön, der diese Wechselbeziehung schon im Jahre 1837 lakonisch formulierte: „Pole und Katholik sind in Westpreußen synonym.“²¹ Bei Schmitt hieß es: „Die Veränderung der Religion ist bei ihnen (Polen) das einzige Mittel der gründlichen Germanisirung (...). Weniger abgeschlossen sind sie in ihrer Sprache.“²² In gewisser Hinsicht war das eine Voraussage der späteren Praxis des Kulturkampfes in Westpreußen.

Nach der zweiten Teilung Polens war Westpreußen nur kurzfristig eine eigene Provinz. Während der napoleonischen Kriege wurde sein südlicher Teil mit Thorn und dem Kulmer Land Bestandteil des aufgrund des Tilsiter Friedens von 1807 gegründeten Herzogtums Warschau, sein nördlicher Teil blieb bei Preußen, Danzig erhielt den Status einer Freien Stadt. Die im Jahre 1824 gegründete großflächige preußische Provinz verband in einer Verwaltungseinheit die beiden Länder Westpreußen und Ostpreußen, die sich in sprachlicher und konfessioneller Hinsicht und in ihren Gebräuchen unterschieden, vor allem jedoch verschiedenartige politische Traditionen besaßen, weil sie seit Mitte des 15. Jahrhunderts nicht mehr durch eine gemeinsame historische Erfahrung verbunden waren.²³ Die bis 1878 bestehenden administrativen Bindungen führten jedoch nicht zur Aufhebung der vielen, etwa der rechtlichen Unterschiede zwischen beiden Teilen der Provinz. Daher ist also die Frage nach den Unterschieden bei der Bildung einer deutschen Identität im Bereich der preußischen Provinz zwischen West- und Ostpreußen wie auch nach gemeinsamen Elementen begründet.

Zugleich waren jedoch die besonderen historischen Erfahrungen der gesamten Provinz wie auch ihrer beiden Teile nicht dem Einfluß der allgemeinen Prozesse bei der Herausbildung des modernen deutschen Nationalbewußtseins entzogen. Seit Ende der Aufklärung verliefen sie zwei-

²⁰ Schmitt, *Topographie* (wie Anm. 12), S. 444.

²¹ T. von Schön an Graf Lottum, 18. September 1837. GStAPK, I. HA, Rep. 89 (2.2.1), Nr. 13534, S. 9.

²² Schmitt, *Topographie* (wie Anm. 12), S. 444.

²³ Vgl. Baczeko, *Wanderungen* (wie Anm. 11), S. 37-41, hier S. 41.

gleisig, wobei sie zunächst eine Belebung des Patriotismus, der auf ein partikuläres, lokales Vaterland gerichtet war, mit sich brachten und erst gemeinsam mit einer fortschreitenden Intensivierung des Denkens breiter gesellschaftlicher Schichten in politischen Kategorien zur Stärkung der Identifikation mit der deutschen nationalen Gemeinschaft führten. Im Falle Westpreußens gab es ein doppeltes Problem, das zum einen aus der früheren Zugehörigkeit dieser Gebiete zu einem nichtdeutschen Staat herrührte und zum anderen in der künstlichen Verbindung mit preußischem Land zu einer Provinz bestand. Unsere Fragestellung berührt also das grundlegende Problem, was für die Deutschen aus Westpreußen das engere Vaterland war und mit welcher historischen und modernen Definition der Provinz bzw. der Region sich der westpreußische Patriotismus auf unterschiedlichen Ebenen identifizieren konnte und ob hier ein provinzielles Bewußtsein entstehen konnte. Westpreußen war in seiner historischen Entwicklung ein einheitliches Land, obwohl es nationale und konfessionelle Unterschiede aufwies. In Ostpreußen dagegen bestanden zugleich Verbindungen zu kleineren Regionen (z.B. zum Ermland oder zu Preußisch-Litauen). Neben den alten Identifikationen in den Grenzen der beiden historisch unterschiedlichen Teile der preußischen Provinz bildeten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, natürlich nur im Bereich des deutschen ethnischen Bewußtseins, unterschiedliche Patriotismen: ein preußisch-provinziales Landesbewußtsein (das sich auf die Grenzen der Provinz beschränkte), ein Patriotismus der Untertanen der preußischen Könige und ein gesamtdeutscher Patriotismus. Der erstere bildete in jedem der Teile die Fortsetzung der eigenen Erinnerung an das frühere Herzogliche und Königliche Preußen. Schon bald nach dem Jahre 1815 begannen in Ostpreußen Diskussionen über das Problem des sog. „Provinzialismus“, unter anderem im Verlaufe der Diskussion über die Grundlagen der Organisation der neoständischen Provinzialversammlungen zu Beginn der 20er Jahre. Unter Provinzialismus verstand man damals „einen lebhaften Geist der wahren bürgerlichen Freiheit“. Ein Staat, der seine Eigenarten verliert, würde zu einem Mechanismus werden, der die „Nationalität“ tötet.

In Ostpreußen war für die Herausbildung des Gefühls einer regionalen Identität die Wirkung der Erinnerung an die besondere politische Tradition des preußischen Landes das Wichtigste.²⁴ Die Identifikation mit dem engeren Vaterland des früheren Königlichen Preußen hätte die politische

²⁴ Über die deutsche Identität in Ostpreußen vgl. M. Niedzielska, *Tożsamość elit politycznych w Prusach Wschodnich w pierwszej połowie XIX wieku* (Die Identität der politischen Eliten in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in: *Zapiski Historyczne* 62 (1997), H. 1, S. 53-80.

Elite Westpreußens vor die Notwendigkeit der Wahl nicht nur zwischen den Werten der „Heimat“ und der Gesamtheit des preußischen Staates gestellt, sondern vor allem eine Anerkennung der Überordnung der politischen Rechte des polnischen Staates erfordert. Deshalb kam es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer besonderen Erscheinung in der Übernahme einiger Fragmente des starken altpreußischen Patriotismus Ostpreußens (Altpreußentum) durch die westpreußischen Eliten, der Heimatpatriotismus ostpreußischer Provenienz wurde als Patriotismus der gesamten Provinz angeeignet. Der Akzent der provinziellen Identität Westpreußens lag insbesondere in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf der verfassungsrechtlichen Eigenart des früheren Herzogtums Preußen. Die eigene politische Tradition des Königlichen Preußen ließ sich nämlich nicht mit der preußischen Staatsräson vereinbaren. Dieser Sachverhalt machte es – ähnlich wie in Ostpreußen – unmöglich, daß sich ein grundlegender Gegensatz zwischen dem Landesbewußtsein und dem absoluten Staat herausbildete, und das hatte nach 1815 zur Folge, daß die Möglichkeit zur Umwandlung in ein umfassendes westpreußisches provinzielles Bewußtsein nicht gegeben war. Die Berufung auf das Erbe des Herzoglichen Preußen jedoch erlaubte es zugleich, das in dieser Zeit noch starke Gefühl der Fremdheit Preußen gegenüber bzw. sogar der politischen Feindschaft ohne eine nationale Apostasie zu bewahren.

Die Verbindung Westpreußens und Ostpreußens war jedoch ein in erheblichem Maß künstliches Gebilde, was gleichwohl für die Bürokratie im Hinblick auf die auf diese Weise verringerte Wirkungskraft der polnischen politischen Eliten günstig war. Es ist bemerkenswert, daß das politische Leben im Rahmen der gemeinsamen Provinz bis zu den 70er Jahren von den ostpreußischen politischen Kreisen dominiert wurde. Im politischen Leben war Königsberg und nicht Danzig tonangebend, obwohl z.B. die Sitzungen des Provinziallandtages abwechselnd in beiden Städten stattfanden. Das war in gewissem Umfang auch die Folge einer gezielten preußischen Politik, die Westpreußen im Hinblick auf das Vorhandensein des polnischen Adels in rechtlicher Hinsicht benachteiligte. Das spiegelte sich unter anderem in der Verteilung der Abgeordnetensitze im Landtag wider; in Ostpreußen überwog natürlich die Vertretung des Adels im Rahmen des ersten Standes, der Eigentümer von Rittergütern, in Westpreußen jedoch überwog die Vertretung der ethnisch-deutschen westpreußischen Städte, also des zweiten Standes. Die Folge der ungünstigeren rechtlichen und administrativen Lösungen, die in Westpreußen galten und auch den deutschen Adel einschränkten, war ein ständiges Bestreben der Grundbesitzer dieses Teils der Provinz, wenigstens einige der Rechte zu erlangen, die diese Schicht in Ostpreußen besaß. Der preußi-

sche Provinziallandtag als Ganzes wurde seit Anfang der 40er Jahre von einer liberalen Adelsopposition dominiert und befand sich im Zeitraum des Vormärz im politischen Streit mit Berlin. Dieser betraf hauptsächlich grundsätzliche Probleme der Verfassung des preußischen Staates und der Auswahl eines Modells für seine künftigen Umgestaltungen, aber auch die Fragen des Prestiges und der Position Ostpreußens einschließlich Königsbergs in der Monarchie. Westpreußen spielte in diesem Konflikt keine vorrangige Rolle. Im Gegensatz zu Ostpreußen war der Adelsstand hier national, konfessionell und politisch geteilt. Ein Teil des deutschen Adels verband sich deshalb mit dem ostpreußischen Adel nicht wegen der territorialen, sondern der politischen Gemeinschaft; das erlaubte es ihm, die „polnische“ Option zu vermeiden, die bei Anknüpfung an die historische Tradition des Königlichen Preußen notwendig gewesen wäre, ohne auf die Identifikation mit der Heimat zu verzichten.

In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts verstärkte sich der Zustand einer politischen Frustration bei den Eliten der preußischen Provinz im Kontext der tiefgreifenden landwirtschaftlichen Krise. In Ostpreußen führte die Gefährdung des adligen Besitzstandes in Verbindung mit den alten ständischen Traditionen des Herzogtums Preußen schon lange vor der Bildung der liberalen Opposition zu einer besonderen oppositionellen Einstellung, die eine der Ursachen für eine stärkere Beteiligung des Adels in der liberalen Bewegung der 30er und 40er Jahre war, als dies in den übrigen Provinzen Preußens der Fall war.²⁵ In Westpreußen dagegen äußerte sich die Unruhe des Adels im Hinblick auf die Erhaltung des Grundeigentums hauptsächlich in der Formulierung wirtschaftlicher Postulate, die vor allem eine Rückerlangung der Freiheit des „polnischen“ Handels, d.h. hauptsächlich des Handels mit den polnischen Gebieten unter russischer Herrschaft, betrafen. Am Rande sei erwähnt, daß die politischen Bedingungen und Versprechungen des Zaren Alexander I., insbesondere in den Jahren 1815–1830, viele Vertreter der polnischen Grundbesitzer dazu bewogen, ihre Güter in Westpreußen zu verkaufen und ins Ausland zu gehen, was einen raschen Rückgang des Eigentums in polnischem Besitz einleitete. Der politisch bewußte Teil der deutschen Eigentümer dagegen tendierte politisch zu Ostpreußen, ohne auf der polnischen Seite nach einem politischen Partner zu suchen. Das wird am Beispiel der Bildung der im politischen Leben der gesamten Provinz wichtigen Strömung, der liberalen Opposition, während des Vormärz

²⁵ W. Neugebauer, *Politischer Wandel im Osten. Ost- und Westpreußen von den alten Ständen zum Konstitutionalismus*. Stuttgart 1992 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 36.), S. 88f.

deutlich sichtbar. In dieser Strömung äußerte sich im 19. Jahrhundert und sogar auch in der modernen Historiographie die Dominanz des ostpreußischen Elements im Leben der Provinz auch in sprachlicher Hinsicht, denn diese Erscheinung wird als sog. „ostpreußischer Liberalismus“ bezeichnet. Diese Bezeichnung ist zwar für die Beschreibung des politischen Lebens in Königsberg völlig adäquat, für die Gesamtheit der liberalen Opposition in der Provinz Preußen hingegen nicht zutreffend. Dabei ist vor allem auf die Rolle des zu Westpreußen gehörenden Elbing in dieser Bewegung hinzuweisen. Die schon erwähnten Ursachen hatten auch zur Folge, daß sich in der Oppositionsbewegung, die ostpreußischer Liberalismus genannt wird, eine Gruppe führender Vertreter des deutschen westpreußischen Adels engagierte und sogar eine führende Rolle in ihr übernahm. Außer Gustav von Below, der seine Güter im Kreis Neustadt nicht weit von Danzig hatte, waren es vor allem die Brüder Alfred und Rudolf von Auerswald sowie Magnus von Brünneck, die mit dem im Osten gelegenen Kreis Rosenberg verbunden waren, der als Teil des früheren Herzogtums Preußen Ostpreußen zugewandt war, ein anderes Rechtssystem hatte und auch zur ostpreußischen Landschaft gehörte. Am Rande ist darauf hinzuweisen, daß nach dem Jahre 1815 eine Teilung der preußischen Provinz nach geographischen Kriterien über die Verwaltungseinteilung hinweg zu beobachten war. An die Stelle Ost- und Westpreußens trat manchmal die Bezeichnung Einheit der preußischen Gebiete am rechten Weichselufer. So schrieb z.B. schon im Jahre 1818 Johann Friedrich von Farenheid: „Wir Deutsche auf dieser Seite der Weichsel“. Die so bezeichnete territoriale Gemeinschaft wurde durch eine in Ostpreußen besonders stark empfundene Bedrohung durch eine mögliche russische Intervention gefestigt. Die erwähnten Politiker spielten im Vorfeld des Jahres 1848 eine wichtige Rolle bei der Belebung des Begriffes „Altpreußentum“ in der preußischen Provinz, der während des von den ostpreußischen Liberalen geführten politischen Kampfes zum Mittel der politischen Argumentation im Konflikt zwischen der Provinz und Berlin wurde. Es ist aus heutiger Sicht manchmal schwer, präzise zu unterscheiden, welche Funktion – die Hervorhebung einer tatsächlich bestehenden Andersartigkeit oder vielleicht die Stärkung des inneren Zusammenhalts der Provinz oder nur als Fragment im politischen Spiel – in den 40er Jahren das häufige Berufen auf die frühere Souveränität des Herzoglichen Preußen durch die politischen Eliten der Provinz erfüllte, insbesondere deshalb, weil diese Tendenzen durch die Vertreter Westpreußens belebt wurden. Über einen bedeutenden Teil des 19. Jahrhunderts hielt sich die Überzeugung eines besonderen politischen Weges der preußischen Provinz und des Vorrangs des „Provinzialismus“ vor dem „Deutschtum“.

Für die Unterschiedlichkeit ihrer beiden Teile war vor allem das Fehlen einer institutionellen Verbindung zu den anderen deutschen Ländern entscheidend; sie waren nämlich weder Teil des 1806 aufgelösten Deutschen Reiches, noch gehörten sie dem 1815 entstandenen Deutschen Bund an. Es bildete sich hier also keine Tradition des Reichspatriotismus heraus, die im 19. Jahrhundert immer noch bestimmte unifizierende Funktionen auf deutschem Territorium erfüllte. Ein Teil des liberalen Adels strebte eine Aufrechterhaltung der besonderen provinziellen Identität an. Die besondere Rolle, die der eigenen politischen und historischen Tradition zugeschrieben wurde, unterlag jedoch in den 40er Jahren mit einem gleichzeitigen Erwachen des Gefühls der deutschen Einheit einer Neubewertung. Der Aufruf zu einer einheitlichen parlamentarischen Vertretung in Preußen sollte zur Überwindung früherer „Provinzialismen“ führen. Außer einer gesamtnationalen Vertretung sollte ein einheitliches Staatssystem, das die Provinzialrechte aufhob, zum Mittel der Bildung einer deutschen Gemeinschaft in Preußen werden. An dieser Stelle ist hervorzuheben, daß vielleicht das in der preußischen Provinz mit besonderem Nachdruck formulierte Postulat einer Nationalversammlung in Preußen der Überzeugung entsprungen sein könnte, daß es unmöglich sein werde, das Übergewicht des deutschen Adelsstandes im Provinziallandtag für den Fall aufrechtzuerhalten, daß die polnische Nationalbewegung sich weiter entwickle. Die polnische Bedrohung wirkte sich übrigens hemmend auf die Freiheit der Bildung einer deutschen politischen Szene in Westpreußen aus, denn über einen bedeutenden Teil des 19. Jahrhunderts hinweg konsolidierte sie die deutschen Kreise wegen der Konfrontation vor einem nationalen Hintergrund, und zwar im Gegensatz zu Ostpreußen, wo schon früher eine Differenzierung der deutschen Gesellschaft in Parteien eingetreten war.

Unabhängig von dem oben Angeführten bediente man sich auch in Westpreußen insbesondere nach 1815 recht oft einer historischen Argumentation, die bis in die Zeiten vor den Teilungen Polens zurückreichte. In einer Anfang der 20er Jahre entstandenen Denkschrift „Gedanken über eine ständische Verfassung des Kgl. Preuß. Staats und insbesondere der Provinz Westpreußen“ finden wir die Behauptung, daß das Königliche Preußen „ein besonderer Staat, ohne alle Verbindung mit Polen“ gewesen sei, der als solcher eigene Landesrechte und eine eigene Verfassung wie auch eine eigene Sprache besessen habe.²⁶ Mit der Hervorhebung der nur begrenzten Unterwerfung des Königlichen Preußen unter die Herr-

²⁶ Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatsarchiv Danzig) (APG), Akta majątków, Nr. 991 Wojanowo i Prędziszyn, Nr. 58m, S. 3f.

schaft der polnischen Könige verlangte man zugleich den Erhalt der damaligen Privilegien und die Wiederherstellung einiger unter der preußischen Macht verlorengegangener Rechte, wobei dies mit einer verfassungsrechtlichen Argumentation im Geiste des Liberalismus des 19. Jahrhunderts verbunden wurde. Nach der Aussage dieser Denkschrift und anderer Quellen des zweiten und dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts scheint die Bemerkung von Hans-Jürgen Bömelburg über einen schnellen Verlust des „Landesbewußtseins“ des Königlichen Preußen durch den protestantischen Adel nach dem Jahre 1772 nicht zutreffend zu sein.²⁷ In den ersten Jahren nach 1815 berief sich übrigens auch der polnische Adel zur Verteidigung seiner Eigenständigkeit auf dieselben alten Landesprivilegien. Beispiele dafür sind u.a. anlässlich der Huldigung in der Petition des polnischen Adels des Kulmerlandes vom 18. Oktober 1815 in Thorn nach der Rückgewinnung der Macht durch Preußen zu finden.²⁸ Während der Diskussion in Preußen nach 1815 über die künftige Staatsverfassung und die Organisation der neoständischen Versammlungen wurden die Rechte und Privilegien des Königlichen Preußen des öfteren gelobt. Dies geschah, obwohl man zugleich die Zeit der polnischen Regierung negativ beurteilte und das politische System Preußens kritisierte.²⁹

Die bereits früher erwähnte politische Dominanz Ostpreußens weckte im übrigen Teil der Provinz einen gewissen Widerstand gegen eine Unterordnung nach ostpreußischem Muster. Neben ökonomischen Fragen bildete dies auch zu Beginn der 70er Jahre ein Argument, als hauptsächlich auf Danziger Anregung eine Diskussion über die administrative Verselbstständigung Westpreußens von Königsberg eingeleitet wurde. Ernsthaftige Mißklänge in den Beziehungen zwischen Ostpreußen und dem Adel des zu Preußen gehörenden Teils der westpreußischen Provinz entstanden in der Zeit der napoleonischen Kriege. Die Unterschiede in den Einstellungen, die in dieser Zeit hervortraten, beeinflussten auch später die Beziehungen der Vertretungen Ost- und Westpreußens im Landtag. Ursachen dieses Konflikts waren u.a. die Konvention von Taurroggen und die eigenmächtige Einberufung der „Versammlung der Ständedeputierten“ im Februar 1813 in Königsberg. In Ostpreußen wurde der Präsident des Regierungsbezirks Marienwerder, Wissmann, der sich „mehr französisch als

²⁷ Bömelburg, Ständegesellschaft (wie Anm. 1), S. 468.

²⁸ Petition des polnischen Adels aus dem Kulmerland, 18. Oktober 1815. GStAPK, I. HA, Rep. 74 H, Staatskanzleramt, II Preußen, Nr. 1, S. 11 f.

²⁹ Denkschrift „Landes-Constitution und National-Repräsentation“ an Min. Beyme, 1817. Biblioteka Polskiej Akademii Nauk w Gdańsku (Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Danzig) (BPANG), Ms. 1349 (Einige Piecen über die Dienstverwaltung des Kreis-Justizraths Schulz zu Neuenburg in Westpreußen aus den Jahren 1805–1830), S. 122–135.

russisch“ verhalten haben soll, kritisiert. Er soll H.J. von Auerwald gegenüber eine Bemerkung über die „Landesverrätherei des ostpreußischen Adels“ gemacht haben.³⁰ Die Niederlage Preußens im Jahre 1807 hatte übrigens nicht nur politische Konsequenzen, sondern leitete eine ökonomische Krise ein, insbesondere bei den Landbesitzern, die nach der Ausweitung der Kontinentalblockade auf die Hafenstädte den wirtschaftlichen Niedergang vieler Kaufleute nach sich zog. Das Verhältnis zur französischen Besatzungsmacht, zur Kontribution und zu Napoleon selbst war nach Tilsit in erheblichem Umfang vom Maß der finanziellen Belastungen geprägt. Das aus wirtschaftlichen Gründen erwachsene Gefühl, daß die Existenz der Provinz bedroht sei, und die Sorge um die territoriale Integrität Ost- wie Westpreußens verbanden sich bei den politischen Eliten mit dauerhafteren pro- und antifranzösischen Elementen der politischen Orientierung. In Westpreußen war die politische Orientierung stark mit der Frage der Restitution der polnischen Staatlichkeit verflochten. Die napoleonischen Siege über Preußen in den Jahren 1806 und 1807 weckten kaum 13 Jahre nach der zweiten Teilung immer noch lebhaft Hoffnungen auf die Wiederherstellung Polens. Gegen Ende des Jahres 1806 waren diese Stimmungen sogar in den studentischen Kreisen im weit entfernten Königsberg spürbar, wo „selbst die Danziger sich zu isolieren begannen und nur die Studenten aus den älteren Provinzen eine streng preußische Richtung behielten“.³¹ Nur ein Teil Westpreußens jedoch wurde zum Bestandteil des mit Frankreich verbündeten Herzogtums Warschau. In den übrigen Gebieten waren die Veränderungen immer noch von der damaligen preußischen Politik und von den nach dem Jahre 1807 vorgenommenen Verfassungsänderungen der Hohenzollernmonarchie bestimmt, die in vielen Bereichen die altständische gesellschaftliche Struktur erschütterten. Der militärische und moralische Niedergang des preußischen Staates gab dem Adel Westpreußens wieder ein Verantwortungsgefühl für das Land und die Aufgaben zurück, die ihm nach den Teilungen durch den Apparat der absolutistischen Monarchie weggenommen worden waren. Das begünstigte einen Rückzug auf die traditionellen, historisch entstandenen Strukturen. Gleichzeitig jedoch hörte das Königliche Preußen auf, in seiner alten territorialen Form zu bestehen, und die Reformen selbst entstanden in den Kreisen der ostpreußischen und nicht der örtlichen Bürokratie. Damit einhergehend waren die politischen Eliten Westpreußens und in noch größerem Ausmaß die Ostpreußens in den

³⁰ A. Witt, Der preußische Landtag im Februar 1813, in: Historisches Taschenbuch 8 (1857), 3. Folge, S. 594.

³¹ Aus dem Leben des Generals der Infanterie Dr. Heinrich von Brandt. Bd. I, Berlin 1870, S. 56.

Jahren 1813–1815 und später von Sorge befallen, und zwar sowohl hinsichtlich einer möglichen Verwüstung des Landes durch die russische Armee als auch im Hinblick auf die weiteren politischen Pläne Rußlands auf deutschem Gebiet. Die ständig umlaufenden Gerüchte über das Streben Rußlands nach Inkorporation der Provinz fanden in einigen Handlungen der russischen Führung Nahrung, wie z.B. in den Umständen der Übernahme Danzigs als „Eigentum“ des russischen Zaren durch den Herzog von Württemberg. Die Überzeugung, daß Rußland bestrebt sei, nicht nur die Gebiete des Königreichs Polen, sondern auch Ostpreußens zusammen mit einem Teil Westpreußens auf dem rechten Weichselufer in Besitz zu nehmen, tauchten seitdem regelmäßig in der öffentlichen Meinung der Provinz auf (insbesondere zu Zeiten der Revolution von 1848).³²

Ein gesondertes Problem bildete die Besetzung der Hauptämter der preußischen Provinz nach 1815 mit eben aus Ostpreußen stammenden Personen (wie z.B. Theodor von Schön, Eduard von Flottwell). Neben anderen Ursachen spielte auch die unterschiedliche gesellschaftliche Zusammensetzung der Eliten eine bedeutende Rolle in den gegenseitigen Verhältnissen, weil das Bürgertum in Westpreußen eine wesentlich stärkere Position einnahm. Nach dem Wiener Kongreß blieb in den Beziehungen zwischen den beiden Teilen der Provinz einiges an unterschwelligem Konfliktstoff erhalten; nicht nur in Verbindung mit den nicht überwundenen historischen Unterschieden, sondern auch weil man sich eines grundsätzlichen Unterschieds in der dominierenden politischen Orientierung bewußt wurde. In Ostpreußen nämlich war in dieser Zeit das liberale Lager tonangebend, in Westpreußen dagegen waren die politischen Meinungsäußerungen wesentlich zurückhaltender. Schon zu Zeiten des Provinziallandtages in Danzig im März 1841 notierte die Polizei Beschwerden über die Tätigkeit einiger Abteilungen, die die Vertreter Westpreußens unzufrieden machten; man beklagte, „daß wir Westpreußen mit den Ostpreußen zusammenwählen müssen, denn unser Einfluß verringert sich dadurch sehr“.³³ Das Ungleichgewicht in der Entwicklung umfaßte auch das deutsche politische Bewußtsein in den beiden Teilen der preußischen Provinz wie auch in den einzelnen sozialen Schichten sowie in den städtischen Zentren. Besonders interessant waren der Verlauf der Diskussion über die Erlangung der Selbständigkeit Westpreußens in den 70er Jahren und die damals benutzte historische Argumentation. Die Einstellung der einzelnen Städte diesen Plänen gegenüber war übrigens uneinheitlich (z.B. gab es einen entschiedenen Widerstand Elbings), was

³² Vgl. Niedzielska, *Tożsamość* (wie Anm. 24), *passim*.

³³ GStAPK, I. HA, Rep. 92, Nachlaß v. Rochow, Nr. 25, S. 66.

hauptsächlich auf wirtschaftlichen Gründen beruhte. Das Problem unterschiedlicher nationaler und politischer Einstellungen unter den bürgerlichen Eliten in den großen Städten Westpreußens erschien schon im 19. Jahrhundert rätselhaft und inspirierte gleichzeitig Versuche, nach ihren Ursachen zu forschen. In der politischen Sphäre wurde u.a. die Einstellung Danzigs und Königsbergs im Zusammenhang mit der ostpreußischen liberalen Opposition zur Zeit des Vormärz verglichen. Die damaligen Erklärungen bei der Suche nach den Ursachen für die oppositionelle Einstellung Königsbergs wurde auf den intellektuellen Einfluß der Universität, die es in Danzig nicht gab, sowie auf den Einfluß der philosophischen Gedanken Kants zurückgeführt. Die Ursachen lagen jedoch tiefer. Danzig unterwarf sich im Jahre 1793 nur ungern der neuen preußischen Macht und verteidigte sich sogar militärisch gegen sie. Die emotionalen Bindungen an Polen waren nach wie vor lebendig. Noch im Jahre 1802 stellte ein nach Danzig Reisender fest, diese Stadt „hat immer eine große Anhänglichkeit an die polnischen Könige gehabt. Ihre Bildnisse habe ich unzählige Male in hundert Häusern gefunden. Von dem letzten, Stanislaus Poniatowski, sah ich in einem Zimmer nicht weniger als vier Portraits“.³⁴ In den Jahren 1807–1813 freundete sich ein Teil der bürgerlichen Eliten mit der Idee der napoleonischen Freien Stadt an. Barthold Niebuhr schrieb in einem Brief vom November 1806: „In Danzig herrschte eine sehr schlechte Stimmung bei vielen; man besorgte sogar aufrührerische Bewegungen unter der Bevölkerung (...). Es ist im Gegenteil überraschend, daß viele aus den besseren Ständen in Danzig ihren alten Groll gegen Preußen ihren besseren Gefühlen gegen die Tyrannei Frankreichs geopfert haben.“³⁵ Nach dem Wiener Kongreß geriet Danzig bezüglich seiner wirtschaftlichen Perspektiven in eine unsichere Lage durch den Verlust des landwirtschaftlichen Hinterlandes der polnischen Gebiete. Die Furcht vor eventuellen Schritten der preußischen Macht gegen die Handelsinteressen schränkte dagegen die Freiheit der politischen Einstellungen ein, weil Danzig als profranzösische Stadt erschien, was die Politik der preußischen Macht nach 1814 beeinflusste.³⁶ Danzig akzeptierte auch in den folgenden Jahrzehnten die preußische Herrschaft nur widerwillig. Noch in den 30er Jahren hielten bürgerliche Kreise Distanz zur Verwaltung und ihren Beamten. Ein Zeugnis der Einstellung der Danzi-

³⁴ [Wedeké,] *Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Preußens von einem Oberländer. Königsberg 1803*, S. 404.

³⁵ *Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs*, hrsg. v. D. Gerhard u. W. Norvin. Bd. 1, Berlin 1926, S. 363.

³⁶ W.F. Zernecké, *Der neunzehnte Februar 1839. Zur Erinnerung für Danzigs Bewohner. Danzig 1839*, S. 1.

ger im Übergang von den 20er zu den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts überlieferte z.B. J.E. Czwalina, der über das Verhalten der Nachkommen aus alten bürgerlichen Familien berichtete und feststellte, „daß es eine geschlossene Gesellschaft gegeben habe, in deren Statuten das Mitbringen von Hunden und Offizieren für unstatthaft erklärt wurde, so werden die Herren dieser Partei wohl in solcher Gesellschaft maßgebend gewesen sein. Aber ihr Zuwarten hatte nun 15 bis 20 Jahre gedauert und die politischen Verhältnisse hatten sich in einer Weise befestigt, daß ein Umschwung nicht mehr wahrscheinlich erschien. Daher war diese Partei in den 30er Jahren äußerlich verschwunden“.³⁷ Jedoch noch am Anfang der 40er Jahre berichtete man aus Danzig zur Charakterisierung der politischen Stimmungen nach dem Königsberger Huldigungs-Landtag, daß „die politischen Partheien Danzigs zerfallen: in die eigentlichen Danziger, in die englisch Gesinnten, die Anhänger der Polen und die des preußischen Gouvernements (...). Zu den ersten kann man fast sämtliche Danziger Patrizier-Familien zählen, die es nie vergessen werden, daß sie früher selbst regierten“.³⁸ Schon in damaliger Zeit analysierte man auch die abweichende Haltung Danzigs der in der Provinz so populären liberalen Strömung gegenüber, wobei festgestellt wurde, daß es in Westpreußen als Ganzem an ähnlich radikalen politischen Kreisen wie in Königsberg fehlte (Radikale und Liberale „existieren hier nicht“).³⁹ Der Einfluß der Liberalen war in Danzig gering. Der Polizeipräsident Clausewitz bezeichnete die Danziger sogar als „stumme Untertanen“, die am Verlauf der Beratungen des Provinzial-Landtages in dieser Stadt im März 1841 nicht interessiert waren.⁴⁰ Die Abneigung der „preußischen Herrschaft“ gegenüber – mit diesem Begriff bezeichnete man alle preußischen Beamten und das Militär – hielt auch im örtlichen Kleinbürgertum an. Dienstleute nahmen nur im äußersten Fall Arbeit bei den Preußen an, da diese u.a. als unsolide galten.⁴¹ Bis in die 40er Jahre hinein herrschte noch die allgemeine Ansicht vor, daß die erste Person der Regierung der Bürgermeister (damals J. von Weickhmann) war und daß erst dann der Regie-

³⁷ J.E. Czwalina, Die Literarische Gesellschaft in Danzig. Erinnerungs-Bilder aus den ersten 25 Jahren ihres Bestehens (1835–1860). Danzig 1910, S. 3f.

³⁸ GStAPK, I. HA, Rep. 92, Nachlaß Wedeke, Nr. 4, S. 86.

³⁹ GStAPK, I. HA, Rep. 77, Tit. 343a, Nr. 32a, S. 11-14.

⁴⁰ Clausewitz an Rochow, Danzig 22. März 1841. GStAPK, I. HA, Rep. 92, Nachlaß v. Rochow, Nr. 25, S. 71. Am 29. März 1841 schrieb Clausewitz, daß die loyale Einstellung Danzigs seiner Meinung nach auf eine bessere wirtschaftliche Lage der Stadt zurückzuführen sei: „Es kommt vielmehr daher, weil die Königsberger Verhältnisse nicht so günstig wie die Danziger stehen.“ Wenn sie so günstig wie in Danzig wären, „so würde das ganze liberale Unwesen wie eine Rakete zerplatzen.“ Ebenda, S. 75.

⁴¹ E. Förstemann, Aus dem alten Danzig (1820–1849). Danzig 1900, S. 9.

rungspräsident und der Polizeichef folgten. Der Integrationsprozeß in den preußischen Staat wurde sicherlich durch die Niederlage des Novemberaufstandes beschleunigt, aber neben politischen Gründen waren auch der Generationswechsel und das Abtreten der Generation von Bedeutung, die noch mit den städtischen Machteliten der Zeit vor den Teilungen verbunden gewesen war. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren in Danzig die Traditionen der früheren Autonomie und ein spezifisches städtisches Bewußtsein, das an die Tradition der früheren Stadtrepublik anknüpfte, lebendig, und erst der Erste Weltkrieg und die politischen Veränderungen nach seinem Ende schlossen den Integrationsprozeß mit der deutschen Nation ab.

Auch Elbing war im 19. Jahrhundert eine Stadt, in der in bürgerlichen Kreisen ein städtisches Bewußtsein und ein nur widerwilliges Verhältnis zur brandenburgisch-preußischen Herrschaft fort dauerte, das mit Sympathien für einen ökonomischen und politischen Liberalismus verflochten war. Eine gewisse Bedeutung hatten auch – insbesondere nach der Niederlage des Novemberaufstandes – philhellenistische und propolnische Tendenzen. Die liberalen und demokratischen Oppositionsstimmungen hielten auch nach der Märzrevolution in Elbing an. Die Abneigung gegenüber den offiziellen politischen Organen äußerte sich auf unterschiedliche Weise, die zwar oftmals nur von geringer Bedeutung, aber gleichwohl bezeichnend war, wie z.B. die fehlende Dekoration aus Anlaß der Durchfahrt des königlichen Paares im Juli 1863.⁴² Diese Stimmungen schwächten sich im Laufe der Zeit ab; eine Rolle spielten dabei vor allem die militärischen Erfolge Preußens in den Kriegen mit Dänemark und Österreich und insbesondere die Vereinigung des Reiches. Es scheint, daß gerade die Dekade der 60er Jahre in ganz Westpreußen, darunter auch in Elbing, eine grundsätzliche Rolle bei der Bildung einer deutschen politischen Identität spielte, und zwar über das vorher nicht voll akzeptierte Preußentum hinweg. Von Bedeutung war auch die Immigration aus anderen Teilen Deutschlands. Der Zufluß neuer Einwohner veränderte nämlich die traditionellen gesellschaftlichen Strukturen. In Thorn z.B. waren 1825 noch 51% der Bevölkerung in der Stadt geboren, 1905 aber nur noch 36%. In Danzig verlief dieser Prozeß langsamer: Noch 1905 waren 46% der Einwohner in dieser Stadt geboren, 33% stammten aus der näheren Umgebung und nur 21% aus weiter entfernten Gebieten.⁴³ Die wichtigsten Städte Westpreußens und vor allen Dingen deren höhere Schichten hatten einen fast vollständig ethnisch-deutschen Charakter:

⁴² E. Carstenn, *Geschichte der Hansestadt Elbing*. Elbing 1937, S. 433.

⁴³ E. Cieślak, *Dzieje Gdańska* (Geschichte Danzigs). Gdańsk 1975, S. 416.

1916 war die Bevölkerung Danzigs, das über 100 000 Einwohner hatte, zu 96,5% deutscher Abstammung, in Elbing zu 99,5%.⁴⁴ In dem am ehesten als polnisch zu bezeichnenden Thorn machten die Deutschen 1916 ungefähr 55% der Gesamtbevölkerung aus. Die fehlende Offenheit des politischen Systems Preußens und später auch des Reiches gegenüber der polnischen Minderheit ließ in dieser Situation keine andere Möglichkeit zu, als einen öffentlichen Dienst mit nationalem deutschen Charakter in Westpreußen zu entwickeln. Grundlage dafür bildeten die Nationalitätenverhältnisse, die Traditionen der bürgerlichen intellektuellen Eliten sowie vor allem das Rechtssystem und die Verwaltungspraxis des preußischen Staates, die die Möglichkeit polnischer Aktivitäten einschränkten und ausschlossen. Die Welt zweier Kulturen, der polnischen und der deutschen, hatte deshalb keine Möglichkeit zum Zusammenwachsen und äußerte sich im 19. Jahrhundert in Westpreußen in zwei voneinander getrennten Entwicklungswegen und der Bildung getrennter institutioneller Systeme und meinungsbildender Kreise. Bei diesem kulturellen Kontakt gab es im 19. Jahrhundert keine Gleichberechtigung der beiden Kulturen. Den Sieg erlangte schon seit Anfang des Jahrhunderts das Deutschtum, das auch aus der von den preußischen Behörden gefestigten Überzeugung von der kulturellen und zivilisatorischen Überlegenheit der Deutschen erwachsen war. Dies spiegelte sich vor allem, insbesondere nach der Revolution 1848, in den Presseveröffentlichungen sowie auch in einem Teil der populär-historischen Literatur und in wissenschaftlichen Arbeiten wider. Als klassisches Beispiel dafür könnte hier wohl ein Zitat aus einer der Thorner Zeitungen dienen, bei dem es sich nicht um eine Ausnahme, sondern vielmehr eine typische Darstellung handelte: „Das Land – ja, das Land war damals polnisch, aber alles, was jetzt Werthvolles daran ist, das haben *unsere* Väter, das haben wir geschaffen. (...) *Unsere* Väter, *wir* sind die Künstler, welche den todten Stein beseelen.“⁴⁵ Ein Anzeichen für die ablaufenden Prozesse war der Verlust der Zweisprachigkeit auf seiten der deutschen Bevölkerung. Gleichzeitig jedoch zeigte sich in der Presse und der literarischen Publizistik bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein, daß es in den Kreisen der örtlichen Leserschaft ein besonderes Bedürfnis nach polnischen literarischen Inhalten und nicht genau definierten Sympathien für die vergangene Zeit gab, die mit der polnischen gleichzusetzen war (als Beispiel ist der Marienwerder-Königsberger „Ost- und Westpreußische Musen-Almanach“ [1856–1863] zu

⁴⁴ A. Wien, Die Preußische Verwaltung des Regierungsbezirks Danzig 1870–1920. Köln 1979, S. 320.

⁴⁵ Thorner Wochenblatt Nr. 27 vom 1. April 1848, S. 213.

nennen, der eigene bzw. Übersetzungsarbeiten von August Woycke und Heinrich Nitschmann aus Elbing enthielt).

Die deutschen ethnischen Vergleiche waren insbesondere in den Grenzprovinzen Preußens fast immer im Gegensatz zum Autostereotyp formuliert und in der Regel so konstruiert, daß sie mittels des Kontrastes das eigene Ethos in seinem Wert erhöhten und stärkten. Die Verfestigung des Stereotyps der Polen als eines rückständigen Volkes, die schon seit der Aufklärung andauerte, beschleunigte sich nach 1848 und wurde schließlich bei der deutschen Bevölkerung Westpreußens auch zu einem Faktor der Steigerung des eigenen Wertgefühls. Die Evolution des Bildes „der Fremden“, deren Ziel schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts eine negative Beurteilung war, war ein Element der ethnischen Selbstbestimmung der Deutschen in der preußischen Provinz. Dies wurde durch eine werterhöhende Ausscheidung der positiv beurteilten „eigenen Elemente“ aus der großen Menge „fremder Elemente“, die in einem derartigen Vergleich meistens negativ beurteilt wurden, durchgeführt. Der Antipolonismus, und allgemeiner gesehen der Antislawismus, spielten also eine Schlüsselrolle in der Konstituierung der deutschen Identität in der preußischen Provinz. Auf ersteren stoßen wir vor allem in Westpreußen, wo sich die deutsche Bevölkerung durch die polnische Nationalbewegung bedroht fühlte. Vielschichtiger waren dagegen die Tendenzen, die in politischen Kreisen Ostpreußens hervortraten. Dabei sind vor allem die Rolle der Nachbarschaft zu Rußland und die daraus resultierende Bedrohung hervorzuheben, die mit der Möglichkeit einer territorialen Expansion dieses Staates einherging. Die russische Gefahr wurde insbesondere in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Faktor, der das Gefühl der Zugehörigkeit zum übrigen deutschen Territorium stärkte und Garant für die Erhaltung der Provinz als eines deutschen Landes war. Das beschleunigte das Reifen einer deutschen Nationalidentität trotz des parallel bestehenden altpreußischen Bewußtseins. Dieses Phänomen war auch für die liberale Opposition zutreffend, für die wegen der Aspirationen Petersburgs gegenüber der Provinz eine starke Phobie vor Rußland charakteristisch war; sie wurde jedoch nicht, wie in den übrigen Teilen Deutschlands, zu einem Element, das für die „Polenfreundschaft“ konstitutiv wurde. Die preußischen Liberalen waren jedoch in ihrer Mehrzahl noch während der Revolution des Jahres 1848 von der Idee der Vereinigung Deutschlands auf der Grundlage einer nationalen Gemeinschaft, die zum Verlust ihrer preußischen und vor allen Dingen altpreußischen Identität und ihres Patriotismus geführt hätte, nicht überzeugt. Die polnischen nationalen Aspirationen erschwerten eine eventuelle Reform und die Umgestaltung der preußischen Monarchie, deren Umsetzung für die

ostpreußischen Liberalen von grundsätzlicher Bedeutung war. In der Verfassungsreform, in der parlamentarischen Vertretung und durch die Einführung politischer Freiheiten suchte man auch nach einem Weg, der zur Beseitigung nationaler Konflikte durch politische Assimilation fremder ethnischer Gruppen führen würde. Die Realisierung eines liberalen Staatsmodells sollte als Mittel zur Einbindung aller Bürger, auch der Vertreter der Minderheiten, dienen. Der Vorrang innerer Reformen in Preußen und das fehlende Denken in nationalen Kategorien, sowohl in der deutschen als auch in der polnischen Frage, sind ein Beweis für die starke Verwurzelung der ostpreußischen politischen Eliten in den politischen Traditionen der Aufklärung einerseits und für eine gewisse Verspätung beim Prozeß der Gestaltung eines modernen deutschen politischen Bewußtseins in Ostpreußen andererseits. Die Liberalen waren der Meinung, daß die Verfassungsreform ein Allheilmittel gegen den sich schon abzeichnenden Nationalkonflikt sein könnte, den sie jedoch damals hauptsächlich nur im Großherzogtum Posen und nicht in der Provinz Preußen bemerkten. Vielleicht war dieser ostpreußische Liberalismus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur eine Folge der andersartigen Tradition des Herzogtums Preußen, sondern auch eine Form der Flucht eben vor dem deutsch-polnischen Konflikt in der Provinz. In Westpreußen begann man jedoch schon im Jahre 1846, den Nationalkonflikt in einem anderen Licht zu sehen – im Kampf eines ungestümen Panlawismus gegen einen dahinvegetierenden Germanismus. Im westpreußischen Teil machten die Ereignisse des Jahres 1848 sowohl im Posenschen als auch in der Provinz selbst den örtlichen Deutschen wesentlich stärker und früher die Kraft der polnischen Nationalbestrebungen bewußt und fegten die Assimilationsillusionen hinweg. Sie hatten auch schon während der Revolution selbst Einfluß auf eine Übertragung der Angst vor der polnischen Bedrohung auf Ostpreußen und einer daraus resultierenden Verdrängung der früher dominierenden Furcht vor Rußland. Eine Antwort auf das nationale Engagement der Polen in den Jahren 1846–1848 war die sich in deutschen Kreisen festigende Überzeugung des Verrats der Polen gegenüber dem preußischen Staat und der – wie man es ausdrückte – „schändlichen“ Illoyalität gegenüber der Hohenzollernmonarchie, die das früher von Preußen durch die Teilungen begangene Unrecht aufwog. Das erlaubte auf moralischer Ebene eine offene Manifestation des Deutschtums.

Die Bildung der deutschen Identität wurde auch von dem Bewußtsein einer besonderen historischen Tradition des Landes beeinflußt, die sowohl das Erbe des Deutschen Ordens als auch die besondere Position des Königlichen Preußen im polnischen Staat beinhaltete und im 19. Jahrhundert durch die Erinnerung an die eigene Vergangenheit und das von der

lokalen preußischen Provinzialhistoriographie geschaffene Bild erweitert wurde. Während der Zeit der gemeinsamen preußischen Provinz (1824–1878) und insbesondere bis zum Jahre 1848 ging die lokale deutsche Historiographie in den beiden Teilen getrennte Wege. In Ostpreußen sollten die historischen Forschungen, die zum Teil von der liberalen Opposition benutzt wurden, nicht zusammenfügen, sondern im Gegenteil die Unterschiede hervorheben und Argumente für den politischen Kampf mit Berlin liefern. In diesem Kontext ist der Verdienst der ostpreußischen Historiographie dieses Zeitraums anders zu beurteilen, weil die historische Argumentation zum Werkzeug der Verteidigung der verfassungsrechtlichen Besonderheit Ostpreußens wurde. Die Verteidigung der Identität Westpreußens durch die deutsche politische und gesellschaftliche Elite dagegen konzentrierte sich vor allem auf die Berufung auf alte Rechte, die diese Gebiete nach dem Anschluß an die Hohenzollernmonarchie verloren hatten, jedoch nur mit einem schwachen Hinweis auf die polnischen Zeiten. Das Gefühl der Fremdheit erwuchs hauptsächlich aus den Unterschieden in den historischen und verfassungsrechtlichen Traditionen und der aktuellen Politik. Die fehlende Übereinstimmung der historischen Schicksale der beiden Teile erschwerte auch die Versuche einer historischen Synthese der Geschichte der preußischen Provinz, obwohl sie von der Staatsmacht unterstützt wurden. Das Dilemma der Deutschen aus Westpreußen, die sich einerseits mit dem Deutschtum selbst identifizierten, sich andererseits aber im Sinne der staatlichen Zugehörigkeit nicht als volle Preußen fühlten, war vor allem mit der Tatsache verknüpft, daß die Verteidigung der Autonomie sofort die polnische Herrschaft in Erinnerung rufen mußte. Mit Ausnahme der Zeit von 1466–1772 (1793) konnte man sich nur auf die Tradition des deutschen Ordensstaats berufen. Ein gewisses Hindernis bildete die Tatsache, daß das mit besonderen Rechten versehene Königliche Preußen eben aus der Negation der Ordenspolitik gewachsen war. Aber nur diese Epoche gab die uneingeschränkte Möglichkeit, sich auf eine deutsche politische Tradition zu berufen. Deshalb ist auch die u.a. von T. von Schön entwickelte Idee des Wiederaufbaus der Marienburg im 19. Jahrhundert als einer der Versuche der Bildung einer gemeinsamen provinziellen Identität anzusehen. Dieser Wiederaufbau war Ausdruck des Willens, dieses Symbol für die Bildung einer provinziellen Identität zu nutzen, die Ost- und Westpreußen vereinigte, die nur durch die Herrschaft des Ordens an ein gemeinsames politisches Schicksal erinnert wurden. Besondere Bedeutung für die Stärkung des deutschen Bewußtseins in Westpreußen hatten z.B. die Jahresfeiern zur 100. Wiederkehr der ersten Teilung Polens 1872 in Marienburg. Gleichzeitig kann man den Wiederaufbau der Marienburg in der ersten

Hälfte des Jahrhunderts mit den Entwicklungsstufen der ostpreußischen Opposition verbinden. Die westpreußische Identität wurde auch durch die Feier anderer historischer Jahrestage, z.B. die Kopernikusfeiern im Jahre 1873, gestärkt. Jedoch erst die Gründung deutscher historischer Gesellschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Thorn, Elbing, Marienwerder, Danzig, Graudenz) und das Entstehen historischer Periodika stellte das Interesse der Forschung von einem populären auf ein höheres Niveau. Deren Tätigkeit sollte ausdrücklich der Festigung des Deutschtums durch fast ausschließlich auf die deutschen Aspekte der Geschichte Westpreußens konzentrierte Forschungen dienen. Das beweist vor allem eine Inhaltsanalyse der historischen Zeitschriften, in denen sich das Gros der Publikationen, und zwar nicht nur derjenigen, die sich auf politische Fragen bezogen, sondern auch derjenigen, die der Wirtschaftsgeschichte, der Kultur und der Kunst gewidmet waren, auf die politisch sicheren und die deutsche Staatsräson nicht in Frage stellenden Zeiten des Deutschen Ordens konzentrierte. Eine bedeutende Ausnahme war hier nur die Danziger „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins“. Diese Zeitschrift beschäftigte sich hauptsächlich mit der Zeit der Bindung der Stadt an das Königreich Polen. Dadurch kam das Bestreben zum Ausdruck, die Erinnerung an die Zeit der größten Blüte Danzigs sowie ein gewisses Ethos Danzigs als „eine Welt für sich“ und als „eine Lebensart“ zu erhalten.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck

Deutsche und Polen in Pommerellen von 1920 bis 1945. Rollenerwartungen und Realität

von Mathias Niendorf

Dreimal in diesem Jahrhundert, innerhalb eines Zeitraums von nur zwei-einhalb Jahrzehnten, wechselte das Land an der unteren Weichsel seine staatliche Zugehörigkeit. Jeder Hoheitswechsel zog Bevölkerungsver-schiebungen nach sich, doch erst die Zwangsaussiedlungen nach dem Zweiten Weltkrieg beendeten die jahrhundertelange Tradition deutscher Präsenz in der Region. Die Zäsuren von 1920 und 1939 bedeuteten dage-gen formal nur einen Rollenwechsel von Staatsnation und Minderheit. Deutsche und Polen verbanden sie jeweils mit konkreten Erwartungen, so wie sie sich ihrerseits mit neuen Erwartungshaltungen konfrontiert sahen. Das Spannungsfeld von exogenen und endogenen Faktoren be-stimmte die nationalen Verhältnisse dieses ethnischen Mischgebietes, das ebenso wie die anderen Teile des deutsch-polnischen Grenzgebietes seine Spezifik aufwies.

Die Provinz Westpreußen, deren Territorium Preußen bei den Teilun-gen Polens 1772 und 1793 annektiert hatte, mußte nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg an den wiedererrichteten polnischen Staat abgetreten werden. Ausgenommen hiervon waren lediglich einige Randgebiete im Osten und Westen sowie das zur Freien Stadt erklärte Danzig. Für Ostpreußen bedeutete der Versailler Friedensvertrag den Verlust der Landver-bindung zum übrigen Reichsgebiet. Diese ‚Insellage‘ wurde immer wie-der als Argument angeführt, um im In- und Ausland den Widersinn des territorialen Status quo zu beschwören. Ein Erfolg dieser Propaganda be-stand nicht zuletzt darin, daß die 1920 aus den abgetretenen Teilen Westpreußens gebildete Wojewodschaft Pommerellen in Deutschland meist nur als der „Korridor“ bekannt war. Während Berlin seine frühere Pro-vinz als Teilstück einer Ost-West-Verbindung beanspruchte, war die Wo-jewodschaft für Polen das Endstück einer Nord-Süd-Achse, das den ein-zigen Zugang des Landes zur See darstellte. Pommerellen bildete so den „wichtigsten Kreuzungspunkt deutscher und polnischer Interessen“ in der Zwischenkriegszeit.¹ Zusätzlich kompliziert wurde das Problem durch eine deutsche Minderheit, deren bloße Existenz dem Revisionsan-spruch Berlins eine ethnische Legitimierung verlieh. Der Verweis auf die

¹ Vgl. Mathias Niendorf, Deutsch-polnische Polemiken zur Zeit der Weimarer Repu-blik, in: *Studia Historica Slavo-Germanica* 17 (1988–1990), S. 85–109, hier S. 98 ff.

tatsächliche oder vermeintliche Verfolgung von Deutschen im ‚Korridor‘ sollte eine wichtige Rolle spielen bei der propagandistischen Vorbereitung des Überfalls auf Polen und der anschließenden Ermordung seiner Führungsschicht.

Die Frage, inwieweit die politischen Rahmenbedingungen das Leben in der Provinz bestimmten, inwieweit es jenseits vorgegebener Konfliktmuster Chancen für ein Zusammenleben in der Region gab,² ist Gegenstand dieses Aufsatzes. Der Forschungsstand muß dabei als weitgehend unbefriedigend gelten. Die deutsch-polnischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit haben ihrer politischen Bedeutung entsprechend stets das Interesse von Wissenschaft und Publizistik auf sich gezogen. Weit weniger Beachtung fand dagegen die Regionalgeschichte Pommerellens.³ Der Stand der Forschung wird dabei von der polnischen Seite vorgegeben.⁴ Deren Interesse ist bis jetzt überwiegend politikgeschichtlich bestimmt geblieben,⁵ was auch die Literatur zur Nationalitätenproblematik prägt.⁶

² Vgl. Wolfgang Jacobmeyer, Die deutsch-polnischen Beziehungen in der Neuzeit als Konfliktgeschichte, in: Polen und Deutschland. Nachbarn in Europa, hrsg. v. der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung. 2. Aufl., Hannover 1996, S. 17-33; Józef Borzyszkowski, Cezary Obracht-Prondzyński, Konflikt etniczny na pograniczu na przykładzie Pomorza. Uwarunkowania historyczne i kulturowe (Der ethnische Konflikt im Grenzgebiet am Beispiel Pommerellen. Historische und kulturelle Voraussetzungen), in: Konflikty etniczne. Źródła – typy – sposoby rozstrzygnięcia (Ethnische Konflikte. Quellen – Typen – Arten der Konfliktlösung), hrsg. v. Iwona Kabzińska-Stawarz u. Sławoj Szykiewicz. Warszawa 1996 (Biblioteka Etnografii Polskiej. 51.), S. 197-202.

³ Vgl. Mieczysław Wojciechowski, Die Hauptrichtungen der Forschungen über die Geschichte der Zweiten Polnischen Republik in den wissenschaftlichen Zentren Nordwestpolens, in: Zapiski Historyczne 47 (1992), S. 221-242, hier bes. S. 242.

⁴ Der engagierte Publizistik ist die einzige neuere deutsche Gesamtdarstellung zuzuzählen: Hugo Rasmus, Pommerellen-Westpreußen 1919–1939. München/Berlin 1989. Vgl. allgemein Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landesgeschichte als beziehungs geschichtliches Problem. Wiesbaden 1996 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 3.).

⁵ Vgl. die einzige neuere Gesamtdarstellung von Roman Wapiński, Życie polityczne Pomorza w latach 1920–1939 (Das politische Leben Pommerellens 1920–1939). Warszawa (u.a.) 1983 (Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. 81,2.), und die Rezension von Wojciech Wrzeński, in: Zapiski Historyczne 49 (1984), Nr. 3, S. 165-169, hier bes. S. 168.

⁶ Vgl. Ryszard Sudziński, Charakterystyka bazy źródłowej i zainteresowań badawczych w odniesieniu do mniejszości narodowych na Pomorzu w latach 1920–1939 (Nationale Minderheiten in Pommerellen 1920–1939. Quellenbasis und Forschungsinteressen), in: Mniejszości narodowe i wyznaniowe w województwie pomorskim w okresie międzywojennym (1920–1939) (Nationale und religiöse Minderheiten in der Wojewodschaft Pommerellen in der Zwischenkriegszeit [1920–1939]), hrsg. v. Mieczysław Wojciechowski. Toruń 1991 (Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 1.), S. 7-28; Przemysław Hauser, Die deutsche Minderheit in Polen 1918–1939 und der Stand der Historiographie, in: Anerkannt als Minderheit, hrsg. v. Hans van der Meulen. Baden-Baden 1994,

Fehlende Vorarbeiten insbesondere zur sozio-ökonomischen Entwicklung der Wojewodschaft erschweren es, neuere Ansätze der Nationalismus-Forschung zu erproben, die um den zentralen Begriff der ‚Identität‘ gruppiert sind.⁷ Im Rahmen polnischer Nationalgeschichtsschreibung wurde wiederholt versucht, den Ort Pommerellens im Bewußtsein der Nation zu bestimmen, während Fragen nach der Identität der dort lebenden Menschen allenfalls am Rande angeschnitten wurden.⁸

Die nachfolgenden Ausführungen tragen daher notwendigerweise den Charakter von Vorüberlegungen. Nach einer Einführung in die Region werden zeitgenössische Strategien nationaler Identitätsbildung erörtert. Der normativen Ebene sollen anschließend Fallbeispiele interethnischer Beziehungen gegenübergestellt werden. Sie behandeln vor allem die Ebene des Individuums, wobei weder strenge Repräsentativität noch quantifi-

S. 21-37. Ebenfalls politikgeschichtlich ausgerichtet ist die jüngste Gesamtdarstellung von Richard Blanke, *Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland, 1918-1939*. Lexington 1993. Zur Diskussion des Forschungsstandes vgl. auch Matthias Niendorf, *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900-1939*. Wiesbaden 1997 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 6.), S. 9-15.

⁷ Vgl. Heinz-Gerhard Haupt, Charlotte Tacke, *Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Kulturgeschichte heute*, hrsg. v. Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler. Göttingen 1996 (Geschichte und Gesellschaft. Sonderheft 16.), S. 255-283, hier S. 266.

⁸ Vgl. Roman Wapiński, *Pomorze w dziejach Polski XX wieku (Pommerellen in der Geschichte Polens des 20. Jahrhunderts)*, in: *Pomorze w dziejach Polski (Pommerellen in der Geschichte Polens)*, hrsg. v. Józef Borzyszkowski. Gdańsk 1991 (Pomorze Gdańskie. 19.), S. 191-224, der ohne nähere Ausführungen feststellt, das Gebiet der Wojewodschaft in den Grenzen von 1920-1938 sei für dessen Bewohner ein Bezugspunkt regionaler Identität gewesen (S. 191 f.). Selbst die maßgebliche Darstellung der Regionalpresse überschreibt das entsprechende Kapitel mit den Worten „Die Rolle der Presse bei der Knüpfung innerstaatlicher Bindungen“ („Rola prasy w kształtowaniu więzi państwowych): Wiktor Pepliński, *Prasa pomorska w Drugiej Rzeczypospolitej 1920-1939. System funkcjonowania i oblicze społeczno-polityczne prasy polskiej (Die pommerellische Presse in der II. Republik 1920-1939. Funktionsweise und gesellschaftlich-politisches Profil der polnischen Presse)*. Gdańsk 1987, S. 390-405. Lediglich als Materialbasis von Interesse: Zbigniew Dworecki, *Problem niemiecki w świadomości narodowo-politycznej społeczeństwa polskiego województw zachodnich Rzeczypospolitej 1922-1939 (Das deutsche Problem im national-politischen Bewußtsein der polnischen Gesellschaft in den westlichen Wojewodschaften Polens 1922-1939)*. Poznań 1981 (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Seria Historia. 92.). Als Beispiel aus jüngster Zeit für die Vernachlässigung der regionalen Problematik zugunsten gesamtstaatlicher Aspekte vgl. *Górny Śląsk i Pomorze – dwa symbole niezależności Drugiej Rzeczypospolitej. Materiały VI Ogólnopolskiego Seminarium Historyków Powstań Śląskich i Plebiscytu zorganizowanego w Bytomiu w dniu 18 maja 1994 roku (Ober-schlesien und Pommerellen – zwei Symbole der Unabhängigkeit der II. Polnischen Republik. Vorträge des 6. Landesweiten Seminars der Historiker der Schlesischen Aufstände und des Plebiszits am 18. Mai 1994 in Beuthen)*, hrsg. v. Marian Mroczko. Bytom 1996.

zierende Aussagen möglich sind. Diese Einschränkung gilt in besonderem Maße für den letzten Teil, der Probleme deutsch-polnischen Zusammenlebens während des Zweiten Weltkriegs erörtert.

1. Ausgangsvoraussetzungen und Rahmenbedingungen: Von der Provinz Westpreußen zur Wojewodschaft Pommerellen

Die alte Provinz Westpreußen war ein naturräumlich, historisch und ethnisch höchst heterogenes Gebilde. Durch den Verbleib der mehrheitlich deutschen Randgebiete im Westen und Osten bei Preußen hatte die neugebildete Wojewodschaft ethnisch ein einheitlicheres Gesicht bekommen. Die Bevölkerung des Gebietes war aber immer noch weit weniger homogen als etwa diejenige der Provinz Posen (Großpolen). Durch Sprache und Brauchtum hoben sich die Kaschuben von ihren polnischen Nachbarn ab.⁹ Die deutsche Bevölkerung wiederum war durch beträchtliche Unterschiede in Lebensstil und Mentalität gekennzeichnet. Ein Menschenschlag für sich waren die protestantischen Bauern in den fruchtbaren Niederungsdörfern an der Weichsel oder die katholischen Koschneider südlich von Konitz (Chojnice).¹⁰ Eine Reihe von Besonderheiten wies schließlich der aus dem Westteil des ostpreußischen Kreises Neidenburg gebildete Kreis Soldau (Działdowo) mit seiner masurischen Bevölkerung auf,¹¹ ebenso die 1938 der Wojewodschaft angegliederten, ehemals kongreßpolnischen (russischen) Gebiete, weniger dagegen die gleichzeitig hinzugetretenen sechs Kreise der Wojewodschaft Posen mit der Stadt Bromberg (Bydgoszcz). Die folgenden Ausführungen beziehen sich, wie in der Literatur üblich, in erster Linie auf den ehemals westpreußischen Teil der Wojewodschaft.

Auch wenn sie unzweifelhaft ein Instrument politischer Auseinandersetzungen darstellten, wecken die Angaben amtlicher Statistiken als solche vergleichsweise wenig Zweifel. Die Volkszählungen im Kaiserreich

⁹ Eine moderne Gesamtdarstellung des kaschubischen Problems in der Zwischenkriegszeit steht noch aus; vgl. demnächst den Beitrag von Józef Borzyszkowski in dem im Druck befindlichen deutsch-polnischen Gemeinschaftswerk „Kaschubisch-Pommersche Heimat“.

¹⁰ Vgl. Heinz Krause, *Das Weichselland. Seine Landschaft und seine Menschen*, in: *Polen und sein preußischer Streifen 1919–1939. Die deutsche Volksgruppe in Posen und Pommerellen*, hrsg. v. Walther Threde in Zusammenarbeit mit Peter Nasarski. Berlin/Bonn 1983, S. 41–46.

¹¹ Vgl. Piotr Bystrzycki, *Działdowszczyzna w latach II Rzeczypospolitej. Życie społeczno-polityczne* (Das Soldauer Land in der II. Republik. Soziales und politisches Leben). Olsztyn 1997 (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 163.).

enthielten die Rubrik der Muttersprache, ebenso die amtliche polnische Erhebung von 1931, während die Volkszählung von 1921 unmittelbar nach dem subjektiven Bekenntnis der Nationalität (*narodowość*) fragte. Beide Angaben getrennt erhob die deutsche Zählung von Dezember 1939. Selbst die scheinbar unverfängliche, ‚objektive‘ Zuordnung aufgrund des Sprachkriteriums stößt in Pommerellen auf größere Schwierigkeiten als in anderen Teilen des historischen deutsch-polnischen Grenzgebietes. Verantwortlich hierfür ist der umstrittene Status des Kaschubischen.¹²

Während die deutsche Politik und Propaganda darauf ausgerichtet war, den Kaschuben eine eigenständige, von der polnischen abweichende Identität zuzuschreiben, wurden sie polnischerseits als Teil der eigenen Nation vereinnahmt. Einwohner der nordwestlichen Kreise Westpreußens mußten eine gewisse Hartnäckigkeit an den Tag legen, wenn sie in der Endphase des Kaiserreichs die Frage nach ihrer Muttersprache noch mit ‚Polnisch‘ beantworteten. Nach 1920 kehrten sich die Vorzeichen um. Für die Erhebung von 1931 liegt das bemerkenswerte Selbstzeugnis eines Zählers vor. Der Volksschullehrer beschreibt im Stil einer Anekdote, wieviel Mühe es ihm und einen Kollegen kostete, ältere Bauern dazu zu bewegen, die Angabe der Muttersprache von ‚Kaschubisch‘ in ‚Polnisch‘ umzuändern.¹³

Bei aller Skepsis gegenüber der Aussagefähigkeit einer politisierten Statistik läßt sie doch eine Tendenz zweifelsfrei erkennen: Die Zahl der Deutschen war in ständigem Rückgang begriffen. Stellten sie 1910 auf dem Gebiet der späteren Wojewodschaft Pommerellen 42,5% aller Bewohner, betrug dieser Anteil 1921 nur noch 18,8%, zehn Jahre später 9,7%. Diese Angaben der amtlichen polnischen Statistik wurden von deutscher Seite nicht ernstlich in Frage gestellt.¹⁴

Der Exodus betraf vor allem die Städte; die verbliebenen Deutschen lebten mehrheitlich auf dem Land und von der Landwirtschaft.¹⁵ Dabei

¹² Als analytischer Problemaufriß immer noch nicht überholt: Jan Baudouin de Courtenay, Kurzes Resumé der „Kašubischen Frage“, in: Ders., *Dzieła wybrane* (Gesammelte Werke). Bd. 5, Warszawa 1983, S. 187-222. Stark simplifizierend dagegen der jüngste Versuch einer Bestandsaufnahme: Problem statusu językowego kaszubszczyzny. Materiały z sesji popularnonaukowej 17 X 1991 (Das Problem der sprachlichen Stellung des Kaschubischen. Beiträge einer populärwissenschaftlichen Tagung am 17.10.1991), hrsg. v. Edward Breza. Gdańsk 1992.

¹³ Zygfryd Prószyński, *Z belferskiego podwórka. Wspomnienia z Kaszub* (Aus Schulmeisters Nähkästchen. Erinnerungen aus der Kaschubei). Gdańsk 1984, S. 20f.

¹⁴ Vgl. Przemysław Hauser, *Mniejszość niemiecka w województwie pomorskim w latach 1920–1939* (Die deutsche Minderheit in der Wojewodschaft Pommerellen 1920–1939). Wrocław (u.a.) 1981, S. 13-30.

¹⁵ Vgl. Marek Stażewski, *Exodus. Migracja ludności niemieckiej z Pomorza do Rzeszy po I wojnie światowej* (Exodus. Die Abwanderung der deutschen Bevölkerung aus Pommerellen ins Reich nach dem Ersten Weltkrieg). Gdańsk 1998.

besaßen sie mehr und zumeist auch besseren Boden als ihre polnischen Nachbarn. Noch im Jahre 1933 befanden sich 22,3% der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Besitz der Minderheit; bei Großbetrieben über 100 ha belief sich ihr Anteil sogar auf 37,2%.¹⁶ Auch in Handel, Handwerk und Gewerbe waren die im Land verbliebenen Deutschen überproportional vertreten. Genaue Angaben zur Sozialstruktur dieser Bevölkerungsgruppe sind nach dem momentanen Forschungsstand allerdings nicht möglich.¹⁷ Durch Überlagerung von sozialen und nationalen Gegensätzen war eine Konfliktkonstellation vorgezeichnet. Soziale Diskrepanzen zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung waren allerdings keine Spezifik Pommerellens, sondern in nahezu allen gemischten Siedlungsgebieten der Zweiten Republik anzutreffen. Im Vergleich zu Posen oder Oberschlesien standen auf dem Gebiet des ehemaligen Westpreußens die Chancen für ein friedliches Zusammenleben jedoch nicht besonders schlecht.

Schon während des Kaiserreiches hatten die deutsch-polnischen Auseinandersetzungen nicht die Intensität des Konfliktes in der südlichen Nachbarprovinz erreicht.¹⁸ Vor allem aber waren der Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg keine bewaffneten Auseinandersetzungen vorausgegangen, auch nicht (mit Ausnahme von fünf Weichseldörfern) eine Volksabstimmung, die – wie im Falle Oberschlesiens – zu einer nationalen Polarisierung hätte führen können. Die deutschen und polnischen Eliten hatten sich den Entscheidungen von Versailles untergeordnet; auf lokaler Ebene war es nicht selten sogar zu einer begrenzten Zusammenarbeit gekommen. Die Deutschen, die 1920 Bürger Polens wurden, hatten sich mehrheitlich mit ihrem Schicksal abgefunden und teilweise sogar bereits begonnen, Polnisch zu lernen.¹⁹ Vieles hing jetzt davon ab, wie sich

¹⁶ Vgl. Roman Dąbrowski, Bastiony niemieczyny w rolnictwie pomorskim w latach 1920–1939 (Deutsche Hochburgen in der Landwirtschaft Pommerellens 1920–1939), in: *Przegląd Zachodniopomorski* 27 (1963), Nr. 3-4, S. 133-143, hier S. 139.

¹⁷ Vgl. die Überblicksdarstellung von Stefan Kowal, Dysproporcje narodowościowe w składzie społecznym Wielkopolski i Pomorza w międzywojennym dwudziestoleciu (Nationale Disproportionen in der Sozialstruktur Großpolens und Pommerellens in der Zwischenkriegszeit). Poznań 1972 (*Zeszyty Naukowe Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu* 75. Historia 12.), S. 223-235.

¹⁸ Vgl. Szczepan Wierzechosławski, Polski ruch narodowy w Prusach Zachodnich w latach 1860–1914 (Die polnische Nationalbewegung in Westpreußen 1860–1914). Wrocław (u.a.) 1980.

¹⁹ Vgl. Mieczysław Wojciechowski, Bemühungen um ein friedliches Zusammenleben von Deutschen und Polen in Westpreußen 1918–1920, in: *Gemeinsam für Frieden, Freundschaft und Zusammenarbeit*. Rostock 1985, S. 39-45 (Studien zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. 10.); ders., *Powrót Pomorza do Polski 1918–1920 (Die Rückkehr Pommerellens nach Polen 1918–1920)*. Warszawa (u.a.) 1981 (*Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu*. 80, 2.).

der neue Staat präsentieren würde, welche ersten Erfahrungen mit seinen Vertretern gesammelt wurden.

Pommerellens erster Wojewode Stefan Łaszewski wandte sich am Schluß einer programmatischen Ansprache ausdrücklich auch an die Angehörigen der deutschen Minderheit. Es gebe keinen Anlaß zu Befürchtungen, versicherte er: „Wir wollen mit euch leben und einträchtig arbeiten zum Wohle des Landes, dessen Bürger ihr werdet.“²⁰ Der oberste Beamte konnte sich dabei auf einen breiten gesellschaftlichen Konsens stützen. Im gleichen Tenor war der Stimmungsbericht einer Warschauer Wochenzeitung vom April 1920 gehalten. Ihr Korrespondent unterschied deutlich zwischen altansässigen Deutschen und den Vertretern staatlicher Germanisierungspolitik, den ‚Hakatischen‘. Die „Beamtenbande“ („banda urzędnicza“) habe Thorn bereits verlassen, stellte er erleichtert fest und vergaß nicht hinzuzufügen: „Die deutschen Bürger, die geblieben sind, können es bei uns ganz gemütlich haben.“²¹

2. Probleme nationaler Identitätsbildung und Rollenerwartungen 1920–1939

Als von Mitte Januar bis Anfang Februar 1920 polnische Truppen das Territorium der Wojewodschaft von Süd nach Nord fortschreitend besetzten, wurde ihnen ein triumphaler Empfang bereitet.²² Festlich geschmückte Häuser und Straßen, Ansprachen auf den zentralen Plätzen und Aufmärsche patriotischer Vereine mit ihren Fahnen stellten an sich ein vertrautes Zeremoniell aus der Kaiserzeit dar. Die Emblematik hatte gewechselt, und statt den Farben Schwarz-Weiß-Rot beherrschten nun

²⁰ Aufruf des Wojewoden in Thorn am 18.1.1920, in: *Powrót Polski nad Bałtyk. Antologia tekstów historycznych* (Die Rückkehr Polens an die Ostsee. Anthologie historischer Texte), hrsg. v. Marian Marek Drozdowski. Warszawa 1997, S. 89 ff.: „Pragniemy z Wami żyć i pracować w zgodzie dla dobra kraju, którego stacie się obywatelami.“ (S. 91)

²¹ Ignacy Grabowski, *Od Torunia po Puck* (Von Thorn nach Putzig), in: *Tygodnik Ilustrowany* Nr. 5-8 vom 1.–21.4.1920, abgedruckt in: *Powrót* (wie Anm. 20), S. 109-122, hier S. 116: „Niemcom bürgerom, którzy pozostali, może być z nami całkiem gemütlich.“ Das Schlagwort ‚Hakatisch‘ aus der Zeit des Kaiserreichs ging auf die Anfangsbuchstaben der Gründer des Deutschen Ostmarkenvereins zurück, der die Berliner Germanisierungspolitik fördern sollte. Als halbstaatlicher Kampfverband hatte er sich in erster Linie auf die Beamtenschaft gestützt; ‚Hakatismus‘ wurde bald zu einem Synonym für deutschen Chauvinismus schlechthin.

²² Vgl. Wojciechowski, *Powrót* (wie Anm. 19), S. 197-205.

Weiß und Rot allein das Feld; an die Stelle der preußischen Pickelhaube war die viereckige Uniformmütze, die ‚rogatywka‘ getreten.²³

Das Gefühl nationaler Euphorie jener Wochen, das von polnischen wie deutschen Quellen gleichermaßen bezeugt wird, wich bald schon tiefgehender Enttäuschung und Desillusionierung. Der Stimmungsumschwung nahm derart bedrohliche Ausmaße an, daß eigens eine Sejmkommission einberufen wurde, die im Sommer 1920 das Gebiet der Wojewodschaft bereiste.²⁴ Ihr Abschlußbericht führte die katastrophale Stimmung im wesentlichen auf zwei Faktoren zurück: die Währungspolitik und das Auftreten der Staatsbeamten. Deutsche und Polen erlebten die erste Zeit unter der neuen Herrschaft als eine Phase extremer Übervorteilung und Ausplünderung. Die amtliche Gleichstellung von polnischer Mark und Reichsmark (bei einer Kaufkraftrelation von mindestens eins zu fünf) hatte einen Vermögenstransfer von West nach Ost zur Folge. Auswärtige Spekulanten und Hamsterkäufer nutzten die Gelegenheit, sich billig mit Gütern aller Art einzudecken. Daß sich hierbei auch die soeben noch feierlich begrüßten Offiziere hervortaten, mußte in Pommerellen Verbitterung hervorrufen. Darüber hinaus wurden Klagen über die Kolonialherrenmentalität des Militärs laut, das sich wie in einem besiegten Land aufführte. Kaum günstiger fiel die Bewertung der Zivilverwaltung aus.

Vorgeworfen wurde den Beamten einerseits Überheblichkeit und Arroganz im Umgang mit der einheimischen Bevölkerung, andererseits zu große Nachgiebigkeit gegenüber der deutschen Minderheit. Während die erste Beschuldigung pauschal gegen die ehemals österreichischen Staatsdiener gerichtet war, wurden im zweiten Fall einige Starosten (Landräte) namentlich aufgeführt, die nach Ansicht der Kommission abzulösen waren. Wie eine Nachprüfung ergibt, handelte es sich hierbei um Einheimische. Der Typus eines pommerellischen Verwaltungsbeamten, der als Landeskenner den örtlichen Polen mit Verständnis und den Deutschen mit Härte begegnet, stellte eine Wunschprojektion dar. Ein solches Idealbild war zugleich Ausdruck einer bestimmten Parteirichtung, der Nationaldemokratie.

Die traditionell deutschfeindliche und antisemitische Endecja versuchte sich wie in der Wojewodschaft Posen als Anwalt regionaler Belange zu profilieren. Als elitäre Partei der Gebildeten und wirtschaftlich Besserge-

²³ Vgl. Toruń. Miasto i ludzie na dawnej fotografii (do 1939 roku) (Thorn – Stadt und Menschen auf alten Photos [vor 1939]), hrsg. v. Marian Biskup. Toruń 1995, S. 122 u. 131 f.

²⁴ Sejm Rzeczypospolitej o Pomorzu w 1920 roku. Sprawozdanie Komisji Pomorskiej (Der polnische Sejm über Pommerellen im Jahre 1920. Bericht der Pommerellen-Kommission), hrsg. v. Józef Borzyszkowski u. Przemysław Hauser. Gdańsk 1985.

stellten besaß sie über den Klerus einen bedeutenden Einfluß auch auf untere Schichten.²⁵ Allerdings verfügte sie in Pommerellen nicht über eine ähnlich unangefochtene Stellung wie in Großpolen. Den Status einer Regionalpartei konnte hier mit größerem Recht die Nationale Arbeiterpartei (NPR) beanspruchen. Der schärfste innenpolitische Konkurrent der *Endecja* während der 20er Jahre trat programmatisch nicht nur für eine stärkere Berücksichtigung sozialer Belange, sondern auch für eine rasche Integration Pommerellens in den Gesamtstaat ein.

Einer Rekrutierung der Beamtschaft allein aus gebürtigen Pommerellern waren objektiv Grenzen gesetzt. Die *Wojewodschaft* verfügte historisch bedingt nicht über das Reservoir an entsprechend qualifizierten Kräften. Bereits während des Kaiserreiches hatten sich Verbindungen der polnischen Nationalbewegung zur Provinz Posen ergeben; den von dort stammenden Beamten stellte die Kommission auch ein positives Zeugnis aus. Minutiöse Untersuchungen ergaben inzwischen, daß in Pommerellen die Planstellen der Verwaltung zum überwiegenden Teil mit Einheimischen besetzt waren. Es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, daß es eben das statistische Drittel auswärtiger Beamten war, die das Bild in der Bevölkerung bestimmten.²⁶

Einen Testfall für die Identifizierung mit dem neuen Staat stellte der polnisch-sowjetische Krieg im Sommer 1920 dar. Von der Möglichkeit, für Deutschland zu optieren und sich somit der Einberufung zu entziehen, machten besonders in den nördlichen Kreisen ganze Jahrgänge Gebrauch.²⁷ Die Tatsache, daß sich das Militär zum Fouragieren im eigenen Land gezwungen sah, steht zugleich symbolhaft für die Strukturproble-

²⁵ Vgl. Jan Walkusz, *Duchowieństwo diecezji chełmińskiej 1918–1939* (Der Klerus der Diözese Kulm 1918–1939). Pelplin 1992.

²⁶ Vgl. Józef Borzyszkowski, Przemysław Hauser, *Jeszcze w kwestii „Sprawozdania Komisji Pomorskiej z 1920 roku“* (Nochmals zum „Bericht der Pommerellen-Kommission von 1920“), in: *Zapiski Historyczne* 53 (1988), Nr. 3-4, S. 101-106, hier S. 104; Janusz Kutta, „My“ i „oni“ na Pomorzu w latach 1920–1939. Przyczynę do dziejów integracji społeczeństwa polskiego („Wir“ und „die da“ in Pommerellen 1920–1939. Ein Beitrag zur Integrationsgeschichte der polnischen Nation), in: *Zapiski Historyczne* 56 (1991), S. 223-249.

²⁷ Vgl. Sejm (wie Anm. 24), S. 31; Niendorf, *Minderheiten* (wie Anm. 6), S. 201 f.; ders., *Vandsburg – Więcbork (Pommerellen): Eine kleine Stadt und die große Politik. Aspekte der Minderheitenproblematik in der II. Polnischen Republik*, in: *Pol-ska między Niemcami a Rosją. Studia ofiarowane Marianowi Wojciechowskiemu w siedemdziesiątą rocznicę urodzin (Polen zwischen Deutschland und Rußland. Marian Wojciechowski zum 70. Geburtstag)*, hrsg. v. Włodzimierz Borodziej u. Paweł Wieczorkiewicz. Warszawa 1997, S. 141-156, hier S. 144; Józef Borzyszkowski, *W II Rzeczypospolitej. Specyfika ziemiańskiego pogranicza (In der II. Republik. Die Spezifik des Grenzgebietes von Dzimianen)*, in: *Lipusz – Dzimianen. Monografia (Lippusch – Dzimianen. Monographie)*, hrsg. v. dems. Gdańsk 1994, S. 194-329, hier S. 197.

me des jungen Staates. Schon Wapiński wies in seiner Gesamtdarstellung darauf hin, daß das Phänomen enttäuschter Erwartungen in der Zweiten Republik nicht auf die Westgebiete beschränkt war.²⁸

In Pommerellen allerdings drängten sich den Einheimischen sofort Vergleiche mit Deutschland auf, und das sowohl mit dem Kaiserreich als auch mit den aktuellen Verhältnissen in Weimarer Republik oder Drittem Reich. Selbst für die polnischen Behörden stellte das Nachbarland eine ständig präsente Bezugsgröße dar. Pommerellen, die keilförmig in fremdes Staatsgebiet hineinreichende Verwaltungseinheit, war eine Grenzregion par excellence. Nicht weniger als zwölf der 18 Kreise grenzten an das Deutsche Reich oder an die Freie Stadt Danzig. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Wojewodschaft wurden entscheidend durch eben diese Grenzlage geprägt. Eine moderne Untersuchung der Umstellungsprobleme, die die Integration in eine neue Volkswirtschaft mit sich brachte, steht noch aus.²⁹

Nach dem Fortfall der Märkte im Innern Deutschlands mußten Bauern und Gutsbesitzer mit den kostengünstiger produzierenden Betrieben im Innern Polens konkurrieren. Sinkenden Erlösen für landwirtschaftliche Erzeugnisse standen gestiegene Preise für Maschinen und andere Produktionsmittel gegenüber.³⁰ Kostete in Deutschland ein Dampfpflugsatz den Gegenwert von 5000 Zentnern Roggen, waren es in Polen 22000 Zent-

²⁸ Vgl. Wapiński, *Życie* (wie Anm. 5), S. 54. Im Zusammenhang mit dem 70. Jahrestag der Wiedererlangung staatlicher Unabhängigkeit sind diese Probleme von Polens Historikern intensiv diskutiert worden. Vgl. Antoni Czubiński, *Spory o II Rzeczpospolitą. Ewolucja poglądów publicystyki i historiografii polskiej na temat przyczyn odbudowy i znaczenia niepodległego państwa dla narodu polskiego* (Die Auseinandersetzungen um die II. Republik. Entwicklungstendenzen in der polnischen Publizistik und Geschichtswissenschaft zur Frage der Entstehung und Bedeutung eines unabhängigen Staates für die polnische Nation). 2. Aufl., Poznań 1988; Roman Wapiński, *Polska wyśniona i rzeczywista* (listopad 1918 – grudzień 1922). *Przyczynek do dziejów świadomości społecznej w pierwszych latach niepodległości* (Das erträumte und das reale Polen [November 1918 – Dezember 1922]. Ein Beitrag zur Geschichte des gesellschaftlichen Bewußtseins in den ersten Jahren der Unabhängigkeit), in: *Od obcego panowania do niepodległego państwa. Materiały sesji naukowej zorganizowanej na 70-lecie odbudowy Państwa Polskiego* (Von der Fremdherrschaft zum unabhängigen Staat. Beiträge einer wissenschaftlichen Konferenz zum Wiederaufbau des polnischen Staates vor 70 Jahren), hrsg. v. Mieczysław Wojciechowski. Toruń 1991, S. 23-55.

²⁹ Vgl. den knappen Überblick von Roman Wapiński, *Lata nadziei* (1918–1939) (Jahre der Hoffnung [1918–1939]), in: *Dzieje Pomorza Nadwiślańskiego od VI wieku do 1945 roku* (Geschichte Pommerellens vom 6. Jahrhundert bis zum Jahr 1945), hrsg. v. Władysław Odyniec. Gdańsk 1978, S. 419-482, hier S. 430-443.

³⁰ Die Darstellung von Theodor Oberländer, *Die Landwirtschaft Posen-Pommerellens vor und nach der Abtrennung vom Deutschen Reich*. Berlin 1937 (Schriften des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft am Staatswissenschaftlichen Institut der Universität Königsberg. [6].), ist bis jetzt unwidersprochen geblieben. Vgl. Wapiński, *Lata nadziei* (wie Anm. 29), S. 433 f.

ner.³¹ Die schwere wirtschaftliche Lage Pommerellens in der Zwischenkriegszeit war allerdings nicht nur eine Folge des Versailler Vertrags. Manche Probleme gingen auf Strukturschwächen der Region zurück, die tieferreichende Wurzeln besaßen. Bereits zur preußischen Zeit konnte das agrarisch geprägte Gebiet seinen Bevölkerungsüberschuß nicht im Land behalten. Große Teile der Provinzbewohner blieben auf Saisonarbeit in anderen Teilen des Reichs angewiesen – eine Möglichkeit, die nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend entfiel. Eine tiefgreifende Industrialisierung und Modernisierung unterblieb auch in der Zwischenkriegszeit. Der Bau eines modernen Überseehafens in Gdingen (Gdynia), der durch eine Bahnlinie mit dem ostoberschlesischen Kohlerevier verbunden wurde, besaß Ausnahmecharakter, der die Lebensverhältnisse der Wojewodschaft nicht entscheidend beeinflussen konnte.

Von den Schwierigkeiten waren alle Bewohner unabhängig von ihrer Nationalität zunächst gleichermaßen betroffen. Nach der Stabilisierung der polnischen Währung durch Einführung des *Złoty* 1924 machte sich ein erheblicher Kreditbedarf bemerkbar, den deutsche Einrichtungen (nicht zuletzt dank der Subventionen aus dem Reich) offenbar besser zu befriedigen vermochten als polnische Institutionen. Die Kehrseite einer massiven Verschuldung deutscher Betriebe trat anschließend während der Weltwirtschaftskrise scharf zu Tage, die in Polen besonders lange, von 1929 bis 1935, anhielt.

Gerade auf wirtschaftlichem Gebiet lagen Ansatzpunkte für eine national übergreifende Kooperation. Viele ländliche Genossenschaften besaßen gemischten Charakter. Die wichtigste Organisation der deutschen Minderheit, der „Landbund Weichselgau“, nahm für sich in Anspruch, von Anfang an bestrebt gewesen zu sein, „alle Landwirte Westpreussens ohne Unterschied der Nationalität, Partei und Religion unter einen Hut zu bringen“. Daß dieser „schöne Plan“ gescheitert sei, gehe auf die polnische Seite zurück, die Anstoß an dem „wenigstens vorläufig noch notwendig bleibenden Gebrauch der deutschen Verhandlungssprache“ genommen habe.³² Besaß die Beschwörung einer solchen Utopie eher rhetorisch-propagandistische Bedeutung, war das Angebot zur Kooperation in Sachfragen keine leere Worthülse. Seit Mitte der 20er Jahre traten vereinzelt auch polnische Bauern dem Landbund bei, während umgekehrt deutsche Landwirte ab 1930 in polnische Organisationen wechselten, wenn sie dort

³¹ Vgl. Hans von Rosen, Bilanz. Das deutsche Gut in Posen und Pommerellen. Rosbach v.d.H. 1972, S. 62.

³² Aufruf des Kreislandbundes Tuchel vom 31.3.1920 „An alle deutschen Landwirte!“ Archiwum Państwowe w Bydgoszczy (Staatsarchiv Bromberg) (APB), Deutschtumsbund, Nr. 714.

ihre Interessen besser wahrgenommen sahen.³³ Noch im Sommer 1938 arbeiteten deutsche und polnische landwirtschaftliche Organisationen in der Frage des Arbeitsschutzes zusammen und vereinbarten gemeinsame Betriebsbesichtigungen.³⁴ Die letzten Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg standen allerdings im Zeichen eines verschärften Kampfes der Behörden gegen das deutsche Genossenschaftswesen.

Die polnische Minderheitenpolitik war bereits mehrfach Gegenstand von Untersuchungen, auf die hier nur pauschal verwiesen sei.³⁵ Was die Konzeption eines polnischen Nationalstaates anbelangt, so waren sich die verschiedenen politischen Lager darüber im klaren, daß jeder Versuch einer Assimilation der deutschen Minderheit von vorneherein zum Scheitern verurteilt war. Unterschiedliche Auffassungen bestanden darüber, ob es möglich sei, diese Bevölkerungsgruppe zu loyalen Bürgern zu erziehen, oder ob ihre vollständige Verdrängung aus Polen anzustreben sei.³⁶ Den an sich in der Minderheitenpolitik einen eher toleranten Kurs vertretenden Gefolgsleuten Piłsudskis fiel es schwer, nach dem Maiumsturz von

³³ Vgl. Przemysław Hauser, *Landbund Weichselgau – zawodowa organizacja rolnicza mniejszości niemieckiej w woj. pomorskim w latach 1920–1939* (Der Landbund Weichselgau – eine landwirtschaftliche Berufsorganisation der deutschen Minderheit in der Wojewodschaft Pommerellen 1920–1939), in: *Zapiski Historyczne* 44 (1979), S. 635–655. Traditionell ethnozentrisch ist die einzige neuere Monographie von Barbara Okoniewska, *Polscy ziemianie i chłopci Wielkopolski i Pomorza w latach II Rzeczypospolitej (Ich aktywność gospodarcza i polityczna)* (Polnische Gutsbesitzer und Bauern in Großpolen und Pommerellen während der II. Republik [Ihre wirtschaftliche und politische Betätigung]). Gdańsk 1991 (Gdańskie Towarzystwo Naukowe. Wydział I: Nauk Społecznych i Humanistycznych. Seria Monografii. 93.).

³⁴ Vgl. das *Kommuniqué*, in: *Gazeta Sępoleńska* Nr. 52 vom 29.6.1938.

³⁵ Vgl. neben Blanke, *Orphans* (wie Anm. 6), Marian Wojciechowski, *Die deutsche Minderheit in Polen (1920–1939)*, in: *Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern (1920–1939)*, hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und der Generaldirektion der Polnischen Staatsarchive v. Rudolf Jaworski u. Marian Wojciechowski. Bd. 1, München (u.a.) 1997 (Texte und Materialien zur Zeitgeschichte. 9,1.), S. 3–26; Albert S. Kotowski, *Polens Politik gegenüber seiner deutschen Minderheit 1919–1939*. Wiesbaden 1998 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 23).

³⁶ Vgl. Andrzej Chojnowski, *Koncepcje polityki narodowościowej rządów polskich w latach 1921–1939* (Konzepte für die Nationalitätenpolitik der polnischen Regierungen 1921–1939). Wrocław (u.a.) 1979 (*Polska myśl polityczna XIX i XX wieku*. 3.); Waldemar Paruch, *Mniejszości narodowe w myśli politycznej obozu piłsudczyńskiego (1926–1939)* (Nationale Minderheiten in der politischen Ideenwelt des Piłsudski-Lagers [1926–1939]). Lublin 1997; Jerzy Juchnowski, *Polski ruch socjalistyczny wobec Niemiec okresu Republiki Weimarskiej* (Die polnische sozialistische Bewegung gegenüber Deutschland zur Zeit der Weimarer Republik). Wrocław 1997 (*Acta Universitatis Wratislaviensis*. 2005.), S. 65–87; Rogers Brubaker, *Nationalism reframed. Nationhood and the national question in the New Europe*. Cambridge 1996, S. 86–93.

1926 in der Region Fuß zu fassen. In der Folge sahen sich die neuen Machthaber gezwungen, weitgehend die ideologischen Positionen des politischen Gegners zu übernehmen. Dies betraf insbesondere die antisemitische und deutschfeindliche Haltung der Nationaldemokratie.

In Berlin wiederum bestand ein weitreichender, parteienübergreifender Konsens in der Frage einer verdeckten Subventionierung der Deutschen in Polen.³⁷ Die Millionenbeträge, die über die Grenze flossen, stärkten die Position der Minderheitenführer, brachten sie gegenüber Berlin aber auch in ein Abhängigkeitsverhältnis. Politisch repräsentierten sie eher das nationalkonservative Lager. Charakteristisch war, daß die Deutschen Pommerellens lange Zeit über keine zentrale Interessenvertretung verfügten. Ersatz boten verschiedene kulturelle und wirtschaftliche Vereine, von denen der „Landbund Weichselgau“ besondere Bedeutung besaß. Erst nach Unterzeichnung des deutsch-polnischen Nichtangriffspaktes im Januar 1934 konnte offiziell eine politische Partei gegründet werden, die „Deutsche Vereinigung für Westpolen“ (DV). Ihr erwuchs ein erbitterter Konkurrent in Gestalt der „Jungdeutschen Partei“ (JDP), die ihre Wurzeln im schlesischen Bielitz (Bielsko) besaß. Unterschiede betrafen weniger Programmpunkte als das äußere Erscheinungsbild, zumal beide Parteien sich der Unterstützung von Institutionen des NS-Staates versichern konnten und eindeutige Bekenntnisse zum Nationalsozialismus ablegten. Bis Kriegsbeginn war es zu einer weitgehenden Annäherung zwischen DV und JDP gekommen.³⁸

Diese Entwicklung unterschied sich nicht von derjenigen in der Wojewodschaft Posen, zumal sich der Einzugsbereich der verschiedenen Minderheitenorganisationen weitgehend deckte oder zumindest in Teilen überschchnitt.³⁹ Zentrale Einrichtungen in Pommerellen tätiger Vereine waren in Bromberg konzentriert; der Einflußbereich des Posener Konsistoriums erstreckte sich faktisch auch auf die evangelischen Gemeinden Pommerellens.⁴⁰

Allein schon wegen dieser Organisationsstruktur war nicht zu erwarten, daß die Eliten der Minderheit versuchen würden, ein besonderes

³⁷ Vgl. Norbert Krekeler, Revisionsanspruch und geheime Ostpolitik der Weimarer Republik. Die Subventionierung der deutschen Minderheit in Polen 1919–1933. Stuttgart 1973 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 27).

³⁸ Vgl. Blanke, Orphans (wie Anm. 6), S. 170–182.

³⁹ Vgl. Przemysław Hauser, Die deutsche Minderheit in den Wojewodschaften Posen und Pommerellen 1918–1939, in: Deutsche und Polen (wie Anm. 35), S. 273–282; Dariusz Matelski, Mniejszość niemiecka w Wielkopolsce w latach 1919–1939 (Die deutsche Minderheit in Großpolen 1919–1939). Poznań 1997 (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu. Seria Historia. 187).

⁴⁰ Vgl. Heinz Neumeyer, Kirchengeschichte von Danzig und Westpreußen in evangelischer Sicht. Bd. 2: Die evangelische Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Leer 1977, S. 149–172.

Vorpostenbewußtsein unter den Deutschen im ‚Korridor‘ zu propagieren, das sie von ihren Landsleuten in anderen, international weniger exponierten Teilen Polens abgehoben hätte. Offiziell bekundeten alle Organisationen ohnehin ihre Loyalität gegenüber dem polnischen Staat. Die Feststellung der Sejmkommission von 1920, die Deutschen Pommerellens „schielen noch immer mit einem Auge nach Berlin“, besaß auch in späteren Jahren eine gewisse Berechtigung.⁴¹ Daraus pauschal den Vorwurf der Illoyalität abzuleiten, wie dies die ältere polnische Forschung tat, erscheint indes zu weitgehend. Eher könnte man die Einstellung der meisten Deutschen mit dem Begriff des ‚Attentismus‘ umschreiben.⁴²

Waren die Verbindungen der pommerellischen Deutschen zu ihren Landsleuten in Großpolen historisch und organisatorisch vorgegeben, so datieren Versuche, ein Gemeinschaftsgefühl unter allen in Polen lebenden Deutschen unabhängig von den Grenzen der Teilgebiete zu wecken, erst aus der Zeit des Nationalsozialismus. In dem günstigen Klima, das die Unterzeichnung des Nichtangriffspaktes zwischen Berlin und Warschau im Januar 1934 geschaffen hatte, trat nun die deutsche Minderheit nach außen stärker in Erscheinung, und dies nicht nur mit Uniformen und Abzeichen der neugegründeten Parteien. Charakteristisch war eine künstliche Belebung bzw. Schaffung dessen, was man als Volkskunst verstand: Trachten, Tänze und Feiern wie Heldengedenken oder Erntedankfest.⁴³

Damit begann die Minderheit, sich allmählich den öffentlichen Raum zurückzuerobern, den sie 1920 weitgehend kampflos der polnischen Gesellschaft und ihrem Staat überlassen hatte. Wenn sich dieser Prozeß auch mit einem gewissen Nachholbedarf deutscherseits erklären läßt, verlief er doch nicht losgelöst von parallelen Tendenzen in der Mehrheitsgesellschaft. Das Erntedankfest beispielsweise war Ende der 30er Jahre nicht mehr per se eine Feier der am landwirtschaftlichen Produktionsprozeß beteiligten Personen, sondern konnte auch der nationalen Manifestation dienen – als ‚altdeutsches‘ bzw. ‚altpolnisches‘ Erntedankfest.⁴⁴ Eine genaue Analyse dieses Phänomens mittels kulturgeschichtlicher Ansätze ist

⁴¹ Sejm (wie Anm. 24), S. 33 (im Original deutsch).

⁴² Vgl. Mathias Niendorf, Die deutsche Minderheit in Polen zwischen 1918–1945, in: Anerkannt als Minderheit (wie Anm. 6), S. 39–52, hier S. 46; Dariusz Matelski, Mniejszość niemiecka na Pomorzu Gdańskim (1920–1996) (Die deutsche Minderheit in Pommerellen [1920–1996]), in: Rocznik Gdański 57 (1997), Nr. 1, S. 93–105, hier S. 104.

⁴³ Vgl. Richard Breyer, Das Deutsche Reich und Polen 1932–1937. Außenpolitik und Volksgruppenfragen. Würzburg 1955 (Marburger Ostforschungen. 3.), S. 325, Anm. 87.

⁴⁴ Vgl. Mathias Niendorf, Die Grenze als Grauzone. Zum Problem der Perspektive in den deutsch-polnischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit, in: Grenzen in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. Hans Lemberg (im Druck).

derzeit allerdings nicht möglich. Die verschiedenen Elemente nationaler Formensprachen wurden bisher weder inventarisiert noch in ihrer sozialen oder geschlechtsspezifischen Reichweite erforscht.

Was die symbolische Besetzung des öffentlichen Raumes anbelangt, hatten gleich 1920 die Vertreter des polnischen Staates die Initiative übernommen und sich bemüht, alle Spuren langjähriger Fremdherrschaft, wie sie es verstanden, zu tilgen. Hierzu gehörte nicht allein das Abtragen wilhelminischer Denkmäler (sofern diese nicht vorher außer Landes gebracht worden waren), sondern auch Anordnungen zum Übermalen von Inschriften und Firmenschildern bis hin zur weitgehenden Ausschaltung des Deutschen als Behördensprache. Von einem Angehörigen der noch vom Kaiserreich geprägten Elite, Thorns langjährigem Pfarrer Reinhold Heuer, wurde dieser äußere Wandel als Ausdruck einer zielbewußten Politik wahrgenommen und als schmerzlich empfunden.⁴⁵

Polnische Versuche, eine eigenständige nationale Identität zu konstruieren, konnten allerdings nicht auf den demonstrativen Bruch mit borusisch-deutschen Traditionen beschränkt bleiben. Nicht immer genügte ein paar Handgriffe wie im Falle des Thorner Obeliskens, der nach entsprechender Umgestaltung statt Hindenburg nun seinen Berufskollegen Józef Haller ehrte.⁴⁶ Der Oberbefehlshaber der pommerellischen Front hatte am 10. Februar 1920 bei Putzig (Puck) in Anwesenheit höchster politischer Prominenz einen Platinring in die Ostsee geworfen und damit „die Vermählung Polens mit dem Meere“ vollzogen. Die symbolische Handlung sollte den Anspruch des Landes auf das Territorium Pommerellens wie auf den Rang einer Seemacht bekräftigen.⁴⁷

Derselbe Tenor durchzog eine Reihe zeitgenössischer Propagandaschriften; darüber hinaus wurde eine eigene „See- und Kolonialliga“ („Liga Morska i Kolonialna“) gegründet. Politisch größere Bedeutung besaß der „Verband zur Verteidigung der Westmarken“ bzw. ab 1934 der „Polnische Westverband“ („Związek Obrony Kresów Zachodnich“ bzw. „Polski Związek Zachodni“). Es handelte sich um die typische Form eines halbstaatlichen nationalen Kampfverbands, der von der Beamten-schaft dominiert wurde. Eine Mitgliedschaft war nicht nur für Staatsbe-

⁴⁵ Vgl. Reinhold Heuer, Siebenhundert Jahre Thorn 1231–1931. Danzig 1931 (Ostland-Darstellungen. 1.), S. 67; Stażewski, Exodus (wie Anm. 15), S. 135 f.

⁴⁶ Vgl. Marjan Sydow, Toruń. Jego dzieje i zabytki (Thorn. Geschichte und Baudenkmäler). Toruń 1929, S. 124.

⁴⁷ Vgl. die populäre Dokumentation von Daniel Duda, Zaślubiny Polski z morzem. Historia – tradycja – współczesność (Z badań nad najnowszymi dziejami Pomorza Gdańskiego) (Die Vermählung Polens mit dem Meer. Geschichte – Tradition – Gegenwart [Aus Forschungen zur pommerellischen Zeitgeschichte]). Gdynia 1997; Powrót Polski (wie Anm. 20), S. 91–95.

dienstete kaum zu umgehen, sondern auch für all diejenigen, die in wirtschaftlicher Abhängigkeit von den Behörden standen. In der Öffentlichkeit traten die Vereine durch propagandistische Großveranstaltungen hervor, so etwa im Jahre 1930, als im Zuge der Weltwirtschaftskrise aus Deutschland zunehmend revisionistische Töne zu vernehmen waren. Als Reaktion veranstaltete der Westmarkenverein landesweit einen ‚Pommerellischen Monat‘. Eine als Argumentationshilfe konzipierte Handreichung für lokale Veranstalter unterstrich die Bedeutung der Region für den polnischen Gesamtstaat, ohne auf die Spezifik des Landes ausführlicher einzugehen.⁴⁸

Die instrumentelle Behandlung Pommerellens kann als eine Konstante polnischer Politik gelten.⁴⁹ Der Ausbau Gdingens von einem Fischerort zu einem Überseehafen wurde als eine Leistung des Gesamtstaates und nicht einer Region inszeniert und propagiert. Der Ruf eines Eldorados an der Ostsee zog Arbeitssuchende aus ganz Polen an, was im Zeichen gesamtstaatlicher Integration durchaus erwünscht war, die Beschäftigungsmöglichkeiten für Anwohner jedoch verschlechterte. Töne der Frustration klingen gelegentlich in Memoiren an – der biedere Kaschube, so das Autostereotyp, konnte eben nicht mit der Lebenstüchtigkeit und Redegewandtheit der Zuwanderer mithalten.⁵⁰ Mit dem Widerspruch zwischen nationaler Rhetorik und Realität mußte sich selbst der „Verband zur Verteidigung der Westmarken“ auseinandersetzen. Einzelne Ortsgruppen nutzten das Forum zu Resolutionen, die kaum mit satzungsmäßigen Vereinszielen zu vereinbaren waren, so etwa zu der Forderung nach Ablösung auswärtiger Beamter und einer Forcierung der Agrarreform unter vorrangiger Berücksichtigung einheimischer Interessenten.⁵¹

⁴⁸ Frontem do morza i Pomorza. Materiał dla urządzających obchody, akademie, odczyty, pogadanki szkolne itp. w czasie „Miesiąca Pomorza“ (od 16.XI.–16.XII.1930 r.) (Mit der Front zum Meer und nach Pommerellen. Material für die Veranstaltung von Festen, Gedenkfeiern, Lesungen, Schulvorträgen u.ä. während des „Pommerellischen Monats“ [vom 16.11.–16.12.1930]), hrsg. v. Związek Obrony Kresów Zachodnich. Poznań 1930.

⁴⁹ Vgl. Roman Wapiński, Główne elementy integracji Pomorza Gdańskiego z pozostałymi ziemiami polskimi w latach 1920–1970 (Hauptelemente der Integration Pommerellens mit dem übrigen Polen 1920–1970), in: Zapiski Historyczne 37 (1972), S. 419–452.

⁵⁰ Vgl. Stefan Fikus, Historia wsi Luzina i okolic w latach 1871–1985 (Geschichte des Dorfes Lusino und seiner Umgebung 1871–1985). Gdańsk 1992, S. 114; Bolesław Jażdżewski, Wspomnienia kaszubskiego „gbura“. Część pierwsza: 1921–1943 (Erinnerungen eines kaschubischen „Bauern“. Tl. 1: 1921–1943). Gdańsk 1992, S. 52 f. Wapiński, *Życie* (wie Anm. 5), S. 76, beschränkt sich auf die Feststellung, daß der Mythos von Polen zur See (legenda morska) weder im Land noch in der Region ge-griffen habe.

⁵¹ Vgl. Marek Orski, Organizacja okręgu pomorskiego Związku Obrony Kresów Zachodnich w latach 1921–1934 (Die Organisation des Bezirks Pommerellen des Verbandes zum Schutze der Westmarken 1921–1934), in: Zapiski Historyczne 51 (1986), S. 497–530, hier S. 521.

Das Gefühl, gegenüber Zuwanderern aus anderen Teilen Polens benachteiligt zu werden, begünstigte eine regionale kaschubische Bewegung. Diese war allerdings in sich gespalten und vermochte ihren Einfluß nicht auf den Süden der Wojewodschaft auszudehnen, auch wenn Jan Karnowski, einer ihrer bedeutendsten Führer, das Konzept eines pommerellischen Regionalismus entwickelte, in dem er den Kaschuben eine Schlüsselrolle zuwies.⁵² Griffige Inhalte und Symbole einer das gesamte Gebiet Pommerellens integrierenden Ideologie waren allerdings auch nicht leicht zu finden.

Die polnische Nationalbewegung Westpreußens verfügte nicht über Volkshelden wie den Kleinbauern Drzymala oder die streikenden Schulkinder von Wreschen (Września), die als Symbolgestalten des Widerstands gegen staatliche Germanisierungspolitik weit über die Grenzen der Provinz Posen hinaus Bekanntheit erlangten.⁵³ Da das Territorium der Wojewodschaft allein auf dem Vertragswege an Polen gefallen war, entfiel auch die Möglichkeit, wie in Schlesien und Posen über die Tradition von Aufständen eine regional verankerte nationale Identität zu begründen. Die Träger des großpolnischen Regionalismus, die Nationaldemokratie und das unter ihrem Einfluß stehende Bürgertum der Kleinstädte, verfügten in Pommerellen nicht über eine ähnlich starke Stellung. Zusätzlich machte sich das Fehlen eines geistigen Zentrums bemerkbar. Das Priesterseminar in Pelplin oder das 1925 in Thorn gegründete Ostsee-Institut (Instytut Bałtycki) konnten keine Landesuniversität ersetzen.

Das öffentliche Schulwesen war in der zentralistisch verfaßten Republik auf gesamtstaatliche Integration „von oben“ ausgerichtet, was einer

⁵² Vgl. Józef Borzyszkowski, Regionalizm kaszubsko-pomorski – tradycje i współczesność (Der kaschubisch-pommerellische Regionalismus. Traditionen und Gegenwart), in: Regionalizm a separatyzm – historia i współczesność. Śląsk na tle innych obszarów (Regionalismus und Separatismus – Geschichte und Gegenwart. Schlesien im regionalen Vergleich), hrsg. v. Maria Wanda Wanatowicz. Katowice 1995, S. 135-148, hier S. 142-145. Die polnische Forschung hat bisher nicht versucht, den Stellenwert des kaschubischen Problems im Rahmen der Wojewodschaft genauer zu bestimmen. Die jüngste Gesamtdarstellung von Wapiński, *Zycie* (wie Anm. 5), ist ein Beispiel dafür, wie aus einer politikgeschichtlichen Fixierung die Spezifik jener Bevölkerungsgruppe und ihrer Siedlungsgebiete nur am Rande wahrgenommen wird; vgl. Wrzesiński (wie Anm. 5), S. 165. Auf der anderen Seite ist eine gegenläufige Tendenz zu beobachten, den kaschubischen Regionalismus mit einem pommerellischen gleichzusetzen, obwohl die Angehörigen dieser Bevölkerungsgruppe nicht mehr als etwa 200 000 der rund 1 000 000 Einwohner Pommerellens ausmachten.

⁵³ Ein Gefühl der Verbitterung über das mangelnde Traditionsbewußtsein seiner Landsleute spricht aus einem unscheinbaren Heftchen, das einer der Veteranen der polnischen Bewegung in seinem kleinen Verlag herausgab: Jan Bona, *Legion Pomorski czyli wykaz działaczy polskich na terenie Pomorza przed wojną wszechświatową* (Die pommerellische Legion oder Verzeichnis der polnischen Vorkämpfer Pommerellens vor dem Weltkriege). M. Tarpno/Grudziądz 1924.

Berücksichtigung regionaler Besonderheiten enge Grenzen setzte. In diesem Bereich wurde bisher vor allem der organisatorisch-institutionelle Rahmen erforscht, weniger die Lehrinhalte und deren Rezeption. Dies gilt gleichermaßen für das polnische wie für das deutsche Bildungswesen.⁵⁴ Der polnische Lehrplan sah in den Volksschulen kein der deutschen ‚Heimatkunde‘ vergleichbares Fach vor, wenn auch im Unterricht die nähere Umgebung der Schüler bis hin zum Kreis behandelt werden sollte. Noch Mitte der 30er Jahre hielt die Aufsichtsbehörde eigene, speziell auf Pommerellen abgestimmte Schulbücher für nicht erforderlich.⁵⁵

Eine Annäherung an die Lehrinhalte ist vorerst nur auf der programmatischen Ebene möglich. Aufschlußreich in dieser Hinsicht sind die vom Lemberger staatlichen Schulbuchverlag herausgegebenen Heftchen, die für den Volksschulunterricht in ganz Polen bestimmt waren. Das Bändchen über die Ostseeküste stellt deren Anwohner und ihr Brauchtum so vor, als unterschieden sie sich nicht von anderen Gegenden des ländlichen Polen; ‚kaschubisch‘ erscheint fast als Synonym für ‚polnisch‘.⁵⁶ Ebenfalls ein eigenes Heftchen wurde der Hafenstadt Gdingen gewidmet, das wohl insbesondere der Vor- und Nachbereitung von Exkursionen dienen sollte. Ein idealtypischer Ausflug einer Mädchenklasse gab die Rahmenhandlung ab. Neben Kenntnissen über die Geographie der Ostseeküste und das Wirtschaftsleben eines Hafens versuchte die Autorin auch den Stolz auf die Leistungen Polens und Verständnis für die Belange der Landesverteidigung zu vermitteln.⁵⁷ Über die Wirkung solcher patriotischen Erziehung lassen sich nur schwer verallgemeinernde

⁵⁴ Vgl. Klemens Trzebiatowski, *Szkolnictwo w województwie pomorskim w latach 1920–1939* (Das Schulwesen in der Wojewodschaft Pommerellen 1920–1939). Wrocław (u.a.) 1986 (Gdańskie Towarzystwo Naukowe. Wydział I: Nauk Społecznych i Humanistycznych. Seria Monografii. 82.); Horst-Dieter von Enzberg, *Die Goetheschule in Graudenz und das deutsch-polnische Verhältnis (1920–1945)*. Lüneburg 1994 (Beiträge zur Schulgeschichte. 5.).

⁵⁵ Vgl. die undatierte und ungezeichnete Ausarbeitung „*Szkolnictwo powszechnie na zachodnim pograniczu*“ (Das Volksschulwesen im westlichen Grenzgebiet). APB, Kuratorium Okręgu Szkolnego Pomorskiego w Toruniu, Nr. 1017. Einen knappen instruktiven Überblick bietet: Alojzy Zielecki, *Regionalizm w nauczaniu historii* (Regionalismus im Geschichtsunterricht), in: *Pamiętnik XV powszechnego zjazdu historyków polskich* (Berichtband des 15. Polnischen Historikertags). Bd. 1, Tl. 2, hrsg. v. Jacek Staszewski. Gdańsk/Toruń 1995, S. 185–192.

⁵⁶ Bernard Chrzanowski, *Wybrzeże* (Die Küste). Lwów 1934 (Biblioteka Szkoły Powszechnej. 92.), S. 13: „Mowa ich kaszubska narzeczem polskiem. Zagrody ich i chaty jak u nas na wsi (...) Zwyczaje i obrzędy takie same jak w całej Polsce, czy to na dożynkach, czy na weselach; te same wtedy także piosenki śpiewają.“ Der Verfasser spielte eine bedeutende Rolle bei der Popularisierung Pommerellens auch unter den Erwachsenen Polens.

⁵⁷ Zofja Lipkowska, *Gdynia*. Lwów 1933 (Biblioteka Szkoły Powszechnej. 56.).

Aussagen fallen. Ein seltenes, vielleicht nicht repräsentatives Dokument stellt der Erlebnisbericht einer Schülerin dar, den sie unter Aufsicht des Lehrers in die Schulchronik eintragen durfte. Ein heutiger Leser kann sich nicht des Eindruckes erwehren, als sei der eigentliche Höhepunkt des Ausflugs für die Klasse das gemeinsame Eisessen gewesen.⁵⁸

3. Deutsche und Polen im Alltag 1920–1939

Die Erwartungshaltung nationaler Eliten deckte sich keineswegs immer mit der Realität vor Ort. Eine aufschlußreiche, bisher viel zu wenig beachtete Quelle für derartige Diskrepanzen stellt die Presse dar. Schon der Lokalteil einer Zeitung konnte von anderen Tendenzen bestimmt sein als ihr politischer Teil. Die Leserbriefspalten schließlich stellten ein Forum für Stimmen dar, die sonst kaum Chancen besaßen, an die Öffentlichkeit zu dringen. Schlaglichtartig verdeutlicht dies eine Kontroverse in der „Gazeta Sępoleńska“ („Zempelburger Zeitung“). Einer ihrer Lokalreporter monierte, daß ein ländlicher Gesangverein Einladungen zu einem Tanzvergnügen auch an Deutsche versandt habe. Eine derartige Propagierung nationaler Segregation im Alltag forderte den Widerspruch eines polnischen Lesers heraus.

Aus intimer Kenntnis der örtlichen Verhältnisse stellte er zunächst die scheinbar patriotische Argumentation in Frage. Er unterstellte wirtschaftliche Motive und vermutete hinter dem Schreiber jener Zeilen den Wirt, in dessen Lokal sonst immer die Vereinsfeierlichkeiten stattgefunden hatten – und zwar stets mit deutscher Beteiligung. Einmal sei im Festkomitee sogar ein (namentlich genannter) Nationalist vertreten gewesen, ein ‚Hakatisť. Der Leserbriefschreiber bekannte sich ausdrücklich zu dieser Tradition ethnisch gemischter Veranstaltungen und stellte die rhetorische Frage, ob denn die Minderheitsangehörigen, die an dem letzten Fest teilgenommen hatten, durch ihre Anwesenheit etwa eine feindliche Einstellung gegenüber den Polen zum Ausdruck gebracht oder sich von ihnen abgesondert hätten.

Die Polemik im Lokalteil eines Provinzblattes legt nahe, daß die gegenseitige Wahrnehmung im Alltag nicht in erster Linie nach nationalen Kri-

⁵⁸ Maria Gołębiewska, uczenica kl. VII, Opis wycieczki do Gdyni 13.6.1931 (Schülerin der Klasse VII. Beschreibung des Ausflugs nach Gdingen), in: Kronika Szkoły Podstawowej nr 1 w Sępólnie Kr. Lata 1916–1935 (Chronik der Grundschule Nr. 1 in Zempelburg für die Jahre 1916–1935) (Chronik noch heute im Besitz der Volksschule in Zempelburg).

terien erfolgte. Stereotypen waren auch unter der Landbevölkerung latent vorhanden, aktiviert wurden sie jedoch erst, wenn konkrete Interessen berührt wurden – wie im Falle des offenbar um seinen Verdienst gebrachten Gastwirts. Im Normalfall zählten in erster Linie der Mensch und sein individuelles Verhalten. Selbst eine von der Mehrheit abweichende Einstellung, etwa eine prononciert nationale Haltung, wurde in gewissen Grenzen toleriert, sobald – wie im Falle eines Dorffestes – die lokale Gemeinschaft als Ganzes gefordert schien. Der anonyme Autor schloß seinen Leserbrief im Krisenjahr der bilateralen deutsch-polnischen Beziehungen 1930 mit dem Sprichwort „Eintracht ernährt, Zwietracht verzehrt“ („Zgoda buduje, a niezgoda rujnuje“).⁵⁹

Alltagskontakte und gemeinsames Feiern von Deutschen und Polen waren keineswegs nur eine Erscheinung des pommerellischen Dorfes. Ethnisch gemischt waren beispielsweise die Handwerksinnungen, über die allerdings keine zusammenfassende Untersuchung vorliegt. Gleiches gilt für die kleinstädtischen Honoratiorenvereine der Schützengilden. Lediglich in Graudenz war, um der sich abzeichnenden polnischen Dominierung zuvorzukommen, die Gilde aufgelöst und ihr Vermögen unter den Mitgliedern aufgeteilt worden, so daß eine Nachfolgeorganisation nicht an ältere Traditionen anknüpfen konnte. In den anderen Städten gewannen die polnischen Mitglieder allein durch die Abwanderung der Deutschen allmählich das Übergewicht, ohne daß dieser Prozeß von größeren Konflikten begleitet gewesen wäre.⁶⁰ Ähnlich verhielt es sich mit der Freiwilligen Feuerwehr. Auch sie behielt ihren ethnisch gemischten Charakter nach 1920 bei. Wie eine als Dienst am Gemeinwohl verstandene Tätigkeit ein Wir-Gefühl begründen konnte, läßt ein Zeitzeugenbericht erahnen: „Die Männer der Wehr konnten mit Stolz das Jahr 1924 in Erinnerung halten. Denn in diesem Jahr wurde die Strasburger freiwillige Feuerwehr mit einem Anerkennungsdiplom des Hauptfeuerwehrverbandes in Warschau geehrt. Sie erhielt das Diplom für ihre Verdienste bei Löscharbeiten und als älteste Wehr in Pommerellen.“⁶¹ Selbst in Graudenz war das Verhältnis auf lokaler Ebene nicht nur durch Spannungen geprägt. Anders als in der Schützengilde arbeiteten Minderheitsangehöri-

⁵⁹ Sypniewo. Dziwne stosunki (Sypniewo. Eigenartige Verhältnisse), in: *Gazeta Sypoleńska* Nr. 23 vom 25.2.1930; Sypniewo (Uwagi do artykułu „Dziwne stosunki“) (Anmerkungen zu dem Artikel „Eigenartige Verhältnisse“), in: Ebenda Nr. 28 vom 8.3.1930.

⁶⁰ Vgl. die Vorgänge in: APB, *Urząd Wojewódzki Pomorski w Toruniu*, Nr. 5562.

⁶¹ Erich Strehlau, *Die Strasburger Feuerwehr*, in: *Der Westpreuße* 22 (1970), Nr. 12-13, S. 16 ff., hier S. 17; vgl. Karl Boese, *50 Jahre Freiwillige Feuerwehr Wittenburg, Kreis Briesen*, in: Ebenda 10 (1958), Nr. 26, S. 8 f.

ge im Verschönerungsverein weiter mit, nachdem dessen Vorstand eine polnische Mehrheit bekommen hatte.⁶²

Die Identifizierung mit dem Wohnort, die Anteilnahme an seiner Entwicklung, ermöglichte es Deutschen, der polnischen Herrschaft auch positive Seiten abzugewinnen. Dies gilt selbst für den bereits zitierten Pfarrer Heuer. Er beschwor zwar den deutschen Charakter Thorns und beklagte die „rücksichtslose Polonisierung“, erkannte zugleich aber an, daß nicht nur „für Ordnung und Sauberkeit der Straßen gesorgt“ werde, sondern auch „neue schöne Grünflächen“ angelegt worden seien. Er führte die positive Entwicklung darauf zurück, daß die alteingesessenen Thorner Polen bzw. ihre Landsleute aus anderen Teilen Pommerellens die Kommunalpolitik bestimmten. Dies sei „für die Stadt ein Glück (...) Von den alten polnischen Thornern wird Wert darauf gelegt, daß bedeutsame Charakterzüge im Bilde der alten Stadt nicht verwischt werden“. Diesen Mitbürgern sah sich Heuer in einer Art Wertegemeinschaft verbunden. Deutlich fiel dagegen seine Distanzierung von den aus anderen Teilen Polens stammenden Neubürgern aus. Von rühmenswerten Ausnahmen abgesehen, sei es ihnen nicht gelungen, ein „näheres, inneres Verhältnis zu ihrem neuen Wohnort“ zu finden.⁶³

Das zentrale Ereignis der Thorner Stadtgeschichte waren die 700-Jahrfeiern. Deutsche und Polen begingen dieses Jubiläum getrennt – nicht nur organisatorisch, sondern auch in zeitlichem Abstand. Die Minderheitsangehörigen feierten das Ereignis von 1231, als eine Schar von Rittern des Deutschen Ordens über die Weichsel gesetzt war und in der Nähe des späteren Thorns eine erste Befestigung errichtet hatte. Das Insistieren auf der historischen Rolle des Deutschen Ordens für Pommerellen war mit dem traditionellen polnischen Geschichtsbild nicht zu vereinbaren. Die offiziellen Feierlichkeiten von 1933 knüpften an die Verleihung der Stadtrechte an. Zum Eintritt in das Festkomitee wurden ausdrücklich auch Deutsche eingeladen – drei evangelische Geistliche, ein Stadtverordneter, ein Kaufmann, ein Apotheker, ein Baumeister, der Direktor der Vereins-

⁶² Vgl. Stefan Wodwud, *Z przeszłości Towarzystwa Upiększenia miasta Grudziądza (1862–1937)* (Aus der Geschichte des Graudenzers Verschönerungsvereins [1862–1937]), in: *Grudziądz. Przewodnik turystyczny* (Graudenz. Reiseführer), hrsg. v. Adolf Hendlar. Grudziądz 1937, S. 17–32.

⁶³ Heuer, Thorn (wie Anm. 45), S. 66f. Vgl. Mieczysław Wojciechowski, *Polen und Deutsche in Thorn in den Jahren 1914–1939*, in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 2* (1994), S. 257–272; ders., *Mniejszość niemiecka w Toruniu w latach 1920–1939* (Die deutsche Minderheit in Thorn 1920–1939), in: *Mniejszości narodowe i wyznaniowe w Toruniu w XIX i XX wieku* (Nationale und religiöse Minderheiten in Thorn im 19. und 20. Jahrhundert), hrsg. v. dems. Toruń 1993 (*Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 3.*), S. 59–80.

bank sowie der Besitzer einer Lebkuchenfabrik. Von diesen nahmen die Einladung nur der Stadtverordnete Doehn, der Kaufmann Mallon und der Apotheker Jakob an. Die übrigen lehnten teils ohne Angabe von Gründen ab, teils beriefen sie sich – wie Pastor Heuer – auf mangelnde Polnischkenntnisse oder den Umstand, daß die Deutschen ja bereits ihre 700-Jahrfeier begangen hatten und ansonsten durch ihren Vertreter in der Stadtverordnetenversammlung repräsentiert seien.⁶⁴

Die getrennten Feiern des Stadtjubiläums machten die Grenzen deutlich, die der integrierenden Kraft lokaler Identität gesetzt waren. Allerdings stellte Thorn als Wojewodschaftshauptstadt einen Sonderfall dar, in dem nationale Prestige Gesichtspunkte eine größere Rolle spielten, zumal sich auch auf örtlicher Ebene Vertreter ausgesprochener Eliten gegenüberstanden: höhere Verwaltungsbeamte und Pastoren. Es war wohl kein Zufall, daß sich zu einer Kooperation gerade Einzelhändler bereitfanden, die im Alltag unmittelbare Kontakte zu polnischen Kunden unterhielten. Besonderes Interesse verdient die Rolle des Stadtverordneten Doehn, dem eine Schlüsselfunktion im Verhältnis zwischen deutscher und polnischer Bevölkerung zugeschrieben wurde. Das weite Feld der Kommunalpolitik ist von der Forschung allerdings bisher noch wenig bearbeitet worden.⁶⁵ Eine Untersuchung der Frage, inwieweit die Arbeit in den Gemeindeparlamenten Pommerellens von nationaler Konfrontation oder einer zumindest begrenzten Kooperation bestimmt war, verspricht allgemeine Aufschlüsse über den Verlauf der interethnischen Beziehungen in jener Grenzregion.

Von den zeitgenössischen Versuchen einer Bestandsaufnahme ragt durch Originalität und Breitenwirkung ein Artikel in Polens größter Tageszeitung, dem Krakauer „*Ilustrowany Kurier Codzienny*“ hervor. Er provozierte polemische Entgegnungen in der polnischen Presse und wurde von der „*Deutschen Rundschau in Polen*“, dem führenden Organ der Minderheit, in Übersetzung nachgedruckt.⁶⁶ Der aus altem pommerelli-

⁶⁴ Vgl. Minderheiten-Lagebericht der Wojewodschaft Thorn für Februar 1933, in: *Deutsche und Polen* (wie Anm. 35), Dok. Nr. 62, S. 326–346, hier S. 345.

⁶⁵ Vgl. die Pionierstudie von Danuta Sieradzka, *Samorząd komunalny województwa śląskiego 1920–1939. Aspekty polityczne i narodowościowe* (Die kommunale Selbstverwaltung der Wojewodschaft Schlesien 1920–1939. Politische und nationale Aspekte). Gliwice 1992 (Politechnika Śląska. Zeszyty Naukowe. 1170. Nauki społeczne. 65.); Niendorf, *Minderheiten* (wie Anm. 6), S. 216–227.

⁶⁶ Aleksander Schedlin Czarliński, „Wasserpolaki“ – to zakała Pomorza! Co się dzieje w Bydgoszczy w 15-tym roku niepodległości!, in: *Ilustrowany Kurier Codzienny* Nr. 108 vom 20.4.1933; Übersetzung: ders., Die „Wasserpollacken“ – sind ein Schandfleck für Pommerellen! Was geht in Bydgoszcz im 15. Jahre der Unabhängigkeit vor?, in: *Deutsche Rundschau in Polen* Nr. 92 vom 22.4.1933. Der Verfasser bezeichnete zu diesem Zeitpunkt bereits Bromberg als die eigentliche Hauptstadt

schen Adel stammende Aleksander Schedlin-Czarliński führte beredt Klage darüber, daß 15 Jahre nach der Wiedererlangung staatlicher Unabhängigkeit das Leben der Wojewodschaft noch immer deutsch geprägt sei.

Die Vorwürfe richteten sich weniger gegen die Angehörigen der Minderheit als gegen die einheimischen Polen, deren Nationalbewußtsein schwach ausgeprägt und in erster Linie konjunkturell bedingt sei. Schedlin-Czarliński verwendete in diesem Zusammenhang den für Oberschlesien geprägten Begriff des ‚Wasserpollacken‘. Als ein Beispiel für viele führte er einen subalternen preußischen Kommunalbeamten namens Koschalke an, der in seinem Hurra-Patriotismus vorgegeben hatte, nur Deutsch zu verstehen, bis er sich beim Einmarsch der Polen die ‚rogatywka‘ aufsetzte, „Es lebe Polen!“ schrie und seinen Namen in Koszałka ändern ließ. „Der ‚Wasserpollack‘ ist der Prototyp eines Renegaten“, stellte der Autor fest und registrierte besorgt, daß sich der autoritätsgläubige Pommereller bereits wieder an den selbstbewußt auftretenden Minderheitsangehörigen orientieren würde. Untrügliches Kennzeichen hierfür sei der allgegenwärtige Gebrauch der deutschen Sprache. Es genüge, daß sich ein deutscher Restaurantbesucher an einen Tisch zu fünf Polen setze, und diese würden ihre Unterhaltung sofort umstellen. „Der Deutsche war der Herr, der Pole ist es nicht. Also: der Deutsche ist der Herr geblieben“, lautete das Fazit Schedlin-Czarlińskis.⁶⁷

Er sprach damit das grundlegende Problem des Rollenwechsels und Rollenlernens an. Der Hoheitswechsel von 1920 hatte nur eine Form von Identität berührt, die nationale: Aus Vertretern einer Staatsnation waren Angehörige einer Minderheit geworden und umgekehrt. Mit dieser in der Literatur immer wieder anzutreffenden Feststellung ist jedoch noch keine Aussage darüber getroffen, inwieweit sich beide Bevölkerungsgruppen tatsächlich in erster Linie als nationale Gemeinschaften verstanden. Das einzige Privileg, das die Deutschen im Kaiserreich gemeinsam genossen hatten, war die Möglichkeit, mit Behörden in ihrer Muttersprache zu verkehren. Der deutsche Landarbeiter allerdings war genauso wie sein polnischer

Pommerellens; seine Ausführungen beanspruchen für die gesamte Wojewodschaft Gültigkeit. Diese Verlegung der Grenze Pommerellens nach Süden wurde von den Kommentatoren auch nicht beanstandet; inhaltlich aufschlußreich ist eine Glosse, die dem Autor im wesentlichen nur den Zeitpunkt und die übertriebene Form der Darstellung zum Vorwurf macht: *Z naszej i cudzej grzędę. (...) Schedlin czy Schädling? (...) (Aus eigenem und fremden Beet. Schedlin oder Schädling?)*, in: *Dziennik Bydgoski* Nr. 94 vom 23.4.1933.

⁶⁷ „Wasserpolak jest prototypem renegata. (...) Niemiec był panem. Polak nim nie jest. Więc ... Niemiec pozostał panem“. Schedlin Czarliński, *Wasserpolaki* (wie Anm. 66).

Kollege vom Koalitionsverbot betroffen gewesen und konnte allenfalls hoffen, über den sozialen Aufstieg als Ansiedler in den Genuß staatlicher Fördermittel zu gelangen. Gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse wurden von dem Hoheitswechsel nicht berührt: Gutsbesitzer blieben Gutsbesitzer, Dienstmädchen blieben Dienstmädchen.⁶⁸ Erwartungen insbesondere der landhungrigen kaschubischen Kleinbauern, daß auf die nationale Emanzipation eine soziale folgen würde, blieben unerfüllt.

Schedlin-Czarliński selbst ging auf solche Problemzusammenhänge nicht ein, sondern beließ es bei der Verallgemeinerung von Einzelbeobachtungen. Allein diese Fallbeispiele machen jedoch bereits deutlich, daß die deutsche Prägung Pommerellens keine Frage darstellte, die sich allein mit einem Blick auf die Bevölkerungsstatistik beantworten ließe.⁶⁹ Der sich als besorgter Patriot gebende Schedlin-Czarliński verband mit der Rolle ‚Pole‘ Erwartungen, die viele seiner Landsleute nicht zu erfüllen gedachten. Sprache z.B. war für sie in erster Linie ein pragmatisch gehandhabtes Kommunikationsmittel.

Wenn der Journalist auch die mangelnde Sichtbarkeit der nationalen Grenzen im Alltag beklagte, bestand an deren Existenz für ihn doch kein Zweifel. Der zeitgenössische Sprachgebrauch läßt erkennen, daß die Begriffe ‚Deutsche‘ und ‚Polen‘ bzw. ‚Niemcy‘ und ‚Polacy‘ mehr als nur statistische Größen waren. Scheinbar selbstverständlich begegnen sie in erzählenden Quellen, in Behördenberichten oder Zeitungsartikeln. Problematisiert werden sie erst, wenn nicht eine anonyme Bevölkerungsgruppe benannt, sondern ein einzelner Mensch charakterisiert werden soll. Es ist vermutlich nicht nur auf die Quellenlage zurückzuführen, daß dieses Problem vor allem auf polnischer Seite begegnet, die mit der Identitätsfindung und Festlegung von Rollennormen größere Schwierigkeiten hatte.

Obwohl selten thematisiert, läßt sich aus zeitgenössischen Beurteilungsversuchen die Grundannahme ablesen, daß nationale Zugehörigkeit durch Muttersprache und Konfession vorgegeben sei. Ein Protestant war in Pommerellen (mit möglicher Ausnahme des Kreises Soldau) nur als Deutscher vorstellbar, während die Begriffe ‚Pole‘ und ‚Katholik‘ nicht deckungsgleich sein mußten. Allerdings hatten es Katholiken, zumal

⁶⁸ Vgl. die Erinnerungen einer Gutsbesitzerin aus der Gegend von Thorn: Gertrud Neumann, Vom ländlichen Leben in der Korridorzeit. 1. Fortsetzung, in: *Der Westpreuße* 12 (1960), Nr. 29, S. 5f.: „Eigenartig gestaltete sich das Verhältnis der angestellten Polen zu uns Deutschen. Obwohl wir die Besiegten waren, sahen sie in uns stets die Herren. Sie waren genauso unterwürfig wie vorher“. Vgl. Rex Rexheuser, Deutsche Minderheit in Polen, polnische Minderheit in Deutschland 1920 bis 1939, in: *Nordost-Archiv A.F.* 20 (1987), S. 7-20, hier S. 11.

⁶⁹ Vgl. die kritischen Anmerkungen in der Rezension Wrzesiński's (wie Anm. 5).

wenn sie einen slavischen Familiennamen trugen, nicht immer einfach, polnischerseits als Deutsche akzeptiert zu werden. Die „Deutsche Rundschau“ riet ihren Lesern, in solchen Fällen Gegenbeispiele anzuführen und auf prominente Polen mit deutschen Namen wie etwa den bereits erwähnten General Haller zu verweisen.⁷⁰

Das subjektive Kriterium wurde in Zweifelsfällen auch von der polnischen Seite bemüht. Beispiele hierfür bieten besonders Polemiken im Lokalteil der Presse. Wenn die Ehefrau eines Bürgermeisters nicht ganz fließend und korrekt Polnisch spreche, sei dies noch lange kein Grund, an ihrer nationalen Zuverlässigkeit zu zweifeln, erwiderte ein Lokalkorrespondent auf entsprechende Vorwürfe.⁷¹ Ähnlich wurde ein Lehrer mit den Worten in Schutz genommen, der wahre Patriot gebe sich nicht durch das Deklamieren nationaler Parolen zu erkennen, sondern durch konkrete Arbeit zum Wohle des Vaterlandes.⁷² Konkrete Kriterien hierfür wurden dem Leser nicht an die Hand gegeben.

Für die Behörden gehörte die nationale Beurteilung von Staatsbürgern zum Geschäftsalltag. Wer die Eigentumsübertragung (Auflassung) einer Immobilie beantragte, ein Mandat in der kommunalen Exekutive antreten wollte oder sich um eine Schankkonzession (bzw. deren Verlängerung) bemühte, mußte damit rechnen, daß über ihn eine amtliche Auskunft eingeholt wurde. Eine solche ‚opinja‘ war nicht ein einfaches polizeiliches Führungszeugnis, sondern eine bis ins Persönliche gehende Beurteilung staatsbürgerlicher Zuverlässigkeit. Dabei waren die Kriterien nicht eindeutig festgelegt und dem Ermessen des einzelnen Beamten ein weiter Spielraum gelassen. Bis ein solches Zeugnis seinen endgültigen Adressaten erreichte, hatte es meist verschiedene Behördenebenen durchlaufen.

⁷⁰ Name und Nationalität, in: Deutsche Rundschau Nr. 251 vom 31.10.1928; vgl. Przemysław Hauser, Stosunki narodowościowe i polityczne w diecezji chełmińskiej w okresie II Rzeczypospolitej (Die politischen und nationalen Verhältnisse in der Kulmer Diözese während der II. Republik), in: Z przeszłości diecezji chełmińskiej 1243–1992. Materiały konferencji naukowej w Toruniu 6 XI 1993 r. (Aus der Geschichte der Kulmer Diözese 1243–1992. Beiträge der wissenschaftlichen Konferenz in Thorn vom 6.11.1993), hrsg. v. Marian Biskup. Toruń 1994, S. 91–101; Wojciech Kotowski, Die Lage der deutschen Katholiken in Polen in den Jahren 1919–1939, in: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S. 39–67.

⁷¹ Dziennik Bydgoski Nr. 87 vom 16.4.1926: „Zresztą nie jest powiedziane, że ten, który nie umie po polsku czysto i płynnie, nie jest już dobrym Polakiem. Jest może nawet lepszym jak ci, którzy go umią obrażać jako brzoń, przeciwko swej Ojczyźnie – na co zresztą mamy tak liczne dowody.“

⁷² Gazeta Sępoleńska Nr. 4 vom 23.6.1927: „nie miał zrozumienia, kogo można nazwać Polakiem. Nie ten zostanie odrazu zbawiony, który woła: ‚Panie, Panie!‘ Nie ten jest gorącym patriotą, który wykrzykuje ‚Niech żyje Polska.‘ Nazwać patriotą można jedynie tego, który czynem pomaga naszej kochanej matce ojczyźnie.“

Dabei konnten sich bemerkenswerte Akzentverschiebungen ergeben. Für einen Bürgermeister war es im Jahre 1922 kein Widerspruch, wenn er einen Stadtverordneten als „mehr den Deutschen gewogen“ charakterisierte und ihm gleichzeitig das Attest eines „guten Polen“ ausstellte.⁷³ Ebenso konnte ein einfacher Polizeibeamter einem evangelischen Landwirt bescheinigen, daß dieser sich sowohl hinsichtlich seines Lebenswandels wie seiner politischen Haltung tadellos führe – dies obwohl, wie er hinzufügte, der Bauer seine Kinder in deutschem Geist erziehe und Umgang vor allem mit Deutschen pflege. Der Starost übernahm diese Formulierungen weitgehend wörtlich, mit dem entscheidenden Unterschied jedoch, daß er den Landwirt aufgrund der zuletzt genannten Tatsachen als politisch „unsicher“ („niepewny“) einstufte.⁷⁴ Je näher sich Menschen waren, desto weniger wurde offenbar die Wahrnehmung von nationalen Stereotypen bestimmt und desto diffuser fielen die Rollenerwartungen aus.

Das Phänomen nationaler Ambivalenz und Indifferenz schließlich war nicht auf die unteren sozialen Schichten beschränkt. Entsprechende Charakterisierungen finden sich auch im Falle wohlhabender Kaufleute. Diese Geschäftsleute identifizierten sich zum Leidwesen der Behörden in erster Linie mit ihrem Beruf und waren bemüht, sich mit Deutschen und Polen gleichermaßen gut zu stellen.⁷⁵

Förmliche Begutachtungsverfahren fanden auch in Einrichtungen der deutschen Minderheit statt. Die Kreditvergabe war gewöhnlich an eine Wohlverhaltensklausel in nationaler Hinsicht gekoppelt, wobei die internen Unterlagen der Genossenschaften jedoch nicht überliefert sind. Um so größere Bedeutung besitzen die Geschäftsakten des deutschen „Wirtschaftsverbandes städtischer Berufe in Polen“. Der von der Bromberger Zentrale um gutachterliche Stellungnahme ersuchte Felix Caminer antwortete unter dem Datum vom 5.10.1932 aus Kamin (Kamień Kr.), „daß Angefragte Polin ist, aber deutscher Gesinnung. – Gegen die Aufnahme bestehen keine Bedenken“. Andererseits wurde der Bauunternehmer Josef Goerke aus dem Mitgliederverzeichnis der Ortsgruppe gestrichen, nachdem er als „in nation. Beziehung nicht einwandfrei“ denunziert wor-

⁷³ Magistrat Vandsburg am 21.2.1922 an den Starosten in Zempelburg. APB, Wydział Powiatowy w Sępólnie, Nr. 133: „jako Polak dobry, sprzyja więcej Niemcom“.

⁷⁴ Vgl. Polizeiposten Vandsburg am 19.11.1928 an den Starosten in Zempelburg. APB, Starostwo Powiatowe w Sępólnie, Nr. 141; Der Starost in Zempelburg am 21.11.1928 an den Wojewoden in Thorn. Ebenda.

⁷⁵ Schreiben des Starosten in Zempelburg vom 10.12.1938 und 16.1.1939 an die Wojewodschaft in Thorn, in: Deutsche und Polen (wie Anm. 35), Dok. Nr. 110 u. 112, S. 443-446.

den war.⁷⁶ Die Orientierung am subjektiven Kriterium erlaubte es den finanziell vergleichsweise gut gestellten Minderheitenorganisationen, ihre Einflusssphäre über die ursprüngliche Klientel hinaus auszudehnen. Wenn dieses Phänomen auch nicht in Zahlen zu fassen ist, sorgten doch Fälle wie der oben geschilderte für eine ständige Beunruhigung der Behörden. Nicht ohne Grund befürchteten sie negative Folgen für das polnische Nationalbewußtsein, die die Anziehungskraft deutscher Wirtschaftsorganisationen nach sich zog.

Daß von dort aus ein Jude wie der Getreidehändler Caminer vertrauensvoll um Auskunft gebeten wurde, wäre allerdings schon bald nicht mehr denkbar gewesen. Die bereits 1933 abgeschlossene Gleichschaltung der Minderheitenorganisationen wirkte sich auch in Richtung eines gesteigerten Antisemitismus aus. Die jüdische Bevölkerung geriet in eine immer stärkere Isolation. Zusätzlich machten sich innerhalb der Synagogengemeinden Spannungen zwischen den einheimischen, deutsch assimilierten Mitgliedern und orthodoxen Zuwanderern bemerkbar.⁷⁷

Die Mitte der 30er Jahre war auch für die christliche deutsche Bevölkerung eine Zeit innerer Konflikte. Die Rivalitäten zwischen JDP und DV nahmen nicht selten handgreifliche Formen an. Der schwerste Zwischenfall ereignete sich am 13. Mai 1934 in Graudenz, wo der 22jährige Fritz Makus getötet wurde. Dieser Tag wurde von der JDP alljährlich im Stil einer Märtyrerfeier begangen.⁷⁸ Die den Opfern des Weltkrieges gewidmeten Heldengedenkfeiern schließlich waren ursprünglich keine Einrichtung der gesamten Minderheit gewesen, sondern von der DV initiiert worden, was die scharfe Kritik ihrer politischen Rivalin hervorgerufen hatte.⁷⁹

Auch die polnische Bevölkerung stellte alles andere als eine homogene und solidarische Gemeinschaft dar. Auf die Spannungen zwischen einheimischen Polen und ihren zugewanderten Landsleuten wurde bereits eingegangen. Sie fanden ihren sprachlichen Ausdruck in einer Reihe von Spitznamen, wobei als Schimpfwort für einen Zuwanderer aus Galizien wohl der „bosy Antek“ („Barfuß-Toni“ – nach dem angeblich typischen Vornamen Antoni) die weiteste Verbreitung besaß. Ebenfalls pejorativ

⁷⁶ APB, Wirtschaftsverband städtischer Berufe, Nr. 282.

⁷⁷ Vgl. Gminy wyznaniowe żydowskie w województwie pomorskim w okresie międzywojennym (1920–1939) (Die Synagogengemeinden in der Wojewodschaft Pommerellen in der Zwischenkriegszeit [1920–1939]), hrsg. v. Jan Sziling. Toruń 1995 (Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 4.).

⁷⁸ Vgl. Blanke, Orphans (wie Anm. 6), S. 177.

⁷⁹ Vgl. Manfred G., „Heldengedenkfeiern“, in: Deutsche Nachrichten Nr. 56 v. 8.3.1935; vgl. dagegen Heldengedenken, in: Ebenda Nr. 57 v. 8.3.1936.

konnotiert war die Bezeichnung „Kongresiaki“ für Zuwanderer aus dem ehemals russischen Polen, für das die deutsche Entsprechung „Kongresser“ belegt ist. Ob im Alltag immer so genau zwischen den Bewohnern der verschiedenen Teilgebiete differenziert wurde, ist erst in zweiter Linie von Belang.⁸⁰ Als Schimpfwort für die einheimischen Polen war „pomorskie śledzie“ („pommerellische Heringe“) in Gebrauch.⁸¹

Die Relevanz derartiger Abgrenzungen läßt sich im Verhältnis zu konkurrierenden Loyalitäten verdeutlichen. Ein ehemaliger Lehrer aus der nördlichen Kaschubei beschreibt anschaulich, wie die nicht selten handgreiflich ausgetragenen Rivalitäten zwischen männlichen Jugendlichen verschiedener Dörfer vergessen waren, sobald Matrosen ihnen die Mädchen abzuwerben drohten.⁸² Bei der Akzeptanz von Zuwanderern aus anderen Teilen Polens gab es offenbar geschlechtsspezifische Unterschiede. Frauen wurden kritischer beurteilt als Männer. Wenn aus Warschau stammende Lehrerinnen in Berent (Kościerzyna) einen modischen Bubikopf trugen und dazu auch noch rauchten, wurde dies in Teilen der Kreisstadt als Provokation empfunden.⁸³ Ein aus dem Inneren Polens stammender Junggeselle, der in eine kaschubische Familie einheiratete, konnte allmählich integriert werden. Größere Probleme ergaben sich, wenn ein Migrant seine Ehefrau mitbrachte – diese hatte dann noch stärker als ihr Mann unter mangelnder Akzeptanz zu leiden.⁸⁴

Die polnische Literatur verwies früh auf derartige Phänomene und verzeichnete sie unter dem Stichwort „Teilgebietsantagonismus“ („antagonizm [między]dzielnicowy“).⁸⁵ Der Sammelbegriff legt die Frage nahe, was in der Konfrontation mit dem Fremden jeweils das Eigene darstellte: der Wohnort und dessen Umgebung, Pommerellen oder die beiden westlichen Wojewodschaften zusammen genommen als das ehemals preußische Teilgebiet (dzielnica) Polens? In der Forschung wurde dieser Fragestellung bisher nicht näher nachgegangen. Wichtige Aufschlüsse verspräche

⁸⁰ Vgl. die ironisch gefärbte Darstellung eines Minderheitenfunktionärs, der vorübergehend eine Zelle mit polnischen Kriminellen teilen mußte: Paul Dobbermann, Mein Freund Ignatz, in: Ders., Bilder und Geschichten aus Posen und Pommerellen. Poznań o.J. (Bücher des Deutschen Heimatboten in Polen. 2.), S. 80-86: „Nur der eine (Zellengenosse; M. N.), ein Kongresser, konnte nicht mitreden, und durfte auch nichts sagen, denn er war eben ein Antek.“ (S. 81)

⁸¹ Vgl. Helmut Kónitz, Graudenz in den dreißiger Jahren, in: Der Westpreuße (1971), Nr. 4, S. 7.

⁸² Prószyński, Z podwórka (wie Anm. 13), S. 40.

⁸³ Vgl. Pepliński, Prasa (wie Anm. 8), S. 395.

⁸⁴ Vgl. Prószyński, Z podwórka (wie Anm. 13), S. 40f.

⁸⁵ Vgl. Florian Znaniecki, Studja nad antagonizmem do obcych (Studien zur Feindschaft gegenüber den Fremden), in: Przegląd Socjologiczny 1 (1930/31), S. 158-209, hier bes. S. 171f. u. 182f.

eine semantische Analyse der Begriffe „Pomorze“ als Bezeichnung einer Region und „Pomorzanin“ bzw. „Pomorzak“ für deren Bewohner.⁸⁶

Für Pommerellen fehlt eine vergleichbare Untersuchung, wie sie über den Posener Regionalismus vorliegt. Barbara Wysockas instruktive Studie zeigt auf, daß im großpolnischen Bewußtsein die Abgrenzung zu den Nachbarn im Norden nur eine untergeordnete Rolle spielte.⁸⁷ Das Posener Selbstverständnis gründete sich in erster Linie auf einem Überlegenheitsgefühl gegenüber den Bewohnern der ehemals russischen und österreichischen Landesteile. Vieles deutet darauf hin, daß dies auch für Pommerellen zutraf, wobei die Identifikation mit der Wojewodschaft als solcher tendenziell schwächer ausgeprägt gewesen sein dürfte. Identifikationsmöglichkeiten boten eher kleinere Teilgebiete wie die Kaschubei oder die Koschneiderei, deren Spezifik allerdings gerade mit einer besonderen ethnischen Homogenität („kaschubisch“, „deutsch-katholisch“) assoziiert wurde.

Vor dem Hintergrund des Teilgebietsantagonismus, der Saalschlachten zwischen DV- und JDP-Anhängern oder auch antisemitischer Ausschreitungen relativiert sich der Charakter deutsch-polnischer Auseinandersetzungen. Nur selten eskalierten sie wie 1933 in Graudenz, als deutsche Wahlversammlungen gesprengt und Teilnehmer tätlich angegriffen wurden, von denen zwei ihren Verletzungen erlagen.⁸⁸ Handelte es sich hierbei um einen Ausnahmefall, so ist doch nicht zu verkennen, daß nationaler Konfliktstoff objektiv vorhanden war. Die Beurteilung als Deutscher konnte ein Stigma bedeuten, das über Lebenschancen entschied.

Selbst eine fließende Beherrschung der Landessprache und ein persönlich loyales Verhalten reichten nicht aus, die Auffassung zu erhalten, wenn der Antragsteller hauptberuflich in einer deutschen Einrichtung beschäftigt war und dabei mit ausgesprochenen ‚Hakatisten‘ in Berührung kam.⁸⁹ Eine Loyalitätsbescheinigung erwies sich auch für diejenigen Minderheitsangehörigen als wertlos, die sich um eine Parzelle im Rahmen der Agrarreform bemühten.⁹⁰ Im Umgang mit den Vertretern des polnischen

⁸⁶ Ebenso wäre zu fragen, ob die auffällig rasche Durchsetzung des Begriffes ‚Pommerellen‘ in Veröffentlichungen der Minderheit allein politisch bedingt war, um nicht dem Verdacht revisionistischer Bestrebungen zusätzlich Nahrung zu geben (was ein Festhalten an dem historischen ‚Westpreußen‘ zur Folge gehabt hätte), oder ob nicht möglicherweise eine regionale Identität der deutschen Bevölkerung als ‚Westpreußen‘ schon im Kaiserreich nur schwach ausgeprägt gewesen war.

⁸⁷ Barbara Wysocka, Regionalizm wielkopolski w II Rzeczypospolitej 1919–1939 (Der großpolnische Regionalismus in der II. Republik 1919–1939). Poznań 1981 (Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu, Seria Filologia Polska. 23.).

⁸⁸ Vgl. Enzberg, Goetheschule (wie Anm. 54), S. 208 f.

⁸⁹ Vgl. die Vorgänge in: APB, Starostwo Powiatowe w Sępólnie, Nr. 114.

⁹⁰ Vgl. Niendorf, Minderheiten (wie Anm. 6), S. 237 f.

Staates mußten Deutsche die Erfahrung machen, daß selbst ein politisch unauffälliges bis bemüht loyales Verhalten nicht vor Diskriminierung schützte. Hierin bestand die Schwäche einer Minderheitenpolitik, die nur das Mittel negativer Sanktionen kannte, nicht jedoch in der Lage war, auf politisches Wohlverhalten positiv zu reagieren und sich etwa die Interessengegensätze zwischen deutschen Gutsbesitzern und Kleinbauern zu nutzen zu machen. Die Benachteiligung bei der Agrarreform teilten die Deutschen allerdings mit vielen ihrer polnischen bzw. kaschubischen Nachbarn.

Hitlers Machtübernahme, die zunehmende Identifizierung der Deutschen in Polen mit dem Nationalsozialismus bei einer sich gleichzeitig verschärfenden polnischen Nationalitätenpolitik, die ihre Entsprechung auf gesellschaftlicher Ebene fand, interpretierten Zeitzeugen als Wendepunkt in den interethnischen Beziehungen, als Beginn einer gegenseitigen Entfremdung.⁹¹

Mit seltener Eindringlichkeit wurde dieser Prozeß für die kleine Bischofsstadt Pelplin (Kreis Dirschau) beschrieben.⁹² Eine unsichtbare Mauer (mur) begann sich zwischen Polen und Deutschen aufzurichten, deren Grundstein spätestens im Frühjahr 1938 mit dem Anschluß Österreichs gelegt worden war. Die Reihe außenpolitischer Erfolge des Dritten Reichs führte zur nationalen Euphorie bei den Minderheitsangehörigen und der Erwartung, daß auch sie bald wieder unter deutscher Hoheit würden leben können.

Gewalttätige Auseinandersetzungen traten in größerem Ausmaß jedoch erst ab Frühjahr 1939 auf, zu einem Zeitpunkt, als mit der Kündigung des Nichtangriffspaktes durch Berlin die Beziehungen zu Warschau einen Tiefpunkt erreichten. Die NS-Propaganda wurde jenseits der Grenze aufmerksam verfolgt;⁹³ Meldungen über angebliche Deutschenverfolgungen provozierten teilweise erst die Zwischenfälle, die zu dokumentieren sie vorgaben. Der deutsche Konsul in Thorn gestand der Wojewodschaft zu, daß sie das in ihren Kräften Stehende getan habe, um Ausschreitungen gegen Minderheitsangehörige zu verhindern. Jedoch seien die Anwei-

⁹¹ Vgl. Mathias Niendorf, „So ein Haß war nicht“. Zeitzeugenbefragungen zum deutsch-polnischen Grenzgebiet der Zwischenkriegszeit, in: *Bios 10* (1997), S. 17-33.

⁹² Alojzy Męclewski, *Pelplińska jesień* (Pelpliner Herbst). Gdańsk 1971.

⁹³ Vgl. Ryszard Michalski, *Obraz Rzeszy Niemieckiej na łamach polskiej prasy pomorskiej w Drugiej Rzeczypospolitej (1920–1939). Studium z dziejów kształtowania się stereotypu wiedzy o rozwoju niemieckiego nacjonalizmu* (Das Bild des Deutschen Reiches in der polnischen Presse Pommerellens [1920–1939]. Ein Beitrag zur Geschichte der Perzeption des deutschen Nationalismus). Toruń 1995, S. 77-80 u. 88-91.

sungen von den Lokalbehörden entweder nicht entsprechend umgesetzt worden, oder diese seien bereits selbst nicht mehr Herr der Lage.⁹⁴

Dabei waren aber auf lokaler Ebene durchaus erfolgreiche Fälle von Krisenmanagement zu beobachten. Als Beispiel hierfür kann ein Zwischenfall in Pelplin gelten, der, durchaus nicht untypisch, Züge eines Lausbubenstreiches aufweist und erst durch die internationalen Spannungen eine brisante politische Aufladung erfuhr.⁹⁵ Der Jahrestag der Schlacht von Tannenberg, des Sieges des vereinigten polnisch-litauischen Heeres über den Deutschen Orden (15.7.1410), wurde in der Bischofsstadt mit einem Umzug nationaler Verbände begangen. Offizielles Ziel war die Abweisung der Revisionsansprüche des Dritten Reichs, satirisch verdeutlicht durch die Karikatur eines am Galgen hängenden Hitler. Faktisch wurde damit auch innenpolitisch Front gegen die Minderheitsangehörigen bezogen. Diese Atmosphäre schuf die Hinweisreize, die zur Förderung der Gewaltbereitschaft beitrugen. Sobald sich der Demonstrationzug deutschen Wohnungen näherte, warfen Jugendliche mit Steinen auf die Fensterscheiben und richteten beträchtlichen Sachschaden an. Die Täter wurden von den Ordnungsbehörden jedoch zur Rede gestellt, und es gelang den Stadtvätern auf informelle Weise, durch nicht näher dokumentierte Gespräche mit den Konfliktparteien, den äußeren Frieden am Ort wieder herzustellen. Sich nicht provozieren zu lassen, wurde als Devise ausgegeben. Entsprechend verfahren die Deutschen, die sich in ganz Pommerellen fast völlig aus der Öffentlichkeit zurückzogen. In der Forschung standen solche Konfliktlösungsstrategien bisher im Schatten der nachfolgenden Ereignisse.

4. Deutsche und Polen im Reichsgau Danzig-Westpreußen 1939–1945

Im Kanon deutsch-polnischer Konfliktgeschichte nimmt neben dem Schlagwort des ‚Korridors‘ auch der Begriff des ‚Bromberger Blutsonntags‘ einen besonderen Platz ein. Tatsächlich war es Anfang September 1939 zu Ausschreitungen gegen Minderheitsangehörige gekommen, die pauschal verdächtigt wurden, gemeinsame Sache mit der näherrückenden Wehrmacht zu machen. Die Massenhysterie läßt sich auf den Mythos der Minderheit als der ‚fünften Kolonne‘ Hitlers zurückführen, auch dies einer der „neuralgischen Punkte“ (Gotthold Rhode) in den deutsch-pol-

⁹⁴ Deutsches Generalkonsulat in Thorn am 4.4.1939 an das Auswärtige Amt in Berlin. Politisches Archiv des Auswärtigen Amts Bonn, Botschaft Warschau, Bd. 3.

⁹⁵ Vgl. Męclewski, Pelplińska jesień (wie Anm. 92), S. 23ff.

nischen Beziehungen. Eine neuere Arbeit schätzt die Zahl der in Pommerellen (in den Grenzen von 1938, also einschließlich Bromberg Stadt und Land) getöteten Deutschen auf 1500.⁹⁶

Als die Wehrmacht einen Ort Westpolens nach dem anderen besetzte, wurde sie von der deutschen Bevölkerung spontan bejubelt. Es handelte sich um ein gemeinschaftsstiftendes Erlebnis ersten Ranges, das auch Jahrzehnte später in Memoiren nur unter der Chiffre ‚Befreiung‘ erscheint.⁹⁷ Die unterschiedlichen Reaktionen auf das Ereignis verschärften die bereits vor Kriegsbeginn zu beobachtende nationale Polarisierung. Aber auch wer als Pole beim Anblick deutscher Stahlhelme nicht Jubel, sondern Trauer empfand, erwartete im wesentlichen eine Rückkehr zu den Verhältnissen des Kaiserreichs. Im Vertrauen auf die Rechtsstaatlichkeit des Dritten Reichs kehrten die meisten Flüchtlinge schon bald an ihre Wohnorte zurück.⁹⁸

Daß die neuen Machthaber indes nicht gewillt waren, an preußische Traditionen anzuknüpfen, machte bereits die Verwaltungsgliederung deutlich. Der neu geschaffene Reichsgau Danzig-Westpreußen umfaßte zwar die in der Zwischenkriegszeit an Ostpreußen angegliederten Teile der alten Provinz rechts der Weichsel, nicht aber die 1920 bei Deutschland verbliebenen Gebiete links des Flusses. Eine Kontinuität zur Wojewodschaft Pommerellen bestand insofern, als die ihr 1938 angeschlossenen kongreßpolnischen und posenschen Kreise ebenfalls in den Bestand des Reichsgaus eingingen.

Auf welche Weise sich das NS-Regime in die Tradition deutscher Herrschaft an der unteren Weichsel einzuordnen bemüht war, war bis jetzt nicht Gegenstand systematischer Analyse. Im Vergleich zu 1920 fiel die *damnatio memoriae* jedenfalls weit radikaler aus. Es wurden nicht nur Denkmäler gestürzt und Inschriften übermalt, sondern auch Bäume gefällt, wenn ihnen eine polnisch-patriotische Bedeutung zugesprochen

⁹⁶ Rasmus, Pommerellen (wie Anm. 4), S. 145. Zur Diskussion um die Opferzahlen vgl. Günter Schubert, Das Unternehmen „Bromberger Blutsonntag“. Tod einer Legende. Köln 1989, S. 191-201 (Kapitelüberschrift: „Leichenzählung oder: Argumente, die aus Gräbern kommen“). Eine Zahl von 352 ums Leben gekommenen Verschleppten aus den westpreußischen Kreisen der Wojewodschaft nennt: Die Verschleppung der Deutschen aus Posen und Pommerellen im September 1939. Eine Dokumentation, hrsg. v. Hans von Rosen. Berlin/Bonn 1990, S. 87.

⁹⁷ In der landsmannschaftlichen Publizistik ist eine Problematisierung des Begriffs erstmals zu beobachten bei: Hugo Rasmus, Westpreußen im Schatten des Hakenkreuzes. Gleichschaltung und Unrecht forcierten Gegnerschaft, in: Westpreußen-Jahrbuch 48 (1998), S. 119-158, hier S. 139 (vgl. dagegen aber S. 136).

⁹⁸ Vgl. Przemysław Hauser, *Mniejszość niemiecka na Pomorzu we wrześniu 1939 r.* (Die deutsche Minderheit in Pommerellen im September 1939), in: *Przegląd Zachodni* 28 (1972), S. 76-85.

wurde.⁹⁹ Selbst Wegkreuze und Heiligenbildnisse fielen dem Bildersturm zum Opfer. Eine „Heimatkunde für die Hand des Schülers“ stellte das Land an der unteren Weichsel als einen „urgermanischen Raum“ dar und widmete der polnischen Zeit nur einige kurze abfällige Bemerkungen. Gdingen, das Symbol polnischer Aufbauleistung nach dem Ersten Weltkrieg, wurde lediglich mit einem „Wirrwarr der vielen formlosen Steinkästen“ assoziiert, die „keinen einheitlichen Baustil erkennen“ ließen.¹⁰⁰ Die Umbenennung in ‚Gotenhafen‘ steht zugleich für den Versuch einer symbolischen Aneignung. Es handelte sich aber nur um den spektakulärsten Fall einer Namensänderung. Angestrebt wurde die vollständige Tilgung aller Erinnerung an die slavisch-polnische Vergangenheit des Gebietes.

Radikale Ortsnamensgermanisierungen wurden auch von deutscher Seite häufig als Verlust gewachsener Traditionen empfunden. Versuche, positiv eine nationale Identität auf lokaler Basis zu gründen, betrafen Straßenbenennungen nach örtlichen Opfern der Septemberrausschreitungen. Die Propaganda des „Bromberger Blutsonntags“ spielte während der gesamten Zeit des Zweiten Weltkriegs eine maßgebliche Rolle bei der Legitimierung nationalsozialistischer Besatzungsherrschaft. Ihr war zugleich eine integrierende Funktion zugeordnet. In den Reichsgau versetzte Beamte erhielten eine Broschüre mit Greuelphotos überreicht, in der u.a. zu lesen stand: „Für die Augen, die polnische Mordgier deutschen Menschen austach, sollen Millionen Blicke bei jedem polnischen Appell an Mitleid und Nachgiebigkeit stahlhart bleiben.“¹⁰¹

Diese Worte wirken um so gespenstischer, wenn man sich vor Augen hält, daß eine Politik gnadenloser Verfolgung längst eingesetzt, ja bereits zum Jahresende 1939 ihren Höhepunkt überschritten hatte. Insofern handelte es sich bei der offiziellen Propaganda um nachträgliche Versuche, die Ermordung der polnischen Führungsschicht unmittelbar zu Beginn der deutschen Besatzung zu rechtfertigen. Hierfür hatte es keiner wie auch immer gearteter Symbole bedurft – eine Analyse nationalsozialistischer Herrschaftspraxis läßt die Grenzen kulturgeschichtlicher Ansätze erkennen.

⁹⁹ Vgl. Prószyński, *Z podwórka* (wie Anm. 13), S. 156.

¹⁰⁰ Fritz Kanth, *Reichsgau Danzig-Westpreußen. Eine Heimatkunde für die Hand des Schülers*. Frankfurt a.M. 1941, S. 22.

¹⁰¹ *Polnischer Blutterror. Dokumente einer Kulturschande*. [Danzig 1940] (unpag.). Zur Rezeption dieser oder einer anderen Propagandaschrift vgl. die Kindheitserinnerungen von Jan Christ, *Die Königin der Weichsel. Deutsch-polnische Erkundungen in Thorn/Toruń*, in: *Stuttgarter Zeitung* Nr. 228 vom 1.10.1994, S. 49: „Diese Schreckensbilder bewahrte der Besatzer in seinem Herrenzimmerschrank neben Kognak und guten Zigarren auf, um sie uns sonntags in einer Art Ritual vorzustellen.“

Genaue Angaben über die Zahl der Opfer sind nicht möglich; die maßgebliche Gesamtdarstellung gibt einen Schätzwert von 36 000–42 000 Toten an.¹⁰² Hierunter befindet sich auch eine nicht näher zu bestimmende Anzahl Juden. Erschossen wurden bereits im Herbst 1939, also lange vor der ‚Endlösung‘, ganze Familien einschließlich Kindern. Zum Jahresende waren in den ehemals westpreußischen Gebieten des Reichsgaus so gut wie keine Juden mehr am Leben; die verbliebenen Angehörigen dieser Bevölkerungsgruppe wurden im Februar 1942 ins Generalgouvernement deportiert.¹⁰³ Ebenfalls von Haus und Hof vertrieben wurden rund 100 000 Polen, an deren Stelle Deutsche aus dem Baltikum und Bessarabien angesiedelt wurden.¹⁰⁴ Ungeachtet des improvisierten Charakters, der vielen Zwangsmaßnahmen vor Ort anhaftete, handelte es sich um die Umsetzung einer zentral geplanten Volkstumspolitik.

Bereits Mitte Juni 1939 waren unter Federführung der Geheimen Staatspolizei systematisch Namen von Polen gesammelt worden, die der deutschfeindlichen Betätigung bezichtigt wurden. An der Zusammenstellung des „Sonderfahndungsbuches Polen“ hatten neben dem Konsulat in Thorn auch Angehörige der deutschen Minderheit ihren Anteil, wobei allerdings zu fragen ist, inwieweit sie bewußt den Tod der von ihnen denunzierten Menschen in Kauf nahmen.¹⁰⁵ Der Kreis der im Herbst 1939 verhafteten und später meist standrechtlich erschossenen Polen wurde laufend erweitert. Er blieb nicht auf Personen beschränkt, die in der Öffentlichkeit gegen Hitler-Deutschland und die Deutschen aufgetreten waren, sondern umfaßte auch Polen, die lediglich eine bestimmte Rolle in der Gesellschaft gespielt hatten oder als mögliche Führer einer Wider-

¹⁰² Włodzimierz Jastrzębski, Jan Sziling, *Okupacja hitlerowska na Pomorzu Gdańskim w latach 1939–1945* (Die nationalsozialistische Besatzung in Pommerellen 1939–1945). Gdańsk 1979, S. 103. Völlig ausgeblendet wird die Problematik der Massenerschießungen im Handbuch der Geschichte Ost- und Westpreußens. Tl. IV: Vom Vertrag von Versailles bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1918–1945, hrsg. v. Ernst Opgenoorth. Lüneburg 1997 (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 10.).

¹⁰³ Die Konjunktur, die Regionalstudien bei der Rekonstruktion des Völkermordes an den Juden derzeit erleben, hat den Reichsgau Danzig-Westpreußen bisher noch nicht erfaßt. Vgl. als ersten Überblick: Jan Sziling, *Eksterminacja Żydów na Pomorzu Gdańskim w latach 1939–1945* (Die Ausrottung der Juden in Pommerellen 1939–1945), in: *Emancypacja – asymilacja – antysemityzm. Żydzi na Pomorzu w XIX i XX wieku* (Emanzipation – Assimilation – Antisemitismus. Die Juden in Pommerellen im 19. und 20. Jahrhundert), hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1992, S. 79–89 (Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 2.).

¹⁰⁴ Jastrzębski, Sziling, *Okupacja* (wie Anm. 102), S. 158f.

¹⁰⁵ Vgl. Andrzej Szefer, *Jak powstała niemiecka specjalna księga gończa Sonderfahndungsbuch Polen* (Wie das deutsche Sonderfahndungsbuch Polen entstanden ist), in: *Zaranie Śląskie* 46 (1983), S. 213–240.

standsbewegung in Betracht kamen. Der Begriff der Führungsschicht bzw. Intelligenz war dabei nicht allein auf klassische Eliten wie Lehrer, Rechtsanwälte oder Pfarrer beschränkt. Vielmehr wurden hierzu alle Personen gerechnet, die in irgendeiner Weise eine exponierte Stellung eingenommen hatten, und sei es als Dorfschulze oder als Vorarbeiter.¹⁰⁶

Die Mordaktionen waren zwar an zentraler Stelle in Berlin geplant worden, doch ihre Umsetzung erfolgte unter Mitwirkung der einheimischen Bevölkerung. Eine maßgebliche Rolle spielte der sogenannte Selbstschutz. Nach Art einer Miliz sollte er zunächst der Entlastung der Wehrmacht von nichtmilitärischen Aufgaben dienen, entwickelte sich später jedoch zu einem wichtigen Instrument des nationalsozialistischen Terrorapparats.¹⁰⁷ Es war allerdings nur eine kleine Minderheit innerhalb der männlichen deutschen Bevölkerung, aus der sich die Verhaftungs- und Erschießungskommandos rekrutierten. Viel größer, wenn auch nicht genau zu beziffern, war die Zahl der Denunzianten. Es genügte, daß zwei Deutsche mit ihrer Unterschrift einen Polen der antideutschen Betätigung bezichtigten, um dessen Verhaftung zu bewirken. Mochte zunächst auch der Glaube an ein rechtsstaatliches Verfahren vorgeherrscht haben, so sprach sich doch rasch herum, daß die Einweisung in ein Internierungslager fast einem Todesurteil gleichkam.

Es bleibt zu fragen, wie stark bei Angehörigen der deutschen Minderheit ein Rachebedürfnis ausgeprägt war und inwieweit dieses erst von SS- und Polizeiorganen geweckt werden mußte – nicht zuletzt mit der Aussicht auf materielle Bereicherung. Nachdenklich stimmt ein Blick auf die Situation unmittelbar nach dem Einmarsch der Wehrmacht. In jenen Tagen, wo der Eindruck polnischer Greuelthaten am stärksten hätte sein müssen, war es nicht zu spontanen Racheakten oder gar Lynchaktionen im großen Stil gekommen. Ein bezeichnender Vorfall ereignete sich in Neustadt (Wejherowo). Einige Deutsche machten sich zwar ein sadistisches Vergnügen daraus, den früheren Bürgermeister Teodor Bolduan zu demütigen und zu mißhandeln; seinen Tod jedoch hatten sie ursprünglich nicht beabsichtigt – hierzu bedurfte es erst der ausdrücklichen Ermunterung durch die neuen Machthaber.¹⁰⁸

¹⁰⁶ Vgl. Wolfgang Jacobmeyer, *Der Überfall auf Polen und der neue Charakter des Krieges*, in: *September 1939. Krieg, Besatzung, Widerstand in Polen*, hrsg. v. Christoph Kleßmann. Göttingen 1989, S. 16-37.

¹⁰⁷ Vgl. Christian Jansen, Arno Weckbecker, *Der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40*. München 1992 (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 64.).

¹⁰⁸ Vgl. Marian Podgóreczny, Albert Forster. *Gauleiter i oskarżony* (Gauleiter und Angeklagter). Gdańsk 1977, S. 288f.

Der Personenkreis, der sich nach verbreiteter Auffassung der deutschfeindlichen Betätigung schuldig gemacht hatte, war begrenzt. Ein ideologisch motivierter Vernichtungsfeldzug, der nicht individuelles Verhalten, sondern die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht über Leben und Tod entscheiden ließ, mußte daher auf Akzeptanzprobleme stoßen. Über die Reaktion der einheimischen deutschen Bevölkerung auf die Gewalttätigkeit nationalsozialistischer Volkstumspolitik läßt sich nur schwer ein umfassendes Bild gewinnen. In deutschen Darstellungen wurde das Problem meist nur am Rande gestreift,¹⁰⁹ während die ältere polnische Literatur alle Minderheitsangehörigen pauschal der Mittäterschaft bezichtigte. Gestützt auf polnische Quellen der Nachkriegszeit, die primär die Beteiligung einheimischer Deutscher an den Verbrechen dokumentieren sollten, hat Alicja Paczoszka als erste den Versuch unternommen, Gegenbeispiele für solidarisches Verhalten aufzuspüren.¹¹⁰

Ein seltenes, wohl singuläres Beispiel von Zivilcourage bietet das Verhalten des Gemeindevorstehers Adolf Beier aus dem Kreis Berent. Als ihm eine Liste zugestellt wurde, die die Namen von 18 zur Exekution bestimmten Polen enthielt, verweigerte er seine Unterschrift und warnte die Betroffenen. Sie überlebten den Krieg, während Beier seiner Funktion enthoben wurde und auch Prügel bezogen haben soll. Anders verfuhr der Gemeindevorsteher eines Nachbardorfes. Benno Schulz, ein Mitglied des Selbstschutzes, strich von einer ähnlichen Liste lediglich den Namen eines Bekannten, während er keine Anstalten zur Rettung der übrigen Polen unternahm. Andere Deutsche, die selbst nicht zu den Funktionsträgern gehörten, intervenierten zugunsten der Freilassung von Bekannten. Der Einsatz für ein Menschenleben konnte ein paar Flaschen Sekt betragen, oder auch nur etwas Zeit und Mühe, lautet das Resümee Paczoszkas.

So verdienstvoll ihre Zusammenstellung auch ist, muß doch festgehalten werden, daß in den Erinnerungen polnischer Zeitzeugen ein Gefühl der Enttäuschung überwiegt. Als einflußreich geltende Deutsche, so der Tenor, hätten sich nicht oder nicht mit genügendem Nachdruck für die Freilassung inhaftierter Bekannter eingesetzt. Tatsächlich hingen die Erfolgsaussichten nicht zuletzt von der Prominenz des Häftlings ab. Sie wa-

¹⁰⁹ Das Problem der Mitverantwortung einheimischer Deutscher bei der Ermordung ihrer polnischen Nachbarn übergeht Rasmus, *Westpreußen* (wie Anm. 97).

¹¹⁰ Alicja Paczoszka, *Pomoc niesiona Polakom przez Niemców w okręgu gdańskim w latach II wojny światowej* (Hilfe für Polen von Deutschen im Regierungsbezirk Danzig während des Zweiten Weltkriegs), in: *Rocznik Gdański* 57 (1997), Nr. 1, S. 121-133.

ren hoch, wenn ein Arbeitgeber einen Angestellten zur Aufrechterhaltung seines Betriebs reklamierte, und gering, wenn es sich um Vertreter der polnischen Intelligenz oder um Gutsbesitzer handelte. In diesen Fällen konnte nach vorübergehender Freilassung eine nochmalige Inhaftierung erfolgen.

Deutsche Interventionen zugunsten polnischer Bekannter erfolgten stets im Geheimen und blieben auf Einzelfälle beschränkt. Öffentliche Proteste, die das NS-Regime am meisten fürchtete und die es am ehesten zum Nachgeben bewegen konnten, schienen in der Jubelstimmung nach dem Einmarsch der Wehrmacht kaum vorstellbar. In Berlin war man sich sehr wohl bewußt gewesen, daß die Zeit für die Verwirklichung des Mordprogramms knapp bemessen sein würde.¹¹¹

Tatsächlich wich in Pommerellen die anfängliche Euphorie über die „Befreiung“ schon bald einer Enttäuschung. Sie ergriff vor allem die Eliten der ehemaligen Minderheit, die erleben mußten, daß sie von einflußreichen Positionen ausgeschlossen blieben. Eine gewisse Ausnahme bildete die Landwirtschaft, in der insbesondere die Institution des Kreisbauernführers eine genauere Untersuchung verdiente. Die gegenseitigen Animositäten fanden ihren Ausdruck in den Bezeichnungen ‚Beutedeutsche‘ versus ‚Reichsgermanen‘, wobei die Gefolgsleute Forsters aus Danzig eine besondere Gruppe darstellten, die aber nicht unbedingt positiver beurteilt wurde. Das in der einheimischen Bevölkerung vorherrschende Gefühl, Deutsche zweiter Klasse zu sein, wurde durch die Institution der Deutschen Volksliste verstärkt. Diese bildete neben Exekution und Deportation das dritte Instrument ‚ethnischer Flurbereinigung‘.¹¹²

Das System von vier hierarchisch gegliederten Gruppen, von denen jede einem bestimmten Grad deutscher Prägung entsprechen sollte, schien an sich den komplizierten Verhältnissen eines ethnischen Mischgebietes Rechnung zu tragen. Gruppe I war für diejenigen Deutschen reserviert,

¹¹¹ Vgl. Niendorf, *Minderheiten* (wie Anm. 6), S. 383f.

¹¹² Grundlegend immer noch: Włodzimierz Jastrzębski, *Polityka narodowościowa w okręgu Rzeszy Gdańsk-Prusy Zachodnie (1939–1945)* (Die Nationalitätenpolitik im Reichsgau Danzig-Westpreußen [1939–1945]). Bydgoszcz 1977; vgl. Herbert S. Levine, *Local authority and the SS State. The conflict over population policy in Danzig-West Prussia, 1939–1945*, in: *Central European History* 2 (1969), S. 331–355; Hans-Christian Harten, *De-Kulturation und Germanisierung. Die nationalsozialistische Rassen- und Erziehungspolitik in Polen 1939–1945*. Frankfurt a.M./New York 1996, S. 99–116. Hubert Orłowski, „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden 1996 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund. 21.), bezieht sich in seinem Kapitel „Die Ordnung der Taxonomie im Nationalsozialismus“ über die „taxonomische Erfassung und ausdifferenzierende Klassifizierung von Menschen“ (S. 347–369) überwiegend auf die Verhältnisse im Reichsgau Wartheland.

die sich zur polnischen Zeit in deutschen Organisationen engagiert hatten, während in Gruppe II die übrigen Minderheitsangehörigen Aufnahme fanden, an deren deutscher Identität an sich kein Zweifel bestand. Gruppe III besaß demgegenüber schon Übergangscharakter. Sie war einerseits für Einheimische bestimmt, die wie die Kaschuben gewisse Affinitäten zur polnischen Nation erkennen ließen, andererseits für Polen, die einen deutschen Ehepartner besaßen, sowie für Kinder aus solchen Mischehen. Der vierten und letzten Gruppe schließlich gehörten Personen an, die zwar als Polen galten, doch bei denen es sich deutscher Erkenntnis nach um assimilierte Deutsche handelte. Die Erwartung, diesen Prozeß umkehren zu können, rechtfertigte in den Augen nationalsozialistischer Experten auch hier eine Etikettierung als ‚Deutsche‘. Lediglich bei der Definition jener untersten Gruppe lassen sich Einflüsse einer rassistischen Volkstumsideologie finden.

Das eigentliche Problem der Deutschen Volksliste stellte die Praxis der Rekrutierung sowie die damit verbundenen Folgen dar. „Wer zum polnischen Volkstum gehört, muß dieses Land verlassen“, verkündete Gauleiter Forster bereits 1939 in einer Ansprache zum Totensonntag.¹¹³ Einen Einschnitt bedeutete sein Aufruf vom 22.2.1942, der im Falle einer Nichtannahme der Volksliste unverhüllt mit Sanktionen drohte – einer „Gleichstellung mit den schlimmsten Feinden des deutschen Volkes“. Forster strebte die vollständige Germanisierung seines Gebietes im Rekordtempo an, wobei er im Gegensatz zu seinem Kollegen Greiser im benachbarten Reichsgau Wartheland einer ‚Eindeutschung‘ der einheimischen Polen den Vorzug vor weiteren Bevölkerungstransfers gab. Hierfür waren nicht zuletzt pragmatische Erwägungen ausschlaggebend, der Wunsch, Störungen im Wirtschaftsablauf zu vermeiden. Ein rationales Motiv für die unterschiedliche Politik in den beiden Gebieten lag in dem höheren deutschen Bevölkerungsanteil Pommerellens. Hinzu traten schließlich Hoffnungen auf ein geringeres Nationalbewußtsein der polnischen Bevölkerung, verbunden mit der Erwartung, die Kaschuben für das Dritte Reich gewinnen zu können. Insofern wies die Nationalitätenpolitik im Reichsgau Danzig-Westpreußen mehr Ähnlichkeiten mit Ostoberschlesien als mit dem Posener Gebiet auf.

Bis Januar 1944 waren in Forsters Machtbereich in Gruppe I rund 115 000, in Gruppe II 95 000, in Gruppe III 725 000 und in Gruppe IV 2 000 Personen registriert. Die mit Abstand größte Gruppe III umfaßte neben den Kaschuben fast sämtliche einheimische Polen, was, wie die

¹¹³ Vgl. Polnischer Blutterror (wie Anm. 101).

polnische Forschung nach 1945 nicht müde wurde zu betonen, ausschließlich unter direktem oder indirektem Zwang erfolgte.

Offizielle Kriterien für eine Aufnahme waren nicht nur das allgemeine Verhalten vor und nach dem 1. September 1939 oder der Nachweis von deutschen Vorfahren bzw. Verwandten im Altreich, sondern auch das Arbeitsethos und der Eindruck, den die Wohnung des Kandidaten hinterließ. Bereits drei positive Angaben qualifizierten einen Bewohner Pommerellens zu einem deutschen Staatsbürger auf Widerruf. Bei Ablehnung eines Volkslistenausweises der Gruppe III drohten Sanktionen bis hin zur Einweisung in ein Lager. Die deutsche Volksliste stellte ein Integrationsangebot dar, das ausdrücklich auf regionale Identitäten Bezug nahm, indem zwischen Polen aus den ehemals preußischen Gebieten und Zuwanderern differenziert wurde. Die Nivellierung, wenn auch nicht Verwischung einstiger nationaler Grenzen rief allerdings den Widerspruch besonders der politisch bewußten Minderheitsangehörigen hervor.¹¹⁴

Es gab Einwohner Pommerellens, die in der Zwischenkriegszeit als gute Polen gelten wollten und die Wehrmacht mit „Deutschland, Deutschland über alles“ auf den Lippen begrüßten.¹¹⁵ Insgesamt gesehen war das Phänomen des ‚Wasserpollacken‘ als „Prototyp eines Renegaten“ nicht so verbreitet, wie es ein Schedlin-Czarliński befürchtet hatte und NS-Ideologen erhofften. Selbst bei der Volkszählung vom 3.–6. Dezember 1939 hatten sich von rund 188 000 Einwohnern, die Kaschubisch als Muttersprache angaben, etwa 100 000 zum polnischen Volkstum bekannt.

Die Bereitschaft zur Annahme des Integrationsangebotes Deutsche Volksliste war nicht zuletzt von der sozio-ökonomischen Lage des einzelnen abhängig. Am pragmatischsten verhielten sich offenbar die Arbeiter. Für sie waren in erster Linie die Verdienstmöglichkeiten von Interesse. Aber auch ihnen blieb nicht verborgen, daß sie vor allem als Menschenmaterial für die Wehrmacht von Interesse waren. Stimmungsberichte bezeugen eine zunehmend geringere Motivation von Wehrpflichtigen der Volksgruppe III.¹¹⁶ Wie schon in der Zwischenkriegszeit, muß auch bei Akten aus dem Zweiten Weltkrieg nach den verschiedenen Verwaltungsebenen differenziert werden. Je tiefer angesiedelt, desto pessimistischer

¹¹⁴ Vgl. Kurt Fuchs, *Tuchel – wie wir es kennen*, in: *Der Westpreuße* (1981), Nr. 11, S. 8f.: „Wer sich vor 1939 zu den Deutschen hielt, war in Tuchel ortsbekannt. Diese Grenzen waren immer eng gezogen. Wie verwundert waren wir, wieviele und wer urplötzlich an diesem Tage in aller Öffentlichkeit den Deutschen zugerechnet wurde!“ (S. 9)

¹¹⁵ Vgl. Jądzewski, *Wspomnienia* (wie Anm. 50), S. 107.

¹¹⁶ Vgl. Leszek Jądzewski, *Kaszubi a służba w Wehrmachcie (1942–1945)* (Die Kaschuben und der Dienst in der Wehrmacht [1942–1945]), in: *Przegląd Zachodni* 52 (1996), Nr. 4, S. 119–128.

fiel das Bild aus, das von der Einstellung der einheimischen Polen gegenüber dem NS-Regime gezeichnet wurde.¹¹⁷

Ungeachtet des Zwangscharakters der Deutschen Volksliste eröffnen die damit verbundenen Vorgänge doch neue Perspektiven für die Nationalismusforschung. Jene Dokumentation menschlicher Schicksale macht noch einmal die Problematik nationaler Zuordnung deutlich, zumal, wenn man die Rehabilitierungsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg hinzuzieht.¹¹⁸ Diese der Wissenschaft lange Zeit nur eingeschränkt zugänglichen Akten stellen eine Fundgrube für die Analyse interethnischer Beziehungen dar, insbesondere in Kombination mit den personenbezogenen Daten der privaten deutschen Volkszählungen von 1926 und 1934.¹¹⁹ Interesse verdienen nicht zuletzt die Einsprüche gegen die Ablehnung von Anträgen auf Registrierung als Deutscher, die vor Forsters de facto-Ultimatum erhoben wurden. Ausgangspunkte waren meist persönliche Not-situationen wie Gefährdung oder Verlust des persönlichen Eigentums oder die Verweigerung einer standesamtlichen Trauung.

Als Beweise für deutsche Herkunft und Gesinnung wurden geltend gemacht die Mutter- oder Haussprache, Namensgebung und Erziehung der Kinder, sowie die Weigerung, in nationale Verbände einzutreten, Schwierigkeiten mit den polnischen Behörden oder der Einsatz für deutsche Bekannte.¹²⁰ Die Antragsteller beriefen sich also auf subjektive Kriterien, während widerstrebenden Polen die Annahme der Deutschen Volksliste gerade mit Hinweis auf scheinbar objektive Merkmale nahegelegt wurde.

Spiegelverkehrt finden sich jene Argumente in den sogenannten Rehabilitierungsprozessen nach dem Zweiten Weltkrieg. Angehörige der Gruppe II konnten die ihnen drohende Zwangsaussiedlung verhindern, wenn sie vor Gericht glaubhaft machen konnten, daß die Annahme des Volkslistenausweises unter Zwang erfolgt und die Verbundenheit mit der polnischen Nation aufrechterhalten geblieben war. Wieder spielte der Wandschmuck eine Rolle und die Frage, ob ein Photo aus der Wehr-

¹¹⁷ Vgl. Konrad Ciechanowski, *Nastroje ludności polskiej na Pomorzu Gdańskim w latach okupacji 1939–1945 w świetle niemieckich źródeł* (Die Stimmung der polnischen Bevölkerung Pommerellens während der Besatzungszeit 1939–1945 im Spiegel deutscher Quellen), in: *Zapiski Historyczne* 44 (1979), S. 97–128.

¹¹⁸ Vgl. die nicht auf Einzelschicksale, sondern auf die Aufarbeitung der rechtlichen und politischen Vorgänge abhebende Darstellung von Marek Romaniuk, *Podzwonne okupacji. Deutsche Volksliste w Bydgoszczy (1945–1950) (Nachspiel der Besatzung. Die Deutsche Volksliste in Bromberg [1945–1950])*. Bydgoszcz 1993.

¹¹⁹ Vgl. Marek Stażewski, *Sprawa przeprowadzenia spisu ludności niemieckiej w województwach pomorskim i poznańskim w 1926 roku (Zur deutschen Volkszählung in den Wojewodschaften Pommerellen und Posen von 1926)*, in: *Zapiski Historyczne* 60 (1995), S. 63–77.

¹²⁰ Vgl. APB, *Regierung Bromberg 1939–1945*, Nr. 35.

dienstzeit des Antragstellers hängengeblieben war, obwohl das Porträt in Uniform einer vergangenen Epoche – nun der polnischen statt der preußischen – Anstoß erregt hatte. Auch die Weigerung, in den eigenen vier Wänden ein Hitlerporträt aufzuhängen, wurde als Ausweis polnischer Gesinnung geltend gemacht.

Einen Antrag auf Rehabilitierung stellte auch die Familie des Kaminer Bauunternehmers Josef Goerke, der bereits vor dem Zweiten Weltkrieg Zweifel an seiner nationalen Identität geweckt hatte. Der mit einer Polin verheiratete deutsche Katholik war schließlich in Gruppe II der Deutschen Volksliste aufgenommen worden, sah sich aber weiter Anfeindungen der örtlichen Parteiprominenz ausgesetzt. Vorgehalten wurde ihm sein Verhalten in der Vorkriegszeit. Als Auftragnehmer des polnischen Staates habe er sich demonstrativ von Aktivitäten der Minderheit ferngehalten. Goerke selbst sprach jedoch so gut wie kein Polnisch, sein Sohn trat während des Krieges sogar der deutschen Ordnungspolizei bei. Dennoch wurde die Familie von einem polnischen Amtsgericht 1946 formal „rehabilitiert“.¹²¹

In Fällen dieser Art gaben Bekenntnishandlungen den Ausschlag, die mit einem beträchtlichen persönlichen Risiko verbunden waren. Dazu gehörte nicht nur die Unterstützung inhaftierter oder im Untergrund lebender Polen mit Lebensmitteln, sondern auch das gemeinsame Abhören ausländischer Sender, das Aufbewahren von Fahnen und Uniformen oder der Gebrauch des Polnischen, der in der Öffentlichkeit unter Strafe gestellt war. Tatsächlich wurden Verstöße gegen diese Anordnung in deutschen Behördenberichten immer wieder als Beleg für eine verbreitete Widerstandshaltung angeführt.¹²²

Während nach 1920 die Zuwanderung aus anderen Teilen Polens zu einer Annäherung der einheimischen Bevölkerung untereinander geführt hatte, sind ähnliche Phänomene für die Zeit des Zweiten Weltkrieges nur

¹²¹ APB, Ekspozytura w Chojnicach, Sąd Grodzki w Sępólnie, Akta rehabilitacyjne, Nr. 128 ff.

¹²² Vgl. Ciechanowski, *Nastroje* (wie Anm. 117); ders., *Walka z językiem polskim i zewnętrznymi przejawami życia polskiego na Pomorzu Gdańskim w latach 1939–1945* (Der Kampf gegen die polnische Sprache und die äußeren Erscheinungsformen polnischen Lebens in Pommerellen 1939–1945), in: *Przymus germanizacyjny na ziemiach polskich wcielonych do Rzeszy Niemieckiej w latach 1939–1945* (Die Zwangsgermanisierung in den eingegliederten Ostgebieten des Dritten Reichs 1939–1945), hrsg. v. Włodzimierz Jastrzębski. Bydgoszcz 1993, S. 33–57. Auf das Problem des bewaffneten Widerstandes kann hier nicht näher eingegangen werden. Vgl. *Walka podziemna na Pomorzu w latach 1939–1945. W 50 rocznicę powstania Służby Zwycięstwu Polski. Materiały sesji w Toruniu 27–28 IX 1989 r.* (Der Untergrundkampf in Pommerellen 1939–1945. Zum 50. Jahrestag des Dienstes zum Siege Polens. Materialien einer Konferenz in Thorn vom 27.–28.9.1989), hrsg. v. Jan Sziling. Toruń 1990 (Biblioteka Fundacji „Archiwum Pomorskie AK“. 1.).

im individuellen Bereich dokumentiert. Die Hilfsbereitschaft einzelner Nachbarn und Freunde wird in polnischen Erinnerungen mit Dankbarkeit vermerkt, doch fällt auf, daß positive Schilderungen von Deutschen in der Regel Reichsdeutsche betreffen, insbesondere Wehrmattsangehörige.¹²³ Wenn Teile der ehemaligen Minderheitsangehörigen dem NS-Regime auch distanziert bis ablehnend gegenüberstanden, so reichte dieses Unbehagen doch nicht aus, sie die Nähe zum polnischen Widerstand suchen zu lassen oder zu einer öffentlichen Solidarisierung mit den Polen zu bewegen.

Kontakte zwischen einheimischen Deutschen und Polen kamen nicht gänzlich zum Erliegen, aber sie erhielten doch eine andere Qualität, wie eine Zeitzugenerinnerung suggeriert: „In einem Dorfe des Kreises Zempelburg besoffen sich die deutschen Bauern. Sie hatten aber hierzu die noch anwesenden Polen mitgenommen. Am Ende des Saufgelages veranstalteten die Bauern dann ein Wettrennen, in dem der Pole das Pferd und die Bauern die Reiter machten.“¹²⁴

Diese eindeutige Rollenverteilung, bei der die Positionen von Oben und Unten aufgrund nationaler Kriterien vorgegeben waren, erscheint wie ein Sinnbild deutsch-polnischer Beziehungen während des Zweiten Weltkrieges. Spätestens Ende 1939 hatte der deutsch-polnische Antagonismus auch die unterste Ebene menschlichen Zusammenlebens erfaßt. Selbst wo dieser Gegensatz nicht unmittelbar als Konflikt in Erscheinung trat, gab er die Linien vor, an denen sich das Verhalten der Bevölkerung im Alltag orientierte. Es fällt schwer, einem polnischen Forscher der jüngeren Generation zu widersprechen, der das Ende des jahrhundertelangen Zusammenlebens verschiedener Ethnien in Pommerellen schon 1939 und nicht erst 1945 angelegt sieht.¹²⁵

¹²³ Vgl. Fikus, *Historia* (wie Anm. 50), S. 150ff.; Niendorf, *Minderheiten* (wie Anm. 6), S. 390; Jan Sziling, *Polen und Deutsche in Thorn in der Zeit des Nationalsozialismus (1939–1945)*, in: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte* 2 (1994), S. 273–283, hier S. 282.

¹²⁴ Paul Latzke, *Die Zeit nach dem September 1939 in Polen*. Kapellen-Erft [um 1947]. Bundesarchiv Koblenz, Ost-Dok. 7, Nr. 22.

¹²⁵ Cezary Obracht-Prondzyński, *Wielokulturowość Pomorza (Die Multikulturalität Pommerellens)*, in: *Dziedzictwo kulturowe Pomorza nad Wisłą (Das Kulturerbe Pommerellens)*. Gdańsk 1997 (Pomorze Gdańskie. 20.), S. 11–24, hier S. 22.

Kaschubische Mythen. Kaschuben und ihre Identität

von Józef Borzyszkowski

Die Problematik der Mythen (wenn man die allgemeinen Bedingungen ihrer Entstehung und Funktionsweisen berücksichtigt)¹ wie auch der Identität betrifft sowohl die Sphäre der gegenwärtigen und historischen Wirklichkeit wie vor allem die Welt des Bewußtseins und der eigenen und fremden Vorstellungen, die in einem kleinen Bereich durch die Erkenntnis und das Wissen von Wissenschaftlern korrigiert werden.²

Über die Kaschuben ist bisher wenig und viel geschrieben worden.³ Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wandte man ihnen etwas mehr Aufmerksamkeit in der deutschsprachigen Welt zu, im 19. Jahrhundert wurden sie zum Gegenstand des Interesses auch der Russen. Dennoch riefen sie das meiste Interesse bei Polen und Deutschen hervor, mit denen sie im Rahmen des preußischen Staates und des deutschen Kaiserreichs zusammenlebten.⁴ Seit dem Völkerfrühling im 19. Jahrhundert sprechen und

¹ T. Biernat, *Mit polityczny* (Der politische Mythos). Warszawa 1989; E. Cassirer, *Esej o człowieku* (Essay über den Menschen). Warszawa 1971; M. Jaskólski, *Historia i mit historyczny w doktrynie politycznej* (Geschichte und historischer Mythos in der politischen Doktrin), in: *Historyka* 14 (1984); L. Kołakowski, *Obecność mitu* (Die Gegenwärtigkeit des Mythos). Paryż 1972; B. Szacka, *Mit a rzeczywistość społeczeństw nowoczesnych* (Mythos und Wirklichkeit der modernen Gesellschaft), in: *O społeczeństwie i teorii społecznej. Księga poświęcona pamięci Stanisława Ossowskiego* (Über Gesellschaft und Gesellschaftstheorie. Gewidmet dem Andenken an Stanisław Ossowski). Warszawa 1985; *W kręgu mitów i stereotypów* (Im Kreis von Mythen und Stereotypen), hrsg. v. K. Borowczyk u. P. Pawelczyk. Poznań/Toruń 1983; S. Filipowicz, *Mit i spektakl władzy* (Der Mythos und die Macht). Warszawa 1988.

² Vgl. die Erklärungen der Begriffe Mythos und Stereotyp in Nachschlagewerken.

³ Den Wissensstand über die Kaschuben, der sich vor allem auf im 19. Jahrhundert und in der Zeit zwischen den Weltkriegen durchgeführte Forschungen stützt, enthalten im Prinzip zwei Monographien: F. Lorentz, A. Fischer, L. Lehr-Splawiński, *Kaszubi. Kultura ludowa i język* (Die Kaschuben. Volkskultur und Sprache). Toruń 1934 (auch auf englisch erschienen); A. Bukowski, *Regionalizm kaszubski. Ruch naukowy, literacki i kulturalny. Zarys monografii* (Der kaschubische Regionalismus. Wissenschaftliche, literarische und kulturelle Bewegung. Abriß einer Monographie). Poznań 1950.

⁴ Von russischer Seite bleibt die wichtigste Arbeit das 1862 in St. Petersburg veröffentlichte Werk von Aleksander Hilferding, das in polnischer Übersetzung zum ersten Mal in Danzig 1989 kritisch herausgegeben wurde unter dem Titel: *Resztki Słowian na południowym wybrzeżu Morza Bałtyckiego*, bearb. v. J. Treder, übers. v. Nina Perczyńska. Die deutsche Fassung erschien 1862: *Die Überreste der Slaven auf der Südküste des baltischen Meeres*, in: *Zeitschrift für Slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft* 1 (1862), H. 1, S. 81-97; H. 4, S. 230-239; 2 (1864), H. 2, S. 81-111. Unter den deutschen Forschern gilt bis heute F. Lorentz als der herausragendste Kenner des Kaschubischen, der kaschubische Textsammlungen, eine pom-

schreiben die Kaschuben immer mehr über sich selbst, manchmal in der eigenen Sprache, was die Lage für die außerhalb stehenden Menschen keineswegs erleichterte.⁵

Es sei auf die geographische Lage Kaschubiens und Pommerns⁶ hingewiesen – auf das wirkliche wie das historische und mythische Vaterland der Kaschuben. Pommern ist ein Land mit verschiedenen Berührungspunkten: von Land und Meer, der germanischen und slavischen Welt, der früheren Nachbarschaft der Balten und der dank der Ostsee keineswegs entfernten Gegenwart der Skandinavier. Gerade diese Lage, die vielfältige Nachbarschaft, die Gegenwärtigkeit und die Einwirkung des Meers auf die Kaschuben, führt dazu, daß auch ihr Bild – aus der Sicht der Zuwanderer – und die Welt der kaschubischen Mythen, wie sie von Forschern dargestellt wird, sich häufig von dem unterscheidet, was unter den Kaschuben selbst anzutreffen ist.

Die Probleme, die Kaschuben, ihre Geschichte und eigenen Ziele im Kontext des Schicksals der Westslaven und besonders der Ostseeslaven wie des polnischen und deutschen Volks zu verstehen, resultieren nicht nur aus der verwickelten Geschichte oder der geographischen Lage des von ihnen bewohnten Gebietes.⁷ Es ist selbstverständlich, daß besonders

ranische Grammatik, ein Wörterbuch der pomoranischen Sprache und eine Geschichte der Kaschuben verfaßt hat und Mitautor der oben (Anm. 3) genannten Monographie war, zu der er den ethnographischen Abschnitt beitrug. Die polnischen Forschungen, vor allem der Sprachwissenschaftler, repräsentiert neben A. Bukowski u.a. H. Popowska-Taborska in ihrer Monographie: *Kaszubszczyzna* (Die kaschubische Sprache). Warszawa 1980; vgl. auch ihre *Szkice z kaszubszczyzny. Dzieje, zabytki, słownictwo* (Skizzen zur kaschubischen Sprache. Geschichte, Denkmäler, Wortschatz). Wejherowo 1987.

⁵ Den Anfang machte F. Ceynowa, der Autor von u.a. *Kile słow wó Kaszëbach e jich zemji, Rozmowë Pólocha z Kaszëbą* (...) (Einige Worte über die Kaschuben und ihr Land, Gespräche eines Polen mit einem Kaschuben [...]) (1850) sowie *Skórbu Kaszëbskosłowjńskje mówë* (Schätze der kaschubisch-slowinzischen Sprache) (1866–1868), neu herausgegeben unter dem Titel: *Skórb Kaszëbskosłowjńszcjé mówé. Prace Floriana Ceynowy* (Der Schatz der kaschubisch-slowinzischen Sprache. Arbeiten von Florian Ceynowa). Wejherowo 1985. Vgl. auch F. Neureiter, *Geschichte der kaschubischen Literatur*. 2. Aufl., München 1991; in polnischer Sprache wurde die 1. Aufl. von 1978 unter dem Titel veröffentlicht: *Historia literatury kaszubskiej, z języka niemieckiego przełożyła Maria Boduszyńska-Borowikowa*. Gdańsk 1982.

⁶ Pommern umfaßt hier – dem gewöhnlichen polnischen Verständnis folgend – die Ostseeküstenregion von Rügen bis Danzig, d.h. nach der deutschen Terminologie die Regionen Vor- und Hinterpommern sowie Pommerellen/Westpreußen (Anm. d. Übersetzers).

⁷ Eine ausgezeichnete Lektüre, die das Verständnis für die Geschichte und die Mythen der Kaschuben erleichtert, ist das Reportagen-Buch von Józef Kisielewski, *Ziemia gromadzi prochy* (Die Erde bewahrt die Asche der Toten). Poznań 1939; 5. Aufl., Warszawa 1990; sowie der Band mit den Studien von Gerard Labuda, *Kaszubi i ich dzieje. Pisma wybrane* (Die Kaschuben und ihre Geschichte. Ausgewählte Schriften). Gdańsk 1996.

die Spezifik der ethnischen Prozesse im bezeichneten slavisch-germanischen Berührungsfeld wie auch die kulturelle Einwirkung des in seinen Traditionen hansischen Danzig als jahrhundertlang nächste und einzige Metropole zu beachten sind.⁸ Gleichmaßen wichtig ist jedoch die Welt der kollektiven Vorstellungen der Kaschuben selbst, die sich von den übrigen Polen wie von den Deutschen in manchen Punkten unterscheidet, unter denen die Kaschuben jahrhundertlang auf ihrem Territorium lebten, und zu einem Gegenstand der Rivalitäten zwischen den polnischen und deutschen Staatswesen wurden. Die sich unterscheidende Mentalität bildete sich durch ein Aufeinandertreffen von Ethnien und Kulturen im Grenzgebiet unter den Bedingungen von kultureller und zivilisatorischer Rivalität und zugleich Koexistenz. Diese Bedingungen waren für die Kaschuben selbst, die – nicht nur in den Worten der wichtigsten Vertreter – ihre doppelte, kaschubische und polnische Identität erklärten, nie günstig. Wie Günter Grass bemerkte, waren die Kaschuben für die Polen außerhalb Kaschubiens zu wenig polnisch und für die Deutschen zu wenig deutsch.⁹

Im gesamtpolnischen Kontext muß man auf die starke Gegenwärtigkeit des Meeresthemas – der Ostsee (Bôłt) und ihrer verschiedenen Elemente – in der Tradition, im historischen Bewußtsein und in den kollektiven Vorstellungen der Kaschuben hinweisen.¹⁰ Im historischen Bewußtsein und der Tradition ganz Polens war und ist die Gegenwärtigkeit des Meeres, der Mythos der Ostsee und Pommerns nach wie vor ungewöhnlich bescheiden oder zumindest begrenzt.

Mehrfach hat man im polnischen Zusammenhang die Stärke der Tradition und der Mythen der Tatra, der Góralen und des Podhale mit der Ostsee, den Kaschuben und Pommern, verglichen.¹¹ Ähnlich wie die

⁸ Vgl. R. Wapiński, Rola Gdańska jako centrum pogranicza kaszubsko-polsko-niemieckiego (Die Rolle Danzigs als Zentrum der kaschubisch-polnisch-deutschen Grenzregion), in: *Antropologia Kaszub i Pomorza* (Anthropologie Kaschubiens und Pommerns), hrsg. v. J. Borzyszkowski. Bd. 1, Gdańsk 1990, S. 57-72; J. Borzyszkowski, Kaszubi a Gdańsk (Die Kaschuben und Danzig), in: *Autograf* (1990), Nr. 4/5.

⁹ G. Grass, Die Blechtrommel, ins Polnische übersetzt v. Cz. Błaut. Gdańsk 1994. Wer sich näher über die Eigenart des Schaffens von Günter Grass und sein Verhältnis zu den kaschubisch-polnisch-deutschen Beziehungen informieren möchte, möge zu den Essays von J. Miziński, *Gra o historię* (Spiel um die Geschichte). Lublin 1994, greifen, besonders zu dem Abschnitt „Deutsche, Kaschuben und Polen in der Danziger Trilogie“.

¹⁰ In besonderer Weise zeigt sich das in den *Kaszëbscië kolëdy ë godowë spiewy* (Kaschubische Weihnachts- und Festlieder), gesammelt und einleitend bearb. v. Władysław Kirstein. Gdańsk 1982. Vgl. die Einleitung von J. Borzyszkowski, S. 14f.

¹¹ Vgl. Wapiński, Rola (wie Anm. 8), S. 63; *Polskie mity polityczne XIX i XX wieku* (Polnische politische Mythen des 19. und 20. Jahrhunderts), hrsg. v. W. Wrzesiński. Wrocław 1996.

westpolnischen Traditionen hinter den Linien der östlichen Grenzgebiete zurücktreten, so kommen die Kaschuben und das Meer in der Stärke ihres Einwirkens, die insbesondere den Mythen zugeschrieben wird, nicht den Góralen und den Bergen gleich. In diesem Kontext läßt sich behaupten, daß die schwache Kenntnis der Kaschuben und der kaschubischen Spezifik nicht nur aus dem Fehlen oder einer schwachen Verbreitung der vorhandenen analytischen Studien resultiert. Unzweifelhaft ist hier die Rolle des polnischen und deutschen Mythos der Kaschuben, der die zeitgenössischen Bewohner Polens und Deutschlands wie die gegenwärtige Wirklichkeit und das sich aus der Forschung entwickelnde Kaschubenbild stark beeinflusst. Auf der polnischen wie deutschen Seite dominiert ein Mythos, der für den bewaffneten wie friedlichen Eroberer typisch ist: Er behandelt das, was in Pommern einheimisch und kaschubisch ist, wenn er es bemerkt, als etwas eher Fremdes, manchmal Exotisches – ähnlich wie im Falle Amerikas die Indianer und ihre Kultur. Die Zähmung der Kaschuben durch die gnädigen Eroberer, vielleicht auch durch ältere und klügere Brüder, beinhaltet ein zeitweiliges Akzeptieren ihrer eigenen Identität, besonders der Sprache, die unter den äußeren Einflüssen manchmal von den Kaschuben selbst als verdorbenes Polnisch betrachtet wurde. Dieses Thema – die Kaschuben in den Augen der anderen – wartet noch auf seine Erforschung.

Eine Konzentration auf die eigenen Mythen der Kaschuben darf sie nicht von entsprechenden universalen Mythen und um so mehr vom deutsch-polnischen Kontext isolieren, in dem sie entstanden sind und mit ihren verschiedenen Stereotypen bis heute trotz aller Veränderungen ununterbrochen wirken.

Der Ursprungsmythos

Für den Forscher wie für die Kaschuben selbst bleibt die Ethnogenese ein interessantes Problem. Von woher kamen die Kaschuben nach Pommern, oder woher kommen sie überhaupt? Was bedeutet der Name Kaschuben, wie ist seine Etymologie?

Über dieses Thema ist bereits viel geschrieben worden; mehr von Sprachwissenschaftlern, weniger von Historikern und noch weniger von denjenigen, die in ihren Forschungen ein breites Instrumentarium und die Kenntnisse verschiedener geisteswissenschaftlicher Disziplinen berücksichtigen. Die wichtigste, wenn auch im Umfang bescheidene Erkenntnis bzw. vielmehr ihren Abriß legte Gerard Labuda vor, der als Student der erste Leser und Rezensent von Aleksander Majkowskis „Geschichte der

Kaschuben¹² war. Majkowski, der als Schriftsteller auch gesellschaftspolitisch aktiv und Führer der jungkaschubischen Bewegung war, bezog in seiner Arbeit die Wirklichkeit Kaschubiens und Pommerns wie auch einige Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen sowie volkstümliche und eigene Mythen der Kaschuben ein, die ihre Vergangenheit und die Geschichte Pommerns betrafen. Das wesentlichste Kennzeichen dieser Arbeit ist die Behandlung der Geschichte der Kaschuben als die Geschichte ganz Pommerns, und zwar nicht – wie es in der polnischen und deutschen Historiographie gewöhnlich geschieht – geteilt in (Hinter-)Pommern und Pommerellen bzw. Danziger oder Weichsel-Pommern. Dieser Mythos, der zugleich ein Teil der Wirklichkeit ist – die jahrhundertelange Anwesenheit der Kaschuben in Pommern, die Identität der Kaschuben mit den Pomoranen und anderen ostseeslavischen Stämmen –, ist besonders wichtig.

Majkowski behauptet im ersten Kapitel „Über die slavische Familie“ im ersten Satz: „Die Kaschuben oder Pomoranen, anfangs Wilzen genannt, sind einer der zahlreichen Zweige des slavischen Stammes, der Europa schon in der vorchristlichen Zeit bewohnte.“ Weiter benennt er die von den Slaven bewohnten europäischen Gebiete zu Beginn unserer Zeitrechnung und verkündet: „Der wichtigste Name, der allen slavischen Stämmen gemeinsam ist, ist der Name der Serben. (...) Bei den anderen Völkern, wie den Griechen, Römern, Kelten und Deutschen waren die benachbarten Slaven unter dem Namen der Wilzen und Wenden bekannt. Den Namen ‚Wenden‘ geben die Deutschen noch heute den Überlebenden und Nachkommen der slavischen Völker in den germanisierten Gebieten ihres Staates. (...) Die Slaven waren in der Antike als Volk von Bauern, Fischern und Hirten bekannt, das unter geeigneten Bedingungen Städte erbaute und Handel trieb. Obschon nicht zu Überfällen auf die Nachbarn geneigt, konnten sie ihre Freiheit mannhaft verteidigen. Die Freiheitsliebe jedoch hinderte sie oft am Zusammenschluß zu größeren staatlichen Organisationen, so daß sie trotz Tapferkeit und Mut wiederholt zum Opfer von besser organisierten, obwohl kulturell niedriger stehenden eindringenden Scharen wurden.“¹³

¹² A. Majkowski, *Historia Kaszubów* (Geschichte der Kaschuben). Gdynia 1938; 2. Aufl. mit einem Nachwort v. G. Labuda, O Aleksandra Majkowskiego „Historii Kaszubów“ (Über die „Geschichte der Kaschuben“ von Aleksander Majkowski). Gdańsk 1991; vgl. G. Labuda, *Zastanowienie: Jak pisać syntezę historii Kaszubów* (Überlegung: Wie soll man eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Kaschuben schreiben), in: *Gdańsk i Pomorze. Mała ojczyzna Kaszubów* (Danzig und Pommern. Das kleine Vaterland der Kaschuben), hrsg. v. J. Borzyszkowski. Gdańsk 1995, S. 13ff.

¹³ Majkowski, *Historia* (wie Anm. 12), S. 1f.

Wie zu sehen ist, beruft sich Majkowski auf den allgemeinslavischen Ursprungsmythos. Nicht zufällig führt er auch den bis heute unter den Kaschuben gegenwärtigen Mythos ihrer Freiheitsliebe, der Gesellschaft von Bauern, Fischern und Hirten sowie der „Opfer“ von besser organisierten, obwohl kulturell niedriger stehenden Eindringlingen an. Schon von Anfang an tritt die germanisch-slavische Opposition hervor. Diese ewige Opposition begünstigte die Popularität und die Stärke der Mythen unter den kaschubischen Eliten im 19. und 20. Jahrhundert, die man gesamtslavisch und auch slavophil nennen kann.¹⁴

In der zeitgenössischen Belletristik wird die kaschubische Version des Wendenmythos bekräftigt. Dies hat seine Quelle in der „Geschichte der Kaschuben“ von Majkowski wie in der Poesie seiner Nachfolger im Kaschubischen Bund, unter denen Jan Trepczyk, der Verfasser zahlreicher programmatischer Gedichte und Lieder, ein Werk mit dem Titel „Marsch der Unseren“ verfaßte, das mit den Worten beginnt: „He, wir Jungen aus dem Geschlecht der Wenden“. In vielen anderen seiner Gedichte klingt auch die gesamtslavische Note und Idee an, besonders in solchen wie „Das Lied der Sława“ und „Velecejō“ (Land der Wilzen).¹⁵

Wesentlich ist hier der Kontext der germanisch-slavischen Opposition, die gleichbedeutend mit der polnisch-deutschen Rivalität um die Kaschuben und Pommern ist; sie nimmt einen wichtigen Platz in der Identität und im Bewußtsein der zeitgenössischen Generationen ein, die das Land bewohnen. Das bestätigen die Forschungen, die vor einigen Jahren von Soziologen durchgeführt wurden, und ihr neuester Versuch der Überprüfung.¹⁶ Diese Opposition bildet den Urgrund für die Formulierung eines Aktionsprogramms durch die kaschubischen Regionalisten und für ihren gesellschaftlichen Rückhalt in den folgenden Generationen der Bewohner Kaschubiens im 20. Jahrhundert.

Es ist bezeichnend, daß in den Jahren 1918–1920, als die örtliche polnische Intelligenz verstärkte Anstrengungen unternahm, damit die Teilneh-

¹⁴ Das Problem der Herkunft des Namens Kaschubien – Kaschuben versuchen vor allem Sprachwissenschaftler und Historiker zu lösen. Die neueste historische Arbeit stammt von D. Pandowska, *Kaszuby wśród nazw Pomorza w XIII w.* (Kaschubien unter den Namen für Pommern im 13. Jahrhundert). Gdańsk 1993; sie lokalisiert den Namen auf dem linken Oderufer. Dem stimmt Labuda, *Zastanowienie* (wie Anm. 12), S. 19, nicht zu.

¹⁵ Vgl. J. Trepczyk, *Kaszebskij pjesnjok* (Das kaschubische Gesangbuch). Tl. 1, *Rogożno Włkp.* 1935, S. 20f., 5 u. 8f.

¹⁶ Vgl. *Kaszubi. Monografia socjologiczna* (Die Kaschuben. Eine soziologische Monographie), hrsg. v. M. Latoszek. Rzeszów 1990; B. Synak, *Tożsamość kaszubska dziś – jej zagrożenia i perspektywy rozwoju* (Kaschubische Identität heute. Ihre Gefährdung und Perspektiven ihrer Entwicklung), in: *Antropologia* (wie Anm. 8). Bd. 2, hrsg. v. J. Borzyszkowski. Gdańsk 1992, S. 41-60.

mer der Friedenskonferenz in Versailles das Land der Kaschuben, d.h. Pommern an der Weichsel, als einen integralen Bestandteil dem wiederentstandenen polnischen Staat zuerkannten, sich im Programm eines vom Unterkommissariat des Obersten Volksrates in Danzig organisierten Kurses ein Referat von Dr. A. Majkowski über den „tausendjährigen Kampf der Kaschuben gegen das Deutschtum“ befand.¹⁷

Diese Überzeugung teilen die Kaschuben bis heute in der überwiegenden Mehrheit. Sie findet ihren Ausdruck im Volkslied und in der Dichtung, auch im Schaffen zeitgenössischer Dichter. Der Meister von vielen ist der Klassiker der kaschubischen Poesie, Hieronim Derdowski (1850–1902), der Autor der kaschubischen Hymne und der in ihr enthaltenen Losung: „Die Kaschuben werden nie untergehen. Marsch, Marsch, gegen den Feind, wir halten stand mit Gott“. Die zweite Strophe dieses Liedes klingt so: „Wir haben seit ewigen Zeiten mit den Deutschen viele blutige Kriege geführt. Die freien Lieder klangen hell über Berge und Wälder.“

Auch er sah im Wirken gegen die Germanisierung eine Chance für das kaschubische Fortbestehen in der Verbindung mit Polen. Diesen Gedanken artikulierte er in dem von den nächsten Generationen gesungenen „Es gibt keine Kaschubei ohne die Polen, und ohne Kaschubei kein Polen“.¹⁸

Der Mythos von „Arkadien“ und dem „Gelobten Land“

Pommern, das Land an der Ostsee, das sich zwischen Weichsel und Oder und über die Oder hinaus erstreckt und nach Süden bis zur Netze reicht, das ist das Vaterland der Kaschuben – das eigentlich groß ist, aber zum Teil über die Jahrhunderte verlorengegangen und zum Teil im letzten halben Jahrhundert neu gewonnen wurde. Im Bewußtsein der Kaschuben ist das Land zugleich arm und vom Schöpfer reich beschenkt; weniger mit Schätzen und Edelmetallen, die für die gewöhnlichen Leute wertvoll sind, sondern vielmehr mit der Naturgestalt und dem Gold der Ostsee –

¹⁷ Vgl. J. Borzyszkowski, Rola inteligencji w walce o przyłączenie Prus Zachodnich do Polski i w organizacji państwowości polskiej na Pomorzu w latach 1918–1920 (Die Rolle der Intellektuellen im Kampf um den Anschluß Westpreußens an Polen und beim Aufbau der polnischen Eigenstaatlichkeit in Pommerellen in den Jahren 1918–1920), in: Materiały z sesji poświęconej 70 rocznicy Odzyskania Niepodległości (Sitzungsmaterialien, gewidmet dem 70. Jahrestag der wiedergewonnenen Unabhängigkeit). Gdańsk 1991, S. 17.

¹⁸ H. Derdowski, O Panu Czôrlińscim co do Pucka po sece jachôl (Über Herrn Czôrliński, der nach Putzig fuhr, um Fischernetze zu kaufen). 5. Aufl., Gdańsk 1976, S. 59; 2. Aufl., Toruń 1889, S. 5, mit einer Widmung an Józef Ignacy Kraszewski.

dem Bernstein. Pommern als Land arbeitsamer Menschen, die die schwere Arbeit auf dem Ackerboden und auf den gefährlichen Wassern des Meeres kennen, besonders aber der Teil des pommerschen Landes, der Kaschubien genannt wird, das ist das eigentliche gelobte Land, „Jadamowy rôj“ – „Adams Paradies“.

Sehr viele Erzählungen und kaschubische Legenden sowie gemeinsame Mythen beziehen sich auf ihr Land gerade als das Gelobte Land. Der erwähnte Derdowski beginnt sein Epos „Die Kaschuben vor Wien“, das „zum 200sten Jahrestag der Befreiung der Gläubigen und der Christenheit von dem türkischen Joch im Jahre des Herrn 1683“ geschrieben wurde, mit der Anrufung:

„Schönes Land Kaschubei, Gelobtes Land,
Überall sind deine mutigen Söhne durch viele Tugenden bekannt
Du findest heute keinen Winkel auf der Erde
Wo es von uns Kaschuben keine Erwähnung gäbe.“¹⁹

Die Analogie des Landes der Kaschuben zu Palästina – des jüdischen Gelobten Landes – wurde zugleich mit Selbstironie behandelt, die auch Derdowski in seiner sehr humoristischen Epopöe äußerte, in der „der Organist aus Oliva Herr Czôrlński in der kaschubischen Heiligen Schrift prüft“.²⁰

Viele Bezüge zum „heiligen kaschubischen Land“ und zum kaschubischen Paradies finden wir in zahlreichen Werken der Volkspoesie und in den Werken der herausragenden kaschubischen Schriftsteller. Sie nehmen in der Mehrheit einfach eine poetische Bearbeitung der uralten Erzählungen vor. So zum Beispiel die epische Dichtung „Jadamowi rôj“ – „Adams Paradies“ – von Jan Karnowski, die zu Beginn dieses Jahrhunderts geschrieben wurde und deren Inhalt auch das Skelett der Werke vieler anderer kaschubischer „Liederdichter“ bildet:

„Als Gott der Herr die Erde schuf
Und schon die Blumen auf ihr wuchsen,
Da faltete er seine Hände
Und schaute vom Himmel ruhig auf sie.

¹⁹ H. Derdowski, *Kaszubë pod Widnem (Kaschuben vor Wien)*. 7. Aufl., Gdańsk 1979, S. 11.

²⁰ Vgl. Derdowski, *O Panu Czôrlńscim (wie Anm. 18)*, 5. Aufl., S. 119-122.

Er schaute auf das, was er geschaffen hatte,
Und freute sich in seinem Herzen,
Alle Engel eilten dann herbei
Und lobten den Allmächtigen laut.

Nur einer stand ruhig,
Er verbarg seine blasse Wange
Gott der Herr schaute ihn jedoch an
Und fragte ihn: ‚Geht es dir schlecht?‘

Darauf der barmherzige Engel,
Denn das war sein Name;
‚Sieh, Herr, auf dieses Land,
Warum warst Du so zurückhaltend?‘

Alles hast Du gut eingerichtet,
Aber wo das Land der Kaschuben ist,
Da gibt es nur Sand, nur Wälder ...
Entschuldige, daß ich mich darüber beklagte!‘

Gott der Herr sah, daß es so war.
Es tat ihm leid, daß die Kaschubei es so schwer hatte:
‚Schau auf den Boden dieser Truhe,
ob ich noch etwas gelassen habe ...‘

Alles, was dort auf dem Grund liegt,
Alles Gold, Diamanten
Und der goldene Bernsteinguß,
Das alles soll auf dieses Land fallen!‘

Er sagte es und kleidete den gelben Sand
In das Blau langer Bergzüge,
Perlende Seen, silberne Bäche
Und in das Bernsteinmeer!

Gott schien es gerade
Jetzt das schönste Land zu sein,
So wurde Adams Paradies
Zum Namen dieses Landes.²¹

²¹ Vgl. *Swięti dzél dësze. Antologia kaszubskiej poezji religijnej (Der heilige Teil der Seele. Anthologie der kaschubischen religiösen Poesie)*, gesammelt u. zum Druck vorbereitet v. Priester Jan Walkusz. Pelplin 1981, S. 128.

Es sei erwähnt, daß dieses „Paradies Adams“, ein Mythos, der auch in den Kulturen anderer Völker in Europa lebendig ist, das gesamte von den Kaschuben bewohnte pommersche Land umfaßt. Die Grenzen dieses Landes, des kaschubischen „Arkadien“, umfaßten früher – wie Volkslieder und einige Historiker sagen – Pommern zusammen mit der heiligen Insel Rügen und dem auf ihr gelegenen Arkona, das berühmteste vorchristliche Heiligtum der Ostseeslaven. Majkowski läßt in seinem „Kaschubischer Mythos“ oder „Udba“, d.h. Gedanke oder Idee, überschriebenen Gedicht – zu dem sein Schüler Jan Trepczyk die Melodie schrieb und das einen Teil des Romans „Kaschubischer Spiegel“ mit dem Titel „Das Leben und die Abenteuer des Remus“ bildet – Sławina, die Tochter eines der letzten kaschubischen Adligen in Hinterpommern, mit mächtigen Worten klagen:

„Wenn die Leba nach Sarbske kommt
und vom Gollen das Lied der Eintracht klingt
von Osten her und nach Westen hin
vom weißen Hela bis zur Stubbenkammer,

Wenn in der Mündung zweier Flüsse
ein Schiff ein Greifbanner segelt
und der Rewekol mit dem Feuerauge
ihm seinen Gruß entbietet,

Wenn die Söhne der Wilzen zusammenkommen
und die Feuer auf den Gräbern hüten,
die sich ausbreiten wie ein Flammenmeer
von der Mottlau bis zur Ucker –

Dann erfüllt sich der kaschubische Mythos,
dann hebt der Fürst den Greifenschild,
und sie werden auf dieses Zeichen schwören
von der Stubbenkammer bis nach Hela.“²²

Um den Inhalt des Liedes zu verstehen, muß man wissen, daß Gollen/Chołm der heilige Gollenberg bei Köslin ist – eine berühmte, uralte heid-

²² Vgl. A. Majkowski, „Życie i przygode Remusa“ im Original und in polnischer Übersetzung v. L. Bądkowski. Gdańsk 1995. Hier nach der deutschen Übersetzung v. E. Brenner: Das abenteuerliche Leben des Remus. Ein kaschubischer Spiegel. Tl. 1, Köln/Wien 1988, S. 436; mit Korrekturen des Übersetzers.

nische Kultstätte und später ein Ort der Marienverehrung, der in der Zeit der Reformation verfallen ist. Stubbenkammer/Stopni Kam bezieht sich auf den Kreidefelsen, der wie ein göttlicher Fuß (poln. stopa) aus Stein (poln. kamień) ins Meer schreitet.

Konsequent umfassen in der gegenwärtigen kaschubischen Geschichtsmythologie die Grenzen Arkadiens, des früher verlorenen Lands des Glücks, ganz Pommern einschließlich der Stämme der Lutizen westlich der Oder. Diese Auffassung findet sich in der Publizistik und Dichtung aller Generationen von kaschubischen Regionalisten seit F. Ceynowa, der seine kleine Schrift „Einige Worte über die Kaschuben und ihr Land“ mit einer Beschreibung der Grenzen der früher kaschubischen Gebiete wie folgt beendet: „Aus diesen angeführten Stellen kann jedermann leicht erkennen, wenn er auch nur ein wenig in der Landesbeschreibung bewandert ist, daß es zwischen den Flüssen Weichsel, Oder, Warthe und Netze und der Ostsee, oder, wie wir sie nennen, dem Großen Meer, eigentlich keine einzige Stelle gab, wo die Kaschuben, unsere Vorfahren, nicht wohnten.“²³

Für den Dichter Trepczyk umfaßt das mythische, arkadische Vaterland der Kaschuben fast alle Gebiete der Ostseeslaven, die Józef Kisielewski in dem bekannten Buch „Die Erde bewahrt die Asche der Toten“ beschrieben hat. Noch umfassender wird es in dem bereits zitierten Roman von Majkowski „Das Leben und die Abenteuer des Remus“ dargestellt, als der sterbende Józef Zabłocki dem Remus die Karte zeigt und sagt: „Diese zwei schwarzen, gewundenen Wege, die von Süden nach Norden gehen, das sind zwei große Flüsse. Nach Sonnenaufgang die Weichsel, nach Sonnenuntergang die Oder. Dort, wo die Weichsel ins Meer mündet, hast du Danzig, dort, wo die Oder mündet, Stettin. Sieh, wie die Linie des Meeres in einem stumpfen Winkel zur Odermündung verläuft. Wenn du den Fluß auf dem linken Ufer überschreitest, bist du immer noch auf ehemaligem kaschubischen Boden. Denn der reicht vom Baltischen Höhenzug bis beinahe dahin, wo Berlin, die Hauptstadt der Deutschen, liegt, und die Stadt Rostock, nicht weit vom Meer. Im Süden, die Linie von der Warthe und Netze bis zum Weichselknie bei Fordon, und nach Norden bis zum Meer. Das sind die alten Grenzen unseres kaschubischen Landes.“²⁴

Die Kaschuben singen in einem anderen Lied aus der Feder von Trepczyk:

²³ Ceynowa, *Kile słow* (wie Anm. 5), S. 19.

²⁴ A. Majkowski, *Życie i przygodę Remusa* (Das abenteuerliche Leben des Remus). 1. Aufl., Toruń 1938, S. 153. Hier nach der deutschen Übersetzung, S. 146; der letzte Satz vom Übers. geändert.

„Da, noch ist der letzte der Kaschuben nicht untergegangen
 Die Wurzel ganz Pommerns.
 Da, noch ist er den Stürmen der Geschichte nicht erlegen
 Heute grüßt sein neuer Tag (...)“²⁵

Das zweite Lied entstand erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Kaschuben nach „Pomorskô“ zurückkehren und sich von neuem in Hinterpommern ansiedeln konnten. Es erschien hier ein neuer Mythos „Pomry“, Hinterpommern als eigentümlicher Wilder Westen, wo man für die jahrhundertelangen Verluste entschädigt wurde; dorthin und nach Danzig – der „Hauptstadt der Kaschuben“ –, kehrte man wie zur Wiege der kaschubischen Pommern zurück. Das fand seine Verwurzelung auch in den Programmen der konspirativen Organisationen der kaschubischen Pommern in der Kriegszeit: in der Geheimen Militärorganisation „Gryf Kaszubski“, später „Gryf Pomorski“, im Land und im „Pommerschen Verband“ in Großbritannien. Beide Organisationen forderten die Rückgabe der pommerschen Gebiete bis zur Oder und an ihrem Unterlauf darüber hinaus einschließlich Rügens.²⁶ Das war auch eine Rückkehr in die arkadische Zeit der kaschubischen Pommern, in das Mittelalter, als es zwei weitgehend selbständige pommersche Staatswesen gab: das Fürstentum der Greifen mit dem Hauptsitz in Stettin und das selbständige Pommerellen, das der letzte seiner Fürsten, Mestwin II., dem großpolnischen Fürsten Przemysł II. vermacht hatte. Das führte zur Vereinigung dieser Fürstentümer und der Erneuerung der polnischen Königswürde 1295.²⁷

²⁵ J. Trepczyk, *Rodnô zemia* (Heimatliche Erde). Gdańsk 1974.

²⁶ Vgl. K. Ciechanowski, *Ruch oporu na Pomorzu Gdańskim 1939–1945* (Die Widerstandsbewegung in Pommerellen 1939–1945). Warszawa 1972; L. Bądkowski, *Pomorska myśl polityczna* (Der pommersche politische Gedanke). Londyn 1945; 2. Aufl. Gdynia 1990. Dort schreibt Bądkowski: „Pommern ist eins und unteilbar, es erstreckt sich von Stralsund bis Elbing, von der Ostsee bis zur Drewenz, Weichsel, Netze, Oder und über die Oder hinaus – und es bildet eine ethnische, geschichtliche, wirtschaftliche und administrative Gesamtheit“ (S. 45).

²⁷ Vgl. G. Labuda, *Pomorze u progu integracji (1290–1294)* (Pommern an der Schwelle zur Integration [1290–1294]), in: *Kaszuby, Pomorze, Polska. Więź państwowa i tradycje „Zapisu Mestwina“* (Kaschubien, Pommern, Polen. Staatsbindung und Traditionen im „Vermächtnis Mestwins“), hrsg. v. J. Borzyszkowski. Gdańsk 1995. Vgl. die neueste Biographie des großpolnischen Fürsten: B. Nowacki, *Przemysł II*. Poznań 1995.

Der Mythos der Fürsten und ... die Historiographie

Im Kontext des Mythos von Arkadien muß man die Lebendigkeit der Mythen der „glanzvollen“ Stettiner Fürsten hervorheben, den skandinavischen Erich aus Rügenwalde und vor allem die Danziger Gründer und Wohltäter der Klöster Oliva und Pelplin, Zuckau und Zarnowitz, Swantopolk den Großen, den Bezwingen der Ordensritter, und den im historischen Gedächtnis der Kaschuben besonders gegenwärtigen Mestwin II.²⁸ Sein Testament, das „Vermächtnis Mestwins“, verband Pommerellen freiwillig mit Polen und wird als eine besondere Verpflichtung betrachtet, auf die man sich nicht nur bei runden Jahrestagen beruft. „Mestwin“ war früher auch der Titel der in Thorn herausgegebenen kaschubisch-pommerschen Zeitschrift und eines Dramas von Jan Karnowski. Heute ist er auch der Namenspatron zahlreicher Straßen und des Klubs der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung im Kaschubischen Haus in Danzig.

Dieser *Fürstenmythos*, der schwarze und andere Farben in der Persönlichkeit und den Leistungen der Helden außer acht läßt und sich gegen die Deutschen und die Germanisierung Pommerns richtet, ist in der mit den Danziger Zisterziensern verbundenen, alten pommerschen Historiographie aus Oliva stark verankert. Wenn man die pommersche Geschichtsschreibung und die folgenden Versionen der Fürstenmythen im Lauf der Jahrhunderte verfolgt, so kann man bemerken, daß trotz neuer Erkenntnisse der Historiker die Mythen unverändert bleiben oder durch sie sogar zugleich noch verstärkt werden.

So kommen wir zu den *mythenbildenden Funktionen der Geschichtsschreibung*, die zusammen mit der Belletristik diese alten Mythen gemeinsam hervorbringt und neu belebt. Eine nicht geringe Bedeutung in diesem Prozeß der Bildung und Verstärkung von Mythen hat die Tätigkeit der Kirche durch die Homiletik: die Predigt von Geistlichen heiliger Orte, deren Anfänge und deren Reichtum mit den Namen der Fürsten verbunden sind. Dieses Fragment aus der uns hier interessierenden Problematik ist heute noch ein fast jungfräuliches Gebiet, das ebenfalls einer eigenen Analyse und weiterer Reflexion bedarf.

Die Rolle der polnischen Historiographie, nicht nur der pommerschen, überstieg bei den Kaschuben ihre gewöhnliche Bedeutung infolge des besonderen sozialen Drucks. Im Kontext des Kampfes um Pommerellen, des Kampfes gegen die Germanisierung, des Kampfes der Kaschuben um

²⁸ Vgl. L. Bądkowski, W. Samp, *Poczet książąt Pomorza Gdańskiego* (Die Reihe der pommerellischen Herzöge). Gdańsk 1974; sowie L. Bądkowski, *Odwrócona kotwica* (Der umgedrehte Anker). 2. Aufl., Gdańsk 1988, besonders die Abschnitte „Pierścień Świętopęłka“, S. 193-202, und „Zapis Mestwina“, S. 222-233.

das Überdauern und die Präsenz Polens an der Ostsee schrieb man den Kaschuben infolge der Polemik und der Rivalität mit der deutschen Geschichtsschreibung die Funktion der „Wacht an der Weichsel“ und der „Wächter des polnischen Meeres“ zu, die von ihnen unschwer übernommen wurde. Diese Funktion hatte man den Kaschuben schon Ende des 19. Jahrhunderts zgedacht, vor allem seit der publizistisch-landeskundlichen Tätigkeit des Rechtsanwalts Bernard Chrzanowski aus Posen, der Stefan Żeromski zu seiner pommerschen Trilogie und vor allem zu „Wind vom Meer“ inspirierte.²⁹ Werke dieser Art seitens der polnischen Brüder und ihre bescheidene Präsenz in der Schulerziehung während der Zwischenkriegszeit und nach 1945 trugen trotz allem dazu bei, die Überzeugung von den eigenen Gruppenwerten und der Bedeutung dieser Werte in gewissem Maße zu stärken und zu verallgemeinern; die heimischen Schriftsteller und Regionalisten bemühten sich so um einen Gegenstand des zwar schon bewußten, aber bis dahin wenig artikulierten Stammesstolzes. Dies glich jedoch nicht die gleichzeitig auftretenden Komplexe der Mißachtung, Zurückweisung und der fehlenden Akzeptanz für die Besonderheit aus, die von Soziologen festgehalten und auch von den Kaschuben selbst in unterschiedlicher Form seit Generationen geäußert wurde. Dank der Entwicklung der pommerschen Historiographie – weniger der deutschen, sondern vielmehr der polnischen – jedoch nahmen beinahe atavistische Mythen zu: das hohe Alter der pommerschen Sprache sowie der kulturell-zivilisatorische (religiöse) vorchristliche und staatliche Glanz im Mittelalter. Trotz der Phänomene der Koexistenz, des friedlichen Zusammenlebens der Kaschuben mit anderen ethnischen Gruppen, die ihr Vaterland Pommern bewohnten, war zugleich der uralte Konflikt lebendig, wuchs manchmal an und richtete sich gegen deutsche wie polnische Assimilationsprozesse. Es wuchs das Bedürfnis, eine eigene Identität zu erwecken und aufzubauen, in deren Prozeß die Rolle der Mythen in ihren literarischen oder historischen Gestalten wuchs.³⁰

²⁹ Vgl. R. Wapiński, Kaszuby w kontekście innych regionów ziem objętych polskimi aspiracjami politycznymi do roku 1939 (Kaschubien im Kontext der anderen Regionen, die die politischen Aspirationen Polens bis 1939 umfaßten), in: *Antropologia* (wie Anm. 16), S. 9-40. Die bekanntesten Publikationen von B. Chrzanowski sind „Na kaszubskim brzegu“ („Am kaschubischen Ufer“) (Poznań 1910) und „Z wybrzeża i o wybrzeżu“ („An der Küste und über die Küste“) (Poznań 1917).

³⁰ Vgl. J. Borzyszkowski, *Istota ruchu kaszubskiego i jego przemiany od połowy XIX wieku po współczesność* (Das Wesen der kaschubischen Bewegung und ihre Veränderungen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart). Gdańsk 1981. Recht ausführlich beschreibt die Vorstellungen der Polen und Deutschen J. Samp in dem Aufsatz *Pomorze, Kaszubi, ich język i piśmiennictwo w literaturze obcej i polskiej* (Pommern, die Kaschuben, ihre Sprache und ihr Schrifttum in der ausländischen und polnischen Literatur), in: *Antropologia* (wie Anm. 8), S. 125-

Die Rolle des historischen und literarischen Materials in der Entwicklung der regionalen Ideologie und neue Mythen

Gleichzeitig mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, nach Ende der Landreformen im 19. Jahrhundert und der Herausbildung eigener Reihen der kaschubischen Intelligenz, beobachten wir die Entwicklung der kaschubischen Literatur. Diese Literatur schafft von neuem einen eigenen kaschubischen Mythos des „untergegangenen Schlosses“, des „schlafenden Heeres“ und formuliert auch die Quellen für ein Aktionsprogramm. Eine Version des mythologisierten Aktionsprogrammes ist der bereits erwähnte Roman „Das Leben und die Abenteuer des Remus“ von Majkowski. Remus selbst und seine Wanderungen durch Kaschubien und Pommern schaffen den Mythos des kaschubischen Wanderers und Ritters. Dieser Roman sowie „Meine Erinnerungen“ von Majkowski oder „Mein kaschubischer Weg“ von Jan Karnowski zeigen die Wege der Stammesinitiation auf, wie es zu einem kaschubischen Selbstbewußtsein durch die Konfrontation mit den Denkmälern des uralten Glanzes der Kaschuben und Pommerns und durch die Begegnung mit den Werken und den Polemiken der Gelehrten, der Historiker und der besonders auch politisch engagierten Sprachwissenschaftler kommt.³¹ Die Metapher für das Schicksal der Kaschuben – das „untergegangene Schloß“ – und für seinen Wandel – die „Befreiung der Königs-

143. Verblüffend ist die Dauerhaftigkeit gewisser Urteile und Klischees über die Kaschuben sowohl in der deutschen wie polnischen Historiographie und Literatur, und das trotz vieler Forschungen und sachlicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Auf der anderen Seite gibt es wenige literarische Werke, von den Romanen von Günter Grass selbstverständlich abgesehen, die aus der kaschubischen Kultur Gedanken und Handlungsstränge übernehmen. J. Samp schreibt: „So oder so ist es eine Tatsache, daß das Kaschubische sich sehr widerspenstig dem Prozeß der ‚literarischen Bearbeitung‘ unterwirft. Es ist ein sehr kompliziertes und so vielfältiges Phänomen, daß nur ein herausragender Künstler, ein Schriftsteller großen Formats, sich an ihm messen kann“ (S. 142). In den letzten Jahren sind kaschubische Stränge hervorgetreten in den Romanen von J. Limon, *Kaszubska Madonna* (Die kaschubische Madonna). Gdańsk 1991; H. Blum-Gliewe, *Die Kaschubenbraut*. München 1981; K. Literska, *Napiętnowany* (Der Gebrandmarkt). Warszawa 1993, oder auch S. Esden-Tempski, *Łowcy orchidei* (Die Orchideenjäger). Gdańsk 1994. Ihre Analyse unter dem Gesichtspunkt, wie die Kaschuben selbst dort dargestellt werden und wie aus den Schichten der kaschubischen Kultur geschöpft wird, ist eine Aufgabe, die immer noch auf ihren Erforscher wartet.

³¹ Es reicht aus, daran zu erinnern, welche heiße Diskussion die Herausgabe des „Słownik języka pomorskiego czyli kaszubskiego“ (Wörterbuch der pommerschen, d.h. kaschubischen Sprache) von S. Ramułt 1893 hervorgerufen hat. Vgl. G. Labuda, *Podłoże polityczne dyskusji nad autonomią języka kaszubskiego na przełomie XIX i XX stulecia* (Politische Diskussionsgrundlage zur Autonomie der kaschubischen Sprache an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert), in: *Całe życie pod urorkiem mowy kaszubskiej* (Ein ganzes Leben unter dem Zauber der kaschubischen Sprache), hrsg. v. H. Horodyska. Warszawa 1995, S. 17-44.

tochter“ –, der zum Erlangen der früheren territorialen und geistigen Macht führt, wird zum Instrument der Tat, das zur Rückkehr nach „Arkadien“ führen soll.

Dieser Aspekt der kaschubischen Mythologie ist besonders reich und interessant. Mit Rücksicht auf den beschränkten Umfang des Aufsatzes muß auf die „Geschichte der kaschubischen Literatur“ und die Analysen des regionalen historisch-literarischen Lebens und des Alltagslebens verwiesen werden. Die Losung „Erwecket die Schlafenden“ ist nicht nur der Titel eines der zahlreichen, mythologisch wie literarisch sehr gewichtigen Dramen des Priesters Bernard Sychta, der zugleich der Verfasser des epochalen siebenbändigen „Wörterbuchs der kaschubischen Mundarten vor dem Hintergrund der Volkskultur“ ist, ein einzigartiges Dokument des sprachlichen, geistigen und auch mythologischen Reichtums der Kaschuben.

In der modernen kulturellen Wirklichkeit der Kaschuben sind periodisch verliehene Preise und Auszeichnungen, die von verschiedenen Kreisen der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung an Personen vergeben werden, die sich für die Kaschuben und Pommern besondere Verdienste erworben haben, ein Ausdruck der Lebendigkeit der aus der Volkskultur und der Belletristik bekannten Mythen. So verleiht der Studentenklub „Pomerania“ die Stolem-Medaille – nach dem mythischen Kraftprotz, der Berge versetzt und große Werke vollbringt. Die Redaktion der Monatszeitschrift „Pomerania“ ehrt Menschen für ihr gesellschaftliches Engagement mit der Auszeichnung „Funke des Ormuzd“, dessen Kraft der Held aus dem „Leben und den Abenteuern des Remus“ bezeugt, der die Prinzessin und das verfallene Schloß erlösen will. Ein besonderes Gremium zeichnet Mitarbeiter der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung mit dem Abzeichen „Ring Swantopolks des Großen“ und ebenso andere Personen außerhalb Pommerns aus, die sich für die Verbreitung der Kultur der Kaschuben und der Besonderheit des pommerschen Landes verdient gemacht haben. Der zweite Preis ist die Bernard-Chrzanowski-Medaille „Er erweckte den Wind vom Meer“. Priester Janusz Pasierb, einer der ersten Preisträger neben Günter Grass, sagte während der feierlichen Überreichung der Medaille für die „Gestaltung des geistigen Antlitzes Kaschubiens und Pommerns“ 1989 über die Kaschuben: „Wenn man auf Kaschubien, auf Pommern, auf Danzig blickt, kann man nicht übersehen, daß hier ein Geheimnis dieses Teils des Globus enthalten ist. Das ist Mitteleuropa als Miniatur, das Europa der Mitte. Und im allgemeinen das Europa, das auch heute nec temere, nec timide zwischen Kolossen leben muß. Das Kleine ist schön.“³²

³² Vgl. C. Obracht-Prondzyński, *Kaszuby. Pomorze, informator Zrzeszenia Kaszubsko-Pomorskiego* (Kaschubien. Pommern. Informationen der Kaschubisch-Pom-

Durch das Werk und die Persönlichkeit von Priester Pasierb kam es in einem gewissen Maße zu einer Stärkung und einer Verbreitung des kaschubischen bzw. kaschubisch-pommerschen Mythos im gesamtpolnischen Bewußtsein und in der Kultur ganz Polens. Man kann sagen, daß Priester Pasierb in der kleinen gesamtpolnischen Welt wie Grass in der deutschsprachigen Welt und über ihre Grenzen hinaus mit ihren ähnlichen Ausführungen und ihren charakteristischen Essays – den Bildern der Menschen und der Landschaft Pommerns, mit ihren Vergleichen mit Menschen und Landschaften aus der nahen und fernen, ja auch außereuropäischen Welt – zu einer gewissen Annäherung zwischen den Mythen der Kaschuben und diesen polnisch-deutschen Mythen und damit dazu beigetragen haben, die Vorherrschaft der weit von der Wirklichkeit und der Vorstellungswelt der Kaschuben selbst entfernten Klischees einzugrenzen.

In diesem Zusammenhang muß man noch individuelle Mythen aus der Neuzeit nennen, die die kaschubische Wirklichkeit und Geschichte wiedergeben, angefangen von Florian Ceynowa und seinem „Mythos des Vaters und Schöpfers“ über seine Nachfolger, u.a. Jan Karnowski als „Gewissen des kaschubischen Regionalismus“, zu Personen aus der Generation von Lech Bądkowski – des „Ideologen der kaschubisch-pommerschen Bewegung“ – bis hin zu Priester Pasierb. Hier zeigt sich ein besonderes Forschungsproblem, das die Mythologisierung realer Personen und ihrer Leistungen sogar bis zu einer eigenartigen Sakralisierung betrifft. Außer den erwähnten Personen, die als Größen der geistigen und schöpferischen Arbeit unzweifelhaft zum Stolem-Kreis gehören, werden auch Personen aus dem Kreis der Lebenden und Toten, die sich nicht eindeutig hervorgetan haben, in manchen kaschubischen Milieus mythologisiert, was zu starken Kontroversen, Konflikten und Kämpfen führt. Diese Mythen nehmen besonders unter den Bedingungen der uneingeschränkten Freiheit, vor allem der Presse, zu sowie durch die sich vertiefenden intellektuellen und politischen Unterschiede zwischen den regionalen Zentren, die einst für die 20 Jahre zwischen den Kriegen charakteristisch waren und die in den letzten Jahren seit der wiedererlangten Demokratie zurückkehren.

Aus dem Reichtum der kaschubischen Mythen möchte ich noch zwei nennen – den Mythos der katholischen Kirche und den Mythos des Vaterlandes – „Tatczężna“. Der Mythos der Kirche entstand unter den Bedingungen der gegenreformatorischen Kämpfe gegen den in Hinterpommern dominierenden und auch an der Weichsel starken Protestantismus,

merschen Vereinigung). Gdańsk 1995; zit. nach Pomorskie drogi ks. Janusza Pasierba (Die pommerschen Wege von Priester Janusz Pasierb), hrsg. v. B. Wiśniewski. Pelplin 1994, S. 36.

der mit Preußen-Deutschland und nicht ohne Grund mit der Bedrohung durch die Germanisierung identifiziert wurde.³³ In diesem Kontext kann man das Phänomen der außerordentlichen Frömmigkeit der katholischen Kaschuben feststellen sowie ihre Verbindungen mit der katholischen Kirche und der früheren katholischen Missionstätigkeit gegenüber den evangelischen „kaschubischen Brüdern“, die, u.a. durch das Abgehen vom „rechten Glauben“ und der „wahren Kirche“, der „Fluch der Vernichtung heimgesucht hat“. Diese Situation hat wiederum Derdowski auf schöne Weise in der Dichtung vom Herrn Czôrlński ausgemalt, der in das Land der Slowinzen reist.³⁴ Das Abweichen vom Glauben führt in der kirchlich-volkstümlichen Interpretation direkt zum Verlust der eigenen ethnischen Identität, der Sprache und schließlich auch des Landes.

Von alten und neuen Mythen zur Gegenwart

„Tatczężna“ – der Mythos des Vaterlandes schließt auch andere, oben erwähnte Mythen ein. Er umfaßt neben Elementen des Ausharrens, der Bewahrung des Erbes, der Bauwerke, der Kontinuität auch Fäden des Kampfes, des Aufeinanderprallens der Ideen, insbesondere der deutschen und polnischen Staatsidee, darunter den Untergang und das Wiederentstehen der pommerschen Idee, wobei an die Stelle der Staatsidee die regionale, die Landesidee trat. In diesem Mythos spiegelt sich der Prozeß des Reifens vom privaten zum ideologischen Vaterland, mit historischen Pendelbewegungen und Brüchen, die kleinere wie größere kaschubische Zentren umfassen. In diesem Kontext kam auch der Mythos des „Juden als ewiger Wanderer“ und seiner Abenteuer mit den Kaschuben auf, ebenso der Mythos des Juden als einer der Tücken des kaschubischen Schicksals in den Beziehungen mit den Deutschen.³⁵

Ein besonderes Problem ist der Mythos des Vaterlandes Polen und in diesem Zusammenhang seine Vorstellung unter den ausgewanderten Kaschuben und ihren über die Welt verstreuten Nachfahren, die noch in geschlossenen Siedlungen in Deutschland und Kanada leben, aber immer

³³ Vgl. Z. Szultka, *Język polski w kościele ewangelicko-augsburskim na Pomorzu Zachodnim od XVII do XIX wieku* (Die polnische Sprache in der evangelisch-augsburgischen Kirche in Pommern vom 17. bis zum 19. Jahrhundert). Wrocław 1991.

³⁴ Derdowski, *O Panu Czôrlńscim* (wie Anm. 18), S. 71f.

³⁵ A. Boshke-Zielińska, *Żydzi w literaturze kaszubskiej* (Die Juden in der kaschubischen Literatur), in: *Kaszubszczyzna w świecie* (Das Kaschubische in der Welt), hrsg. v. J. Samp. Wejherowo 1994, S. 123-135. Vgl. auch J. Samp, *Na tropach smutnego żyda* (Auf den Spuren des traurigen Juden), in: *Ders., Droga na sabat* (Der Weg zum Sabbat). Gdańsk 1981, S. 89-115.

stärker mit der amerikanisch-kanadischen³⁶ und der deutschen Gesellschaft verschmelzen. Hier ist eines der Elemente der früheren nationalen Tradition häufig und manchmal ausschließlich der Mythos des kaschubischen Adligen, der adligen Herkunft.

Im Kontext und im Aufeinanderprallen von polnischen und deutschen Mythen kann man die Frage stellen, ob es den Kaschuben gelungen ist, eigene allgemeine, packende wie romantische Mythen zu schaffen. Aus den Forschungen der Soziologen geht u.a. hervor, daß sich in das allgemeine Geschichtsbewußtsein der polnische König Johannes III. stärker als der pommerellische Fürst Swantopolk eingeprägt hat. Allerdings entscheidet in der allgemeinen Auffassung nicht so sehr die Geschichte, sondern die Sprache über die eigene Identität. Die Sprache ist auch bei den Kaschuben das Vaterland.

Die Welt der gemeinsamen Vorstellungen der Kaschuben bildet eher das Leben selbst und historische Ereignisse, aber nicht die große Literatur, auch nicht die romantische. Hier dominiert eher die Welt grundlegender Werte wie Sprache, Land, Familie, Glauben, und somit die Züge, die die Bindungen mit der eigenen Gruppe und der Heimat festigen und ihr Überdauern garantieren. Der letzte große „Metamythos“ ist gerade das Ausharren trotz aller Widrigkeiten und des besonderen Fluches der Geschichte. „Ausharren“ wird hier als Bewahrung der Solidarität und Identität der Familie und Gruppe sowie des Selbstbewußtseins aufgefaßt. Es ist eine faszinierende Frage und zugleich eine Aufgabe für die Soziologen und Anthropologen, zu welchen Veränderungen die letzten Jahre im kollektiven Bewußtsein geführt haben: Wie hat sich die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg und der Krieg selbst im Geschichtsbewußtsein der Kaschuben eingeprägt? Wie hat sich die Beziehung zur Tradition verändert? Inwieweit ist die Tradition den Prozessen der gesellschaftlichen Modernisierung gewachsen? Und schließlich: Wie wirkt sich der große Wandel auf die Mentalität und die Geschlossenheit dieser ethnischen Gruppe und auf die weitere kaschubische Gegenwart im deutsch-polnischen Kontext aus? Ein grundlegendes Problem bleibt die Frage, inwieweit die Selbstbestimmung der kaschubischen Gesellschaft als Hausherr in Pommern und als für die Gesamtheit der Angelegenheiten der Republik Polen verantwortlicher Miteigentümer gewachsen ist.³⁷ Es geht auch darum, eine Ant-

³⁶ I. Jost, *Osadnictwo kaszubskie w Ontario (Kaschubische Siedler in Ontario)*. Lublin 1983.

³⁷ Vgl. J. Borzyszkowski, C. Obracht-Prondzyński, *Samorządne Pomorza. Przemiany społeczności lokalnych Pomorza Gdańskiego w latach 1989–1993 (Selbstverwaltung in Pommern. Lokale gesellschaftliche Veränderungen in Pommerellen in den Jahren 1989–1993)*. Gdańsk 1993.

wort zu finden, die die eng mit der Mythologie verbundenen Fragen und Probleme betrifft, ebenso wie die von individuellen Interessen und Einstellungen geleiteten Menschen, die sich zur kaschubischen Gemeinschaft bekennen.

Trotz des vollen Bewußtseins der Unzulänglichkeiten in dem hier wiedergegebenen Bild der Mythen der Kaschuben lohnt es sich, ihre schöpferische Funktion im kollektiven Leben zu betrachten, etwa in der kaschubisch-pommerschen Regionalbewegung, in der die Kaschuben mit anderen regionalen Gruppen konfrontiert sind, die seit Jahrhunderten in Pommern und anderen Regionen Polens leben. Man kann auch die kaschubische Bewegung mit anderen in Polen vergleichen, z.B. der in Podhale, oder in Europa mit denen der Friesen, Rätoromanen etc. Hier kann man meiner Meinung nach nicht so sehr von einer kaschubischen Spezifik sprechen, sondern vielmehr von einer Besonderheit bei der Bewegung in Podhale, denn die kaschubische Regionalbewegung, ähnlich wie die kaschubischen Mythen, entwickelte sich von unten, selbständig und ohne größere Einflüsse, aber sicher ohne Anstöße von außen, besonders von der polnischen Seite. Die Beteiligung von außen und der Zusammenfluß der Mythen der Góralen mit den gesamt-polnischen sind ein immanenter Zug der Bewegung in Podhale. Die kaschubische Bewegung dagegen muß sich seit langem und sogar nach wie vor um eine gesamt-polnische Akzeptanz bemühen und findet mehr Gemeinsamkeiten in den Erfahrungen und Problemen der Friesen, Waliser und Rätoromanen. Eine gewisse Abgeschlossenheit der Mythologie und der kaschubischen Welt für die Gesamtheit der polnischen Landsleute, aber auch für die Deutschen resultiert sicher in beträchtlichem Maß aus der sprachlichen Verschiedenheit und der weitgehenden Unzugänglichkeit der inneren Welt der Kaschuben für Fremde. Aber das, was fremd ist, fördert in der Regel die Stärkung fremder Mythen und Klischees. Daher sind wissenschaftliche Forschungen über die kaschubische Gesellschaft durch Soziologen sehr wichtig, die die Arbeiten von Vertretern anderer geisteswissenschaftlicher Disziplinen ausnutzen und die Kenntnis der kaschubischen Gemeinschaft und ihrer Identität präzisieren.

Die Kaschuben heute und ihre Identität in der Erkenntnis der Soziologen

Wer sind die Kaschuben heute? Wie viele sind sie? Wo wohnen sie? Was ist ihre Identität? Diese und andere Fragen rufen nach wie vor Interesse und Kontroversen hervor. Die wichtigste ist, ob die Kaschuben heute ein

eigenes Volk, eine nationale Minderheit oder vielleicht auch etwas anderes bilden.

Unter den Entstehungsbedingungen kleiner Nationen, der verstärkten Aktivität verschiedener regionaler Gesellschaften und auch nationaler Minderheiten in Polen wird die Suche nach Antworten darauf zuweilen von einem ungesunden politischen Kontext begleitet, der seit dem 19. Jahrhundert aktuell ist und das Problem der ethnischen Verschiedenheit der Kaschuben in die Frage nach einem Separatismus und der Bedrohung für die Einheit der Nation, den polnischen Staat, lenkt. Dieses Problem erscheint manchmal im Zusammenhang mit der seit einigen Jahren andauernden Diskussion über die Dezentralisierung in Polen, über die Regionalisierung des polnischen Staates, für die sich die kaschubisch-pommersche Bewegung entschieden ausspricht. Wenn man die schon seit Generationen anhaltenden Diskussionen unter Wissenschaftlern und Politikern außer acht läßt, kann man heute als Antwort auf die Frage, wer die Kaschuben seien, antworten, daß sie eine eigene ethnische oder ethnisch-kulturelle Gruppe im Rahmen einer größeren ethnischen Gruppe mit national-staatlichem Charakter, der Polen, bilden. Ihre doppelte ethnische Identität: die regional-kaschubische und die national-polnische, bildet ein Spezifikum dieser Gruppe. Nach Ansicht der Soziologen kann man von verschiedenen Ebenen der Ethnizität sprechen, die verschiedene Aspekte und unterschiedliche Funktionen von Identität umfassen. Das ist ein eigenartiger innerer Pluralismus, bei dem die Kultur der eigenen kulturell-ethnischen Gruppe wie die der dominierenden nationalen Gemeinschaft einträchtig im Bewußtsein des Individuums funktionieren und sich im kollektiven Rahmen wechselseitig durchdringen und ergänzen.³⁸ G. Labuda, der die Geschichte der Kaschuben im Verlauf der Jahrhunderte analysierte, behauptete, daß sich die kaschubische Gruppenidentität seit Generationen im Rahmen der polnischen Tradition und nationalen Identität entwickelt und nur in den Grenzen des polnischen Staatswesens überdauert hat.³⁹ Das wesentlichste ist, daß sich unter den Kaschuben, die auch eine Grenzgesellschaft und nicht nur eine nationale bilden, nicht das für andere ähnliche Gesellschaften typische Phänomen des Vorrangs der regionalen vor der nationalen Identität bestätigen läßt. Ein typisches Bei-

³⁸ B. Synak, Tożsamość kulturowo-etniczna kaszubów a idea krajowości (regionalizm) (Die kulturelle und ethnische Identität der Kaschuben und die Landesidee [Regionalismus]), in: *Kultura i Społeczeństwo* (1991), Nr. 2; R. Harris, J.I. Smolicz, *Australijczycy polskiego pochodzenia. Studium adaptacji i asymilacji młodego pokolenia* (Australier polnischer Abstammung. Studium zur Anpassung und Assimilation der jungen Generation). Wrocław (u.a.) 1984, S. 21-25.

³⁹ G. Labuda, *O Kaszubach, ich nazwie i ziemi zamieszkania* (Über die Kaschuben, ihren Namen und ihr Land). Gdynia 1991.

spiel dafür könnte die schlesische Gesellschaft sein, in der man zuerst Schlesier ist und danach erst eher Pole oder Deutscher. Dort ist in der letzten Zeit auch das Problem einer angeblichen schlesischen Nationalität aufgetreten.

T. Bolduan, ein Vertreter der Elite der kaschubischen Gesellschaft, analysierte das Phänomen des Ausharrens der Kaschuben als einer eigenständigen ethnischen Gruppe und ihrer eigenen Organisation unter den Bedingungen des totalitären Systems und hielt fest: „In Kaschubien tritt ein doppeltes Bewußtsein auf – ein nationales polnisches und ein regionales kaschubisches. Jedes von ihnen ist eigenständig, obwohl das nationale Bewußtsein als übergeordnet betrachtet wird. Im Alltagsleben ist der Kaschube ein Kaschube, im feierlichen und offiziellen Leben ist der Kaschube auch ein Pole, in Momenten der ernsten Herausforderung vor allem ein Pole. Dieses doppelte Bewußtsein war für die herrschenden Parteien und staatlichen Behörden unverständlich, da es sich nicht in das von oben vorgegebene Schema der nationalen Einheit einordnete.“⁴⁰ Die Übereinstimmung der Feststellungen von Soziologen, die die kaschubische Gesellschaft erforschen, und von Repräsentanten dieser Gruppe, von Ideologen und von Wortführern der kaschubischen oder kaschubisch-pommerschen Regionalbewegung, bestätigt nachdrücklich die früher angedeutete Spezifik der Kaschuben als einer eigenständigen kulturell-ethnischen Gruppe im Rahmen des polnischen Staates.

Zum ersten Mal wurden vor einigen Jahren die Ansichten und Meinungen der kaschubischen Regionalisten in einem breiteren Maß in den soziologischen Forschungen des bereits erwähnten Sammelwerks „Die Kaschuben. Eine soziologische Monographie“ bestätigt.⁴¹ Es umfaßt Forschungen mit zahlreichen Aspekten über die Kaschuben als eine ethnische Gruppe mit Autonomiestatus. Es enthält u.a. Erkenntnisse, die die Lokalisierung und die Verbreitung der kaschubischen Dialekte auf diesem Gebiet und in seiner unmittelbaren Nachbarschaft in ganz Pommern, nicht nur in Pommerellen, betreffen. M. Latoszek behauptet im Ergebnis wissenschaftlicher Schätzungen und soziologisch-statistischer Analysen, daß die Anzahl der Kaschuben mit voller Identifikation, die in geschlossener Siedlung auf dem Gebiet der Wojewodschaften Danzig, Stolp und Bromberg leben, auf ca. 330 000 beziffert werden kann. Zusammen mit Personen mit schwächerer Identifikation (z.B. Halbkaschuben) übersteigt

⁴⁰ T. Bolduan, *Nie dali się złamać. Spojrzenie na ruch kaszubski 1939–1995* (Sie ließen sich nicht bezwingen. Ein Blick auf die kaschubische Bewegung 1939–1995). Gdańsk 1996, S. 6.

⁴¹ *Kaszubi* (wie Anm. 16).

die Zahl dieser Gruppe eine halbe Million.⁴² Die Hauptkriterien, die das Kaschubentum der Bewohner dieser pommerschen Wojewodschaften determinieren, waren für den Soziologen das individuelle Bewußtsein und die Sprache.

Die geographischen Grenzen des Territoriums Pommerns, das von den Kaschuben bewohnt wird, lassen sich nach wie vor annähernd in seiner Gestalt seit dem 18. und 19. Jahrhundert beschreiben – in Ost-West-Richtung von Danzig bis Słupsk/Stolp und in Nord-Süd-Richtung von der Ostsee bis Chojnice/Konitz. Die am stärksten kaschubischen Bereiche Pommerns sind die Umgebungen von Puck/Putzig, Wejherowo/Neustadt, Kartuzy/Karthaus, Kościerzyna/Berent und weiter Konitz, Bytów/Bütow und Łębork/Lauenburg. Auf dem Gebiet der geschlossenen Siedlung zeichnen sich durch vollständiges Kaschubentum aus, d.h. die Kaschuben stellen über 90% der Bewohner: Chmielno, Dziemiany/Dzimianen, Linia/Linde, Luzino/Lusin, Parchowo/Parchau, Przędzko/Seefeld, Puck/Putzig, Sierakowice/Sierkowitz, Stężyca/Stendsitz und Szemud/Schönwalde.

In der Wojewodschaft Stolp wohnen infolge der Nachkriegsumwälzungen und der Entwicklung des Kaschubischen etwa zur Hälfte Kaschuben, in der Wojewodschaft Bromberg bilden sie eine Minderheit. Die meisten Kaschuben wohnen jedoch in der Wojewodschaft Danzig, wo neben der Konzentration in dörflichen Gebieten und Kleinstädten die zahlenmäßig größte kaschubische Gemeinschaft in Danzig und vor allem in Gdingen wohnt. Dennoch ist es schwierig, sie dort sofort zu bemerken, unter anderem deshalb, weil sich die Kaschuben in diesen Städten im Alltag im allgemeinen nicht der kaschubischen Sprache bedienen, die neben dem Bewußtsein ein grundlegendes Kennzeichen ist.

Man muß hier auch die Tatsache hervorheben, daß die kaschubische Gesellschaft keine homogene dörfliche Gesellschaft oder gar eine aus Bauern und Fischern darstellt, sondern entgegen weit verbreiteten Ansichten die ganze Bandbreite der sozialen und beruflichen Struktur mit einer zahlenmäßig starken Gruppe der Intelligenz und Mittelschichten umfaßt.

M. Latoszek behauptet im Schlußwort seiner Arbeit: „Die ethnische Struktur der Kaschuben erweitert sich unzweifelhaft, da zu der Bindung durch Gewohnheit, die auf der Basis von Tradition, Sprache und Bräuchen beruht, die Bindung durch das Bewußtsein kommt, die eine Grundlage sein kann für die Artikulation von Interessen und von Engagement für die Angelegenheiten der Gruppe. (...) Einstweilen sind die Kaschu-

⁴² Ebenda, S. 77f.

ben der historischen Herausforderung gewachsen, indem sie gesellschaftliche Kontinuität und Beständigkeit gegen die Assimilation unter den Bedingungen der gelenkten sozialistischen Industrialisierung und der Krise gewahrt haben. Es ist überaus charakteristisch, daß trotz der gewaltigen Skala der Veränderungen in den Westgebieten (Ansiedlung von zugewanderter Bevölkerung, Landflucht – vor allem in die Dreistadt Danzig-Zoppot-Gdingen, städtischer Lebensstil, Auswanderung ins Ausland aus bestimmten Gebieten etc.) der von Kaschuben bewohnte Bereich nur in geringem Maße gestört wurde, sowohl in demographischer und geographischer wie in kultureller Hinsicht.

Es ist keine Frage, daß die Kaschuben eine dominierende Gruppe bilden, nicht nur zahlenmäßig im Bereich der kaschubischen Dialekte und in Pommern, sondern auch in Polen. Denn es zeigt sich, daß sie die Zahl der Oppelner Schlesier übertreffen, die bis vor kurzem die größte autochthone Gruppe in den Westgebieten ausmachten. Gegenwärtig hat sich das Verhältnis deutlich zugunsten der Kaschuben verschoben, unter anderem deshalb, weil diese Gruppe als einzige nicht von der massenhaften Emigration nach Deutschland betroffen ist. Von der Lebendigkeit der Kaschuben zeugt auch die Tatsache, daß sich viele Gruppen und Personen, die nach Pommern zugewandert sind und in ihren Wurzeln die neu angesiedelte Bevölkerung repräsentieren, in die autochthone Bevölkerung integriert haben.⁴³

Die letzten Phänomene (begrenzte Migration sowie die Integration und Kaschubisierung eines Teils der neu angesiedelten Bevölkerung oder von Angehörigen der ihnen folgenden Generationen, die in Pommern nach 1945 geboren sind) verdienen nach Ansicht anderer Soziologen besondere Beachtung. Man muß ebenso an die zahlenmäßig geringen Gruppierungen der deutschen Minderheit erinnern, die in Pommern nach 1989 und in ganz vereinzelter Weise auch im sog. kaschubischen Pommern aufgetreten sind. Sie sind vielfach mit den Kaschuben verbunden und arbeiten wiederholt eng mit der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung zusammen bei der Verwirklichung von Vorhaben, die der Aussöhnung und der deutsch-polnischen Zusammenarbeit dienen.⁴⁴

Der entscheidende Faktor für das Phänomen des Ausharrens der Kaschuben als der ethnischen Gemeinschaft, die für Pommern insbesondere in dem zu Ende gehenden Jahrhundert am repräsentativsten ist, ist un-

⁴³ Ebenda, S. 114 f.

⁴⁴ Vgl. J. Borzyszkowski, C. Obracht-Prondzyński, Deutsche Minderheit in Pommern. Man verständigt sich auf Kaschubisch, in: *Dialog* (1994), Nr. 1-4, S. 34 f. Vgl. dort ebenfalls andere Texte, u.a. J. Borzyszkowski, *Leben zwischen Hammer und Amboß*, S. 36 f.

zweifelhaft ihre eigene Identität, ihre besondere kulturelle Eigenart und das geschlossene Wertesystem. Sie zeigt sich in Gestalt der subjektiven Selbstidentifikation der Individuen mit ihrer Gesellschaft und in objektiver Gestalt, die sich in der Unterstützung, Manifestierung und Entwicklung der eigenen Kultur äußert, in der die kaschubische Sprache eine Schlüsselrolle spielt. Als westslavische und lechitische Sprache steht sie dem Polnischen nahe, unterscheidet sich aber dennoch von ihm, was für Polen, die keine Kaschuben sind, schwierig zu verstehen ist. Die Selbstidentifikation deckt sich hier in sehr großem Maße mit der ethnischen Herkunft und der kulturellen Homogenität, besonders der sprachlichen. Denn sie entscheidet über das Gefühl der Verwurzelung der Individuen in Pommern, besonders an der Weichsel, das heute das Zentrum für alle Kaschuben bildet, auch für diejenigen, die über die ganze Welt verstreut sind, darunter auch die Nachfahren (in der vierten und fünften Generation) der Emigranten aus Kaschubien und Pommern in den USA und Kanada.⁴⁵

Das Bild dieser Identität ist nicht homogen und besonders in bezug auf die Sprache sehr unterschiedlich in Abhängigkeit vom Alter, Beruf und Wohnort. Die älteren Generationen entdecken die Quellen ihrer kaschubischen Identität insbesondere in historischen Erfahrungen, vor allem in den deutsch-polnischen Beziehungen. Einer der Gesprächspartner von Synak behauptete: „Wir hier in Kaschubien mußten immer mit jemandem kämpfen, immer haben wir jemandem nicht gepaßt. Zuerst war die Teilungszeit, dann kam die Unabhängigkeit, und man schaute auf uns anders als auf die Polen aus den anderen Teilen, als ob wir stärker germanisiert wären. Im Krieg haben viele von uns im ‚Gryf‘ gekämpft, andere kamen ins Lager und wieder andere wurden gegen ihren Willen zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Die Kaschuben fielen an verschiedenen Fronten, und als die Befreiung kam, hat man ihnen wieder nicht vertraut, weil wir keine gute Vergangenheit hatten, weil wir nicht von Lenino nach Berlin gezogen sind. Die Ämter wurden überwiegend von Neuangesiedelten eingenommen, die stets besser ausgebildet waren als wir. Dem neuen System haben wir übrigens auch nicht gepaßt, weil wir anders waren, unsere eigene Sprache hatten, unsere Bräuche, weil wir eng zusammengehalten haben und eng mit der Kirche verbunden waren (...). Das alles ist unsere Geschichte und unser Überleben, die uns wohl stärker zementiert haben. Daher kann ein Mensch heute mit Stolz sagen, daß er sich als Ka-

⁴⁵ Vgl. B. Synak, *Language and ethnic identity of the Kashubes*, in: *Europa Ethnica* (1993), Nr. 1-2.

schube fühlt, obwohl wir dafür in der Vergangenheit teuer bezahlt haben.“⁴⁶

In dieser Äußerung sind auch Signale enthalten, die die Welt der grundlegenden kaschubischen Werte betreffen, die neben der Sprache und der Geschichte über die Identität und die starke Verwurzelung entscheiden.

Die Welt der eigenen und universalen Werte

Die kaschubischen Werte bilden, neben der Verbundenheit mit dem Land und der vaterländischen Tradition, die Identifizierung oder auch Solidarität mit der katholischen Kirche, Religiosität, Wirtschaftlichkeit, Beharrlichkeit; dazu kommen die etwas vom polnischen Wertesystem unterschiedenen Werte: der stärkere Status der Familie und das Arbeitsethos, das das Ausharren und wachsenden Wohlstand garantiert. Es gibt auch das Bewußtsein von erlebten Diskriminierungen, die die Kaschuben als eine Minderheit mit geringerem sozialen Status besonders im Bereich der Behörden kennzeichnen, was die Kaschuben manchmal mit ihrem geringen Draufgängertum und ihrer Aktivität erklären.

Der zweifellos höchste Wert ist die Sprache, die sich bislang vor allem dank der Familie erhalten hat. Seit einigen Jahren wird ihr zu beobachtender Rückgang durch ihre breitere Präsenz in der Schule, den Massenmedien und in symbolischem Ausmaß auch in der Kirche gemildert.⁴⁷ Am meisten sind für den Unterricht der kaschubischen Sprache in der Schule die Kinder aufgeschlossen. Weniger Enthusiasmus zeigen die Eltern. Sie übertragen die Verantwortung für die Zukunft des Kaschubischen gerne den Lehrern, die angesichts des Problems, dessen Lösung von ihnen einige Anstrengungen erfordert, am skeptischsten sind.⁴⁸ Über den Prozeß der Degradierung des Kaschubischen entschieden neben der Schule – die jahrzehntelang die heimische Sprache der Kaschuben bekämpfte – lange Zeit die sozial-kulturellen und politisch-ethnischen Be-

⁴⁶ B. Synak, Kaszëbstwo (Das Kaschubentum), in: *Pomerania* (1990), Nr. 7-8, S. 10.

⁴⁷ Vgl. auch J. Borzyszkowski, Świat kaszubskich wartości (Die Welt der kaschubischen Werte), in: *Pomerania* (1988), Nr. 12; ders., System wartości w społecznościach kaszubskich dawniej a dziś (Das Wertesystem in der kaschubischen Gesellschaft früher und heute). Gdańsk 1992 (*Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Gdańskiego. Pedagogika – Historia Wychowania*. 20.).

⁴⁸ Vgl. K. Kossak-Głowczewski, Kaszubi o własnym języku w szkole (Kaschuben über ihre eigene Sprache in der Schule), in: *Problem statusu językowego kaszubszczyzny (Statusprobleme der kaschubischen Sprache)*, hrsg. v. E. Breza. Gdańsk 1992, S. 51-58; B. Synak, Kaszubszczyzna i szkoła (Die kaschubische Sprache und die Schule), in: *Pomerania* (1995), Nr. 9.

dingungen, das niedrige Niveau der heimischen Sprache in der Wertehierarchie nicht nur bei den Jüngsten, die sie einst benutzen sollten. In der neuen polnisch-europäischen Wirklichkeit nach 1989 kam es, dank der vieljährigen Zusammenarbeit der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung mit wissenschaftlichen Kreisen, die jetzt durch die Aktivitäten der kommunalen Selbstverwaltung gestärkt werden, zu einer charakteristischen Neubewertung und einer teilweisen Veredelung sowohl der Sprache wie der ganzen kaschubischen Gesellschaft.

Diese Neubewertung bekräftigt gewissermaßen die Bedeutung der Welt der kaschubischen Werte, besonders der pommerschen Tradition der organischen Arbeit, des Gewichts des eigenen Unternehmungsgeistes, des Verantwortungsgefühls und der Disziplin, der Arbeitskultur, der Ehrlichkeit, der Achtung des Rechts und der Ordnung, der Toleranz und Offenheit gegenüber anderen Menschen. Es wurde bemerkt, daß dieses Ethos, der gesellschaftliche Charakter der Kaschuben oder allgemeiner der Pommern, auch in der deutschen Literatur und im Bewußtsein der Deutschen – der früheren Bewohner Pommerns – gegenwärtig ist. Er hat sich herausgebildet unter den rauen Bedingungen Europas an der Ostsee, in Konkurrenz mit den Deutschen und unter dem Einfluß des preußischen Staates und Rechts und auch der protestantischen Kirche in einem Land mit vielen Gemeinschaften unter dem Einfluß vieler Kulturen, nicht nur der deutschen oder polnischen.⁴⁹ Noch in den Jahren des Kommunismus wurde behauptet, daß unter den Kaschuben das Bild des Deutschen trotz der tragischen Erfahrungen der vergangenen Jahrhunderte und besonders des letzten Kriegs generell positiv war und daß offensichtliche Vorurteile, schwarz-weiße Ordensritter- und Nazi-Klischees, hier schwächer als in anderen Regionen Polens seien.⁵⁰ Zugleich war und ist unter den kaschubischen Eliten das Bewußtsein von der Schwäche der eigenen Gruppe und den Bedrohungen, die aus der Vergangenheit herrühren, sowie von den Veränderungen in der Politik und den Umgangsformen, die sich in den letzten Jahren beschleunigt haben, lebendig. Jedoch ist das bei den Kaschuben verwurzelte System der europäischen, christlichen Werte, das das Fundament des gesellschaftlichen Lebens bildet, in der Vergangenheit in geringerem Maße verändert worden als in anderen Regionen Polens. Es bildet die Grundlage ihrer relativ guten geistigen wie gesell-

⁴⁹ Vgl. J. Borzyszkowski, *Gdańsk i Pomorze – ziemia wielkich zasiedleń i spotkań* (Danzig und Pommern – Land großer Siedlungen und Begegnungen), in: *Gdańsk 997–1997* (Danzig 997–1997). Bydgoszcz 1997, S. 7–16 (auch in deutscher und englischer Sprache).

⁵⁰ J. Załęcki, *Co Kaszubi myślą o Niemcach?* (Was denken die Kaschuben über die Deutschen?), in: *Pomerania* (1991), Nr. 7–8.

schaftlich-politischen Verfassung, die die Realität der freien Marktwirtschaft, die Entwicklung der Selbstverwaltung und des demokratischen Systems in Polen sowie das Streben nach europäischer Integration präferiert.⁵¹ Als ein nicht nur symbolischer Ausdruck dieses Phänomens kann man die Tatsache anerkennen, daß die Kaschubisch-Pommersche Vereinigung als Organisation, die die Kaschuben vertritt, schon 1990 (als erste aus den Ländern Ostmitteleuropas) der Föderativen Union Europäischer Volksgruppen beigetreten ist und die Rolle des Mitveranstalters bei ihrem Kongreß in Danzig 1992, dem ersten auf dem Gebiet der Staaten des ehemaligen Ostblocks, übernommen hat.

Diese positiven Phänomene und Tatsachen (die die Negative nicht wegwischen) zeugen von der Stärkung der regional-ethnischen Identität der Kaschuben als einer Gemeinschaft, die von Ethnozentrismus oder Separatismus weit entfernt ist; sie begleiten Bemühungen und Initiativen für ein stärkeres Einbeziehen der ganzen Gruppe und ihrer Vertreter bei der Lösung der gesamtpolnischen Fragen und der weiteren internationalen, besonders der polnisch-deutschen Zusammenarbeit. Es fehlt auch nicht an ernststen Dilemmata und inneren Unterschieden, an Kämpfen innerhalb der Elite, besonders unter den schwierigen Bedingungen der wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber der Politik und dem öffentlichen Leben. Die Stärke der Strukturen der von den Bürgern getragenen Nichtregierungsorganisationen unter den Kaschuben und in Pommern ist nach wie vor unzureichend. Sie ist geradezu schwach angesichts der Herausforderungen, die die Zukunft bringt. Über die Herausforderungen der Zukunft, auch über die Zukunft des Kaschubischen, wurde auf dem Zweiten Kaschubischen Kongreß in Danzig 1992 diskutiert und ebenso auf dem im Juni 1997 begonnenen Pommerschen Kongreß, der ganz Pommern umfaßt, auch Vorpommern als einen Teil des Landes Mecklenburg-Vorpommern, das ein wichtiger Partner der pommerschen Wojewodschaften und regionenübergreifenden Ostseezusammenarbeit ist.⁵² Auch von ihrem weiteren Verlauf und ihrer Entwicklung hängt die Zukunft der Kaschuben und der Prozeß der Bildung einer regional-national-europäischen

⁵¹ B. Jałowiecki, *Narodziny demokracji w Polsce lokalnej* (Die Geburt der Demokratie in den Regionen Polens). Warszawa 1990; ders., *Polska lokalna* (Polen regional), in: *Przegląd Polityczny* (1993), Nr. 21-22; M. Latoszek, J. Iskierski, M. Dymnicka, *Narodziny demokracji na Kaszubach* (Die Geburt der Demokratie in Kaschubien), in: *Universitas Gedanensis* (1992), Nr. 5, S. 60.

⁵² Vgl. *II Kongres Kaszubski. Dokumentacja* (Der 2. Kaschubischer Kongreß. Dokumentation), hrsg. v. C. Obracht-Prondzyński. Gdańsk 1992; *Księga Pamiątkowa I Kongresu Kociewskiego* (Buch zur Erinnerung an den 1. Kongreß über Kociewie), hrsg. v. J. Borzyszkowski. Starogard Gdański 1997; sowie über den Pommerschen Kongreß in: *Pomerania* (1997), Nr. 1, 3, 6 u. 9.

Identität unter den jüngsten und den kommenden Generationen aller Bewohner des Landes an der Ostsee, Oder und Weichsel ab.

In diesem Prozeß kann man schon heute die positive Rolle und das Fortbestehen dieser jahrhundertealten, universalen Mythen in ihrer ursprünglichen kaschubisch-pommerschen Gestalt im Bewußtsein der Kaschuben selbst und der Bewohner Pommerns allgemein feststellen, wie auch einen Zuwachs an Offenheit für andere und eine Annäherung sich bisher gegenüberstehender Welten – der polnischen und der deutschen Tradition Pommerns, für die der kaschubische Faden nie ausreichend integriert und immanent war. Ein Indiz für diese Annäherung kann die Zusammenarbeit zwischen der Ostsee-Akademie in Lübeck und der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung (Kaschubisches Institut) in Danzig an der gemeinsamen Publikation „Pommersch-Kaschubisches Heimatbuch“ sein. Eine ähnliche Aussage hat der im Rahmen der 1000-Jahrfeier Danzigs unter dem Motto „Der Geist Pommerns lebt“ begonnene, bereits erwähnte Pommersche Kongreß getroffen. In der Vorstellung der Organisatoren und Schirmherren dieses Unternehmens, zu dem auch Vertreter des Landes Mecklenburg-Vorpommern gehören, liegt das Wesen der Symbolik des Geistes Pommerns in der starken Verwurzelung der Tradition des Ausharrens auf dem eigenen Land und in der schöpferischen Arbeit für das Land mit dem Gedanken an die Zukunft und das wohlverstandene Interesse der eigenen territorialen Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft bilden die Gesamtheit der Bewohner Pommerns wie auch die übergeordneten polnischen und deutschen nationalen Gemeinschaften. Dieser Geist Pommerns bezieht auch die Universalität der Mythen und Menschheitsträume von einem besseren Leben in der materiellen und geistigen Sphäre ein. Ihre vollständige Realisierung ist nur möglich in Zusammenarbeit mit anderen. Daher ist im kaschubischen Bewußtsein die Idee des vereinten Europa als „Vaterland der Vaterländer“ – der kleinen und großen – sehr populär, und daher auch eines solchen Europa, in dem die Regionen ihre Selbständigkeit im Staats- und Völkerrecht haben.

Aus dem Polnischen und Kaschubischen von Jörg Hackmann, Lübeck

**Alte Heimat – neue Heimat – oder heimatlos
dazwischen?
Zur Frage der regionalen Identität deutscher Flüchtlinge
und Vertriebener – Eine Skizze**

von Rainer Schulze

I.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete einen tiefgreifenden Umbruch für die deutschen Siedlungsgebiete in Osteuropa; Millionen von Deutschen verloren ihre Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie. Ein Teil von ihnen verließ ihre Heimat bereits 1944/45 beim Einsetzen der sowjetischen Großoffensive und floh vor der heranrückenden Roten Armee in Richtung Westen, viele organisiert in größeren Transporten und Trecks, andere auf eigene Faust in kleinen Gruppen. Ein weiterer Teil floh nach dem Ende der Kampfhandlungen, d.h. nachdem sie von der Roten Armee überrollt waren, oder wurde in ersten, noch unorganisierten Aktionen (den sogenannten wilden Vertreibungen) vertrieben. Nahezu alle, die nach diesen ersten zwei Phasen noch verblieben waren, mußten schließlich im Rahmen der in Art. 13 des Potsdamer Abkommens vereinbarten Zwangsausweisung ihre Heimat außerhalb des Vierzonen-Deutschland in Ost- und Südost-Europa verlassen. Für die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie hieß dies, daß aus dem deutschen Osten der polnische Westen wurde.

Die Flucht- bzw. Vertreibungserfahrungen sind vielfältig dokumentiert worden,¹ ebenso die Probleme der Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Wirtschaft und Gesellschaft des Nachkriegsdeutschland,²

¹ Vgl. z.B. Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. 5 Bde. u. 3 Beihefte, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, bearb. v. Theodor Schieder. Bonn 1953–1961 (unveränderter Nachdr. München 1984).

² Für ein relativ frühes Beispiel der Bilanzierung vgl. Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, hrsg. v. Eugen Lemberg u. Friedrich Edding. 3 Bde., Kiel 1959. Zur Sowjetischen Besatzungszone/Deutsche Demokratische Republik vgl. Peter-Heinz Seraphim, Die Heimatvertriebenen in der Sowjetzone. Berlin 1954, sowie Alexander von Plato, Wolfgang Meinecke, Die Last des Schweigens. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Berlin 1991. – Zum allgemeinen Forschungsstand nach wie vor hilfreich ist Doris von der Brèlie-Lewien, Zur Rolle der Flüchtlinge und Vertriebenen in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte – Ein Forschungsbericht, in: Flüchtlinge und Vertriebene in

auch wenn der Begriff der Integration oder Eingliederung zunehmend als den tatsächlichen Verlauf nicht adäquat beschreibend angesehen und statt dessen von Prozessen der Akkulturation oder des Zusammenwachsens und der Angleichung der beiden Bevölkerungsgruppen, der Einheimischen und der Neuankömmlinge, gesprochen wird.³ Unabhängig von der jeweiligen Terminologie galt das Hauptaugenmerk der Untersuchungen zu diesem Ein- bzw. Angliederungsprozeß jedoch den Folgewirkungen – in ihren verschiedenen Dimensionen und Facetten – auf die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der Regionen im Nachkriegsdeutschland, die die Flüchtlinge und Vertriebenen aufnahmen. Insgesamt wird von einer erfolgreichen Integration gesprochen, auch wenn die ‚schnelle Integration‘ inzwischen weitgehend als ‚Mythos‘ gilt⁴ und statt dessen stärker die Probleme herausgestellt werden, die dieser Prozeß sowohl für die aufzunehmende wie die aufnehmende Bevölkerungsgruppe bedeutete. Daß dieser Vorgang aber letztlich so erfolgreich verlief, daß aus den ‚Heimatvertriebenen‘ im Verlauf dieser Ein- und Angliederung überall ‚Neubürger‘ wurden⁵ und es nirgendwo zu einer nennenswerten Radikalisierung der Flüchtlinge und Vertriebenen kam, wird mit großer Übereinstimmung als eine der größten Erfolgsleistungen der deutschen Nachkriegszeit angesehen.⁶

der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, hrsg. v. Rainer Schulze, Doris von der Bröle-Lewien u. Helga Grebing. Hildesheim 1987, S. 24-45. Vgl. auch Arnold Sywottek, Flüchtlingeingliederung in Westdeutschland. Stand und Probleme der Forschung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. B 51/89 (15. Dezember 1989), S. 38-46; Hellmut Auerbach, Literatur zum Thema. Ein kritischer Überblick, in: *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen*, hrsg. v. Wolfgang Benz. Aktualisierte Neuausgabe, Frankfurt a.M. 1995, S. 277-298; Josef Henke, Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Zur Quellenlage und Historiographie, in: *Deutsche Studien* 32 (1995), S. 137-149. Jetzt auch Gertrud Krallert-Sattler, Kommentierte Auswahlbibliographie zur neuzeitlichen Geschichte des Ost- und Südostdeutschlands bis zum Zusammenbruch 1944/45 und zum Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem in West- und Mitteldeutschland (Literatur 1987-1995), in: *Die Ostdeutschen. Eine dokumentarische Bilanz 1945-1995*, hrsg. v. Wilfried Schlau. München 1996, S. 183-279.

³ Volker Ackermann, Integration, Begriff, Leitbilder, Probleme, in: *Neue Heimat im Westen. Vertriebene – Flüchtlinge – Aussiedler*, hrsg. v. Klaus J. Bade. Münster 1990, S. 14-36; vgl. auch Helga Grebing, Zum Begriff der Integration, in: *Flüchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 302ff.

⁴ Paul Lüttinger, Der Mythos der schnellen Integration. Eine empirische Untersuchung der Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland bis 1971, in: *Zeitschrift für Soziologie* 15 (1986), S. 20-36.

⁵ Paul Erker, Vom Heimatvertriebenen zum Neubürger. Sozialgeschichte der Flüchtlinge in einer agrarischen Region Mittelfrankens 1945-1955. Wiesbaden 1988.

⁶ So z.B. erst kürzlich wieder Marion Frantziach-Immenkeppel, Die Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. B 28/96 (5. Juli 1996), S. 3-13.

Über den Stolz auf diese Leistung sind allerdings die Flüchtlinge und Vertriebenen selbst zunehmend aus dem Blickfeld geraten und finden sich vielfach reduziert auf ihre Rolle als Antriebskraft oder Hemmnis für die längerfristigen Transformations- und Modernisierungsprozesse insbesondere in den ländlichen Regionen.⁷ Die lebensgeschichtliche Bedeutung der alten kollektiven Identitäten und Prägungen, die die Menschen bei Flucht und Vertreibung mitbrachten, und ihrer spezifischen Gefühle, Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste seitdem – kurz, der gesamte affektiv-emotionale Aspekt des Verlustes der alten Heimat und der Notwendigkeit, sich in einer neuen Umgebung zurechtzufinden, blieb darüber weitgehend ausgespart bzw. wurde in der Regel nur insoweit thematisiert, als er dem Prozeß des Einlebens im Nachkriegsdeutschland entgegenwirkte bzw. ihn verzögerte.⁸ Unausgesprochen wurde dabei in der Regel davon ausgegangen, daß die alten Identitäten und Prägungen, die alten Gefühlswelten, die alten Denk- und Lebensweisen mit der Zeit, im Verlauf der ‚erfolgreichen‘ Einbürgerung in die ‚neue Heimat‘, verschwanden bzw. sich abschliffen und es dabei zur ‚Entstehung eines neuen Volkes aus

⁷ Marion Frantzioc, *Die Vertriebenen. Hemmnisse, Antriebskräfte und Wege ihrer Integration in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin 1987. Als Beispiel für eine Fallstudie vgl. Doris von der Brélie-Lewien, „Dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel des Landkreises Fallingb. vom Rüstungszentrum im „Dritten Reich“ zur Flüchtlingshochburg nach dem Zweiten Weltkrieg. Hildesheim 1990. – Auch die Untersuchungen zu den Flüchtlingen und Vertriebenen (bzw. den ‚Umsiedlern‘, wie sie hier offiziell hießen) in der sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR, die erst in den letzten Jahren in Gang gekommen sind, legen den Schwerpunkt auf die Frage nach den strukturverändernden Wirkungen des Flüchtlingseinstroms für die aufnehmende Gesellschaft. Vgl. dazu Horst Möller, Hartmut Mehringer, *Die Außenstelle Potsdam des Instituts für Zeitgeschichte*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 43 (1995), S. 179f.; Michael Schwartz, *Integration von Flüchtlingen im Nachkriegsdeutschland. Ein Forschungskolloquium des Instituts für Zeitgeschichte*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 44 (1996), S. 629ff.

⁸ Eine der wenigen Ausnahmen bildet Albrecht Lehmann, *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990*. München 1991. Lehmann geht es allerdings vor allem „um Entwicklungen und Wirkungen von Erinnerungen, Wünschen, Abneigungen in der alltäglichen Lebenswelt, um das Leben mit Erfahrungen und Ansichten bei Frauen und Männern aus den verschiedenen heute zusammenlebenden Generationen Erwachsener“ aus primär volkskundlicher Sicht (S. 10), um einen „Beitrag zur volkskundlichen Erzählforschung“ (S. 11). Seit kürzerem auch Utta Müller-Handl, „Die Gedanken laufen oft zurück ...“ *Hessische Flüchtlingsfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und an den Neuanfang in Hessen nach 1945*. Wiesbaden 1993. Vgl. ebenfalls Utz Jeggle, *Flüchtlingsschicksale. Bericht von einem Projektseminar*, in: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 26 (1983), S. 325-334; Karin Kluth, *Die Verarbeitung der Identitäts- und Integrationsprobleme der deutschen Heimatvertriebenen in der II. Generation*, in: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 28 (1985), S. 289-317; sowie die Anmerkungen von Arnold Sywottek, ‚Umsiedlung‘ und ‚Räumung‘, ‚Flucht‘ und ‚Ausweisung‘ – Bemerkungen zur deutschen Flüchtlingsgeschichte, in: *Flüchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 69-80, hier insbes. S. 60ff. u. 79f.

Binnendeutschen und Ostvertriebenen‘ kam, wie Eugen Lemberg bereits 1950 etwas kühn eine von ihm herausgegebene Sammlung von Untersuchungen zum Wandel dörflicher Gemeinden in Nordhessen benannt hatte.⁹ Wenn Vertriebenenpolitiker anmahnten, „Reichtum und wirtschaftlicher Aufstieg sind kein Ersatz für Heimat, Recht und alle mit diesen Säulen unserer Ordnung zusammenhängenden realen und metaphysischen Dinge. ... Die Annahme oder Erwartung, die Heimat des Einzelnen durch einen allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg ersetzen zu können, ist ein der materialistischen Betrachtungsweise entspringender Trugschluß“,¹⁰ wurden sie insbesondere seit den 60er Jahren gerne leichthin allesamt als ‚kalte Krieger‘ oder ‚Revanchisten‘ bezeichnet und dem rechten politischen Milieu zugeordnet, oder es wurde ihnen zumindest vorgeworfen, die Realität total zu verkennen. Die Schmerzen und Verletzungen, die die Flüchtlinge und Vertriebenen durch den erzwungenen Verlust ihrer Heimat erlitten hatten, konnten dadurch vielleicht gesamtgesellschaftlich marginalisiert oder verdrängt werden, aber eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Frage, ob diese durch Flucht und Vertreibung verursachten mentalen und emotionalen Probleme für die Betroffenen trotz einer insgesamt ‚erfolgreichen‘ politischen und wirtschaftlichen Ein- und Angliederung nicht vielleicht doch sehr real blieben und in ihren Lebensgeschichten bis heute weiterwirken, wurde dadurch so gut wie ausgeschlossen und fand nur in Ausnahmefällen statt.

Im folgenden soll ein erster Versuch unternommen werden, speziell dieser Frage nach der Entwicklung der regionalen Identität der Flüchtlinge und Vertriebenen, nach dem Weiterwirken der alten – ostdeutschen – Prägungen und nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung der Erinnerungen an die frühere Heimat 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung etwas systematischer anzugehen. Da sich die jüngere Flüchtlings- und Vertriebenenforschung weniger an den Herkunftsgebieten im Osten als an den Aufnahmegebieten im Westen orientiert hat, wird auch hier beispielhaft von einem Aufnahmekreis ausgegangen, dem Landkreis Celle. Celle, am Südrand der Lüneburger Heide im heutigen Bundesland Niedersachsen gelegen, war bis zum Zweiten Weltkrieg ein noch ganz überwiegend agrarisch geprägter Kreis und hatte eine im Vergleich zum Reichsdurchschnitt geringe Einwohnerdichte; bis zum Frühjahr 1945

⁹ Die Entstehung eines neuen Volkes aus Binnendeutschen und Ostvertriebenen. Untersuchungen zum Strukturwandel von Land und Leuten unter dem Einfluß des Vertriebenen-Zustroms, hrsg. v. Eugen Lemberg unter Mitwirkung v. Lothar Kreyer. Marburg a.d.L. 1950.

¹⁰ Peter Paul Nahm, Der Wille zur Eingliederung und seine Förderung, in: Die Vertriebenen (wie Anm. 2), S. 153.

blieb er überdies vom eigentlichen Kampfgeschehen nahezu unberührt.¹¹ Seit der Zunahme des Luftkrieges über Deutschland ab 1943 waren deshalb bereits zahlreiche Großstadtbewohner, vor allem aus Hamburg und Hannover sowie aus dem Ruhrgebiet, nach Celle geflüchtet oder evakuiert worden. Seit Anfang des Jahres 1945 kamen dann zusätzlich in immer wachsenden Zahlen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten hierher. Im Herbst 1945 war die Celler Bevölkerung um etwa 70% gegenüber dem Stand von 1939 angewachsen; eine Zählung vom 1. Oktober 1945 ergab, daß einer eingesessenen Bevölkerung von 58721 Menschen 31944 Flüchtlinge und Luftkriegsbetroffene (= Evakuierte) gegenüberstanden.¹² Den größten Flüchtlingsanteil hatten die Gemeinden mit 200 bis 300 Einwohnern zu verzeichnen, hier kamen durchschnittlich 86,4 Flüchtlinge auf 100 Einheimische. Neun der damals 93 Gemeinden des Landkreises hatten sogar mehr zugewanderte als eingesessene Einwohner. Der Zustrom hielt noch weiter an; am 1. April 1948 befanden sich über 43000 Flüchtlinge und Vertriebene (einschließlich der Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone sowie der noch verbliebenen Evakuierten aus den drei Westzonen) im Kreisgebiet.¹³ Die größte Gruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen kam aus Pommern und Westpreußen, ein erheblicher Teil von ihnen wiederum aus der alten Provinz Posen bzw. dem Reichsgau Wartheland (Warthegau), wie er unter den Nationalsozialisten hieß. Die meisten Flüchtlingstrucks aus den zu dieser Region gehörenden Kreisen Dietfurt (Žnin) und Schubin/Altburgund (Szubin) waren noch von den Nationalsozialisten in den Landkreis Celle geleitet worden. Daneben war auch der Anteil der Ostpreußen und Schlesier unter den Flüchtlingen und Vertriebenen in Celle relativ hoch.

Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Aufeinanderstoßen dieser beiden Bevölkerungsgruppen ergeben haben, und die Folgewirkungen, die dies für Struktur und Entwicklung des Landkreises seit 1945 hatte, sind bereits an anderer Stelle ausführlich dargestellt worden.¹⁴ Im folgenden geht

¹¹ Hierzu und zum folgenden vgl. Rainer Schulze, *Nachkriegsleben in einem ländlichen Raum*, in: *Unruhige Zeiten. Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle 1945–1949*, hrsg. v. Rainer Schulze. München 1990, S. 13–47 – Die Stadt Celle, Sitz der Kreisverwaltung und das natürliche Zentrum des Landkreises, bildete bis zum 1. Januar 1973, als sie in den Landkreis Celle eingegliedert wurde, einen eigenständigen Stadtkreis.

¹² Verzeichnis über den Bevölkerungsstand des Landkreises Celle nach dem Stande vom 1. Okt. 1945. Kreisarchiv Celle, N 5 Nr. 7.

¹³ Statistische Monatshefte für Niedersachsen 2 (1948), S. 84.

¹⁴ Rainer Schulze, „Die Flüchtlinge liegen uns alle schwer im Magen“. Zum Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen im ländlichen Raum, in: *Geschichtswerkstatt Heft 13 (Nachkriegszeit)*. Hamburg 1987, S. 35–45; ders., *Growing Discontent. Relations between Native and Refugee Populations in a Rural District in Western Ger-*

es um die Frage, inwieweit die Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach 1945 in den Landkreis Celle gekommen sind, in den nunmehr rund 50 Jahren seit Flucht und Vertreibung eine neue regionale Identität entwickelt haben und inwieweit sie in ihren alten, aus dem Osten mitgebrachten regionalen Identitäten bis heute verharren. Es handelt sich hierbei um eine Vorstudie zu einem größeren Forschungsprojekt.¹⁵ Grundlage für diese erste Skizze bilden mehrstündige Einzelgespräche mit insgesamt neun Flüchtlingen, sechs Frauen und drei Männer, alle zwischen 1922 und 1938 in Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie geboren, die ich im April 1997 geführt habe. Die Namen der Gesprächspartner sind im folgenden anonymisiert worden. Diese kleine Gruppe kann und soll selbstverständlich nicht als repräsentativ für die noch heute im Landkreis Celle lebenden Flüchtlinge und Vertriebenen gelten; insofern sind auch nur erste Annäherungen an die Thematik möglich, können nur vorläufige Thesen und Perspektiven entwickelt und vor allem Fragen aufgeworfen werden, denen in der weiteren Untersuchung noch gezielt nachgegangen werden muß.¹⁶

many after the Second World War, in: *German History* 7 (1989), S. 332-349 (jetzt nochmals abgedruckt in: *West Germany under Construction. Politics, Society, and Culture in the Adenauer Era*, hrsg. v. Robert G. Moeller. Ann Arbor 1997, S. 53-72); ders., *The Refugee Population in Western Germany after World War II. The Case of Lower Saxony (Niedersachsen)*, in: *The Uprooted. Forced Migration as an International Problem in the Post-War Era*, hrsg. v. Göran Rystad. Lund 1990, S. 289-330; ders., *Zuwanderung und Modernisierung – Flüchtlinge und Vertriebene im ländlichen Raum*, in: *Neue Heimat im Westen* (wie Anm. 3), S. 81-105; ders., „Die Ansprüche kamen erst später.“ *Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Niedersachsen*, in: *Deutsche Studien* 126 (1995), S. 259-287. Speziell zur Stadt Celle vgl. auch Kathrin Panne, *Der Nachkriegsalltag in Celle am Beispiel der Situation der Flüchtlinge*, in: *Celle '45. Aspekte einer Zeitenwende*. Begleitpublikation zur Ausstellung im Bomann-Museum Celle vom 13. April bis 24. September 1995. Celle 1995, S. 61-88.

¹⁵ Rainer Schulze, *Fünfzig Jahre nach Flucht und Vertreibung. Wie deutsche Flüchtlinge und Vertriebene ihr Leben in der ‚neuen Heimat‘ sehen* (Arbeitstitel des Forschungsprojektes). – Im Zusammenhang mit diesem Forschungsprojekt wird derzeit in Zusammenarbeit mit dem Archiv des Landkreises Celle auch für das Frühjahr 1999 eine Ausstellung im Bomann-Museum Celle unter dem Arbeitstitel „Fremde – Heimat – Niedersachsen. Fünfzig Jahre Flüchtlinge und Vertriebene in Stadt und Landkreis Celle“ vorbereitet.

¹⁶ Auf eine kritische Diskussion der Begriffe ‚regionale Identität‘ und ‚Heimat‘ wird im folgenden, nicht zuletzt aus Platzgründen, bewusst verzichtet. Vgl. dazu u.a. Hermann Bausinger, *Heimat und Identität*, in: *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*. 22. Deutscher Volkskunde-Kongress in Kiel vom 16. bis 21. Juni 1979, hrsg. v. Konrad Köstlin u. Hermann Bausinger. Neumünster 1980, S. 9-24; *Heimat. Sehnsucht nach Identität*, hrsg. v. Elisabeth Moosmann. Berlin 1980; *Lebensgeschichte und Identität*, hrsg. v. Friedemann Maurer. Frankfurt a.M. 1981; Wilfried von Bredow, Hans-Friedrich Foltin, *Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls*. Bonn 1981; Christian Graf von Krockow, *Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema*. 2. Aufl., Stuttgart 1989; Michael Hough, *Out of Place. Restoring Identity to the Regional Landscape*. New Haven/London 1990.

II.

Frau A.: „Wir haben uns eingegliedert, angepaßt an die Situation, haben versucht, unseren Weg zu finden, unseren Raum für uns zu schaffen.“

Frau A. wurde 1938 in Königsberg geboren, wo ihr Vater einen großen Friseurbetrieb führte. Sowohl die Familie der Mutter als auch die Familie des Vaters war bereits seit mehreren Generationen in Ostpreußen ansässig. Ende 1944, beim Näherrücken der Front, floh Frau A. mit der Mutter und den erst sechs Monate alten Zwillingsschwestern zunächst nach Neidenburg, wo der Vater stationiert war, und bereits wenige Tage später weiter ins Erzgebirge. Erst 1947 erfuhren sie, daß der Vater nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Celle gelandet war, wo er auch eine Arbeitsstelle als Friseur gefunden hatte, und im Rahmen der Familienzusammenführung siedelten sie nach Celle über. Der Vater arbeitete zunächst als Angestellter in einem Friseurgeschäft und nebenbei noch als ‚fahrender Friseur‘ in mehreren Dörfern in der Umgebung Celles. 1954 schaffte er es, sich wieder selbständig zu machen und einen kleinen Herrensalon in Celle zu eröffnen. Kurz darauf verunglückte er tödlich mit dem Fahrrad. Frau A., die zum Zeitpunkt des Unfalls eine Gewerbeschule in Hannover besuchte, versuchte, ihre Ausbildung trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die die Familie durch den Tod des Vaters gestürzt wurde, zu beenden, brach sie dann aber doch ab, um ihre Mutter zu unterstützen. Sie arbeitete zunächst als Hauswirtschaftsleiterin und unterrichtete später auch an hauswirtschaftlichen Schulen unter anderem in Heidelberg und in Kiel. 1965 kehrte sie aus persönlichen Gründen nach Celle zurück. Über den zweiten Bildungsweg machte sie noch ihre Ausbildung als Technische Lehrerin und unterrichtete seit 1966 bis zu ihrer Pensionierung Hauswirtschaft an den berufsbildenden Schulen in Celle.

Frau B.: „Ich lebe gerne hier, aber jeder weiß, von wo ich komme und daß ich auch immer davon erzählen muß.“

Frau B. wurde 1926 in Marienwerder geboren; ihr Vater war Gymnasiallehrer. Sie machte am Marienwerder Lyzeum 1944 das Abitur und wurde danach sofort nach Gotenhafen (Gdynia) in die Torpedoversuchsanstalt kriegsdienstverpflichtet. Im Januar 1945 fuhr sie noch einmal für ein Wochenende zu ihren Eltern nach Marienwerder und geriet dort in die Wirren der zusammenbrechenden deutschen Ostfront. Sie floh noch am sel-

ben Wochenende zusammen mit ihrer Mutter, ihrem 16jährigen Bruder, ihrer 12jährigen Schwester und ihrer 75jährigen Großmutter zunächst zu Fuß, dann in Eisenbahnwaggons von Marienwerder über Berlin nach Weißenfels (Sachsen-Anhalt) zu einer Schwester ihres Vaters, fuhr dann aber noch einmal gegen den Flüchtlingsstrom zurück nach Gotenhafen, um sich wieder bei ihrer Dienststelle zu melden. Aufgrund der immer näherrückenden Front floh sie allerdings sofort wieder in Richtung Westen; dieses Mal blieb nur noch der Weg entlang der pommerschen Küste. Sie kam zunächst nach Ueckermünde und dann später, im März 1945, nach Eckernförde, wohin auch die gesamte Torpedoversuchsanstalt verlegt worden war. Im Dezember 1945 wurde sie von den Eltern eines verwundeten Soldaten, den ihre Schwester im Lazarett in Danzig gepflegt hatte, in Eiderstedt aufgenommen. Von 1947 bis 1949 studierte sie in Hannover und wurde zunächst Grund- und Hauptschullehrerin in Eiderstedt, bis sie 1960 eine Stelle in Celle bekam, wo sie bis zu ihrer Pensionierung arbeitete. Bereits 1959 schaffte sie es, ihre Eltern im Rahmen der Familienzusammenführung aus der DDR zu sich zu holen.

Frau C.: „Wir haben uns die Bürgerrechte hier erworben.“

Frau C. wurde 1922 in Neusalz/Oder geboren, lernte nach der Schule Textilverkäuferin, heiratete und bekam 1944 ihr erstes Kind. Ihr Mann war Soldat und seit 1944 bei einer Hochgebirgstruppe in Italien. Am 28. Januar 1945 kam der Befehl, daß Frauen und Kinder Neusalz zu verlassen hätten, und zwei Tage später floh Frau C. mit ihrem zehn Monate alten Sohn und ihrer jüngeren Schwester auf einem Wehrmachts-Lkw zu einer Schwester ihres Mannes nach Sprottau; die Mutter weigerte sich, Neusalz zu verlassen (der Vater war bereits 1929 gestorben). Knapp 14 Tage später flohen sie weiter vor den heranrückenden sowjetischen Truppen über Bautzen und Leipzig und kamen am 12. Februar nach Neu Staßfurt (bei Magdeburg), wo die Frau eines ihrer Brüder bei den hierhin ausgelagerten Bayerischen Motorenwerken als Sekretärin arbeitete; Staßfurt war deshalb bereits vorher als Treffpunkt für die Familie ausgemacht worden, falls sie durch die Kriegsumstände getrennt werden sollte. In Staßfurt bekam Frau C. ein Zimmer zugewiesen, und im März kam tatsächlich ihr Mann während eines kurzen Heimaturlaubes hierher auf Besuch. Im August machte sie einen erfolglosen Versuch, nach Neusalz zurückzukehren, und erhielt schließlich Anfang 1946 die Nachricht, daß ihr Mann in Hambühren im Landkreis Celle gelandet war und dort für die britische Besatzungsmacht arbeitete. Im April 1946 holte er seine Frau, seinen

Sohn sowie seine Schwägerin in die britische Besatzungszone nach, und man kam schließlich gemeinsam in Wietze unter, wo Herr C. ein kleines Zimmer gefunden hatte. Herr C., ein gelernter Bankkaufmann, arbeitete zunächst weiter für die britische Besatzungsmacht, später als kaufmännischer Angestellter und Buchhalter bei einer größeren Firma im Landkreis; Frau C. wusch für jüdische Familien aus dem jüdischen DP-Lager Bergen-Belsen, dekorierte Schaufenster im Ort (ohne Bezahlung) und kümmerte sich um die Kinder. 1947 fanden sie eine Wohnung in einer ‚Villa‘ bei zwei älteren Damen und wohnten dort, bis sie 1966 in Wietze ihr eigenes Haus bauten; in diesem Haus lebt Frau C. noch heute.

Herr D.: „Behaupten mußte man sich schon.“

Herr D. wurde 1934 im Haus der Großeltern in Groß Jauth bei Riesenburg geboren. Er wuchs zunächst in Riesenburg auf, wo der Vater als Telephonist und Pförtner in einer Heil- und Pflegeanstalt arbeitete. 1940 zog die Familie nach Sophie-Dorotheen-Hof bei Preußisch Stargard. Am 15. Februar 1945 flüchtete Herr D. mit seiner Mutter und seinen vier jüngeren Geschwistern im Treck vor den heranrückenden sowjetischen Truppen über Stolp, Kolberg und Stettin nach Neubrandenburg; der Vater, der noch kurz vor Kriegsende zum Volkssturm eingezogen worden war, blieb in Preußisch Stargard zurück. Da die Familie keine Adresse von Verwandten oder Bekannten hatte, schloß sich eine halbe Odyssee durch Mitteldeutschland an, von Rügen über Berlin und Magdeburg nach Thammenhain (bei Leipzig), bis sie schließlich zunächst in Hagenow und dann in Wittenburg in Mecklenburg unterkamen. Ende 1947 fand die Mutter über das Rote Kreuz heraus, daß ihre Schwester im Lüneburgischen gelandet war; Anfang 1948 erfolgte der ‚Umzug‘ in den Westen mit organisierten Westpässen. Kurz darauf kam die Nachricht, daß der Vater in Celle als Pförtner bei einer Baufirma arbeitete. Mitte Juni 1948 zog die Familie zum Vater nach Celle, lebte zunächst in einer Rotkreuz-Baracke, bekam aber bereits ein halbes Jahr später eine richtige Wohnung zugewiesen. Herr D. begann 1950 eine Lehre bei der Post, bei der er bis zu seiner Pensionierung arbeitete. Er heiratete eine einheimische Cellerin, deren eine Großmutter allerdings auch aus dem Osten, aus Ostpreußen, stammte, und Mitte der 60er Jahre baute man schließlich in einem Celler Vorort. Herr D. war in der Postgewerkschaft aktiv und stieg bis zum Kreisvorsitzenden auf; seit seiner Pensionierung ist er Vorsitzender des Senioren-Beirates. Er war außerdem in der SPD aktiv.

Frau E.: „Ich habe eine andere Erlebenswelt.“

Frau E. wurde 1934 in Bartenstein geboren; ihr Vater war dort Kantor an der evangelischen Stadtkirche. Frau E. verließ Ostpreußen bereits im September 1944; als die Front immer näher rückte, fuhr sie mit ihrer Mutter und ihrem älteren Bruder zur Großmutter nach Harsleben (bei Halberstadt) in den Harz. Die Mutter fuhr im November noch einmal zurück nach Bartenstein, um weitere Sachen zu holen bzw. zu schicken. Nachdem der Vater 1946 aus der Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie zurückgekehrt war, bekam er eine Stelle als Kantor in Wernigerode, und die Familie zog dorthin um. 1953 machte Frau E. ihr Abitur, aber da sie als aktives Kirchenmitglied in der DDR keinen Studienplatz erhielt, ging sie 1956 schwarz über die Sektorengrenze nach West-Berlin, wohin sich auch ihr Bruder bereits abgesetzt hatte, und nahm dort ein Musikstudium auf. Sie arbeitete danach als Orchestermusikerin und als Musiklehrerin an verschiedenen Musikschulen, bis sie 1968 an der neugeschaffenen Celler Kreismusikschule eine Stelle bekam, wo sie bis zu ihrer Pensionierung Ende 1996 tätig war. Ihre Eltern konnten später im Rahmen der Familienzusammenführung in den Westen übersiedeln und ließen sich in Schloßböckelheim bei Bad Kreuznach nieder.

Frau F.: „Ich hab’ das einfach abgelegt – wenn ich schon hier wohne, dann muß ich mich eben den Leuten anpassen.“

Frau F. wurde 1922 in Pabianice bei Lodz geboren; ihr Vater, ein gelernter Schlosser, arbeitete in der dortigen Niederlassung des Osram-Glühlampenwerkes. Bis 1939 besuchte sie das Deutsche Gymnasium in Pabianice und fing dann als Lehrling im Lohnbüro ebenfalls beim Osram-Werk an. In der Nacht vom 17./18. Januar 1945 kam der Befehl an die deutsche Bevölkerung, die Stadt sofort zu verlassen, und Frau F. flüchtete mit dem gehbehinderten Vater und der jüngeren Schwester; die Mutter blieb zurück, weil sie die alte und bettlägrige Großmutter nicht alleine zurücklassen wollte. Bis über die alte deutsch-polnische Grenze von 1939 wurden sie von Wehrmacht-Lkws mitgenommen, von dort ging es mit dem Zug weiter, zunächst nach Cottbus, und drei Wochen später über Leipzig, Halle und Braunschweig nach Celle, wo ein angeheirateter Schwager und Schulfreund des Vaters wohnte. Am 22. Februar trafen sie in Celle ein und bekamen auch sofort eine kleine möblierte Unterkunft in der Stadt zugewiesen. Frau F. fand Arbeit im Lohnbüro der Osthannoverschen Eisenbahnen AG. Ende Mai 1945 traf sie in der Celler Innenstadt den ge-

rade aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrten Landser wieder, der ihren Vater in dem Führerhaus seines Lkws von Pabianice nach Grünberg mitgenommen hatte und dessen Vater in Garßen (bei Celle) eine Bäckerei und einen Gemischtwarenladen betrieb. Die beiden freundeten sich an und heirateten 1947; Frau F. arbeitete im Gemischtwarenladen, den ihr Mann nach der Hochzeit übernahm, und kümmerte sich um die Bücher, bis ihr Mann das Geschäft in den 70er Jahren aus Gesundheitsgründen aufgeben mußte. Bis zur Pensionierung war sie dann noch einige Jahre im Lohnbüro einer größeren Celler Firma angestellt.

Frau G.: „Abgeschlossen ja – aber es ist etwas, was bleibt.“

Frau G. wurde 1926 in Stolp geboren; ihre Familie lebte bereits seit mehreren Generationen in Stolp bzw. Stolpmünde. Ihr Vater war Obermaschinenmeister im Elektrizitätswerk, sie arbeitete nach der Schule als Apothekenhelferin. Frau G. flüchtete zusammen mit der Mutter, ihren jüngeren Geschwistern und einer Bekannten in der Nacht vom 6./7. März 1945 mit dem letzten Zug, der Stolp noch verließ, nach Danzig, wo der Vater in der Marine in Adlershorst war. Am 12. März setzten sie sich zusammen mit der Dienststelle des Vaters nach Hela ab, und der Vater schaffte es, seine Familie auf einem Schiff unterzubringen, das am 18. März in Richtung Westen fuhr. Am 23. März kamen sie in einem Aufanglager in Ueckermünde an und wurden von dort per Zug nach Celle weitergeschickt, wo sie schließlich am 27. März eintrafen. Sie wurden zunächst in den Baracken des Wacholderhofes beim dortigen Marinesperrzeugamt untergebracht; im Sommer 1945 zogen sie in die benachbarte sogenannte Marinesiedlung um, wohin ihnen der Vater nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nachfolgte. Frau G. arbeitete zunächst auf einem Bauernhof in Queloh und ging dort der Bäuerin zur Hand; in Februar 1946 fand sie in der Apotheke in Eschede wieder eine Stelle als Apothekenhelferin. 1949 heiratete sie; ihr Mann, „ein richtiger Heidjer“, war aktiver Offizier gewesen und arbeitete jetzt bei der Bahn. Ihre Stelle als Apothekenhelferin gab Frau G. nach der Geburt des ersten Kindes auf; ab 1965 arbeitete sie dann in der Escheder Leihbücherei, deren Leitung sie übernahm und bis 1994 innehatte.

Herr H.: „Naja, es ist immer noch eine Erinnerung.“

Herr H. wurde 1933 in Beerenbruch, einem kleinen Dorf ca. 20 km südlich von Bromberg, geboren; der Vater bewirtschaftete dort einen eigenen Hof. Am 21. Januar 1945 kam der Befehl zur Räumung des Dorfes, und Herr H. schloß sich mit seiner Mutter und den jüngeren Schwestern dem allgemeinen Treck in Richtung Westen an. Der Vater war noch kurz vor Kriegsende zum Volkssturm eingezogen worden und kehrte nach der Auflösung seiner Einheit ins bereits geräumte Beerenbruch zurück, um sich um das Vieh zu kümmern; er wurde wenige Tage später von Polen abgeführt und vermutlich erschlagen. Der Treck zog durch Pommern, und in Prenzlau wurde bekanntgegeben, daß alle Flüchtlinge aus dem Kreis Altburgund/Schubin in den Landkreis Celle geleitet werden sollten, wo sie am 28. Februar eintrafen. Familie H. kam auf einem größeren Bauernhof in Lohe (bei Dalle) unter und blieb dort bis zu ihrem Umzug 1956 nach Eschede wohnen. Herr H. machte eine Lehre als Waldarbeiter, und obwohl ihm sein eigentliches Berufsziel, Forstwart bzw. Förster, versperrt blieb, arbeitete er bis 1961 im Celler Staatsforst. Es folgten vier Jahre Arbeit in der Molkerei in Eschede, und nach einer Umschulung fand er schließlich eine Beschäftigung im Telefunken-Werk in Celle, wo er bis zu seiner Pensionierung arbeitete. 1958 hatte er, zusammen mit seiner Mutter, ein Haus in Eschede gebaut. Anfang der 60er Jahre heiratete er, seine Frau hatte bis zu ihrer Flucht in Hedwigshorst, einem Nachbardorf von Beerenbruch, gelebt; allerdings hatten sie sich zu dieser Zeit noch nicht gekannt.

Herr I.: „Man hat sich arrangiert, wo man konnte. ... Aber das ist wie mit den Zugvögeln, die kommen immer wieder dahin zurück.“

Herr I. wurde 1928 in Brigidau, Kreis Stryj, in Galizien geboren, wo die Familie seit Generationen ansässig war und einen Bauernhof betrieb. Im Herbst 1939, im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes, wurden alle Bewohner des Dorfes ins Wartheland umgesiedelt; Herr I. kam mit seiner Familie nach Junkers, Kreis Dietfurt, wo der Vater einen Hof von polnischen Vorbesitzern zugewiesen bekam. Am 20. Januar 1945 wurde die sofortige Räumung des Dorfes befohlen; Herr I. schloß sich mit der Mutter, zwei Geschwistern und den Großeltern dem Treck in Richtung Westen an. Zunächst waren sie für eine Woche im Kreis Neuruppin und wurden dann in den Landkreis Celle weitergeleitet, wo sie am 20. Februar 1945 ankamen. Zusammen mit zwei anderen Familien aus Junkers wurde Familie I.

auf einen Bauernhof in Klein Hehlen eingewiesen; Herr I. half zunächst auf dem Bauernhof mit aus, bis der Hoferbe aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, und fing dann im Frühjahr 1946 mit seinen Pferden in einem Fuhrbetrieb an. 1947 begann er eine Lehre als Zimmermann, machte später auch die Polierprüfung und blieb in diesem Beruf bis zu seiner Pensionierung. Bereits 1949 baute die Familie mit Landesmitteln in Klein Hehlen; 1957 baute Herr I. dann das Haus in Celle-Vorwerk, in dem er noch heute wohnt. Seit 1949 ist er verheiratet; seine Frau ist ebenfalls ein Flüchtling, gebürtig in Pommern und aufgewachsen in Ostpreußen.

III.

Neun Geschichten von Flucht aus dem Osten und Ankunft im Westen – neun auf den ersten Blick recht unterschiedliche Lebensschicksale. Allen Informanten ist natürlich gemeinsam, daß sie als Kinder bzw. Jugendliche oder junge Erwachsene gezwungen waren, ihre Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie zu verlassen, und daß sie schließlich, einige über manche Umwege, im Landkreis Celle landeten. Gemeinsam ist auch allen, daß das Sich-Einfinden im Westen nicht unbedingt einfach war. Frau F. äußert zwar, sie sei freundlich aufgenommen worden und auf große Hilfsbereitschaft gestoßen, aber selbst sie setzt dem noch hinzu: „Aber so ganz wollten sie einen doch nicht so zugehörig haben.“ Die Erfahrungen der anderen Informanten waren sehr viel negativer; die meisten fühlten sich ausgegrenzt und unerwünscht. Frau A. erinnert sich vor allem an Ablehnung durch die Celler Bevölkerung: „wir, das Pack aus Ostdeutschland, die angeblich nichts hatten und da so als Asoziale hierherkamen und, ja, sehr diskriminierend behandelt wurden“, und Frau C. erklärt: „Wir waren Fremde, und die haben uns nicht angenommen. Aber der Unterschied bestand darin, daß die nicht wußten, wo Breslau liegt, wir aber wußten, was die Lüneburger Heide war – Hermann Löns, das haben wir schon in der Schule gelernt. ... Wir wurden auch hier im Dorf überhaupt nicht anerkannt. Es hieß grundsätzlich nur, wir seien die Polacken.“¹⁷

Gemeinsam ist diesen Informanten aber auch, daß sie es trotz dieser schwierigen Anfänge nach landläufigen Maßstäben im Westen erfolgreich ‚zu etwas brachten‘, manche von ihnen sicherlich um einiges über das

¹⁷ Diese Erinnerungen decken sich mit Äußerungen von Flüchtlingen und Vertriebenen unmittelbar nach ihrer Ankunft im Westen. Vgl. z.B. Dokument 32 in: *Unruhige Zeiten* (wie Anm. 11), S. 193.

hinaus, was sie erwartet hätte, wenn es 1945 nicht den Bruch in ihrer Biographie durch die erzwungene Flucht aus der Heimat gegeben hätte. Herr I. hat keinen Zweifel daran: „Das hätten wir nie erreichen können, was wir hier erreicht haben. ... Wenn man das so sieht, dann war es ein Glück, wenn man das so ausdrücken will, daß die Umsiedlung kam.“ ‚Zu etwas bringen‘ heißt hier nicht nur beruflicher Erfolg wie z.B. bei den drei Lehrerinnen, sondern auch ehrenamtliche Positionen und Tätigkeiten in Vereinen und Verbänden. So wurde Frau C. mit der zweithöchsten Stimmenzahl in den Kirchenvorstand gewählt und ist außerdem im Roten Kreuz aktiv; Herr D. war Kreisvorsitzender der Postgewerkschaft, Herr I. im Prüfungsausschuß und der Innungskrankenkasse der Zimmerleute tätig. Auch materieller Wohlstand stellte sich ein, der sich von dem der Einheimischen jetzt, 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung, kaum noch merklich unterscheidet; die meisten der Befragten bauten spätestens in den 60er Jahren oder kauften sich ein Eigenheim. Viele haben Kinder, die studiert haben – alles gemeinhin Dinge, die in der Regel als Indikatoren für eine erfolgreich verlaufene Eingliederung im Westen genommen werden.¹⁸

Die Gespräche haben aber auch gezeigt, daß trotz dieser ‚Erfolge‘ die Eingliederung und Einpassung in die ‚neue‘ Heimat in keinem Fall vollständig erfolgt ist. Wie Frau E. vielleicht am nachdrücklichsten für sich feststellt: „Materieller Besitz war da, den erarbeitete ich mir – aber es fehlte mir die Beziehung dazu.“ Zwar sind aus den ‚Heimatvertriebenen‘ in allen Fällen respektable und respektierte ‚Neubürger‘ geworden, aber auch mehr als 50 Jahre nach der Flucht aus der ‚alten‘ Heimat ist die Antwort auf die Frage, ob sie sich denn nun als Celler betrachten, in kaum einem Fall ein wirklich klares und uneingeschränktes Ja. Lediglich Frau C. sieht sich heute eindeutig als Niedersächsin und bezeichnet Wietze als ihre Heimat: „Hier habe ich Wurzeln gefunden, wenn auch schwer.“ Auch Frau G. stellt fest: „Für mich ist Eschede Heimat geworden, im wahrsten Sinne des Wortes, seit unsere Kinder hier geboren sind. Also Sie würden mich heute freiwillig nicht mehr wegstreifen. Mein Mann liegt hier begraben, meine Eltern liegen hier.“ Aber sie fügt doch hinzu, daß sie für viele Einheimische noch heute ‚der Flüchtling‘ sei: „Irgendwie ist man der Außenstehende ... du gehörst nicht ganz dazu.“ Herr H. sieht ebenfalls Eschede als seine Heimat an: „Ja, also ich fühl‘ mich hier schon zu Hause, also muß ich ehrlich sagen, also für mich ist das schon hier eigentlich die Heimat geworden, muß ich ehrlich sagen.“ Aber als er dann von seinen Besuchen in seinem Geburtsort Beerenbruch erzählt,

¹⁸ Vgl. z.B. Frantziuch, Die Vertriebenen (wie Anm. 7), Kap. V.

spricht er doch spontan von „zu Hause“. Ähnlich Frau F., die einerseits sehr eindeutig sagt, sie sei Cellerin geworden: „Ich fühle mich hier jetzt einheimisch“, andererseits aber auch betont, daß ihr Mann von ihrer Familie und ihren Schulfreundinnen aus Pabianice voll akzeptiert werde: „also der gehört jetzt mit zu uns.“

Herr D., der ansonsten immer wieder betont, daß für ihn die alte Heimat seiner Kindheit „Schnee von gestern“ sei, weicht der Frage zunächst aus und meint dann schließlich: „Eigentlich fühle ich mich mehr oder weniger als Europäer. ... Gut, deutsch ja, aber mit Schritten in Richtung Europa – ich denke, daß das der richtige Weg ist.“ Aber Celler? „Nein. ... Es gefällt mir in Celle, Celle ist 'ne sehr schöne Stadt. Ich komm' ja auch 'rum in Deutschland und seh' das eine oder andere; Celle ist 'ne ansehnliche Stadt. Aber daß ich da nun irgendwelche, sag' ich 'mal so, bodenständigen Gefühle habe, daß nur Celle, nein, das denke ich nicht.“ Und fühlt er sich vielleicht zumindest als Niedersachsen? Auch hier ist die Antwort eher ein Nein: „Ich singe zwar das Niedersachsen-Lied gelegentlich mit, aber dann muß auch ein Schnaps und ein Bier dabei sein (lacht dabei); dann singt man ja 'ne Menge mit.“

Frau B. beantwortet die Frage, wo ihre Heimat sei, ohne Zögern mit Marienwerder, und Herr I. stellt ebenso deutlich fest: „Ich bin Galizier. ... Für mich gibt's nur eine Heimat, das ist Galizien. ... Man ist ja hier (im Kreis Celle; R. S.) praktisch großgeworden, die Kinder sind hier geboren, man hat für die Kinder 'was geschaffen, aber irgendwie hängt man immer noch da dran. Man kann sich einfach nicht so leicht davon trennen.“ Für Frau E. ist es seit ihrer ersten Reise nach Ostpreußen, die sie erst 1990, über 45 Jahre nach ihrer Flucht, unternommen hat, klar, daß sie Bartensteinerin ist: „Ich habe Heimat gefunden. Ich habe sie wiedergefunden, habe sie aber eigentlich erst da als Heimat identifiziert. ... Da war mir das egal, ob das Polen ist oder was, das war einfach meine Heimat. Da wohnen jetzt andere Menschen, die eine andere Sprache sprechen, es ist ein anderes Land, aber es bleibt meine Heimat, meine gefühlsmäßige Heimat.“

Bleibt Frau A., die erst sechs Jahre alt war, als sie Königsberg verlassen mußte und sich zwar jetzt „irgendwo“ mit Celle arrangiert und hier natürlich auch viele Freunde gefunden hat, die aber trotzdem feststellt, „wenn ich in mich gehe“, daß die Gebundenheit an die alte Heimat stärker ist als die Gebundenheit an den Ort, in dem sie fast ihr gesamtes erwachsenes Leben zugebracht hat, was sie sich erklärt durch „die starken Erinnerungen, die sehr intensiv irgendwo da sind und die irgendwas ganz Positives ... in mir ausgelöst haben.“ Ihre Schlußfolgerung ist: „Ich würde sagen, ich bin eingebürgerte Ostpreußin.“

Woran denken die Befragten, wenn sie heute an ihre ‚alte‘ Heimat denken? Fast allen kommt zuerst das Elternhaus, die Kirche, die Schule, der Baum mit der Schaukel im Garten, die Wiesen und Wälder, wo sie gespielt hatten, in den Sinn. Einige sprechen auch noch von den Gerüchen an der Ostseeküste oder an den Fischteichen der Umgebung. Dies sind natürlich noch alles ‚normale‘ Kindheitserinnerungen, aber bei den meisten geht die Heimerinnerung darüber hinaus und schließt regionenspezifische Momente mit ein. Fast alle Erinnerungen beziehen jeweils landschaftliche Charakteristika ihrer Region mit ein, den „hohen Himmel“, das andere Klima. „Was ist die Landschaft hier trostlos und die Bäume mickrig!“ wird von mehreren angemerkt, ein Eindruck, der sich nach dem ersten Besuch in der früheren Heimat sogar noch verstärkt hat. Frau G. vermißt die pommersche Küstenlandschaft und das Wasser; „ich bin praktisch im Wasser großgeworden, und hier in Celle gab es damals noch nicht einmal eine Badeanstalt“. Speziell diejenigen, die aus Ostpreußen oder Schlesien stammen, stellen auch die regionale Spracheigentümlichkeit, den regionalen Dialekt, heraus, der für sie noch heute Wärme und Vertrautheit bedeutet. Und fast alle erwähnen das Essen, die speziellen Gerichte und Rezepte der jeweiligen Region, aus der sie stammen.

Diese letztgenannten Punkte sind es auch, die auf die Frage genannt werden, welche typischen Eigenarten aus der früheren Heimat sie noch heute haben. Fast alle Frauen erwähnen, daß sie noch regelmäßig und insbesondere zu Festtagen nach alten Rezepten kochen oder backen, und die Männer berichten, daß sie diese Gerichte immer noch gerne essen. Als nächstes folgen gleich die Sprachfärbung und die Kommunikationsstrukturen. Die meisten haben ihren heimischen Dialekt bis heute nicht vollständig abgelegt, und einige wie Herr I. sprechen ihr spezifisch regionales Deutsch nach wie vor, wenn sie sich mit den Geschwistern oder mit Freunden und Bekannten aus ihrer früheren Heimat treffen: „Dann sprechen wir unsere Muttersprache; das können die Einheimischen nicht begreifen.“ Auch die Art und Weise der Kommunikation haben die meisten zumindest zu einem gewissen Teil beibehalten; sie stellen heraus, daß sie auch heute noch mehr und anders mit ihren Nachbarn und Freunden reden als die als wortkarg angesehenen Cellen. Mehrere erwähnen auch gewisse Festtagsbräuche, Rituale, Gedichte und Sprüche aus ihrer früheren Heimat, die sie bis heute in der Familie pflegen. Für fünf der neun Befragten spielt es auch heute, über 50 Jahre nach der Flucht, noch eine Rolle, daß sie nicht im Landkreis Celle, sondern woanders geboren sind.

Wie sind die Befragten mit dem Verlust ihrer Heimat umgegangen? Die meisten reagierten vor allem mit Wehmut und auch Resignation, als

ihnen klar wurde, daß eine Rückkehr, an die fast alle zunächst geglaubt hatten, nicht mehr möglich sein würde. Frau C. verband dies mit dem Entschluß, „arbeiten, in die Hände spucken, sehen, daß wir aus dieser Enge wieder herauskommen“. Frau B. bekam einen „Abscheu gegen alle Form der Politik“. Nur wenigen war wie Frau F. gleich bei der Ankunft in Celle klar, daß sie ihre Heimat endgültig verloren hatten; bei den meisten dauerte es bis Ende der 40er oder Anfang der 50er Jahre, bis sich diese Erkenntnis allmählich durchsetzte, und manche wie Frau A. haben sich bis heute noch nicht völlig mit dem Verlust der Heimat abgefunden.

Fast alle haben versucht, Kontakte zu alten Nachbarn, Schulkameraden, Freunden und Bekannten zu halten, und haben in der Nachkriegszeit, viele bis heute, Heimattreffen besucht, um andere Menschen aus ihrer Herkunftsregion zu treffen, über ihre ‚Heimat‘ zu sprechen und sowohl Erinnerungen als auch Neuigkeiten auszutauschen. Viele sind aus denselben Gründen Mitglieder der verschiedenen Landsmannschaften oder des Bundes der Vertriebenen geworden. Die meisten beziehen bis heute die Zeitung bzw. das Nachrichtenblatt ihrer jeweiligen Heimatgemeinschaft; einige schreiben auch selbst Beiträge für diese Zeitungen. Frau F. hat mehrere Ordner mit Unterlagen zu den regelmäßigen Schultreffen ihres alten Gymnasiums in Pabianice, zu denen sie bis zur Krankheit ihres Mannes regelmäßig gefahren ist; sie weiß dadurch auch bis heute ziemlich genau, „wer wo gelandet ist“.

Diese Art der Bewältigung im quasi außer-öffentlichen Raum wurde von offizieller Seite in der Bundesrepublik auch noch dadurch gefördert, daß fast alle westdeutschen Städte und Landkreise Patenschaften für Städte und Kreise im Osten übernahmen. Der Landkreis Celle übernahm 1953 die Patenschaft für den pommerschen Kreis Belgard-Schivelbein und baute in diesem Zusammenhang auch das Heimatarchiv Belgard auf, das die zentrale deutsche Sammelstelle für Hinterlassenschaften aller Art zur Geschichte dieses Kreises ist. Die Stadt Celle übernahm im gleichen Jahr die Patenschaft für die Stadt und den Kreis Marienwerder, organisierte jährliche Heimattreffen und richtete das sogenannte ‚Marienwerder Zimmer‘ als Heimatstube und Heimatarchiv ein. Ein Jahr später folgte das Celler Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasium mit der Patenschaft für die Marienwerder Hermann-Balk-Schule. Im März 1993 kam noch eine offizielle Partnerschaft zwischen der Stadt Celle und der polnischen Stadt Kwidzyn (Marienwerder) hinzu. 1956 übernahm die Stadt Bergen die Patenschaft für den Kreis Schubin-Altburgund; das erste Heimattreffen der Altburgunder hatte bereits im August 1954 in Bergen stattgefunden. Im Landkreis Celle kam es auch zur Gründung von landsmannschaftlichen

Jugendgruppen; so sind Ortsgruppen einer ‚Jugend des Deutschen Ostens‘ für Wardböhmen und Bergen bekannt.¹⁹

Fast alle Befragten haben über die Flucht einige wenige persönliche Gegenstände retten können, die für sie einen hohen sentimental Erinnerungswert an die verlorene Heimat haben. Frau E. hat noch eine Flasche Saft von Himbeeren aus dem elterlichen Garten aus dem Jahr 1944 sowie ihren ‚Münzschatz‘, eine Reihe von alten Münzen, die sie als Kind an der Stadtmauer in Bartenstein gefunden hatte, und sowohl Frau F. als auch Frau G. haben einige silberne Löffel mit auf die Flucht genommen, die sie bis heute aufbewahrt haben. Fast alle sammeln Photos oder andere Informationen aus ihrer alten Heimat; viele haben sich entweder Chroniken ihres jeweiligen Geburts- oder Wohnortes besorgt oder sie selbst erstellt, fast ebenso viele haben ihre Familiengeschichte aufgeschrieben oder Familienmappen angelegt, Ahnentafeln zusammengestellt und ihre Flucht in den Westen auf Karten nachgezeichnet – alles Versuche, sich ihrer persönlichen Geschichte, die mit der der Herkunftsregion verwoben ist, zu vergewissern und sie gleichzeitig zu bewahren und zu verarbeiten. Frau E. hat für sich nach ihren Besuchen in Bartenstein das Kochen nach alten ostpreußischen Rezepten entdeckt.

Einige reagierten auf den Verlust ihrer Heimat mit stärker nach außen gerichteten Aktivitäten. Frau C. unterstützte mit großem Engagement ihren Mann, der die erste Flüchtlings- und Vertriebenenhilfsorganisation auf lokaler Ebene gegründet hatte und sich in den 50er Jahren außerdem im Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) engagierte und längere Zeit Mitglied des Gemeinderates und des Kreistages war, bei seiner sozialpolitischen Arbeit, „um den Menschen hier zu helfen“. Nach dem Tod ihres Mannes blieb sie noch einige Zeit die Ansprechpartnerin für die Ortsgruppe des Bundes der Vertriebenen in Wietze. Frau B. setzt sich seit Jahren für die deutsch-polnische Aussöhnung ein und hat hier insbesondere seit ihrer Pensionierung besondere Aktivitäten entfaltet. Sie war eine treibende Kraft hinter der Ausgestaltung der Städtepartnerschaft zwischen Celle und Kwidzyn und hatte einen wesentlichen Anteil daran, daß diese Partnerschaft auch den alten Heimatkreis Marienwerder und die deutsche Minderheit miteinbezogen hat; sie ist jetzt als einzige Deutsche in das offizielle Komitee zum Wiederaufbau der Innenstadt Kwidzyns berufen worden. Frau E. unterstützt die Kriegsgräberfürsorge bei ihrer Arbeit und hat bei ihren Besuchen in Bartenstein von einer dortigen

¹⁹ Hermann von der Kammer, *Geschichte (Chronik) der Ortschaft Wardböhmen mit den Ortsteilen Hoope und Sehlhof*, hrsg. aus Anlaß des 800-jährigen Jubiläums 1197–1997. Bergen/Celle 1997, S. 421 ff.

Kriegsgräberstätte Lagepläne erstellt und Photos aufgenommen. Herr I. hat bei einer seiner Fahrten nach Brigidau einen Stern aus der alten Kirche sowie die Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges mitgebracht und an das Galiziendeutsche Museum in Kaiserslautern abgegeben. Er beteiligte sich auch an der Aktion, in Brigidau zwei Gedenksteine aufzustellen, die daran erinnern, daß dort von 1782 bis 1939 eine deutsche Gemeinde lebte.

Alle Befragten haben in den Gesprächen außerordentlich plastisch und detailreich von ihrer früheren Heimat berichtet; selbst bei denen, die bei der Flucht noch Kinder waren, ist sie noch sehr präsent, und die Erinnerungen sind durchweg positiv besetzt. Die frühere Heimat ist aber nicht nur die ‚alte‘ Heimat in der Erinnerung aus der Zeit vor der Flucht. Bis auf Frau A. und Herrn D. waren alle Befragten zumindest einmal wieder in ihrer früheren Heimat, die meisten mehrfach, einige zum ersten Mal bereits in den 70er Jahren, als derartige Reisen möglich wurden. Frau B. kann schon gar nicht mehr zählen, wie oft sie seit 1970, ihrer ersten Fahrt nach der Flucht, in Marienwerder war; sie fährt jetzt zwei bis drei Mal im Jahr in ihre ‚alte‘ und eigentliche Heimat, „nach Hause“, wie sie es nennt, obwohl sie kein polnisch spricht. Frau A. sagt, sie spüre jetzt immer stärker „das Bedürfnis“, noch einmal wieder nach Königsberg zu fahren, und auch Herr D. würde im Prinzip gerne Riesenburg und Preußisch Stargard besuchen; „das wird sicherlich auch geschehen“, meint er, offen ist für ihn lediglich noch, wann er dies tun wird.

Die meisten stießen bei ihren Besuchen zunächst auf ein gewisses Mißtrauen der in ihrem Heimatort, in ihren Häusern und Wohnungen lebenden Menschen; Herr I. erzählt: „Denen nur klarzumachen, daß man nur ’mal sehen wollte, aber sie keine Angst haben brauchten, daß wir wiederkommen würden oder dergleichen, das war schwierig.“ Aber als diese Hürde genommen war, waren fast alle Begegnungen freundschaftlich und für manche von einer emotionalen Intensität, die bis heute nachwirkt und noch immer spürbar ist. Für Frau E., die lange Zeit regelrecht Angst davor hatte, nach Bartenstein zurückzufahren, und die sich erst 1990, und auch nur in Begleitung zweier Freundinnen, traute, diese Reise zu unternehmen, war es ein Erlebnis, das ihr Leben veränderte. Sie besuchte die alte Kirche, in der ihr Vater Kantor war, und eine ihrer Freundinnen bekam die Erlaubnis, auf der Orgel zu spielen: „Und wo ich merkte, daß für mich Heimat war, war, als sie (die Freundin) die Orgel spielte (weint) ... Da habe ich das erste Mal gespürt, das ist Heimat.“ Erst bei ihrem zweiten Besuch, ein Jahr später, besuchte sie ihr altes elterliches Haus und wurde von der heute dort lebenden Familie herumgeführt: „Und da, als ich dann ging, da mußte ich dann weinen (weint). Und da war es sehr

nett von diesem Polen (der jetzt in der Wohnung lebte; R. S.), da legte er so beschützend seinen Arm um mich (weint). Und da habe ich Abschied genommen, in dem Moment, glaube ich.“ Herr I. ist ebenfalls noch heute emotional sehr stark aufgewühlt und den Tränen nahe, wenn er von der freundschaftlichen Aufnahme erzählt, die er sowohl in Junkers im Wartheland, wo er auf dem Hof, den seine Eltern zugewiesen bekommen hatten, noch den alten polnischen Knecht antraf („War das eine Freude!“), als auch in Brigidau bei seinen Besuchen erfahren hat. Lediglich für Frau C. und Frau F. waren die Besuche in der früheren Heimat eher desillusionierend. Frau C., die nur einmal wieder in ihrem Geburtsort war, berichtet, sie habe zwar alles erkannt, aber es sei doch irgendwie fremd und vor allem „so furchtbar ’runtergekommen“ gewesen: „Die Gebäude standen noch, aber sonst war alles verzerrt; nichts war mehr vertraut.“ Und Frau F., die immerhin drei Mal nach Pabianice gefahren ist, meint: „Ich möchte’s nicht geschenkt haben. Die haben das so verwildern lassen alles. Mein Vater hat so für Ordnung gesorgt und alles. ... Also nein, also ich hab’ gesagt (beim letzten Besuch 1988; R. S.), ich fahr nicht mehr hin.“

Ansonsten führten aber die meisten anderen Besuche zu Kontakten, die über die Jahre anhielten. In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten in Polen und in der Ukraine haben mehrere der hier Befragten Pakete mit Lebensmitteln und Medikamenten geschickt und darüber auch in den Zeiten des Kriegsrechtes in Polen die persönlichen Verbindungen aufrechterhalten, als die politischen Beziehungen weitgehend eingefroren wurden. Andere Formen der Hilfe und Solidarität kamen hinzu, so besorgte Frau E. spezielle Farben und Pinsel für den neuen Altar der Stadtkirche in Bartenstein, und Herr I. beteiligte sich mit Spenden an der Restaurierung der Kirche und dem Ausbau der Dorfschule in Brigidau.

Bis auf Frau A. bedeuten diese zum Teil noch außerordentlich starken Gefühle für die frühere Heimat allerdings nicht, daß der Wunsch besteht, dort wieder zu leben. Lediglich Frau A. hat die Perspektive einer Rückkehr noch nicht vollständig abgeschrieben und hat sich in den letzten Jahren oft gefragt: „Würdest Du wieder zurückgehen? Du bist ja jetzt so und-so alt – ich bin 60 Jahre alt – und Dir würde sich drüben die Möglichkeit bieten, wieder Heimatboden zu betreten und neu anzufangen.“ Ihre Antwort darauf ist heute, mehr als 50 Jahre nach der Flucht: „Wenn ich die materielle Absicherung hätte, würde ich es machen. ... Also, ich möchte nicht wieder diese ganze Aufbauhilfe leisten müssen, wie ich sie schon ’mal geleistet habe, das traue ich mir auch kräftemäßig und altersmäßig nicht mehr zu, aber wenn da ein gewisses Team wäre und sagen würde, so – dann würde ich das machen.“ Sie sagt, sie mache sich keine

Illusionen darüber, was sie heute in Königsberg vorfinden würde, aber: „Ich möchte eigentlich da irgendwo wieder beerdigt werden, wo ich hergekommen bin.“ Mit dieser Einstellung ist Frau A. aber eine Ausnahme unter den befragten Flüchtlingen.

IV.

Was läßt sich nun hieraus zur Frage des Weiterlebens alter und der Entwicklung neuer regionaler Identitäten an vorläufigen Schlußfolgerungen ziehen?

Die Gespräche haben nochmals nachdrücklich gezeigt, daß die Lebenswege vieler Flüchtlinge und Vertriebenen sehr viel komplizierter und gebrochener sind als von der Forschung häufig angenommen. Ebenso wenig wie es ‚den Flüchtling‘ oder ‚den Vertriebenen‘ im Hinblick auf die soziale Herkunft, die politische Einstellung oder die beruflich-wirtschaftliche Situation gibt, gibt es ‚den Flüchtling‘ oder ‚den Vertriebenen‘ im Hinblick darauf, inwieweit Elemente der alten regionalen Identität weiterwirkten bzw. sich neue Formen der regionalen Identität nach 1945 im Westen herausbildeten. Dieser Prozeß hing natürlich stark von ganz individuellen psychischen Dispositionen ab. Aber es gibt auch eine Reihe von übergeordneten Faktoren, die diesen Prozeß beeinflussten und von denen ich im folgenden lediglich diejenigen herausgreifen will, die mir im Hinblick auf die vorgestellten neun Einzelfälle am wichtigsten erscheinen.

Dauer der Ansässigkeit am jeweiligen Wohnort bis 1945: Viele Flüchtlinge sind überhaupt erst in der ersten oder zweiten Generation in den Gebieten ansässig gewesen, aus denen sie dann 1945 fliehen mußten bzw. später vertrieben wurden. Hier stellt sich die Frage nach der regionalen Identität in ganz anderer Weise als bei solchen Familien, die wie die von Frau A. oder Frau G. bereits seit mehreren Generationen in ihrem jeweiligen Heimatort ansässig waren. Wieder andere erlitten einen mehrfachen Heimatverlust wie die Familien von Herrn I. und der späteren Frau von Herrn H., die ursprünglich aus der Pfalz stammten, von dort nach der ersten Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts als Siedler nach Galizien gekommen waren und erst nach dem Hitler-Stalin-Pakt zwangsweise ins Wartheland umgesiedelt wurden.

Situation der Deutschen in der Herkunftsregion bis 1945: Frau F. stammt aus einer Stadt, in der die Deutschen traditionell in einer Minderheits-

situation waren, zunächst im Zarenreich, ab 1918 in Polen; sie lernte von vornherein hochdeutsch und sprach dies auch in der Regel in der Familie. Einerseits bedeutete dies zwar eine ganz andere Form des Zusammenhaltes in einer häufig als feindselig erlebten Umwelt, andererseits entwickelte sich bei Frau F. dadurch auch bereits frühzeitig, was sie heute mit den Worten beschreibt: „Ich hatte schon immer den Drang nach Deutschland.“ Für Familien wie die von Herrn I., die nach dem Hitler-Stalin-Pakt im Wartheland angesiedelt und in bis dahin polnische Höfe eingewiesen wurden, war klar, daß die deutsche Niederlage zwangsläufig heißen mußte, daß sie zum zweiten Mal heimatlos würden: „Wir saßen ja auf fremden Höfen.“ Diejenigen, die in alten deutschen Siedlungsgebieten und insbesondere innerhalb der Reichsgrenzen von 1937 lebten, sahen sich in einer sehr viel ungefährdeten Position.

Gradlinigkeit der Ankunft in der ‚neuen‘ Heimat: Viele Flüchtlinge und Vertriebene gelangten nicht auf direktem Wege in die Gebiete, in denen sie dann auf Dauer ansässig wurden. Einige wie Herr D. kamen zunächst in der sowjetischen Besatzungszone unter und flohen von dort ein zweites Mal; andere wie Frau B. zogen, zum Teil mehrfach, innerhalb der Westzonen bzw. der Bundesrepublik um, in der Regel aus beruflichen Gründen, bevor sie in den Landkreis Celle gelangten; manche wie Frau E. durchliefen sowohl die zweite Flucht als auch Umsiedlung im Westen, bevor sie sich schließlich auf Dauer im Landkreis Celle niederließen.

Dauer bis zur Einsicht, daß die frühere Heimat endgültig verloren ist: Die Länge der Zeit, während der noch Hoffnungen auf eine Rückkehr in die frühere Heimat bestanden, steht in einem engen Zusammenhang mit dem Weiterwirken der alten regionalen Identitäten. Speziell in den Westzonen und der Bundesrepublik hat natürlich auch die ‚große‘ Politik eine Rolle gespielt, die es im Kalten Krieg gegen die Sowjetunion für angeraten hielt, die Rückkehrhoffnungen der Flüchtlinge und Vertriebenen zumindest verbal kräftig zu schüren. Nur wenigen war es wie Frau E. und Frau F. bereits 1945 klar, daß eine Rückkehr in ihre Heimat auf alle absehbare Zeit nicht möglich sein würde. Frau C. erinnert sich zwar, daß sie beim Verlassen ihrer Wohnung auch gedacht hatte, „ich sehe dich nicht mehr wieder“, aber es dauerte trotzdem bis zum Herbst 1947, als die zunächst in Neusalz verbliebene und dann von den polnischen Behörden von dort vertriebene Mutter zu ihnen stieß, daß ihr bewußt wurde, daß eine Rückkehr wirklich unmöglich war. Bei den meisten anderen dauerte es noch länger, bis sich diese Erkenntnis durchsetzte. Für Frau F. war dies erst bei ihrem ersten Besuch in Stolp 1975 vollends der Fall: „Da

stand für mich fest, das ist vorbei.“ Bis dahin hatte sie immer noch eine gewisse Hoffnung auf Rückkehr gehabt; sie hatte sogar ihren Mann vor der Hochzeit gefragt, ob er bereit wäre, mit ihr nach Stolp zu gehen, wenn dies möglich werde, und sie hatten dann bewußt bis zur ersten Fahrt nach Stolp kein eigenes Haus in Eschede gebaut.

Bereitschaft zur Aufgabe eines Teils der eigenen Identität: Dieser Punkt hängt eng mit dem vorangehenden zusammen. Frau F. ist die einzige unter den hier Befragten, die ohne Umschweife äußert, daß sie sich bewußt sofort ihrer neuen Umgebung und den hier herrschenden Sitten und Gebräuchen angepaßt hat; sie sagt auch, daß sie dies nicht als furchtbar schlimm erlebt hat: „ich vermisse eigentlich nichts“. Das reicht bis zu den Kochgewohnheiten; während die Mutter auch nach der Flucht noch sehr viel nach alten Rezepten gekocht hat („diese schönen Klöße!“), hat Frau F. sich voll auf ihren Mann eingestellt: „Mein Mann ist hier ’n Kartoffelmann, naja, dann richte ich mich eben danach.“ Anderen fiel es dagegen schwerer, Teile von sich selbst aufzugeben, und dieser Prozeß war deshalb oft sehr viel langwieriger and komplizierter.

Erste Alltagserfahrungen unmittelbar nach der Ankunft im Aufnahmegebiet: Die ersten Erfahrungen in der neuen Umgebung haben eine besondere Bedeutung für das Einleben und Heimischfühlen. Das reicht von der Form der Unterbringung und den ersten Kontakten mit den Einheimischen bis zu den spontanen Empfindungen, als sie die Landschaft im Aufnahmegebiet sahen. Frau F. z.B. fand sofort eine möblierte Unterkunft und Arbeit, als sie in Celle ankam; die Landschaft empfand sie als ähnlich der in ihrer früheren Heimat, „die Wälder mit Kiefern und Birken und so“. Frau A. dagegen kam mit der Landschaft überhaupt nicht zurecht und kann sie bis heute nicht annehmen: „Heide – ich bin nie in der Heide. Ich kenne die Heide eigentlich gar nicht.“ Auch die Celler blieben ihr lange fremd; sie empfand sie als „unheimlich zurückgezogen, sehr konservativ, legen sehr viel Wert auf ihr Image irgendwo, sind kein bißchen weltoffen, sind zum Teil auch sehr geizig und spießig und nicht hilfsbereit.“ Die Königsberger „waren ja Großstadtmenschen irgendwo, und Celle war eigentlich schon dörflicher. ... Das haben wir nie gesagt oder so, aber empfunden haben wir das schon“.

Gefühl der sozialen Akzeptierung durch die Einheimischen in den Jahren nach der Ankunft: Ähnlich bedeutsam für die Herausbildung einer neuen regionalen Identität sind die längerfristigen sozialen Erfahrungen im Aufnahmegebiet. Frau F. heiratete bereits 1947 einen Einheimischen, bediente

dann im Laden ihres Mannes und kam dadurch schnell in Kontakt mit vielen Einheimischen. Sie hörte täglich das Celler Plattdeutsch und eignete es sich auch selbst an. Sie wurde zwar nach der Heirat in Garßen, dem Dorf ihres Mannes, „neugierig“ angeguckt: „er hätte ja auch 'ne Einheimische heiraten können“, und stieß auch in der Familie ihres Mannes, mit Ausnahme seiner Eltern, auf eine gewisse Ablehnung, aber in Garßen fühlte sie sich nicht lange als Flüchtling: „Flüchtlinge waren nicht gern gesehen, aber uns haben sie akzeptiert. Ich weiß auch nicht warum (lacht). Uns haben sie akzeptiert, wir gehörten nicht zu den Flüchtlingen oder so.“ Frau A. dagegen erlebte die ersten Jahre in Celle so, daß sie und ihre Familie überhaupt nicht akzeptiert wurden. Ihr sei in der Schule immer deutlich gemacht worden, „Ich war ja nur das Flüchtlingskind“, und mehr als einer ihrer Lehrer habe ihr gesagt: „Ach, Ihr kommt ja nur aus Ostpreußen“, oder: „Ach, Du kannst das ja doch nicht, Du bist ein Versager – oder so irgendwo.“

Erleben der eigenen sozialen Lage nach Flucht und Vertreibung: Hier berühren und überschneiden sich soziale und regionale Identität, aber das Beispiel von Frau A. zeigt, daß diese beiden Aspekte häufig nicht zu trennen sind. Der Vater von Frau A. hatte in Königsberg einen großen und gutgehenden Friseursalon gehabt, und die Familie war vergleichsweise wohlhabend gewesen; in Celle dagegen lebten sie in sehr beengten Verhältnissen, und sie hat ihre Kindheit so erlebt, daß „immer kein Geld da war“. Insbesondere die Mutter habe sehr darunter gelitten, „daß sie nun so abgestempelt wurden als das letzte Volk“, und sie habe ihre eigene Unzufriedenheit mit ihrer Situation in Celle in Form von Einschränkungen und Verboten auch an die Kinder weitergegeben; „da haben wir sehr drunter gelitten“. Bei Angehörigen des ostdeutschen Adels wird noch deutlicher, wie sehr sozialer Stand und Lebensstil oft untrennbar verwoben sind mit der Region, den Gütern, der Parklandschaft, dem Blick auf den Wald oder die Berge, dem „schönen Haus“ und den „alten Möbeln“, den „guten Gesprächen“ und dem „wunderbaren Essen“ – „die Großzügigkeit in der Landschaft entsprach der im menschlichen Bereich: da habe ich mich wohl gefühlt“.²⁰ Es erstaunt deshalb nicht, daß diese Menschen ihre frühere Heimat dann nahezu als „Paradies“ empfinden, aus dem sie durch die erzwungene Flucht vertrieben wurden. Frau A. stellt in ähnlichem Sinne für sich heraus: „Ich habe eigentlich mit der Flucht einen Kampf begonnen – einen Kampf ums Überleben in unterschiedlichen Bereichen.“

²⁰ Diese Zitate stammen aus Gesprächen mit Angehörigen ostdeutscher Adelsfamilien, die ich im Frühjahr 1998 geführt habe.

Geschlechtsspezifische Erlebenswelten: Flucht und Vertreibung waren in erster Linie Erfahrungen der Frauen, Kinder und Alten; die Männer waren im Krieg bzw. in Kriegsgefangenschaft und folgten ihren Familien von dort später in den Westen nach.²¹ Neben den Alten waren es deshalb insbesondere die Frauen, die 1945 den Heimatverlust am spürbarsten erfuhren, und die rollenspezifischen Erwartungshaltungen an die Frauen in der Nachkriegszeit schränkten ihre Möglichkeiten zur Entwicklung einer neuen regionalen Identität häufig sehr stark ein. Inwieweit es auch bei denjenigen, die als Kinder oder Jugendliche ihre Heimat verlassen mußten, geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit dem Verlust der Heimat gab, muß noch näher untersucht werden, doch geben diese neun Gespräche erste Anhaltspunkte, daß dieses Moment auch in dieser Generation noch eine Rolle spielte. Insbesondere Eheschließung und Aufbau einer Familie bzw. das Fehlen dieser Lebensschritte scheinen bei den Frauen dieser Gruppe sehr eng damit zusammenzuhängen, inwieweit die alten regionalen Identitäten aufgegeben wurden bzw. weiterwirkten.

Verlust der Heimat durch Flucht oder Vertreibung: Für diese erste Skizze sind nur Menschen befragt worden, die aus ihrer Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie vor der heranrückenden Roten Armee geflüchtet sind, einige auf eigene Initiative, andere auf Anordnung der nationalsozialistischen Behörden. Inwieweit in dieser Personengruppe alte regionale Identitäten eventuell länger und nachhaltiger weiterwirkten als bei denjenigen, die nach 1945 von polnischen oder sowjetischen Instanzen aus ihrer Heimat vertrieben wurden, muß in einem nächsten Durchgang noch genauer betrachtet werden.

Die individuelle Kombination dieser Faktoren²² hat einen wesentlichen Einfluß darauf, inwieweit Beharrung in der alten regionalen Identität oder Einfügung in die neue regionale Identität überwiegt. In vielerlei

²¹ Dazu z.B. Christian Graf von Krockow, *Die Stunde der Frauen*. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow. Stuttgart 1988. Vgl. auch Lehmann, *Im Fremden* (wie Anm. 8), S. 151 ff.; Müller-Handl, „Die Gedanken“ (wie Anm. 8); „Das Schicksal Deutschlands liegt in der Hand seiner Frauen“. *Frauen in der deutschen Nachkriegsgeschichte*, hrsg. v. Anna Elisabeth Freier und Anette Kuhn. Düsseldorf 1984.

²² Da hier nur Flüchtlinge und Vertriebene betrachtet werden, die in der gleichen Aufnahme-region ansässig wurden, fällt der ansonsten wichtige Faktor „Unterkommen in ländlichen Räumen“ bzw. „Unterkommen in Großstädten oder industriellen Ballungsräumen“ weg. Auch habe ich bislang nur mit Flüchtlingen und Vertriebenen gesprochen, die sofort in privaten Unterkünften untergebracht wurden und nicht zuerst längere Zeit in Flüchtlingslagern lebten, so daß auch dieser Faktor bislang keine Rolle spielt.

Hinsicht bilden Frau A. und Frau F. auf dieser Skala zwischen Beharrung und Einfügung²³ die beiden gegensätzlichen Pole; die übrigen Informanten liegen jeweils irgendwo dazwischen. Aber unabhängig vom Grad der ‚Einfügung‘ gilt für alle Befragten, daß die frühere Heimat und ihr erzwungener Verlust prägende Lebenserfahrungen waren und bis heute Teil der Identität geblieben sind; unterschiedlich ist jedoch der Stellenwert, den diese Lebenserfahrungen einnehmen, und wie ‚sperrig‘ bzw. ‚verworfen‘ die (regionale) Identität dadurch geworden ist. Für Frau F. sind alle Heimaterinnerungen „Kindheits- und Jugenderinnerungen, aber mehr nicht. Je älter man wird, umso mehr spricht man davon, aber das hat nicht zu sagen, daß man jetzt das so ins Herz eingeschlossen hat, daß man da wieder hin will“. Für Frau A. bedeutet es dagegen bis heute Verletzung und Schmerz, und sie führt auch ihr geringes Selbstvertrauen und ihre Ängste zu einem Teil auf diesen Bruch in ihrer Biographie zurück, der ihr das Leben verwehrt hat, das sie ansonsten für sich als möglich angesehen hätte: „Ich gehe einfach davon aus, wenn ich in Königsberg geblieben wäre, daß ich ein volles Studium angefangen hätte, daß meine Schulausbildung richtig komplett abgeschlossen worden wäre und ich dann dort tatsächlich andere Möglichkeiten gehabt hätte. ... Wenn das so nicht gelaufen wäre, denke ich, hätte ich aufgrund meiner Veranlagung viel mehr aus meinem Leben machen können.“ Und sie setzt dem noch hinzu: „Ich glaube aber auch, so rein vom Psychologischen her sind ja auch sehr viele Ängste geweckt worden ..., daß ich manchmal nicht den Mut gehabt habe, ja, über die Stränge zu springen und zu sagen, ja, tu’s ’mal einfach – also nach dem Motto, da fällst Du wieder in so ein Katastrophenloch ’rein, wie ich’s nach dem Kriege irgendwo war.“

Ein weiterer Punkt muß in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden. Nicht nur besteht die Gefahr, daß die Erinnerung verklärt, was sie in manchen Fällen zweifellos getan hat; Heimat und (alte) regionale Identität sind auch vielfach abgeschmolzen auf den Geburtsort, manchmal sogar auf den Ortsteil, die Straße, das Haus, und sie beziehen sich vor allem häufig auf eine politische und gesellschaftliche Ordnung, wie sie allenfalls bis 1945 bestanden hat: die große Familie, die zusammenhielt, die gemeinsamen Feste und Feiern, die regelmäßigen Kirchenbesuche, die Freundschaften und Aktivitäten der Kinder und Jugendlichen, „die nicht auf den Straßen herumlungerten“ – ohne zu reflektieren, daß die Gesellschaft in den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie ohne den

²³ Von diesen beiden Polen Beharrung und Einfügung hat Hermann Bausinger bereits in den 50er Jahren gesprochen. Vgl. Hermann Bausinger, Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge, in: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 2 (1956), S. 9-16.

Einbruch 1933/45 ebenfalls zahlreichen Veränderungen unterworfen gewesen wäre.

Die Gespräche haben aber auch deutlich gemacht, daß für viele Flüchtlinge und Vertriebene durch den Verlust ihrer Heimat und den Zwang, sich in einer neuen Umgebung einzupassen, die Region für die Identität an Bedeutung verloren hat. Einige stellen ganz explizit für sich eine sehr viel geringere Bindung an den Raum und eine größere Beweglichkeit als bei gleichaltrigen alteingesessenen Cellern fest und definieren sich selbst viel stärker über ihren Beruf und ihre Interessen. Äußerungen der anderen Befragten wie die von Herrn D., der sich im wesentlichen als Europäer sieht, gehen in dieselbe Richtung. Aus heutiger Sicht kann die Erfahrung der Flüchtlinge und Vertriebenen insofern als ein Vorgriff auf eine allgemeine, vor allem durch (häufig erzwungene) berufliche Mobilität hervorgerufene gesamtgesellschaftliche Entwicklung des zunehmenden Heimatverlustes und der ‚Entregionalisierung‘ der Identität gesehen werden. Krockow beschreibt dies mit den Worten, daß „die Zerstörung von Heimat allgemein geworden ist“, und sieht die ‚verlorene Heimat‘ als „die Kehrseite des Fortschritts, der Preis unseres Aufstiegs zum Wohlstand“.²⁴

Allerdings blieben die Flüchtlinge und Vertriebenen als ‚Vorhut‘ in diesem generellen Entwicklungsprozeß aus vielleicht gut gemeinten, aber letztlich falsch verstandenen übergeordneten politischen Erwägungen im wesentlichen auf sich allein gestellt. Nicht nur der Schmerz um den Verlust der ‚alten‘ Heimat wurde ‚privatisiert‘; auch der Umgang mit diesem Verlust wurde ‚privatisiert‘, da die deutsche Nachkriegsgesellschaft den Flüchtlingen und Vertriebenen keine kollektiven Muster oder Auffangmöglichkeiten hierfür anbot.²⁵ Insbesondere die Historiker haben noch die große Bringschuld, eine politische, soziale und kulturelle Geschichte Deutschlands seit 1945 zu schreiben, in denen sich auch die Flüchtlinge und Vertriebenen mit ihren spezifischen Erfahrungen tatsächlich wiederfinden können. Wie schwer dies auch heute noch fällt bzw. wie wenig überhaupt daran gedacht wird, zeigt noch einmal ein Beispiel aus dem Landkreis Celle.

²⁴ Krockow, *Heimat* (wie Anm. 16), Kap. 2; Zitate S. 44. Dazu auch bereits kurz Kluth, *Verarbeitung* (wie Anm. 8), S. 311.

²⁵ Vgl. hierzu und zum folgenden bereits die kurzen Anmerkungen von Lutz Niethammer, *Flucht ins Konventionelle? Einige Randglossen zu Forschungsproblemen der deutschen Nachkriegszeit*, in: *Fluchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 316-323, hier S. 317f. – Zum größeren Kontext vgl. auch Robert G. Moeller, *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, in: *The American Historical Review* 101 (1996), S. 1008-1048; Susan A. Crane, *Writing the Individual Back into Collective Memory*, in: *The American Historical Review* 102 (1997), S. 1372-1385.

1991 brachte der Landkreis ein neues Heimatbuch heraus; in 43 Beiträgen soll es „dem Leser Entwicklungen und Veränderungen nahebringen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten im Celler Raum vollzogen haben“.²⁶ Es verdient Anerkennung, daß dunkle und schmerzhafteste Punkte in der Geschichte des Landkreises Celle wie das Konzentrationslager Bergen-Belsen dabei nicht ausgespart bleiben. Was allerdings völlig fehlt, sind die Geschichten der in den Landkreis Celle gekommenen Flüchtlinge und Vertriebenen. In dem Beitrag über die Umwandlung der Hallen und Bunker der Munitionsanstalt Hambühren in Wohnungen, in denen dann vor allem Flüchtlinge und Vertriebene unterkamen, wird diese Personengruppe zwar erwähnt, und es wird auch der noch heute stehende Gedenkstein zitiert, „1949 begannen Vertriebene mit dem Aufbau einer neuen Heimat in Hambühren“,²⁷ aber davon abgesehen finden sich die Flüchtlinge und Vertriebenen mit ihren spezifischen Erfahrungen und Prägungen in diesem Band nicht wieder. Man könnte daraus natürlich positiv schließen, daß der Ein- und Angliederungsprozeß so weit gelungen ist, daß dies gar kein Thema mehr für ein Heimatbuch ist. Alle Gespräche mit Flüchtlingen und Vertriebenen zeigen zwar, daß diese Erfahrungen längst noch nicht vergessen und abgetragen oder gar ‚endgültig‘ bewältigt sind, aber selbst wenn dies der Fall wäre, so enthält der Band doch auch zahlreiche Beiträge, die andere Aspekte des Celler Raumes beleuchten, die längst Geschichte sind. Der Untertitel des Bandes ist ‚Menschen im Landkreis Celle erzählen und berichten‘, aber das Erzählen der Flüchtlinge und Vertriebenen wird auf die Publikationen der Heimatkreise abgeschoben.²⁸

In dem Geleitwort des neuen Heimatbuches heißt es: „Heimat ist, wo man sich zu Hause fühlt. ... Um wirklich heimisch zu sein, müssen Menschen aber auch vom Entstehen und von den Besonderheiten ihrer Umgebung manches wissen.“²⁹ Zu diesem Entstehen und diesen Besonderheiten gehören aber seit 1945 das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen und die ihnen eigenen Prägungen und Identitäten. Die Flüchtlinge und Vertriebenen hatten einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung in

²⁶ Spuren und Zeichen. Menschen im Celler Land erzählen und berichten. Das neue Heimatbuch, hrsg. v. Landkreis Celle in Zusammenarbeit mit der Sparkasse Celle. Celle 1991; Zitat aus dem Vorwort des Redaktionsausschusses, S. 9.

²⁷ Manfred Holz, Bunker für Wohnungen, in: Spuren und Zeichen (wie Anm. 26), S. 255-258.

²⁸ Vgl. z.B. Der Kreis Belgard. Aus der Geschichte eines pommerschen Heimatkreises, hrsg. v. Heimatausschuß Belgard-Schivelbein in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Celle. Celle 1989; Der Kreis Schubin, hrsg. v. Heimatkreis Altburgund/Schubin e.V. Bergen/Hamelnd 1975; Der Kreis Schubin. Geschichte, Erinnerungen, Skizzen, hrsg. v. Heimatkreis Schubin-Altburgund e.V. Bergen/Celle 1990.

²⁹ Geleitwort, in: Spuren und Zeichen (wie Anm. 26), S. 7.

Nachkriegsdeutschland, zu dessen historischen Wurzeln eben auch die Kulturgüter, Werte und spezifischen Erfahrungen gehören, die diese Bevölkerungsgruppe aus ihren früheren Heimatgebieten mitgebracht hat. Die heutige bundesdeutsche Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Einheimischen *und* der Flüchtlinge und Vertriebenen, und ein Wachsen dieser Einsicht könnte zu einem gewandelten, positiv besetzten Bewußtsein der Grundlagen dieses Staatswesens führen, das das gesamte deutsche historische Erbe aufnimmt und bewahrt, aber in einen ‚Gründungsmythos‘ inkorporiert, der keine Bedrohung mehr für die europäischen Nachbarstaaten darstellt. Dies würde, nach vorne gewandt, ein (weiterer) Schritt hin zu einem nicht nur vordergründig und rein rational, sondern auch innerlich vollzogenen Akzeptieren der Folgen von Krieg und Niederlage sein. Zu einem derartigen Wechsel des Gründungs- und Staatsbewußtseins könnte eine Flüchtlingsforschung, die nicht revanchistisch oder revisionistisch ist, aber die spezifische Geschichte und die individuellen und kollektiven Erfahrungen der Flüchtlinge und Vertriebenen ernst nimmt, einen gewichtigen Beitrag leisten. Die überwiegende Mehrheit der Flüchtlinge und Vertriebenen ist nicht nur längst zu einem solchen Bewußtsein bereit, sondern vielfach schon ein gutes Stück auf dem Weg dorthin. Frau B. macht dies in unserem Gespräch deutlich: „Wir sind eigentlich die Brücke zwischen denen, die jetzt dort wohnen, und denen, die hier im Westen sind. Wenn nicht wir, wer soll es denn dann können?“ Hierin liegt eine ungeheure Chance für das neue Europa, das nach dem Zusammenbruch des Kommunismus möglich geworden ist, die es positiv und konstruktiv zu nutzen gilt.

MITTEILUNGEN

Internationale Tagung in Toruń „Ständische und religiöse Identitäten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“

Vom 22. bis zum 23. Mai 1997 fand im Ludwik-Kolankowski-Saal des Collegium Maius der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń die internationale Tagung „Ständische und religiöse Identitäten im Mittelalter und in der frühen Neuzeit“ statt. Ihre Organisatoren waren Janusz Małek und Stefan Kwiatkowski vom Institut für Geschichte und Archivistik an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń. Die Tagung war eine Fortsetzung der Identitätsforschung, die vor einigen Jahren von Antoni Czacharowski initiiert worden ist. Finanziert wurde sie aus Mitteln der Nikolaus-Kopernikus-Universität und der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit.

Die Konferenz wurde von S. Kwiatkowski und J. Małek eröffnet, die in ihrer Begrüßungsansprache an das Ziel der Tagung erinnerten und alle zur aktiven Teilnahme einluden. Der erste Tag war den Neuzeithistorikern überlassen. In der von J. Małek geleiteten Vormittagssitzung wurden vier Referate gehalten. Luise Schorn-Schütte (Potsdam) erörterte in ihrem Beitrag „Geistlichkeit als Träger konfessioneller Identitäten. Ein Vergleich geistlicher Amtsträgerschaft im Europa des 16. und Beginn des 17. Jahrhunderts“ das Problem der Identität der europäischen Geistlichkeit vor einem sehr breiten Hintergrund. Axel E. Walter (Osnabrück) stellte in seinem Vortrag „Die späthumanistische *res publica litteraria* Europas um 1600“ an einem ausgewählten Beispiel die Formung des literarischen Milieus in Heidelberg dar. Ute Lotz-Heumann (Berlin) machte mit ihrem Referat „Die Abgrenzungsidentität der Neuengländer gegenüber den gälischen Iren: kolonialistisch und aggressiv-protestantisch?“ die Teilnehmer mit den Ergebnissen ihrer Forschungen zu ausgewählten Elementen der irischen Identität bekannt. Auf die Identitätsunterschiede zwischen den jeweils einflußreichsten neuzeitlichen sozialen Schichten in Böhmen und Polen verwies Hans-Jürgen Bömelburg (Warszawa) in seinem Referat „Das Magnatentum in böhmischen Ländern und in Polen. Zwei Modelle der aristokratischen Mentalität in Ostmitteleuropa“, das die Vormittagssitzung abschloß.

Die Nachmittagsitzung, von L. Schorn-Schütte geleitet, begann mit Vorträgen zu preußischen Identitäten. Stanisław Salmonowicz (Toruń)

wies in seinem Referat „Die protestantischen Gymnasien im Königlichen Preußen und die regionale Identität“ auf den Zusammenhang zwischen dem protestantischen Gymnasialschulwesen und der Entstehung der regionalen Identität hin. Ein interessantes Problem wurde von J. Mańkiewicz (Toruń) berührt, der in seinem Vortrag „Konfessionelle Identitäten in Preußen (Königlicher und Herzoglicher Teil – Versuch eines Vergleichs)“ aufzeigte, wie viele Affinitäten auf der Ebene der Identität zwischen den sich konfessionell unterscheidenden preußischen Ländern bestanden. Mit diesem Referat war die neuzeitliche Thematik erschöpft. Im letzten Beitrag des ersten Tages („Ständebewußtsein und Identität der Gelehrten im Mittelalter“) stellte Beat Immenshauser (Bern) die Problematik des Lebens von geistigen Eliten im Mittelalter dar. In den Abendstunden fand im Dąbski-Palast ein geselliges Beisammensein der ausländischen Gäste und polnischen Teilnehmer statt.

Am nächsten Tag wurden ausgewählte Fragen der mittelalterlichen Identitäten besprochen. In der von Knut Schulz (Berlin) geleiteten Vormittagssitzung wurden vier Referate vorgetragen. Die zwei ersten galten der Identität der Ritterorden im Mittelalter. Jürgen Sarnowsky (Hamburg) stellte in „Identität und Selbstgefühl der geistlichen Ritterorden“ eine allgemeine Charakteristik der Identität aller mittelalterlichen Ritterorden dar. Nur auf den Deutschen Orden konzentrierte sich S. Kwiatkowski (Toruń). In seinem Vortrag „Die augustinische Identität des Deutschen Ordens in Preußen“ suchte er in Augustins Philosophie nach einer Grundlage für Verständnis und Identitätsstiftung des Deutschen Ordens im baltischen Raum. Zwei weitere Referate befaßten sich mit der Identität und Identifizierung der Stiftsgeistlichkeit. Verschiedene Kriterien der Identitätsanalyse von Säkularkanonikern wurden im Beitrag „Zur Frage der Identität von Säkularkanonikern im Mittelalter“ von Rudolf Holbach (Oldenburg) hervorgehoben. Eine Übertragung derselben Problematik auf polnische Verhältnisse geschah in dem Vortrag „Die Identifizierung der Stiftsgeistlichkeit nach Ständen und Gruppen in Polen im Spätmittelalter“ von Andrzej Radzimiński (Toruń), der am Beispiel polnischer mittelalterlicher Stifte die Möglichkeiten aufzeigte, die Stiftsgeistlichkeit nach Ständen und Gruppen zu identifizieren.

Die Nachmittagssitzung, geleitet von A. Czacharowski, galt der Identität der Stadtbürger. Das erste Referat, „Identität der Handwerker im Mittelalter“, wurde von K. Schulz gehalten. Er stellte die Identitätsfaktoren der Thorner Handwerker anhand der erhaltenen Gesellenbriefe dar. Klaus Militzer (Köln) führte in seinem Vortrag „Die Entwicklung vom bürgerlichen Selbstverständnis in Köln“ eine interessante, auf Illustrationen gestützte Analyse der Beziehungen zwischen dem Erzbischof von

Köln und den Kölner Bürgern durch. Die Stadtproblematik wurde weiterhin von Roman Czaja (Toruń) besprochen, der in dem Beitrag „Die Identität des Patriziats der preußischen Großstädte im Mittelalter“ die Identität auf der Ebene des religiösen und geselligen Lebens analysierte. Im letzten Referat der Tagung („Repräsentation und Legitimation. Zum Selbstbewußtsein des Rates in Hansestädten“) stellte Dietrich W. Poeck (Münster) das Problem der Identifizierung des Rates in hansischen Städten dar.

Es ist bemerkenswert, daß jeder Block mit einer regen Diskussion endete. Den Abschluß der Konferenz bildeten drei Kurzvorträge. L. Schorn-Schütte faßte die Neuzeit-Referate zusammen, während A. Czacharowski die Forschungsergebnisse der Mediävisten zusammentrug. Das Schlußwort sprach S. Kwiatkowski, der Mitorganisator der Tagung, der allen Teilnehmern für ihr Kommen und die interessanten Referate dankte; er gab auch bekannt, daß die nächste Tagung zum Thema Identität in drei Jahren stattfinden werde.

Die Ergebnisse der Forschungen zu den auf der Tagung vorgestellten ausgewählten Fragen der Identitätsanalyse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit werden in einem Sammelband veröffentlicht.

Waldemar Rozynekowski, Toruń

Wissenschaftliche Tagung „Die pommersche Familie“*

In der Zeit vom 25. bis zum 27. September 1997 fand im Altstädtischen Rathaus in Danzig eine von Bronisława Dejna, der wissenschaftlichen Beraterin des „Ostsee-Kulturzentrums“, veranstaltete wissenschaftliche Konferenz zum Thema „Die pommersche Familie“ statt. In seinem an die Teilnehmer gerichteten Vorwort bemerkte Józef Borzyszkowski in seiner Eigenschaft als wissenschaftlicher Berater u.a.: „Anlässlich der Tausendjahrfeier des Aufenthalts des Hl. Adalbert in Danzig und der Existenz dieser für die Kaschuben und die Pommern im Weichselland Hauptstadtcharakter tragenden Stadt in den Annalen der polnischen Geschichte und der Weltgeschichte wenden wir uns der pommerschen Familie zu. Sie wirkte sich entscheidend auf die Lebendigkeit familiärer Traditionen, auf die Gestaltung des Erscheinungsbildes der Gesellschaft dieses Landes sowie auf ihre Mentalität und das Ausmaß ihrer Öffnung der äußeren Welt, den Menschen anderer Kulturen, den Einwanderern und Nachbarn gegenüber aus.“ Weiter hob er hervor, daß insbesondere im Jahr der Feierlichkeiten im tausendjährigen Danzig daran erinnert werden sollte, daß die Eigenarten und der Reichtum dieser Region „dem Charakter Pommerns als eines Grenzlandes, in dem Meer und Land aufeinanderstoßen, und eines Ortes des Zusammentreffens von Menschen unterschiedlicher Kulturen, insbesondere der slawischen und der germanischen Welt, entspringen“.

In den im Verlaufe dieser Konferenz gehaltenen 26 Referaten wurde des öfteren auf die Vermischung kultureller Strömungen und das Zusammentreffen von Menschen verschiedener Nationalität, Sprache und Religion eingegangen. Es wurde aufgezeigt, wie kompliziert das Schicksal Pommerns und der pommerschen Familien war, die häufig den mächtigen Stürmen historischer Mechanismen ausgesetzt waren, welche üblicherweise ausgesprochen brutal mit den Grenzgebieten und den dort lebenden Menschen umgingen.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum tausendjährigen Jubiläum Danzigs wurde die Konferenz „Die pommersche Familie“ zu einer Art wissenschaftlicher Krönung einer ganzen Reihe vorausgegangener, insbesondere fotografischer Ausstellungen, zu deren wichtigsten eine Ausstellung unter dem gleichen Titel (eröffnet am 4. Juli diesen Jahres), die das Ergebnis eines vom „Nadbałtyckie Centrum Kultury“ (NCK) („Ostsee-Kultur-

* Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck.

zentrum“) ausgeschriebenen Wettbewerbs war, sowie die Ausstellung „Kaschuben in alten Fotografien“ gehörten. Das Erscheinungsbild der Konferenz wurde auch dadurch beeinflußt, daß sich Vertreter mehrerer wissenschaftlicher Zentren aus ganz Polen (ein Referent kam aus Deutschland) und Vertreter sowohl der historischen als auch der Gesellschaftswissenschaften (Soziologen, Ethnographen und Politologen) trafen. Die Interdisziplinarität und der Vergleich der pommerschen Familien mit Familien aus anderen polnischen Gebieten gaben den Diskussionen der Konferenz nicht nur Farbe, sondern erlaubten es auch, die pommersche Gesellschaft aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten.

Die während dieser drei Tage gehaltenen Referate wurden in mehrere thematische Blöcke eingeteilt. Am ersten Tag konzentrierte sich die Arbeit auf allgemeine und methodologische Fragen sowie auf eine Analyse der Schicksale ausgewählter pommerscher Familien. Der erste, von Mieczysław Wojciechowski von der Mikołaj-Kopernik-Universität in Toruń geleitete Teil wurde mit einem Referat von Brunon Synak von der Universität Gdańsk unter dem Titel „Kultur-ethnische Identität der Kaschuben im Prozeß der Veränderungen“ eröffnet. In ihm wurde ausgeführt, daß die Prozesse der Transformation der Gesellschaftsordnung einerseits zu einer „Stärkung der regionalen Subjektivität und zur Erweckung lokaler Aktivitäten“ führten, andererseits trotz deutlicher Unterstützung durch die Medien, die Kirche, die Schulen und ähnliche Einrichtungen ein Prozeß „der Schwächung der kaschubischen ethnischen Identität“ nicht gebremst werden könne. Der Referent hob hervor, daß die Hauptgefahr für die kaschubische Identität „von innen“ komme und mit dem Zusammenbruch kultureller Überlieferung in eben diesen Familien zusammenhänge (das betreffe insbesondere die kaschubische Sprache). Das geschehe im Rahmen großer zivilisatorischer Veränderungen, die insbesondere kleine ethnische Gesellschaftsgruppen trafen, durch einen Unifikationsdruck der sich universalisierenden Massenkultur. In diesem Zusammenhang merkte B. Synak jedoch an, daß die Kaschuben sich dank „ihrer Öffnung zu anderen, ihrer regionalen und überregionalen Aktivität, ihres Gefühls einer eigenen Nobilitation, ihres pommerschen Realismus sowie ihrer pragmatischen Einstellung zum Leben“ schnell in den neuen Bedingungen der Marktwirtschaft zurechtgefunden und umfangreiche Maßnahmen zur Schonung und Entwicklung ihrer eigenen Kultur unternommen haben, was die Zukunft dieser Gruppe in einem optimistischen Licht erscheinen läßt.

Die Herausstellung der Rolle der Kaschuben in der pommerschen Gesellschaft ist an die Überzeugung geknüpft, daß eben sie über die Besonderheit dieser Region und ihr kulturelles Erscheinungsbild entscheiden.

Dies wurde durch das folgende Referat des Redakteurs Henryk Galus von der „Polnischen Soziologischen Gesellschaft“ bestätigt, das über die „Quellen der kulturellen Identität der Pommern“ Auskunft gab. Dabei wurden besonders die historischen Wurzeln der Multikultur der Region sowie die Bedeutung des Zusammenlebens und der Rivalität zwischen deutschen, kaschubischen und polnischen Führungseliten hervorgehoben. Im zweiten Teil des Referats ging Galus zum Erscheinungsbild der gegenwärtigen pommerschen Gesellschaft über, wie sie sich nach dem Jahre 1945 herausgebildet hat. Er unterschied bei den Bewohnern Pommerns mehrere Gruppen: die polnischen Pommern alter und neuer Tradition, die Kaschuben, die pommerschen Deutschen und andere Minderheitengruppen. Diese Einteilung führte, wie jede arbiträre Bewertung, zu einer Diskussion, in deren Verlauf hervorgehoben wurde, daß die Gesellschaft des gegenwärtigen Pommern wesentlich stärkere Unterschiede aufweise und die Ebenen und Formen regionaler Identifikation der Herkunft oder der Abstammung häufig nicht entsprächen. Daraus wurde der Schluß gezogen, daß weitere interdisziplinäre Forschungen zur modernen pommerschen Gesellschaft und zum Ausmaß der regionalen Identität erforderlich seien.

An die in den beiden ersten Referaten skizzierten Themen knüpfte Bożena Domagała an, die über die „kulturelle Spezifik grenznaher Gebiete“ sprach. Pommern als ein klassisches grenznahe Gebiet wurde, wenn auch unter Beibehaltung eigener Besonderheiten, den Auswirkungen der für derartige Gebiete charakteristischen Prozesse unterworfen. Wesentlich ist dabei die Herausbildung von Minderheitengruppen, die sich mit keiner staatlichen Nationalität vollständig identifizieren, das Vorhandensein eines sogenannten „Grenzland-Bewußtseins“, also eines unscharfen oder mehrschichtigen ethnischen Bewußtseins, und schließlich der Umstand, daß ethnische Grenzen möglicherweise sogar quer durch Familien verlaufen.

Józef Borzyszkowski sprach in seinem Referat mit dem Titel „Das Schreiben von Memoiren und Familiensagas als Zeugnis pommerscher Identität“ darüber, wie derartige Prozesse erforscht werden könnten. Dieses Referat war insoweit von besonderer Bedeutung, als es auf die methodologischen Möglichkeiten der Auswertung von Familiendokumenten in historischen und soziologischen Forschungen einging. Andererseits griff der Referent die Frage auf, inwieweit schon vorhandene oder immer öfter neu entstehende Familiensagas und -erinnerungen Zeugnis von der Lebendigkeit pommerscher Traditionen in den Familien ablegten.

Tagebücher und unterschiedlichste Familiendokumente waren auch die Quellen, die einigen weiteren Referaten zugrunde lagen, die sowohl am

ersten Tag der Konferenz als auch an den beiden folgenden Tagen gehalten wurden.

Zu den Referaten allgemeinen Charakters gehörte dasjenige von Cezary Obracht-Prondzyński mit dem Titel „Die Wanderungen pommerscher Familien. Der Einfluß der Emigration auf die regionale Identität der Pommern“. Der Referent hob hervor, daß Pommern schon immer ein Gebiet verstärkter Migration gewesen sei, die dann jedoch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Massencharakter annahm und zahlreiche pommersche Familien (unabhängig von ihrer ethnischen Herkunft) auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen auf die weite Reise nach „Hamerika“ oder auch in die westlichen Teile Deutschlands trieb. Und mehr noch – die Emigration gilt noch immer in vielen pommerschen Kreisen als zulässiges und positiv zu beurteilendes Verhaltensmuster und eine Form der Bewältigung der schwierigen Realität. Daraus resultiert auch die immer noch vorhandene Erscheinung einer saisonalen Erwerbsemigration, insbesondere nach Deutschland.

Während des zweiten Teils des ersten Konferenztages, der von Włodzimirz Jastrzębski von der Pädagogischen Hochschule in Bydgoszcz geleitet wurde, wurden sechs Referate gehalten, die einzelne pommersche Familienstämme darstellten. So wurden die Danziger Familie Uphagen (Ewa Barylewska-Szymańska: „Die Uphagens – eine Familiengeschichte“), die Thorner Familien Witkowski, Esken und Steinborn (Tadeusz Zakrzewski: „Die Witkowskis – eine Familie Thorner Humanisten des 20. Jahrhunderts“; Mieczysław Wojciechowski: „Die Familie Steinborn in Thorn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – ein Beitrag zur Geschichte der Integration von nichtpommerschen Personen und Gruppen in die pommersche polnische Gesellschaft“; Alina Kardas: „Die Eskens vom 15. bis zum 18. Jahrhundert – Aufstieg, Leben und Niedergang einer Thorner Patrizierfamilie“) sowie die Geschichte der über ganz Pommern verstreuten Familie Torliński (Danuta Torlińska: „Die Wurzeln der Familie Torliński in Pommern“) vorgestellt. Ausgesprochen herzlich wurde das in Form einer persönlichen Erinnerung gehaltene Referat von Walter Stark, eines Danziger Bürgers und emeritierten Professors der Geschichte der Universität Greifswald, aufgenommen. Stark stellte sein Referat unter den Titel „Aus der Geschichte meiner Familie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts“ und zeigte – in einfühlsamer Weise – die komplizierten Schicksale einer wenig begüterten deutschen Familie auf, die vor dem Jahre 1939 in Danzig lebte und in die tragischen Verwicklungen der jüngsten Geschichte hineingeworfen wurde. Der Referent schreckte auch vor schwierigen Wahrheiten nicht zurück – den sozialen und politischen Konflikten unter den Deutschen Danzigs selbst und der gegenseitigen Abneigung zwischen Polen und Deutschen. Er hob dabei hervor, daß das

Gefühl der Hilflosigkeit jedes einzelnen und der Völker gegenüber der Geschichte nicht von der Verantwortung für die eigenen Taten und die eigene Geschichte befreie. Das sei, was nur allzu oft in Vergessenheit gerate, auch die Lehre, die aus dem letzten Krieg zu ziehen sei. Er selbst jedoch vergesse das nicht, während er durch Danzig gehe und sich an seine Kindheit und die späteren Verbindungen zu Gdańsk erinnere.

Am zweiten Tag wurden acht Referate gehalten, die in zwei Blöcke aufgeteilt waren. Der erste am Vormittag, von Józef Borzyszkowski geleitet, bot die Möglichkeit des Vergleichs zwischen pommerschen Familien und Familien aus anderen Regionen. Es wurden Referate über eine schlesische Familie (Maria Wanatowicz: „Eine schlesische Familie mit den Augen von Polen aus anderen Provinzen gesehen“) und über deutsche Familien in Hinterpommern (Włodzimierz Stępiński: „Das Bild einer Junkerfamilie im Lichte der historischen Literatur – ausgewählte Einzelfragen“) gehalten. Diese Vorträge wurden solchen über Pommern, die sich auf jeweils ganz unterschiedliche Probleme bezogen, gegenübergestellt. Bożena Beba sprach am Beispiel von Lidzbark Welski über „Bürgerliche Traditionen in einer kleinstädtischen pommerschen Familie“, wobei sie auf deren Standhaftigkeit trotz einschneidender kultureller Veränderungen hinwies. Grzegorz Berendt dagegen sprach über die noch immer wenig bekannten Schicksale jüdischer Familien, die er vor einem breiten historischen Hintergrund betrachtete („Zwei Welten – die jüdische Familie in Danzig vor und nach der Schoah“).

Im Nachmittagsteil der Tagung befaßte man sich mit den beruflichen Traditionen der pommerschen Familien. In diesem Block wurde die Spezifik der „Seeleute“ dargestellt (der Vortrag des erkrankten Ludwik Janiszewski: „Die Familien der Seeleute als kultureller Typus der pommerschen Familie“ wurde in dessen Abwesenheit vorgelesen); ferner wurden die Ergebnisse der soziologischen und ethnographischen Untersuchungen hinsichtlich dreier Berufsgruppen – der Töpfer, der Schmiede und der Handwerker – präsentiert (Irena Zakidalska: „Die Familie der Danziger Zunfthandwerker im Lichte soziologischer Forschungen“; Anna Kwaśniewska: „Pommersche Töpferfamilien“; Jerzy Kuniewski: „Die Familie eines Schmieds in Kaschubien und in der Koschneiderei im 20. Jahrhundert“). Es ist bedauerlich, daß der erkrankte Jerzy Buxakowski nicht kommen konnte, der über den sehr bedeutsamen Bereich des pommerschen Familienlebens, die Beziehungen zur katholischen Kirche betreffend, berichten sollte („Der Pfarrer der pommerschen Familie – früher und heute“). Diesen Verlust versuchte der diesen Teil der Tagung leitende Wiesław Mering, Rektor des Theologischen Seminars in Pelplin, aufzuwiegen, indem er den Versammelten eigene Beobachtungen vermittelte.

Am letzten Konferenztage, der von W. Stępiński geleitet wurde, wurden sechs Vorträge gehalten, die sich mit unterschiedlichen Aspekten von Veränderungen der pommerschen Familie im Verlaufe der letzten 200 Jahre befaßten. Im ersten Vortrag sprach Zygmunt Szultka über „die evangelische kaschubische Familie in Pommern im 19. Jahrhundert aus der Sicht der Pastoren“. Er nutzte dabei zahlreiche, bislang wenig bekannte Archivmaterialien mit Meinungsäußerungen evangelischer Pastoren, die jedoch leider in der Regel ein vorurteilsbeladenes und ungerechtes Bild von den Kaschuben zeichnen. Dem Referenten gelang es auf diese Weise aufzuzeigen, wie der Germanisierungsdruck auf die Kaschuben langsam, aber systematisch wuchs und wie das entwickelte Negativbild von dieser Gruppe zur Begründung der Assimilationsbestrebungen diente.

Die beiden weiteren Referate waren den Bildungsbestrebungen und der Erziehung der Jugend im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmet (Małgorzata Koczyk: „Lebensplanungen der kaschubischen Jugend in der Zwischenkriegszeit“; Krzysztof Jakubiak: „Häusliche Erziehung und Unterrichtung des pommerschen Kindes aus der Sicht von Tagebüchern an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“).

Das Referat von W. Jastrzębski mit dem Titel „Kriegsschicksale (1939–1945) und Nachkriegsschicksale pommerscher Landadelsfamilien. Ausgewählte Beispiele“ beschäftigte sich mit der Nachkriegszeit. Die Landadelsfamilien wurden nach Meinung des Referenten durch den Kataklysmus des Krieges auf ganz besondere Weise getroffen: „Der Krieg nahm ihnen ihr gesamtes Hab und Gut, verurteilte sie zu einem unstillen Leben und Heimatlosigkeit und zerstreute ihre Mitglieder über das Land und die Welt hinweg.“ Andererseits begünstigte auch die Nachkriegszeit die Rückkehr auf die früheren Güter nicht, weil diese zunächst durch die Besatzungsmacht und die Kriegseinwirkungen zerstört und anschließend durch die neue Regierungsmacht parzelliert wurden. Auf diese Weise endete die Geschichte des polnischen Landadels in Pommern. Die Mitglieder dieser Gruppe, die nach 1945 nach Pommern zurückgelangten, waren meistens in freien Berufen tätig und bemüht, die verbliebenen Familienandenken zu bewahren. Seit 1989 jedoch bemühen sich die wenigen Nachkommen der Landadelsfamilien trotz alledem, ihren zerstörten alten Familienbesitz wiederzuerlangen, was meistens erfolglos bleibt (eine Ausnahme sind hier Tomasz Janta-Polczyński und sein Sohn Artur, die ihren Familienbesitz Mała Komorza zusammen mit dem das Schloß umgebenden Park zurückgekauft haben).

Die beiden letzten Referate knüpften inhaltlich an die Schlußfolgerungen von Jastrzębski an, obwohl sie sich mit der Situation der pommerschen Familien in der Nachkriegszeit im allgemeinen beschäftigten. Olgierd So-

chacki ging in seinem Vortrag „Gesellschaftliche und ideologisch-politische Einflüsse auf Form und Funktion der Familie in der Volksrepublik Polen (unter Berücksichtigung der Spezifik der pommerschen Familien)“ ausführlich auf die Grundlagen der Politik des kommunistischen Staates gegenüber den Familien unter besonderer Berücksichtigung der ihr zugrundeliegenden ideologischen Voraussetzungen ein. Jan Kulas, der frischgebackene Abgeordnete des Sejm der Republik Polen, sprach dagegen über die Veränderungen, die infolge des Umbruchs des Jahres 1989 hervorgerufen wurden. In seinem Referat „Die Danziger Familie aus der Sicht der Erfahrungen und Beobachtungen des Sejmik Samorzadowe der Danziger Wojewodschaft“ wies er auf die Arbeit des Danziger Familienrates hin, der sich im Auftrage des Danziger Wojewoden und des Sejmik mit Forschung, Wissensvermittlung und Familienprophylaxe beschäftigt. Etliche der von den Mitgliedern des Rates formulierten Anträge haben die Chance, zum festen Bestandteil des Aufgabenbereichs der unterschiedlichen Verwaltungsorgane sowie nichtstaatlicher Organisationen zu werden. Dies alles soll der in Polen schon sichtbaren Krise der Familie entgegenwirken, die ein Spiegelbild ähnlicher Prozesse ist, die sich schon früher im Westen vollzogen haben.

Während der dreitägigen Konferenz gelang es, sowohl in den Referaten als auch in einer zeitweise hitzigen Diskussion unser bisheriges Wissen über das Thema der Geschichte und Gegenwart der pommerschen Familie als eines wesentlichen Bestandteils der regionalen Geschichte zu systematisieren. Andererseits wurde immer wieder die Forderung nach einer tieferen Reflexion der Möglichkeiten und der besten Methoden einer Entwicklung der hier doch so notwendigen Forschungen erhoben. Die wertvollste Erfahrung war zweifellos die Erkenntnis, daß gerade in dem Schicksal von Familien die Kompliziertheit pommerscher Geschichte sichtbar wird. Dabei ist deutlich zu erkennen, was Multikulturalität und das Vermischen von Sprachen, Religionen, Kulturen und Nationalitäten bedeutete und wie man mit diesem Erbe insbesondere in den tragischen Momenten schicksalhafter Erfahrungen im Hinblick auf Kriege zurechtkommen mußte.

Ein Band mit den Konferenzunterlagen, der erscheinen wird, sollte für die künftigen Forschungen zur pommerschen Familie richtungsweisend sein und gleichzeitig zur wertvollen Informationsquelle für Studenten und alle diejenigen werden, die an der Geschichte und der Gegenwart Pommerns interessiert sind.

Cezary Obracht-Prondzyński, Gdańsk

Neuorientierung in den deutsch-finnischen Beziehungen nach 1945.

Bericht über ein Internationales Symposium in Hamburg vom 5.–9. März 1997

Unter dem Motto „Neuorientierung in den deutsch-finnischen Beziehungen nach 1945“ wurden in der Zeit vom 5.–9. März 1997, auf sechs Themenblöcke verteilt, neue Forschungsergebnisse und Aspekte aus Wirtschaft, Politik und Verkehr in den deutsch-finnischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg vorgestellt und diskutiert. Ein besonderer Schwerpunkt lag hierbei auf einer komparativen Analyse der Entwicklung des finnischen Verhältnisses gegenüber nunmehr zwei deutschen Staaten. Tagungsort des IV. Snellman-Seminares war, wie auch schon beim III. Snellman-Seminar im Oktober 1995, das Haus Rissen (Internationales Institut für Politik und Wirtschaft) in Hamburg. Veranstalter waren wieder die Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (Aue-Stiftung) mit Sitz in Helsinki und die Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. (Hamburg). Für die wissenschaftliche Leitung des Seminares zeichneten Robert Schweitzer (Stadtbibliothek Lübeck und Forschungsleiter der Aue-Stiftung) sowie Hannes Saarinen (Universität Helsinki) verantwortlich. In seinen Einführungsworten hob Botschafter a.D. Peter Bazing, dem wiederum die Seminarleitung oblag, hervor, daß sich mit den Snellman-Seminaren eine gute und anspruchsvolle Tradition entwickle, die mittlerweile eine Art Monopolstellung auf dem Gebiet der deutsch-finnischen Beziehungen beanspruchen könne. Er dankte den beiden Organisatoren dieser Tagung, Geschäftsführerin W. Bastman-Bühner (Aue-Stiftung) und Herrn Dr. Flitner (Alfred Toepfer Stiftung) sowie den wissenschaftlichen Begleitern, Hannes Saarinen und Robert Schweitzer, und wies darauf hin, daß nicht erst seit der EU-Mitgliedschaft Finnlands enge Kontakte zu Deutschland bestünden. Als besonders glücklich und vielversprechend bezeichnete er die Zusammensetzung des Seminarteilnehmerfeldes aus Theoretikern und Praktikern, Wissenschaftlern aus Ost und West sowie jungen Forschenden einerseits und Zeitzeugen andererseits – namentlich Kommerzienrat Eric Bargum und Friedrich Russegger, deren Schilderungen aus eigenem Erleben für das Seminar besonders gewinnbringend waren. So demonstrierte Friedrich Russegger (Bad Homburg, früher Deutsch-Finnische Handelskammer und Deutsch-Finnische Vereinigung) z.B. eindrucksvoll anhand eines meterlangen Fragebogens, welche Atmosphäre des Mißtrauens seitens der alliierten Kontrollorgane bei Handelsgeschäften zwischen Nachkriegsdeutschland und Finnland nach dem „ge-

meinsam verlorenen Krieg“ herrschte, was die Wiederaufnahme von Handelsbeziehungen dadurch sehr erschwerte.

Im Rahmen weiterer Statements zur Eröffnung wies Erik von Knorre (IHK Offenbach/Main sowie Deutsch-Finnische Vereinigung Lübeck) darauf hin, daß Finnland als Nachbar Deutschlands über die Ostsee einerseits historisch immer Nähe bedeutete (obwohl es noch in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts bei zugefrorener Ostsee auf dem Wasserweg nicht erreichbar war), die Sprache andererseits eine Barriere symbolisierte. Das erste für Finnland in Auftrag gegebene Buch wurde 1488 in Lübeck gedruckt. Die vorhandene Disparität im Wissen über das jeweils andere Land lasse sich zumindest teilweise auf die Tatsache zurückführen, daß Deutschland für Finnland einer der größten und wichtigsten Handelspartner darstelle, was umgekehrt nicht der Fall sei. Hannes Saarinen sagte hierzu, es hätten sich trotz unterschiedlicher Geschichte fruchtbare Beziehungen entwickelt, wobei es sich keineswegs um eine „Einbahnstraße“ gehandelt habe. Obwohl die Verbindungen zwischen Deutschland und Finnland direkt nach dem Zweiten Weltkrieg unterbrochen waren, konnten sie innerhalb kurzer Zeit dank der langen Tradition der früheren Beziehungen wiederhergestellt werden (wobei sich Finnland nunmehr mit zwei deutschen Staaten konfrontiert sah). Das IV. Snellman-Seminar bezeichnete Saarinen als eine Pionierveranstaltung, weil es auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen (West- und Ost-)Deutschland und Finnland ein bislang wenig erforschtes Gebiet betrete. Robert Schweitzer erinnerte daran, daß sich die mehr als 1000jährigen Konstellationen im Ostseeraum zwischen Deutschland, dem Nordosten und Rußland um 1890 schlagartig gewandelt hätten. Die deutsch-finnische „Waffenbrüderschaft“ verengte in der Folge den Blick auf viel ältere (und weitere) Kanäle. Der Wiederbeginn der deutsch-finnischen Handelsbeziehungen sei ein Schritt dahin gewesen, „etwas, das umgefallen ist, wieder auf die Beine zu stellen“.

Im ersten Block wurde die jeweilige politische Ausgangssituation nach Kriegsende behandelt. Hannes Saarinen skizzierte in seinem Einführungsvortrag die „Zukunft des besiegten Deutschland aus der Perspektive von 1945“. Im Gegensatz zu Deutschland war Finnland nicht besetzt und sein Gesellschaftssystem, seine Verwaltung usw. im wesentlichen nicht verändert worden. Die älteren Generationen verfügten noch über gute Deutschkenntnisse, da zu dieser Zeit Deutsch an den Schulen überwiegend als erste Fremdsprache gewählt wurde. Deutschland dagegen war in weiten Teilen zerstört und lag sowohl politisch als auch wirtschaftlich am Boden. Die Verwaltung mußte völlig neu aufgebaut werden, und die Zukunft stellte sich für die meisten Deutschen als sehr unsicher dar.

Dörte Putensen (Universität Greifswald) zeichnete die „Wiederaufnahme der deutsch-finnischen Beziehungen bis 1961“ nach und machte deutlich, wie sehr die (ost- und west-)deutsch-finnischen Beziehungen in diesem Jahrhundert im Licht ihrer Aus- und Wechselwirkungen zusammen mit dem finnisch-russischen Verhältnis betrachtet werden müssen. Vor allem in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hatte Finnland Deutschland als seinen Beschützer vor dem östlichen Nachbarn angesehen, woraus auch die Zusammenarbeit und „Waffenbrüderschaft“ im Zweiten Weltkrieg resultierte. Die Kriegsniederlage Deutschlands bedeutete für Finnland eine um so stärkere Abhängigkeit von der Sowjetunion. Deshalb hatte während der gesamten Phase des Kalten Krieges ein freundliches Verhältnis zur UdSSR absolute Priorität in der finnischen Außenpolitik. Bezüglich der Deutschlandpolitik fehlte zwar zunächst ein ähnlich klar formuliertes Konzept, doch vermied es die finnische Politik in der Praxis konsequent, eigene Stellungnahmen zur Situation der beiden deutschen Staaten abzugeben. Sie bemühte sich statt dessen um Ausgewogenheit in den Beziehungen. Dies galt vor allem bezüglich der zahlreichen DDR-Initiativen, die auf den Abschluß zwischenstaatlicher Verträge zielten. Passivität in diesem Bereich wurde als eine Grundvoraussetzung finnischer Neutralitätspolitik betrachtet. Dessen ungeachtet konnte die Bundesrepublik ihre bereits Anfang der 60er Jahre gut entwickelten Kontakte zu Finnland weiter ausbauen. Und auch der DDR gelang es trotz vieler Probleme, in der finnischen Öffentlichkeit das Bewußtsein für die Existenz zweier deutscher Staaten zu schaffen. Finnland, das sich durch die deutsche Teilung aufgrund der eigenen Neutralität in einem beständigen außenpolitischen Dilemma befand, vollbrachte mit seiner Kompromißlösung, die Beziehungen zu beiden deutschen Staaten auf einer sehr niedrigen Ebene zu regeln, was die Herstellung vielseitiger Kontakte in den verschiedensten Bereichen aber keineswegs beeinträchtigte, eine diplomatische Meisterleistung. Diese führte in der Praxis zu einigen Verbiegungen, wovon in der Diskussion berichtet wurde (z.B. auf Messen in Helsinki die Sonderformulierung „Messegesellschaft AMK“ unter Vermeidung der Ortsnennung Berlin [West]).

„Das Transportproblem als Rahmenbedingung“ war Thema des zweiten Blocks, in dem Hans Böhme (Institut für Weltwirtschaft Kiel) „Strukturen und Perspektiven des Ostseeverkehrs nach 1945“ analysierte. Zur Illustration des Verkehrsaufkommens: bei einer Oberfläche von 420 000 km² (0,1% der Weltmeere) beträgt der Anteil des Ostseeverkehrs am Welthandel jedoch 6-7%. In dieser Region ist es des öfteren zu starken politischen und wirtschaftlichen Veränderungen gekommen, die entscheidend die Entwicklung des Fracht- und Verkehrsaufkommens beeinflusst haben.

Stettin war vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges der zweitgrößte deutsche Hafen (bei gleichzeitig geringer Bedeutung Lübecks und Rostocks), wohingegen Polen nur einen schmalen Küstenstreifen an der Ostsee besaß und Viipuri (Wiborg) noch zu Finnland gehörte. Nach 1945 könne von einer Zweiteilung dieses Wirtschaftsraumes entlang der Linie Travemünde – Leningrad/St. Petersburg in eine marktwirtschaftlich und eine planwirtschaftlich orientierte Hälfte gesprochen werden. Im zugleich größten Unterschied zur „sozialistischen Seite der Ostsee“ hat dort der Fahrgastverkehr aufgrund der Reisebeschränkungen für RGW-Länder kaum eine Rolle gespielt. Während in der Vergangenheit wirtschaftliche Determinanten (West) versus politische Triebkräfte (Ost) aktiv waren und konkurrierten, seien mittlerweile Rentabilität und Gewinn wieder allein ausschlaggebende Faktoren.

Konsul Claus-Achim Eschke (Poseidon Schifffahrt AG Lübeck) konnte diese Einschätzungen in seinem Vortrag „Schifffahrt tut Not – Schiffs-transport ohne Alternative“ anhand zahlreicher Beispiele aus der Praxis bestätigen. Nach einem mühsamen Neuanfang über erste (verlässliche) Liniendienste brachten vor allem die 50er Jahre ein rasches, kräftiges Wirtschaftswachstum, begünstigt durch die Integration der skandinavischen Länder in den europäischen Wirtschaftsraum. Um 1960 erlebte der Ostseeverkehr eine erneute Expansionsphase, vor allem im Pkw- und Lkw-Verkehr. Gleichzeitig kam es zu einem Strukturwandel: Neue und größere (Auto-)Fährschiffe (RoRo-System) auf mehr Linien führten zu einer Vergrößerung und Verbilligung des Verkehrs. So wurde z.B. 1962 der Skandinavienkai in Travemünde mit dem ersten deutschen RoRo-Schiff überhaupt, dem Neubau „Nils Holgersson“ der TT-Linie, in Richtung Trelleborg in Betrieb genommen. Einen revolutionären Einschnitt stellte das Jahr 1977 mit der Inbetriebnahme des damals weltweit schnellsten Fährschiffes, der GTS „Finnjet“, dar.

Den dritten Block, „Neubeginn von Unternehmenstätigkeit im deutsch-finnischen Wirtschaftsgeflecht“, eröffnete Kommerzienrat Eric Bargum (Oy Algol Ab), der als Zeitzeuge mit hochinteressanten und berührenden Einblicken diese Vergangenheit zum Leben erweckte. Bargum berichtete aus der Geschichte der finnischen Firma Algol, die im Handel zwischen Finnland und Deutschland in der Nachkriegszeit große Bedeutung hatte. Algol wurde im Jahre 1894 in Helsinki von dem deutschen Kaufmann Albert Goldbeck-Löwe gegründet und 1914 in eine finnische Aktiengesellschaft umgewandelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg lieferte Algol im Rahmen der finnischen Reparationsleistungen u.a. Schiffe an die Sowjetunion. 1947 wurde Kommerzienrat Bargum bei Algol Betriebsleiter und fuhr umgehend in das kriegszerstörte Deutschland, um an die alten Handels-

beziehungen anzuknüpfen. Die Kooperation mit den britischen Militärbeamten in Düsseldorf gestaltete sich angenehm und reibungslos. Sowohl in Deutschland als auch in Finnland herrschte eine große Wiederaufbaustimmung.

Hans Selle (Suomen Bayer) stellte den „Wiederbeginn der Handelsbeziehungen am Beispiel der Bayer AG“ dar. Sie lassen sich im Archiv des finnischen Textilunternehmens Oy Finlayson Ab in Tampere bis um 1880 zurückverfolgen. Den Anfang mit der wachsenden Verflechtung und Intensivierung der Beziehungen zum finnischen Markt machte die Bayer-Tochter Agfa, die bereits im Jahre 1885 Farbstoffe nach Finnland lieferte. Die Kontakte bestanden direkt zwischen Lieferanten und Kunden; es gab keine Tochtergesellschaft in Finnland. Doch konnte die Bayer AG über ihren 1876 in Moskau gegründeten Farbstoffbetrieb Verbindungen zum russischen Großfürstentum anknüpfen. Neben den Direktkontakten etablierten sich schon vor dem Ersten Weltkrieg Händlerfirmen wie die von Max Achilles (Tampere), einem gebürtigen Deutschen. Sören Berner & Co., heute Berner Oy (Helsinki), begann 1933 mit der Markteinführung von Pflanzenschutz- und Veterinärprodukten der IG Farben. Bei der Wiederaufnahme der Kontakte nach 1945 machten sich die früher fest etablierten Geschäftsbeziehungen mit eigenen Vertretungen und Mitarbeitern bezahlt, die Produkte, Kunden und Märkte kannten. In Finnland waren diese Pioniere Henrik Stenbäck, Fritz Welcher und Max Staudinger, die 1945 die Oy Stewesta Ab gründeten. Trotz Devisenbeschränkungen, Behinderungen durch Lizenzen, Reisebegrenzungen usw. hatte die Stewesta Anfang 1956 bereits 30 Mitarbeiter für die Industrieabteilungen, Agfa und Verwaltung; heute sind bei Suomen Bayer und Agfa zusammen ca. 200 Mitarbeiter beschäftigt, und der Umsatz betrug 1996 rund 750 Mio. Finnmark.

Erik von Knorre gab in seinem Vortrag „Der reale Wiederbeginn: Überblick über die deutsch-finnischen Wirtschaftsaktivitäten bis zum Wirksamwerden der deutschen Teilung“ einen Eindruck von den praktischen Schwierigkeiten, mit denen sich die Kaufleute im deutsch-finnischen Handel nach Kriegsende, nachdem vorher besonders intensiv Handel betrieben worden war, aufgrund von der Sowjetunion 1947 im Pariser Vertrag konfiszierten oder zumindest gesperrten deutschen Vermögens (als „Gegenleistung“ wurden finnisches Eigentum sowie finnische Personen im besetzten Deutschland von den Siegermächten nicht mehr als einem Feindstaat angehörig interpretiert) konfrontiert sahen. Zudem war die Ostsee vermint, Finnland mußte seine Schiffe den Alliierten zur Verfügung stellen (bei nicht zur Verfügung stehenden Landwegen als Alternative), und den Deutschen waren Auslandsreisen zunächst verboten,

weil Auslandskontakte als Spionage betrachtet wurden. Kunden für eine zivile Wirtschaft gab es viele, nur keine Produzenten, dafür aber ungezählte Probleme bei Transport und Lizenzerteilung, wie Friedrich Russegger anhand des o.g. Fragebogens demonstriert hatte.

Das Thema des vierten Blocks war der „Handel mit zwei deutschen Staaten“. Darin untersuchte Manfred Menger (Universität Greifswald) „Die sozialistische Wirtschaftsordnung in der DDR und den Handel mit Finnland in den fünfziger und sechziger Jahren“. Nach 1945 habe es in den „altfinnisch-westdeutschen“ Beziehungen zwar einen Neubeginn, jedoch keine Stunde Null gegeben, wohl aber in den „neufinnisch-ostdeutschen“. Für die DDR stellte sich die Ausgangssituation wesentlich anders dar: Traditionen waren wenig gefragt, alte Firmenverbindungen durch die Enteignungen, völlig neue Wirtschaftsstrukturen und ganz andere Akteure unterbrochen. Von Erfahrungen, Verbindungen sowie Sach- und Landkenntnis der altfinnischen Westdeutschen konnte bei den „neufinnischen Ostdeutschen“ keine Rede sein. Anfangs gab es durchaus einige Versuche noch privater Unternehmer oder verstaatlichter Betriebe, an alte Geschäftsverbindungen nach Finnland anzuknüpfen, aber sie gingen in der weitgehenden Anonymität der immer stärker zentralisierten, staatlich gelenkten Wirtschafts- und Außenhandelspolitik unter. Die ersten Jahre des Handelsaustausches, in denen die DDR noch realistische und bescheidene Zielstellungen verfolgte und in denen auch von finnischer Seite der Außenhandel über das Lizenzsystem und bilaterale Handelsabkommen noch weitgehend staatlich reguliert wurde, gehörten zu den besten Zeiten im beiderseitigen Warenverkehr. Selbst der Versuch der DDR-Regierung, schon in den Jahren 1949–1951 durch die Verweigerung der Ratifizierung des bereits paraphierten Handelsvertrages die diplomatische Anerkennung durch Finnland zu erzwingen, hatten die praktische Umsetzung der getroffenen Abmachungen kaum beeinträchtigt. Das Niveau des Austausches war jedoch sehr gering (z.B. 1952 0,5% des gesamten finnischen Außenhandelsumsatzes). Trotz bestehender Regierungsabkommen gestalteten sich die Handelsbeziehungen wegen der steten Verquickung wirtschaftlicher und politischer Interessen im Falle Finnlands in vielen Fällen sogar schlechter als mit etlichen anderen westlichen Staaten, zu denen nur Abkommen auf der Ebene der Kammer für Außenhandel mit den entsprechenden Wirtschaftsorganisationen dieser Länder bestanden. Allzu oft wurden die mangelnde Konkurrenz-, Liefer- und Zahlungsfähigkeit der DDR als nicht minder beeinflussende Faktoren verkannt. Wie Menger betonte, lagen dem weniger subjektives Unvermögen als allgemeine Mängel des DDR-Wirtschaftssystems zugrunde, was den beteiligten Akteuren im wesentlichen auch bewußt gewesen sei.

Bernd Fischer (Deutsch-Finnische Handelskammer Helsinki) analysierte unter der Fragestellung „Magnet Wirtschaftswunderland? Die entstehende Bundesrepublik – Großabnehmer oder Großlieferant?“ die Abhängigkeit des (west)deutsch-finnischen Handels von der wirtschaftlichen Entwicklung in beiden Ländern für den Zeitraum von der Gründung der Bundesrepublik Deutschland bis zur Wiedervereinigung. Es besteht ein klarer Zusammenhang zwischen Konjunkturphasen und gleichzeitiger Intensivierung des Handels. So brachten die „Wirtschaftswunderjahre“ der Bundesrepublik auch im Handel mit Finnland die höchsten Wachstumsraten; dieser Trend wurde 1956 durch eine deutsche Industrierausstellung (mit Besuch Ludwig Erhards) angekurbelt. Eine wichtige Voraussetzung für den weiteren Aufschwung des (west)deutsch-finnischen Handels (1961 wurde der höchste Stand erreicht) war, daß der finnisch-sowjetische Handelsaustausch nach Abschluß der Reparationsleistungen weiterging. Die deutschen Exporte nach Finnland sind ein Abbild des weltweiten deutschen Exportschemas (v.a. Chemie, Elektrotechnik, Maschinen- und Autobau). Der (west)deutsche Finnlandhandel illustriert auch eindrucksvoll den geringen Umfang des innerdeutschen Handels: 1989 lieferte die BRD genausoviel nach Finnland wie in die DDR – bei 5 Mio. Finnen und ca. 16 Mio. Ostdeutschen. Nach der deutschen Wiedervereinigung umfaßt der Finnlandhandel der alten Bundesländer immer noch 97% aller deutschen Exporte nach Finnland.

Der „deutsch-finnische Handel in der politischen Diskussion beider Länder“ war das Motto des fünften Blocks, in dem sich zunächst Tapani Paavonen (Universität Turku) mit der „Stellung der Bundesrepublik Deutschland in der finnischen Handelspolitik 1949–1961“ auseinandersetzte. Paavonen betonte in seinem Vortrag die Bedeutung des Handels mit der Bundesrepublik, obwohl Finnland – abweichend vom sonst gültigen Handelsmodell für die anderen nordischen Staaten – nicht Großbritannien, sondern die Sowjetunion als wichtigsten Partner hatte. In der Vorkriegszeit war Deutschland einer der wichtigsten Handelspartner Finnlands, und während des Fortsetzungskrieges war Finnland dann sogar ökonomisch von Deutschland abhängig. Im Herbst 1944 wurde dieser Handel zerstört und Deutschland mußte durch andere Länder ersetzt werden, was für Finnland weiterhin eine Isolierung bedeutete. Spätestens seit 1947, mit Beginn des Marshall-Plans, erkannten die ehemaligen Handelspartner Deutschlands, daß eine Wiederbelebung des Handels auch für die eigene Wirtschaft förderlich wäre, und so profitierte vom deutschen Wiederaufbau auch die finnische Wirtschaft. Besonders günstig wirkte sich aus, daß die bevorzugten Ausfuhrwaren der BRD – anders als die Großbritanniens – nicht Gegenstand finnischer Schutzzollpolitik waren.

Die steigende Entwicklung endete 1961, weil Finnland sich aus politischen Gründen nur der EFTA anschließen konnte, die Integration der BRD in das EWG-Handelssystem aber zunächst Zollerhöhungen für die finnische Ausfuhr bewirkte. Trotzdem stieg – konträr zur Theorie – der Anteil der finnischen Veredelungsprodukte am Warenaustausch weiter an, so daß die Talsohle spätestens mit den Liberalisierungen an der Wende zu den 70er Jahren durchschritten war. Somit war es letztlich die BRD, über die Finnland in das europäische Handelsnetz integriert wurde.

Wie sich der „Handel mit Finnland in der westdeutschen Presse der fünfziger Jahre“ darstellte, darüber berichtete Erkki Teräväinen (Universität Helsinki). Speziell die Jahre 1956–1961 beinhalteten starke Veränderungen, weil 1957 der finnische Handel mit der Sowjetunion reduziert wurde, während der Handel mit dem Westen und vor allem mit der BRD bedeutend wuchs. Teräväinen untersuchte die Finnlandberichterstattung der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, der „Frankfurter Rundschau“, der „Süddeutschen Zeitung“ und der „Welt“. Die FAZ schrieb im Vergleich am meisten über Finnland (ca. 150 Artikel im Untersuchungszeitraum), erstaunlicherweise mit einer Dominanz der Politik über den Handel. Der finnische Handel mit der Sowjetunion wurde sehr wenig behandelt und fast gar nicht kritisiert, weil die deutsche Presse die Lage Finnlands im Schatten des großen Nachbarn verstand. Für einige finnische Produkte wurde sogar kostenlos in deutschen Artikeln geworben, was für Finnland sehr nützlich war. Die Zeitungen hielten den Wiederaufbau der finnischen Wirtschaft für eine große Leistung. In der anschließenden Diskussion wurde u.a. erwähnt, daß die deutschen Journalisten, die über Finnland berichteten, leider sehr selten selbst das Land besuchten.

Das im letzten Block, „Einzelprobleme und Ausblick“, eigentlich vorgesehene Referat von Tilman Jentzsch, „Auswahl von Führungskräften bei deutschen Tochtergesellschaften in Finnland“, mußte kurzfristig entfallen, die schriftliche Vortragsfassung wird jedoch im Tagungsband nachzulesen sein. In seinem Abschlußvortrag skizzierte Peter A. Fischer (Universität der Bundeswehr Hamburg) Perspektiven der „Deutsch-finnischen Beziehungen in einem sich integrierenden Europa“ vor dem Hintergrund einer sich globalisierenden Wirtschaftswelt. Innerhalb von 50 Jahren habe sich Finnland aus mitteleuropäischer Sicht wirtschaftlich vom peripheren Agrarstaat zur hochentwickelten Industrienation und politisch von einem mit der ehemaligen UdSSR „freundschaftlich verbundenen“ neutralen Staat zu einer vollständig integrierten Region der Europäischen Union entwickelt. Für eine Interpretation dieser Veränderungen u.a. in den deutsch-finnischen Handelsbeziehungen wandte Fischer auf diese Periode sowohl die (neo-)klassische Theorie des Handels zwischen zwei weitge-

hend unabhängigen Staaten an als auch das neue Modell einer vollständig globalisierten Wirtschaftsgesellschaft, in der Wirtschaftsräume vollständig integriert sind. Die Rücksichtnahme auf die UdSSR hinderte Finnland lange Zeit an einer vertieften wirtschaftlichen Integration mit Westeuropa. Erst der Beitritt der nordischen Länder zur EFTA machte aus dem nordischen Arbeitsmarkt eine Freihandelszone, wobei Finnland von 1961 an lediglich als assoziiertes Mitglied teilnahm und erst 1986 Vollmitglied wurde. Mit dem Zusammenbruch der UdSSR ging dann alles sehr schnell: 1992 wurde Finnland Mitglied im EWR, und seit 1995 ist das Land ein Vollmitglied der EU, das zudem die Aufnahmekriterien für die Europäische Währungsunion erfüllt. Damit könnten nun mobile Produktionsfaktoren ohne legale Behinderungen von einem Land ins andere wechseln, genauso wie zwischen Regionen ein- und desselben Landes. Anstelle der reinen Handelsintegration biete sich für die Zukunft die Möglichkeit zur umfassenderen „Globalisierung“ an. Die Diskussion zu dem sehr anregenden Referat Fischers mußte leider aus Zeitgründen ausfallen.

Ein besonderer Dank der Veranstalter und Teilnehmer des IV. Snellman-Seminares galt Konsulin Anneli Koch vom Finnischen Generalkonsulat in Hamburg für die Einladung zu einem Empfang in ihrer Privatwohnung. Abschließend regte Botschafter a.D. Bazing aufgrund des überaus erfolgreichen Verlaufs des IV. Snellman-Seminares an, daß auch eine Untersuchung der geistes- und kulturgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Finnland sehr lohnend sein dürfte. Wie Robert Schweitzer bestätigte, wartet hier noch eine große Menge bislang von der Forschung unberücksichtigt oder unbearbeitet gebliebenen, aber vielversprechenden Quellenmaterials auf Bearbeitung und Bearbeiter. Die beiden Organisatoren und Träger der Tagung, Frau Bastman-Bühner (Aue-Stiftung) sowie Herr Dr. Flitner (Alfred Toepfer Stiftung), äußerten sich zuversichtlich, 1999 zum Thema „Kulturelle Beziehungen zwischen Deutschland und Finnland“ das V. Snellman-Seminar, eventuell in Finnland, veranstalten zu können. Die Ergebnisse des IV. Snellman-Seminares sollen zum Ende 1997 in einem Sammelband publiziert werden.

Regina Fuhrmann, Helsinki, und Pekka Koivukoski, Helsinki

REZENSIONEN

Martin Schulze Wessel, Rußlands Blick auf Preußen. Die polnische Frage in der Diplomatie und der politischen Öffentlichkeit des Zarenreiches und des Sowjetstaates 1697–1947. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, 432 S.

Als Nichthistoriker sieht man sich gezwungen, auf die Rekonstruktion der Reize von Martin Schulze Wessels ereignisgeschichtlicher Narration verzichten zu müssen. Bedauernswert, da gerade dies wegen der längsschnittartigen Ausrichtung auf die Diplomatiegeschichte Rußland/Sowjetunion – Preußen/Deutsches Reich samt Nachfolgestaaten die erforderliche und zu berücksichtigende Referenzebene dieser weit angelegten Monographie auszumachen scheint. Um so tiefer erliege ich nun also Schulze Wessels schlüssig-überzeugender Erzählung vom Erwartungshorizont namens „Rußlands Blick auf Preußen“. Es ist also kein Zufall, daß im Mittelpunkt meines Textes die Entdeckung der russischen, vom Interesse geleiteten und ‘wahlverwandtschaftlich’ orientierten „Preußenreflexion“ steht.

Der Verfasser unterwirft zu Recht seine Narration einer mehrfachen Disziplinierung, ist doch die ein Vierteljahrtausend währende Beziehungsgeschichte Rußland/Sowjetunion – Preußen nur so zu bewältigen. Die straffe Konzeptualisierung wird durch die äußere Struktur der Arbeit verdeutlicht: durch die Einteilung in Kapitel, Unterkapitel, Abschnitte, Exkurse sowie durch die im Rahmen dieser Erzähleinheiten (je nach der historischen Phase unterschiedlichen) Orientierung an historiographisch erfaßbaren ‘Variablen’. Schulze Wessel segmentiert den Erzählfluß nach diesen ausdifferenziert fixierten Variablen, ohne sich um die von ihm methodologisch angesprochenen Regeln der Imagologie (vgl. S. 12f.) zu kümmern, ja kümmern zu müssen.

Dieser Feststellung fehlt keineswegs ein Unterton des ‘Neides’: Wer sich nämlich mit diskursanalytischen Fragen des Bildes vom „Fremden“ selbst eine Zeitlang auseinandergesetzt hat, ohne über einen ähnlichen Rückhalt fixierbarer Variablen wie Staat/Staatlichkeit (in diesem Falle: Preußen), realpolitischer Konfliktknoten (in diesem Falle: die „polnische Frage“) sowie aufeinander abgestimmte Profilbeschränkung von Kommunikationsräumen (in diesem Falle: Diplomatie *und* politische Öffentlichkeit) verfügen zu können, weiß die klare und überschaubare Ausgangslage von Schulze Wessels Konzeptualisierung zu schätzen.

Doch ist diese Konzeptualisierung letztendlich als Verdienst des Verfassers zu werten. Sie läßt sich denkbildartig als ein stereometrisches Modell begreifen, in welchem die 'Ebene' einer raumpolitisch definierten Strategie – Rußland und Preußen im Clinch wegen der grundsätzlich (wenn auch nicht ausschließlich) negativ konzipierten Polenpolitik – durch die axiologische 'Gerade' einer ideologischen (De)Legitimierung (in diesem Fall: in Gestalt der politischen Öffentlichkeit, begriffen als „russische Journalistik“ und „konservative [...] Rezeption“, als „russische Historiographie“ und „sowjetisches Geschichtsbewußtsein“) zu einem politisch sinnhaft-rationalen Gesamtkunstwerk aufgebaut wird.

Allein dieser soeben nur fragmentarisch angeführten Terminologie einer atypologisch aufgestellten „Preußenrezeption“ ist zu entnehmen, daß der hierarchisch sorgfältige Aufbau der Monographie nicht nur nach den professionellen Regeln politisch-diplomatischer Geschichtsschreibung durchgeführt worden ist, sondern zugleich auch das Ergebnis eines intensiven Umgangs mit den Quellen der Rezeptionsmodi ist. Hat doch Schulze Wessel bei diesem Umgang die Erfahrung machen müssen, daß die schriftlich artikulierte und in der Öffentlichkeit zirkulierende russische bzw. sowjetische 'Meinung' zu Preußen nicht nur nach den Dimensionen der einzelnen (Teil)Öffentlichkeiten und nach den verschrifteten Textsorten zu rubrizieren ist, sondern auch nach einzelnen politisch-diplomatischen Zäsuren. Ja, daß eben diese Zäsuren – die anders auch „Knotenpunkte“ genannt werden (vgl. S. 22) –, diese historiographischen Kommata und Punkte die Grenzen der Kommunikationsräume und die Art der Textsorten (mit)bestimmen. So ist dann auch das Konzept eines dreifachen Ansatzes der Monographie zu verstehen: ideologiekritisch, beziehungs geschichtlich und sozialgeschichtlich (vgl. u.a. S. 299).

Schulze Wessel beschränkt den Bereich der politischen Öffentlichkeit auf veröffentlichte Texte: auf die frühe Preußen-Publizistik, die Rezeption konservativer, slavophiler, panslavischer, liberaler und sozialistischer (nach 1863) Prägung, die Historiographie (der „Allgemeinen Geschichte“ von drei Generationen) der Jahre 1871–1917, die zwei „Historisierungs“-Phasen der sowjetisch-preußischen/deutschen Beziehungsgeschichte (bis 1941, 1941–1947). Die Attribuierung „beschränken“ ist hier keineswegs kritisch-wertend gemeint. Der Verfasser war sich dessen bewußt, daß er es mit methodischen Barrieren – und wohl auch mit Hindernissen in der Quellenforschung – zu tun hat. Die mosaikartige Gesamtheit aller Aussagen zu erfassen, war schier unmöglich. Der Verfasser setzt deshalb Grenzen: indem er auf der einen Seite das fiktionale Schrifttum, d.h. die sogenannte schöne Literatur, ausgrenzt und, auf der anderen Seite, das vordergründig politisch gesteuerte Schrifttum einer hinterfragenden Analyse unterwirft.

Abgesehen von dem gekonnten Einstieg in die Monographie dank einer längeren Passage aus Lev Tolstojs „Anna Karenina“ sowie einem Unterkapitel über die „politische Lyrik Rußlands“ zu Preußen und dem polnischen Novemberaufstand (S. 153 ff.), blendet Schulze Wessel das als ‚Literatur‘ begriffene Schrifttum aus seiner Forschung grundsätzlich aus. Dies liegt wohl weniger daran, daß es an solchen Quellen mangelt – jüngste Untersuchungen zum polnischen und nationalsozialistischen Russenbild sowie zum deutschen Polendiskurs, also über verwandte Beziehungsräume, können ja ein erstaunlich reichhaltiges Quellenkorpus vorweisen¹ –, sondern hängt doch letztendlich mit dem grundsätzlich staatspolitischen Habitus der Begriffe ‚Preußen‘ bzw. ‚preußisch‘ zusammen. In diesem Forschungsbereich – meine ich – konnte also der Verfasser ohne größere Gewissensbisse das Quellenkorpus schmälern.

Als weit schwieriger dagegen scheint es sich erwiesen zu haben, die reale Wechselbeziehung zwischen ‚gemeinter‘ und artikulierter Preußenreflexion einerseits und wirklich ‚gemeinter‘ und/aber ‚diplomatisch‘ artikulierter Preußenpolitik andererseits zu erfassen. In ‚literarischen‘ Texten ist zwar vieles verklausuliert, aber immerhin doch noch ‚vorhanden‘ (also irgendwie rekonstruierbar), nicht aber in politischen oder diplomatischen Texten. So manche schriftliche Quelle ist verlorengegangen, und nicht wenige ‚Quellen‘ hat es ja in schriftlicher Form überhaupt nie gegeben! Diese ‚Quellenlage‘ erschwert einem Mentalitätsforscher die Rekonstruktion (nicht) stattgefundener Steuerung der programmatischen Publizistik oder auch indirekter Einflußnahme auf das Entstehen historiographischer Werke. Dort, wo die Quellenlage es ermöglicht, demonstriert Schulze Wessel überzeugend die Genese einer (wissenschaftlichen) Option; die ‚Wahlverwandtschaft‘ von Arkadij Erusalimskijs geschichtsphilosophischer Argumentation zu Preußens Auflösung von 1947 und Stalins imperialer Machtpolitik liefern Stoff zum Nachdenken (S. 378 ff.). Als ein nicht minder faszinierendes Fazit dürfte die Ausarbeitung der Ablösung der „drei traditionellen Arbeitsfelder der traditionellen Preußen-Historiographie, Gesellschafts-, Außenpolitik- und Ideologiegeschichte (...) durch neue Schwerpunkte“ (S. 351) im sowjetischen Geschichtsdanken (u.a. Preußen als wichtiger Bestandteil der sowjetischen Faschismustheorie) gelten.

¹ Vgl. Andrzej Kępiński, *Lach i Moskal. Z dziejów stereotypu* (Der Lach und der Moskal. Zur Geschichte des Stereotyps). Warszawa/Kraków 1990; Edmund Dmیتrów, *Obraz Rosji i Rosjan w propagandzie narodowych socjalistów 1933–1945* (Das Bild Rußlands und der Russen in der Propaganda der Nationalsozialisten 1933–1945). Warszawa 1997; Hubert Orłowski, „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden 1996.

Und damit bin ich bei dem meines Erachtens faszinierendsten historiographischen Motiv der Monographie angelangt. Es bewegt sich auf die Frage hin, inwieweit große russische/sowjetische ideologische 'Erzählungen' wie der Panslavismus, der Liberalismus, die Idee der Weltrevolution oder auch des 'Kommunismus in einem Lande' im Auf und Ab, im Hin und Her strategisch-imperialer Machtpolitik und taktischer Realpolitik ihren funktionalen Standort gefunden sowie diese Politik geprägt haben und/oder auch von ihr geprägt worden sind. Da Schulze Wessel dieses Motiv über den strukturierenden Fluchtpunkt der „polnischen Frage“ diszipliniert, kann bzw. will er ihm weiter nicht folgen. Dies ist zu bedauern, andererseits jedoch verständlich; ansonsten liefe die Monographie Gefahr, in eine große Erzählung der Wechselbeziehungen von Politik und Ideologie auszuufern.

Eine weitere gewichtige These dieses Erzählstranges ergibt sich zweifelsohne bei der Herausarbeitung der „Gleichartigkeit der strukturellen Probleme Rußlands und Preußens“ (S. 281), die sich im Falle Rußlands ideologisch an der Fragestellung „Imperium oder Nation“ reiben muß. Es ist also verständlich, daß „Preußen für Rußland Vergangenheit (war), die nicht vergeht“ (S. 382).

Auf eine methodische Frage von geringerem Gewicht sei noch eingegangen: auf die Terminologie, die historische Semantik. Selbst nach eingehender Lektüre der Monographie fällt es mir schwer, mich mit dem nebulösen Begriff der „polnischen Frage“ bzw. der „Polenfrage“ anzufreunden. Bedenklich allein ist es schon, wenn man diese Kategorie ohne vorangehende definierende Einschränkung verwendet, was nicht selten (übrigens auch von polnischen Autoren) praktiziert wird. Dieser Begriff gleicht einer Art von Knäuel verschiedenster Konfliktflächen um Polen herum (als Objekt der Geschichte begriffen), aber nicht in Polen. Dessen Kern macht die Konflikthanfälligkeit der dreigeteilten polnischen Staatlichkeit für die Profiteure der Teilung selbst aus, begriffen als ein Spannungsverhältnis zwischen politischer Interessengemeinschaft und instrumentalisierter positiver Polenpolitik. Setzt man nun z.B. diesen Begriff unreflektiert neben semantisch verwandte wie den der „orientalischen“ bzw. „osmanischen Frage“ (vgl. u.a. S. 80, 130, 192 u. 214), so ist die Verwirrung und Vereinfachung groß. Der Autor verweist übrigens selbst auf die diplomatische Wortäquilibristik mit dem Begriff 'Polen' (vgl. S. 93).

Die „Frage“ als solche ist ein Sackbegriff, in den, nach Wunsch, all das hineinpaßt, was im jeweiligen Einzelfall dorthin gehören soll. Und damit hat es sich. Wenn die „polnische Frage“ als terminus technicus fungieren soll, dann nicht in Nachbarschaft mit der „orientalischen Frage“, die von recht unterschiedlichen Konnotationen genährt wird. Auf jemanden, der

außerhalb der Historikerzunft steht, wirkt es allerdings auch befreiend zu erfahren, mit welchen Sackbegriffen gearbeitet werden muß.

Eine wichtige methodische Fragestellung verbirgt sich hinter der weitgefächerten Begriffsfamilie zur Erfassung von 'Rezeptionsangelegenheiten'. Die im Titel des Werkes bevorzugte Lösung, nämlich der „Blick (auf Preußen)“ wird – wenn auch nicht ausschließlich – mit solchen Begriffen wie „Preußenreflexion“, „Preußenrezeption“, „Preußenbild“, „Preußenkritik“ gleichgesetzt oder sogar durch das bescheidene Syntagma „Preußen als Thema“ ersetzt. Der Verfasser ist sich der methodischen Schwierigkeit bewußt; kann doch „in einem naiven Sinne von einem russischen Preußen‘bild‘ keine Rede sein“ (S. 137). Für seine Zwecke jedoch, für die Unterscheidung zwischen „affirmativer und emanzipativer Preußenreflexion“ (S. 152), glaubt er mit diesem Begriffsraster auszukommen.

Als allzu selbstverständlich und unreflektiert werden auch strukturierende Begriffe eingesetzt, die sich auf die Kategorie 'Öffentlichkeit' beziehen (vgl. „die russische Öffentlichkeit“, S. 281).

Hinzuweisen ist noch auf eine Inkonsequenz im bibliographischen Vorgehen. Werden Städtenamen polnischer Verlage genannt, so sind es grundsätzlich deutsche Benennungen (Posen, Warschau u.a.), dann aber doch auch einige polnische (Łódź). Ich möchte dafür plädieren, daß man derartige Daten ausnahmslos nach den Angaben auf der Titelseite übernimmt.

Zu begrüßen wäre eine Verlagsinitiative, dank welcher die Monographie von Martin Schulze Wessel in polnischer Übersetzung erscheinen könnte. Das ist nicht auszuschließen; auch in den 90er Jahren fehlt es nämlich nicht an Mäzenen, die von der „Preußenfrage“ intellektuell gebannt sind.

Hubert Orłowski, Poznań

Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 12: Mecklenburg – Pommern, hrsg. v. Helge bei der Wieden u. Roderich Schmidt. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1996, LII, 395 S., eine Übersichts- und mehrere Gebietskarten.

Der zwölfte Band des „Handbuches der historischen Stätten Deutschlands“ ist zwei deutschen Ländern – Mecklenburg und Pommern – gewidmet und von herausragenden Kennern der Materie verfaßt. Einige der

früheren Bände waren ebenfalls zwei Ländern gewidmet (z.B. Nordrhein-Westfalen, Ost- und Westpreußen). Das ließ sich damit rechtfertigen, daß diese Gebiete eine gemeinsame Geschichte innerhalb eines politischen Organismus und einen analogen oder zumindest ähnlichen Wirtschaftsraum hatten schließlich in ihren systemrechtlichen Strukturen identisch oder ähnlich waren. Eine solche Begründung gibt es für den Band über Pommern und Mecklenburg eigentlich nicht. Die Geschichte dieser beiden Länder nahm sowohl im Römisch-Deutschen Reich als auch im Deutschen Bund einen anderen Verlauf. Es gab seit dem späten 15. Jahrhundert keine auf ihrem politischen Schicksal lastenden dynastischen Bande. Beide Staaten waren eher Objekt denn Subjekt in der Geschichte Deutschlands und der Nachbarstaaten. In wirtschaftlicher Hinsicht war das rechts der Oder gelegene Pommern (das spätere Hinterpommern) mit dem polnischen und schlesischen Hinterland verwachsen; Vorpommern dagegen – und dabei vor allem Neuvorpommern – war Mecklenburg und Hannover zugetan. Die Aufteilung Pommerns zwischen Brandenburg und Schweden im Jahre 1648 vertiefte die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Unterschiede der Region. Nach 1815 pflegte der größte Teil Vorpommerns in der Wirtschaft, der landwirtschaftlichen Ausbildung und bei den Verbindungen zu den Absatzmärkten (Eisenbahn) die Kontakte zu Mecklenburg und Brandenburg; ganz Hinterpommern indes (Stettin eingeschlossen) hatte an diesen Kontakten bis 1918 fast keinen nennenswerten Anteil. Dieses ausgedehnte, aber im großen und ganzen rückständige Gebiet hatte wenig zu bieten.

Die Verschiedenartigkeit der Geschichte Mecklenburgs und Pommerns wird vielleicht am besten durch die Tatsache bezeugt, daß es wohl weder in Polen noch in Deutschland einen Historiker gibt, der den Beitrag der beiden Länder zur Geschichte, gleichgültig in welcher Epoche, gleichermaßen kompetent beurteilen könnte. Das ist z.B. möglich im Falle Ost- und Westpreußens.

Eine Publikation vom Typ des „Handbuches“ zu rezensieren, ist eine schwierige Aufgabe. Die knappen Einträge zu den einzelnen Ortschaften erlauben es häufig nicht, über die bekannten und unter Fachleuten unstrittigen Fakten hinauszugehen, wodurch der Diskussionsrahmen eingengt wird. Vorwurfsvoll zu fordern, den einen oder anderen Abschnitt zu erweitern, könnte unbegründet sein und den Autoren Unrecht tun, wenn diese z.B. hinsichtlich des Textumfanges eingeschränkt waren.

Der Band zerfällt in zwei Teile, und Grundlage für eine eingehendere sachliche Beurteilung meinerseits kann nur der erste, beschreibende Teil sein – die „Geschichtliche Einführung“ in die Geschichte der beiden Landesteile. Der Schwerpunkt liegt bei beiden Autoren auf dem Mittelal-

ter, wobei die slavischen Anfänge dieser Gebiete und die Neuzeit relativ ausführlich behandelt werden. Diese Teile sind eindeutig die besten in diesem Buch und heben die Disproportionen gegenüber den nachfolgenden Jahrhunderten sehr deutlich hervor. Die gesamte Auslegung ist von der politischen und dynastischen Geschichtsschreibung beherrscht; frapierend ist dagegen die Knappheit nicht nur in der Behandlung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, sondern auch im Bereich von Kultur, Wissenschaft und Ideologie. In der von den Autoren präsentierten einseitigen Geschichtsoption überrascht jedoch vor allem die unterschiedliche Gewichtung der Akzente. Der Mecklenburg-Teil ist eindeutig der bessere. H. bei der Wieden widmet der neueren und neuesten Geschichte viel Raum; auf dynamische Weise zeigt er, wie die alten gesellschaftlichen, politischen und repräsentativen Strukturen untergingen und neue geboren wurden. Der Autor macht auch die großen politischen und ökonomischen Kosten bewußt, die Gesellschaft und Staat für die überspannten Ambitionen der Dynastie oder deren Abneigung gegenüber den Modernisierungsbestrebungen der Neuzeit zu zahlen hatten. Das Kuriosum Mecklenburg wird vor dem Hintergrund des Reiches (gesellschaftliches und politisches System) überzeugend dargestellt.

Unterdessen konzentriert sich R. Schmidt darauf, die politischen und dynastischen Grundlagen aufzuzeigen, die Pommern zu einem Teil des Römisch-Deutschen Reiches formte. Im Verhältnis zum Gesamtumfang des Textes wird den Umständen, die zur Auflösung des Herzogtums Pommern führten, überdurchschnittlich viel Platz eingeräumt. Nicht zur Sprache gebracht wird das Kuriosum, das in dem außergewöhnlich dauerhaften Blutbündnis zwischen Krone und Adel im 18. Jahrhundert sowie den negativen Folgen des von Friedrich dem Großen ausgelösten Siebenjährigen Krieges bestand. Die Zeitspanne vom 18. bis zum 20. Jahrhundert wird recht oberflächlich dargestellt; dabei setzte sich in Pommern in der Protestbewegung gegen die Weimarer Republik und der Genese des Nationalsozialismus das frühere konservative Bündnis zwischen der ländlichen Welt und der Monarchie auf eigentümliche Weise fort. Unter den wenigen wertenden Beurteilungen weckt die sehr positive Einschätzung der Widerstandsbewegung gegen Hitler, vom Autor zu einem „erheblichen Widerstand in allen Schichten“ (S. L) aufgewertet, besondere Vorbehalte. Der Autor gründet dieses Urteil auf dem Heroismus der Gruppe von Antifaschisten, die zur intellektuellen und gesellschaftlichen Elite gehörten, doch selbst dort hoffnungslos allein standen. Diese und andere Persönlichkeiten konnten die eiserne Disziplin der deutschen Gesellschaft und die phantastische Effizienz der deutschen Rüstungsindustrie wie auch die Moral der Armee nicht schmälern – und das lange vor

dem Postulat der bedingungslosen Kapitulation. Diese Haltung ist bis auf den heutigen Tag eine Quelle für unterbewußte und bewußte Ängste der Nachbarn vor den „Schlupfwinkeln der deutschen Seele“ und der Faschismus-Diskussion in Deutschland. Dagegen sollte die polnische Wissenschaft zur Gänze die Ansicht des Autors teilen, daß Begriffe wie „wiedergewonnene Gebiete“ oder „Erbe der Piasten“ für Pommern (fügen wir hinzu: auch für das Ermland und Masuren), die dem Wörterbuch der polnischen nationalistisch-geopolitischen Geschichtsschreibung entstammen, im Widerspruch zur historischen Wahrheit stehen. Die Autoren vermeiden prinzipiell das von Polen und Deutschen so intensiv und freimütig diskutierte Thema von Flucht, Aussiedlung und Vertreibung, das bei der Beschreibung der letzten Tage der deutschen Geschichte von Städten und Städtchen auftritt. Diese Haltung erstreckt sich auch auf die Frage nach der Stellung Pommerns bei dem Angriff auf Polen und die UdSSR sowie die Kriegsverbrechen und die Verbrechen an der Bevölkerung, die von den Deutschen aus Pommern an Deutschen (Euthanasie, Todesstrafe für Antifaschisten) und schließlich an Slaven und Juden begangen wurden. Die peinlich genau notierten Folgen der anglo-amerikanischen Bombenangriffe auf Städte (Stettin, Swinemünde, Rostock) – während die Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkung dieser tragischen Geschehnisse außer acht gelassen werden – hätten konsequenterweise von Informationen über das dichte Netz von Zwangsarbeitslagern, z.B. in den Heinckel-Werken in Rostock, begleitet werden müssen, die – zumindest in der ersten Phase – Luftangriffe der Alliierten auslösten, welche auch historische Bauten und zivile Objekte trafen. Es gibt keine Rechtfertigung dafür, daß in dem Mecklenburg-Teil das Konzentrationslager Ravensbrück nicht erwähnt wird, in dem die Mutter und die Großmutter des Autors dieser Zeilen die Jahre 1944/45 zubringen mußten.

Bezüglich des zweiten Teils beschränkt sich die Kompetenz des Rezensenten auf Pommern. Auffällig ist die unterschiedliche Sicht der Geschichte des Mittelalters: H. bei der Wieden hebt die slavischen Anfänge zahlreicher Ortschaften hervor, was R. Schmidt auf das unerläßliche Minimum reduziert. Bei dem Begriff „Tellow“ hätte man den Einfluß Thünens und des Mecklenburgischen Patriotischen Vereins auf Vorpommern hervorheben müssen (worüber kürzlich die polnische Wissenschaft geschrieben hat). Überhaupt interessieren sich die Autoren nicht für die wechselseitigen Einflüsse der beiden Provinzen aufeinander. Bei dem Begriff „Teterow“ hebt der Autor die Verdienste der DDR-Archäologie für die Forschungen zur slavischen Geschichte von Mecklenburg hervor.

Was den Pommern-Teil angeht, ist die Forderungsliste ziemlich lang. In den großen Städten (Stettin, Köslin, Stolp, Greifswald) gab es ein reges

politisches Leben, hier erschienen zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften, in denen sich der mächtige Einfluß der Liberalen bis in die 1880er Jahre widerspiegelte, in Stettin aber bis zum Jahre 1933. Stettin war eine der Bastionen des Liberalismus und der Sozialdemokratie (der Wasserkopf der Provinz), seine Industrievororte (Teile des Kreises Randow) auch Bastionen der KPD. Zum politischen Leben der Stadt gehörten Streiks, die der Autor erst im Abschnitt über Wolgast erwähnt. Es fehlt an Urteilen über herausragende Persönlichkeiten mit Ausnahme von J.A. Sack, dem die polnische Wissenschaft seine Gleichgültigkeit gegenüber der Lage der Bauern und seine eindeutige Unterstützung der Adelsinteressen während der Bauernbefreiung vorhält. Daß die ländlichen und kleinstädtischen Zentren des politischen und gesellschaftlichen Lebens keine Erwähnung finden, macht das Bild der Vergangenheit ärmer. Ich beschränke mich auf die wichtigsten Beispiele: Zu erinnern wäre beispielsweise an Dietrich Bonhoeffer, dessen Tätigkeit im Schutz pommerischer Adelsgüter stattfand (in Groß-Schlönwitz, Behrendorf und auch in Zingst bei Barth); er wird aber auch nicht bei Greifswald, Stettin, Köslin oder Schlawe erwähnt. Erinnern könnte man an den Ort Gramenz im Landkreis Neustettin und seinen langjährigen Eigentümer, E. Senfft von Pilsach, der von 1852 bis 1866 Oberpräsident der Provinz war und das dortige konservative Lager anführte, sich aber auch bei den Bemühungen Stettins um die Schleifung seiner Festung verdient gemacht hat. Ihm war es zu verdanken, daß Gramenz Sitz der ersten Wiesenbauschule in Pommern wurde, die einer der Meliorationspioniere in den östlichen Provinzen, der Regierungsconducteur L. Vinzenz, leitete. Bei Regenwalde wäre an Carl Sprengel zu erinnern, einen der herausragendsten europäischen Agrochemiker und Pionier der mineralen Pflanzenernährung, durch den Regenwalde auch als Sitz der Landbau-Akademie und Erscheinungsort des Periodikums „Allgemeine landwirtschaftliche Monatsschrift“ bis in die 1870er Jahre eines der Hauptzentren des landwirtschaftlichen Fortschritts in den Ostseeprovinzen war. Das nahegelegene Grünhof – das dem Mitschöpfer dieses Zentrums, L. v. Beckedorff, gehörte, der erster Vorsitzender der *neuen* Pommerschen ökonomischen Gesellschaft und in den Jahren 1842–1858 erster Präsident des Kgl. Preußischen Landesökonomie-Kollegiums war – war neben Trieglaff ein Ort, um den sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausragende Agrarkonservative scharten.

Fast schon routinemäßig muß daran erinnert werden, daß die polnischen Forschungen zur Geschichte Pommerns vom 16. bis zum 20. Jahrhundert berücksichtigt werden sollten; daß sie viel zur Erweiterung des Forschungshorizonts beitragen würden, ist fast schon eine Selbstverständlichkeit.

Dadurch, daß die Sozialgeschichte und der politische Wandel aus der Beschreibung völlig herausgenommen worden sind, ergibt sich im Effekt ein statisches und einförmiges Bild. Auch wenn niemand die übergeordnete Rolle der deutschen Gesellschaft in der Geschichte Pommerns in Frage stellen kann, ist doch alles von einem Deutschezentrismus beherrscht. In Pommern und Mecklenburg spielen die Zuwanderer (Juden, Franzosen, Polen) keine Rolle, die zu verzeichnen für wert befunden worden wäre. Der riesige Beitrag der jüdischen Gesellschaft findet nirgends auch nur eine Erwähnung; dabei trugen ihre Vertreter wesentlich zum Aufbau der Großindustrie und des Bankwesens in Stettin bei, ebenso zum wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt fast aller Städte beispielsweise im Regierungsbezirk Köslin nach der französischen Besatzung, von wo aus sie nach den ersten antisemitischen Exzessen im Jahre 1881 in die großen Städte strömten. Nicht viel besser kommen die Russen weg; in der Hauptsache verwüsten sie beide Länder als Bündnispartner Preußens. Das gleiche tun Polen und Franzosen. Erinnern wir daran, daß die letzteren Vorbilder für die Verwaltung und z.T. für die Befestigungskunst lieferten; sie kamen auch als Pioniere des wirtschaftlichen (Hugenotten) und kulturellen Fortschritts, von dem Einfluß der Revolution von 1848 auf die pommerschen großen Städte und den Mustern, die Industrielle und Agronomen von den Weltindustrierausstellungen in Paris (und London) mitbrachten, gar nicht erst zu reden.

Die den Band beschließenden Stammtafeln der Herrscherhäuser beider Länder, die Bischofslisten, die Literaturangaben, die Erklärung einiger geschichtlicher und rechtsgeschichtlicher Fachausdrücke, die Ortsnamenkonkordanz für Pommern und das Personenregister zeugen zusätzlich von der Gelehrtheit und der hohen Kompetenz der beiden Autoren wie auch der Sorgsamkeit ihrer Arbeit. Zu bedauern ist jedoch, daß die Autoren einer veralteten Konzeption und einer traditionell-konservativen Sicht der Regionalgeschichte verhaftet sind und das Buch infolgedessen dem Geist der neuen Zeiten, der Notwendigkeit, der jungen Generation der Deutschen die ganze und komplizierte Wahrheit über die Geschichte jener Gebiete zu zeigen, und den erzieherischen Prämissen nicht nur der polnisch-deutschen Aussöhnung nur in geringem Maße entgegenkommt.

Włodzimierz Stępiński, Szczecin

Rembert Unterstell, Klio in Pommern. Die Geschichte der pommerschen Historiographie 1815 bis 1945. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 1996, XVI, 388 S., Illustrationen (Mitteldeutsche Forschungen. 113.).

Die pommersche Landesgeschichtsschreibung teilt das Schicksal der gesamten Landeshistorie, die sich mit dem früheren preußischen Osten befaßt: Sie wurde nach 1945 eine Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft und führte in der Bundesrepublik, verglichen mit dem Aufblühen der westdeutschen Landesgeschichten, nur ein Schattendasein. Diese Situation hat sich in den letzten Jahren allmählich gewandelt, wozu im Falle Pommerns die Wiederbegründung der pommerschen Landesgeschichte an der Greifswalder Universität in nicht unerheblichem Maße beigetragen hat. Ebenso hat die traditionskritische Reflexion der Geschichte der Landeshistorie zunehmend an Interesse gewonnen, und darin kann sicher ein Beitrag zur Modernisierung der ostdeutschen Landesgeschichtsforschung gesehen werden. Mit der Entwicklung der pommerschen Landesgeschichtsschreibung befaßt sich die vorliegende Studie von Unterstell, die auf einer von Roderich Schmidt betreuten Marburger Dissertation beruht.

Wenn die Historiographieggeschichte einen deutlichen Aufschwung verzeichnen kann, so gibt es jedoch verschiedene Ansichten über ihre Methodologie. Unterstell entscheidet sich in seinem Vorwort für die Betrachtung der Landesgeschichtsforschung primär als einen Prozeß der Verwissenschaftlichung. Das ist sicher nicht verkehrt, ergibt aber als Fragestellung eigentlich nur dann einen Sinn, wenn dieser Prozeß oder das Ergebnis in Frage gestellt würde. Die vorrangige Absicht, die Wissenschaftlichkeit der pommerschen Landesgeschichte nachzuweisen, scheint Ausdruck eines Minderwertigkeitskomplexes einer ins Abseits geratenen Landesgeschichte zu sein, der laut Unterstell „kulturferne, dumpfe Provinzialität“ (S. 16) zugeschrieben werde. Anstelle dieser etwas zu eng angelegten Fragestellung wäre es womöglich sinnvoller gewesen, die Beziehungen zwischen Fachwissenschaft und Lebenspraxis im Sinne Jörn Rüsens deutlicher in den Vordergrund der Untersuchung zu stellen. Eine weitere Frage stellt sich beim Blick auf den Aufbau der Untersuchung, denn Unterstell behandelt das 19. Jahrhundert auf wenig mehr als 15 Seiten eigentlich nur als Prolog, um dann zur Periode von 1900 bis 1918 überzugehen, während der Schwerpunkt eindeutig auf der Zeit vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs liegt.

In der Darstellung der Zeitabschnitte 1900–1918 und 1918–1945 wird zunächst die Entwicklung der landesgeschichtlichen Vereinigungen skiz-

ziert, dann folgen biographische Skizzen der wichtigsten Historiker und jeweils ein Abschnitt zu landesgeschichtlichen Konzeptionen und Geschichtsbildern. Tatsächlich ist die Periodisierung mit den Zäsuren 1815, 1900 und 1918 im Falle Pommerns begründet, denn die neuzeitliche Landesgeschichtsforschung war in starkem Maße durch eine Initiative des Oberpräsidenten Sack geprägt und wurde nicht zuletzt zur Festigung eines borussischen Geschichtsbildes gefördert. Für die Annäherung der Provinzialgeschichte an die universitäre Disziplin der Geschichtswissenschaft um die Jahrhundertwende steht die Entwicklung eines eigenen Rügisch-Pommerschen Geschichtsvereins mit Zentrum in Greifswald, wobei Ernst Bernheim, der für eine kulturgeschichtliche Neuorientierung in der Abgrenzung der bisherigen Provinzialgeschichte plädierte, eine wichtige Rolle spielt. Zusammen mit der Heimatgeschichtsschreibung, die freilich auf Widerstand unter den führenden Landeshistorikern stieß, lassen sich so drei Konzeptionen der Geschichtsforschung vor 1918 erkennen. Martin Wehrmann wird von Unterstell der dritten Epoche (1918–1945) zugerechnet, obwohl seine Hauptwerke doch vor 1914 entstanden und seine historische Entwicklung vor allem im Kontext der Auseinandersetzung von politischer und kulturhistorischer Geschichtsschreibung zu sehen sind.

Wenn Kulturträgertheoreme und die Konzentration auf die „Verpreußung“ Pommerns bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht zu übersehen sind, so stellt sich das Problem außerwissenschaftlicher Einflüsse doch in deutlich gesteigertem Maße nach 1918, als auch in Pommern unter dem Eindruck der Bedrohung als Grenzland zu Polen Einflüsse der „deutschen Ostforschung“ zu erkennen sind. Zugleich entfaltete nun die bereits 1911 gegründete Historische Kommission ihre Tätigkeit. Fragwürdig erscheint aber Unterstells These, in Pommern seien deutliche Indizien für eine volksgeschichtliche Neuorientierung festzustellen. Denn seine Konzentration auf die Frage, welche Veränderungen von der nationalsozialistischen Gleichschaltungspolitik nach 1933 ausgegangen sind, ist wohl nur für den organisatorischen Bereich zutreffend, etwa mit der Umbenennung der Historischen Kommission in „Landesgeschichtliche Forschungsstelle“ 1935. Sicher lassen sich im Blick auf die Äußerungen der Landeshistoriker nun deutliche antislawische Ideologeme u.a. bei Wehrmann und Curschmann feststellen, die freilich in ihrer Deutschtumsfixierung auch vor 1918 schon anzutreffen waren. Wenn, wie Unterstell festhält, ein deutliches Eindringen volksgeschichtlicher Ansätze festzustellen ist, so bleibt die Frage, worin das Spezifische der Ostforschungsproblematik hier besteht, da Unterstell praktisch keine Belege aus der pommerschen Historiographie dafür bringt. Für die Forschungen und Darstellungen aus dem Bereich der deutschen Ostsiedlung etwa könnte das durchaus

plausibel sein, Unterstell geht jedoch allein auf den Bereich der Heimatgeschichtsschreibung ein. Denkbar wäre es aber auch, daß sich der politische Impuls der Ostforschung in Pommern nicht in dem Maße durchgesetzt hat wie etwa in Pommerellen-Westpreußen. Unterstell hebt weiter hervor, in Pommern habe sich eine „geschichtliche Landeskunde“ im Aubinschen Sinne ausgebildet, doch auch hierfür bleibt er einen detaillierten Nachweis schuldig. Die Tendenzen sind sicher richtig beobachtet, allein es fehlt der einordnende Vergleich. Die geringe Affinität der pommerschen Landesgeschichte zum Nationalsozialismus mit einer entsprechenden Beobachtung zur deutschen Rußlandhistorie zu vergleichen, geht freilich an der jüngeren Forschung zur „deutschen Ostforschung“ vorbei, deren Aufschwung in den 30er Jahren vor allem außerhalb der universitären Osteuropahistorie zu verzeichnen ist und die – wie auch an personellen Beziehungen, etwa in der Person von Erich Randt, zu erkennen ist – den Bezugsrahmen für die pommersche Landesgeschichte bildet. Eine Distanz zur Ostpolitik der Reichsregierung läßt sich dort höchstens gegenüber dem Nichtangriffspakt mit Polen von 1934 feststellen.

Insgesamt informiert Unterstell zwar gründlich über die institutionelle und personelle Entwicklung der pommerschen Landesgeschichte, aber dennoch bleiben Wünsche an die Studie offen. Wenn er eingangs von „grundstürzenden Umwälzungen“ der letzten Jahre spricht, die auf die Verfertigung der Arbeit gewirkt haben, so hat sich das offensichtlich allein in der Archivnutzung niedergeschlagen, nicht aber in einer Erweiterung der Fragestellung etwa auf die pommersche Landesgeschichtsforschung in der Bundesrepublik und in der DDR – und sei es nur in der Form eines Ausblicks. Auch eine Untersuchung der Anfänge der polnischen Beschäftigung mit Pommern hätten die spezifischen Merkmale der Landeshistorie Pommerns besser herausarbeiten können. Ein Dokumentenanhang enthält Statuten und Satzungen der landeshistorischen Institutionen.

Jörg Hackmann, Lübeck

Land der großen Ströme. Von Polen nach Litauen, hrsg. v. Joachim Rogall. Berlin: Siedler Verlag 1996, 575 S., Illustrationen. (Deutsche Geschichte im Osten Europas.).

Dieser Band der Siedlerschen Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“ befaßt sich mit dem Gebiet der *Rzeczpospolita Obojga Narodów*, der polnisch-litauischen Adelsrepublik. Die Betrachtung der deutschen

Geschichte in dieser Region war bislang vor allem auf deutsche Siedler und Sprach- bzw. Volkstumsinseln konzentriert, oft mit der Intention, „Kulturträger“ oder „Aufbaukräfte“ in ihnen zu identifizieren und eine überzeitliche Ostbewegung auszumachen, die polnischer- und russischerseits als deutscher „Drang nach Osten“ apostrophiert wurde. Dagegen hält Rogall fest, daß eine Darstellung deutscher Geschichte in Polen nicht eine Isolierung deutscher Elemente zum Ziel haben kann, sondern seit der Epoche Karls des Großen im Kontext der „Europäisierung“, also der Erweiterung des römisch-christlichen Alteuropa nach Osten und Norden, betrachtet werden muß. In diesem Verständnis gehört die Entstehung der mittelalterlichen polnischen Nation also auch in den Zusammenhang deutscher Geschichte im Osten Europas, aber eben nicht in dem überholten Verständnis einer deutschen Aufbauleistung. Man könnte daher auch von Beziehungsgeschichte sprechen; das tut Rogall zwar nicht, aber dennoch geht es in seiner Darstellung Polens bis zu den Teilungen darum.

Wenn man berücksichtigt, daß sich die Siedlersche Publikationsreihe in erster Linie an ein historisch interessiertes Publikum, aber nicht unbedingt an professionelle Historiker richtet, so wird Rogalls Darstellung, die zahlreiche interessante Details enthält, dieser Intention durchaus gerecht, auch wenn man die Darstellung der deutschen Ostkolonisation gelegentlich vielleicht schärfer fassen könnte. Von Interesse wäre insbesondere eine Problematisierung der Bezeichnung „deutsch“ vor dem Hintergrund der regionalen Herkunft der deutschen Siedler. Rogalls Darstellung zeigt, daß von einer „Siedlerwelle“ oder gar einem „Drang“ kaum gesprochen werden kann, sondern daß die Siedler, die sich in Polen niederließen, vor allem aus den Gebieten der deutschen Neustämme, also etwa aus Schlesien, stammten. Interessant ist am polnisch-litauischen Beispiel überdies, daß sich die deutschrechtlichen Strukturen von den deutschen Siedlern lösten und die polnische Ostkolonisation seit Kasimir dem Großen eine Weiterführung der deutschen Ostsiedlung war. Unter der Berücksichtigung dieser Siedlungsphasen und der Binnenkolonisation hat die deutsche Ostsiedlung auch hier eine europäische Dimension. Für die Epochen seit Ausgang des Mittelalters wird es dann allerdings schwierig, die Mobilität von Kaufleuten, Wissenschaftlern oder Künstlern in nationalen Kategorien zu betrachten, handelt es sich hier doch offensichtlich um europäische Lebensformen; Rogalls Begriff „Auslesewanderung“ (S. 100) ist in diesem Zusammenhang zumindest nicht klar. Für die hier behandelten Epochen wäre es sinnvoll gewesen, auch Danzig und Pommerellen bzw. das Königliche Preußen zu berücksichtigen, selbst wenn sich damit Überschneidungen

zu Boockmanns Band über „Ostpreußen und Westpreußen“¹ ergeben hätten.

Die Abschnitte zu den Epochen nach den Teilungen Polens² stammen von verschiedenen Autoren, die leider nicht alle die Stringenz der Darstellung fortführen können. Das gilt für Richard Breyers Skizze zu Süd- und Neuostpreußen und dem napoleonischen Großherzogtum Warschau sowie für die Darstellung von Helmut Neubach über das Großherzogtum bzw. die Provinz Posen. Hier dominiert doch die überkommene borussische Perspektive, die sich in erster Linie auf die Verwaltungsgeschichte konzentriert und versucht, die Leistung der preußischen Beamten für die Entwicklung der polnischen Gebiete herauszustellen. Zudem herrscht die Überzeugung vor, daß bereits seit 1791 ein übersteigertes Nationalbewußtsein bei den Polen geherrscht habe, das eine Integration in den preußischen Staat unmöglich gemacht habe. Es wäre in dem von Breyer behandelten Zeitraum von 1793 bis 1815 doch von Interesse gewesen, mehr über die preußischen Vorstellungen zur Integration der polnischen Bevölkerung zu erfahren. Noch weniger befriedigen können allerdings Neubachs Ausführungen zu Posen, die deutliche Schwächen in der Darbietung des Stoffes aufweisen und sich zudem ganz in verwaltungsgeschichtlicher Tradition vor allem auf eine Genealogie der Posener Oberpräsidenten beschränken. Die für das deutsch-polnische Verhältnis so wichtigen Vorgänge 1848 werden nicht adäquat behandelt.

Die Defizite der Texte werden allerdings teilweise ausgeglichen durch die sozialgeschichtlichen Beiträge von Krzysztof Makowski über die Deutschen in Posen und von Ulrich Haustein über die Assimilation der Posener Juden. Haustein macht deutlich, daß die Geschichte der Juden in Posen ein wesentlicher Aspekt „deutscher Geschichte im Osten Europas“ ist. Diese Feststellung ist nicht allein auf die Assimilation zu „deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens“ beschränkt, sondern war von Werner Conze in seinen Überlegungen zur Konzeption der Reihe auf das gesamte Spektrum ostmitteleuropäischer Geschichte bezogen worden. Auf eine solch umfassende Behandlung ist in dem vorliegenden Band bedauerlicherweise verzichtet worden. Das, was in dem Abschnitt über Kongreßpolen von Richard Breyer und János Kenéz etwa über Juden in Lodz gesagt wird, bleibt hinter der Qualität des Beitrags von Haustein zurück.

¹ Hartmut Boockmann, *Ostpreußen und Westpreußen*. Berlin 1992 (Deutsche Geschichte im Osten Europas.).

² In der Publikation wird durchgehend von „Polnischen Teilungen“ gesprochen; welche Intention sich mit dieser Präferenz verbindet, ist nicht klar. Zutreffender wäre es, von „Teilungen Polens“ – analog zur „Teilung Deutschlands“ – zu sprechen.

Im übrigen knüpft der Abschnitt über das russische Teilungsgebiet an die Darstellungsweise Rogalls an und bietet stellenweise einen guten Überblick über zentrale Entwicklungslinien Polens; allerdings ist nicht völlig verständlich, warum die militärische Geschichte des Novemberaufstands so ausführlich dargelegt wird. Zuweilen schlägt auch hier eine traditionelle deutschumszentrierte Perspektive durch: So wird einerseits die „fatale Gleichsetzung von Luthertum und Deutschtum“ in Polen beklagt, kaum eine Seite weiter wird aber diese Gleichsetzung von den Autoren selbst praktiziert, wenn es zu Bauerndörfern am Bug heißt, daß die Siedler „in völliger Vereinsamung“ die polnische Sprache annahmen, durch „die Bewahrung ihres Glaubens aber eine innere Bindung an die deutsche Kulturwelt“ (S. 316f.) behielten. Hier wie auch an anderen Stellen ist eine Perspektive anzutreffen, die Vorgänge, die gewöhnlich mit Germanisierung oder Polonisierung umschrieben werden, nicht ohne Werturteile betrachten kann.

In der Darstellung des 20. Jahrhunderts schiebt sich die deutsche Volksgruppe eindeutig in den Vordergrund; ganz deutlich wird das für die Zeit des Zweiten Weltkriegs, auch wenn die Ausführungen der nationalsozialistischen Besatzungspolitik in Polen in ihrer Kürze durchaus prägnant sind. Diese Akzentverschiebung freilich ist weniger durch den betrachteten Gegenstand geboten, sondern ganz offensichtlich durch das Bedürfnis motiviert, ein Vermächtnis der Erlebnisgeneration an die Leser weiterzugeben und die kollektive Erinnerung an die Deutschen in Polen in Deutschland wachzuhalten. Damit ist die Perspektive hier enger gewählt als etwa für die Behandlung des Mittelalters und der Frühen Neuzeit.

Litauen wird von Harry Stossun in zwei Abschnitten behandelt; vielleicht liegt es an dem beschränkten Umfang der Texte, daß die Darstellung oberflächlich bleibt und oft abgehackt wirkt. Auch ist nicht recht zu erkennen, warum der Beitrag erst mit der Reformation einsetzt. Manches etwa zur Ostkolonisation hätte hier oder aber im ersten Abschnitt von Rogall eingearbeitet werden können. Wesentlich stärker als die Texte zu Polen beschränkt sich Stossuns Darstellung auf Deutsche in Litauen, woraus sich stellenweise ein Mißverhältnis zur Breite der Darstellung über Polen ergibt. Da die nationale Identität dieser Personen oftmals bis in das 20. Jahrhundert hinein deutlich von der konfessionellen Identität überlagert wurde, hätte hier die methodologische Frage, was unter „Deutschen“ zu verstehen ist, eingehender erörtert werden müssen. Daß schließlich auch das Memelgebiet nach 1918 hier auf anderthalb Seiten abgehandelt wird, vermittelt den Eindruck, daß hier ein Versäumnis nachgeholt werden soll; denn dieses Thema hätte wohl eher in den Kontext der

historischen Region Ostpreußen gehört. Irritierend ist außerdem, daß sich Stossun auch für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ausschließlich auf die deutsche Volksgruppe beschränkt und daß die jüdische Geschichte nun völlig entfällt, denn die deutsch-jüdische Begegnung während des Ersten Weltkriegs wäre doch ein Thema in diesem Zusammenhang gewesen.

Der Herausgeber des Bandes hat zweifellos recht gehabt, wenn er Litauen mit einbezogen hat, was in der ursprünglich von Gotthold Rhode betreuten Fassung, die anfangs als „Welt zwischen Warthe und Weichsel“ angekündigt wurde, offensichtlich nicht vorgesehen war. In Conzes Konzeption wurde dieser Band „Posen/Weichselland (mit Ostbrandenburg und Mittelpolen)“ bezeichnet, woraus sich eine Unsicherheit in der regionalen Abgrenzung erkennen läßt, die bei den anderen historischen Landschaften dieser Publikationsreihe nicht anzutreffen ist. Freilich ist auch der jetzige Titel nicht sehr glücklich. Bei „Land der großen Ströme“ ist nun an vieles zu denken, an Mesopotamien womöglich, zutreffender und auch einfacher wäre es gewesen, ihn „Polen und Litauen“ zu nennen; auch die Richtungsangabe „von ... nach“ im Untertitel macht eigentlich keinen Sinn und ist überflüssig.

„Nahezu ein halbes Jahrhundert nach Flucht oder Vertreibung der Deutschen aus ihren östlichen Heimatgebieten (ist) der Abstand groß genug geworden, um das Jahrtausend deutscher Geschichte in Ostmitteleuropa frei von politischer Voreingenommenheit oder psychischer Befangenheit geschichtlich zu würdigen,“ hatte Conze in seiner Konzeption der Reihe geschrieben. Der vorliegende Band bestätigt diese These im großen und ganzen. Wenn Rogall mehrfach ein pointiertes Bekenntnis zur deutsch-polnischen Verständigung ablegt, so ist das – ungeachtet seiner unbestrittenen Berechtigung – wohl auch ein Indiz dafür, daß es in der deutschen Öffentlichkeit offensichtlich unterschiedliche Erwartungen an die Darbietung des Themas gibt, die den Herausgeber zu einer politischen Positionsbestimmung veranlaßten. Auch scheint es nicht ganz einfach zu sein, für alle Themen geeignete Bearbeiter zu finden. Auf manche der hier angesprochenen Probleme des Buches hat bereits der Herausgeber in seinem Vorwort hingewiesen. Angemerkt sei schließlich, daß die aufwendige Illustration mitunter gute Einblicke und anregende Einsichten vermittelt und manche Schwächen des Textes wettmachen kann.

Jörg Hackmann, Lübeck

Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1996, X, 462 S. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 3.).

Als einer, der das genannte Buch noch als Manuskript ziemlich gründlich gelesen hat, um dann dem Verfasser ein paar Hinweise zu geben, habe ich jetzt wohl kein Recht mehr, diese wichtige Arbeit zu besprechen. Trotzdem möchte ich sie hier ganz kurz vorstellen und bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen von allgemeinerer Natur machen, denn Hackmann gehört zu den Historikern der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, die man lesen muß, weil man dabei nur profitiert. Das soll keinesfalls bedeuten, daß man ihm immer zustimmen muß. Es besteht aber kein Zweifel, daß seine Arbeiten ein Nachdenken, eine Revision des bisher Gesagten, einen Verzicht auf viele eigene Vorstellungen erzwingen. Und zwar betrifft das nicht nur sein Buch von der ost- und westpreußischen Geschichte in der Historiographie, sondern auch einige kleinere oder größere Beiträge und Aufsätze, die den Band seit einigen Jahren umranken.¹

Abgesehen von dem Vorwort, dem Abkürzungsverzeichnis, der Bibliographie, dem Personenregister und der – nicht besonders schönen, aber doch ganz gut verständlichen – Zusammenfassung in polnischer Sprache (diese Initiative der deutschen wissenschaftlichen Verlage, auf die man immer öfter stößt, ist zu begrüßen) umfaßt das genannte Buch eine lange Einleitung, in der der Verfasser das Thema darstellt, eine Schlußbetrachtung, in der nach der Gegenwart und vor allem nach der Zukunft der deutschen und polnischen Landesgeschichte Ost- und Westpreußens gefragt wird, sowie fünf Kapitel.

Im ersten Kapitel (S. 27-55) skizziert Hackmann die Entwicklung der Historiographie zu Ostpreußen und Westpreußen in der Zeit vor der ersten Teilung Polens (1772), als die hiesige Bevölkerung vor allem regional

¹ In diesem Kontext sind zu nennen: „Der Kampf um die Weichsel“. Die deutsche Ostforschung in Danzig von 1918–1945, in: *Zapiski Historyczne* 58 (1993), H. 1, S. 37-58; Gerard Labudas Konzeption der Geschichte Pommerns, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* 41 (1993), S. 109-134; in polnischer Übersetzung: Gerarda Labudy koncepcja historii Pomorza, in: *Przegląd Zachodniopomorski* 38 (1994), H. 2, S. 7-36; Königsberg in der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, in: *Nordost-Archiv N.F.* 3 (1994), S. 469-493; „An einem neuen Anfang der Ostforschung“. Bruch und Kontinuität in der ostdeutschen Landeshistorie nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Westfälische Forschungen* 46 (1996), S. 232-258.

geprägt war und die Landeshistorie noch nicht in nationalen Kontroversen steckenblieb.

Im zweiten Abschnitt (S. 57-93) erörtert der Verfasser die deutschen Reaktionen auf das Jahr 1772 (Ludwig von Baczko, August von Kotzebue, Johannes Voigt, Friedrich Wilhelm Schubert) sowie die Anfänge der polnischen Landesgeschichte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Hackmann geht – mit Recht – davon aus, daß die erste Teilung Polens und die preußische Annexion Westpreußens eine erste wichtige Zäsur in der Historiographie des Landes bedeutete. Direkt nach der Teilung war das an der Polemik zwischen Ewald Friedrich von Hertzberg und Feliks Łoyko zu beobachten, der ersten Diskussion, die die west- und ostpreußische Landesgeschichte in die allgemeinen deutsch-polnischen Kontroversen einbezog. Die Annexion Pommerellens habe bei den deutschen Historikern den Bedarf an deren Legitimation – sei es eine rechtlich-historische, sei es eine kulturell-historische – geweckt. Auf diese Weise wurde die Landesgeschichte nationalisiert und zugleich entpolonisiert, sie interessierte sich seitdem nur für die deutsche Vergangenheit des Landes. In die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fallen die Anfänge der polnischen Landeshistorie von West- und Ostpreußen, die vor allem mit dem Namen Dominik Szulc zu verbinden sind, der diese Vergangenheit wieder zu polonisieren versuchte, indem er – wie schon der damalige Rezensent bemerkte – dieselben Waffen benutzte. Szulc war unter anderem davon überzeugt, daß sich Pommern in früheren Perioden bis nach Dänemark und Westfalen erstreckt habe und alle seine Bewohner polnisch sprachen.

Das dritte Kapitel (S. 95-167) behandelt die deutschums- und polonitätsorientierte Landesgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. In diesem Zeitabschnitt kam es zur Vereinigung Deutschlands, was eine noch stärkere Politisierung der deutschen Landeshistorie West- und Ostpreußens verursacht (ein Beispiel bieten in diesem Kontext vor allem Heinrich von Treitschkes Schriften). Zugleich habe sich aber eine Landesgeschichtsforschung herausgebildet, die bereits interdisziplinäre Arbeitsmethoden beherrschte und keine direkten politischen Ziele verfolgte (Gustav Aubin, Christian Krollmann). Auf der polnischen Seite hätten Historiker unmittelbar an die früheren Ausführungen von Szulc angeknüpft, was in den Werken von Wojciech Kętrzyński und Stanisław Kujot zu sehen sei. Ihre Arbeiten hätten eine Art von Widerspruch gegen die preußische Germanisierungspolitik gebildet.

Die beiden letzten Kapitel des besprochenen Buches sind die längsten, aber zugleich – wie ich meine – die interessantesten. Im ersten (der Reihenfolge nach dem vierten, S. 169-256) beschäftigt sich Hackmann mit der Entstehung der ‚deutschen Ostforschung‘ sowie ihres polnischen

Pendants, des sog. polnischen Westgedankens. Beide kamen direkt nach dem Ersten Weltkrieg auf, wobei sich die erste gegen die Ergebnisse des ‚Versailler Diktats‘ richtete, während letztere die neue Versailler Ordnung, die Polen Freiheit und Grenzen gebracht hatte, historisch untermauern wollte. Beide Richtungen waren sehr stark politisiert und die von ihnen betrachtete Vergangenheit völlig instrumentalisiert. Hackmann glaubt, daß „die Ansätze zu einer Politisierung der Wissenschaft in der deutschen Ostforschung (zu dieser Zeit; J. M. P.) deutlich über die politischen Tendenzen der polnischen Geschichtswissenschaft der *ziemie zachodnie* hinausgingen“ (S. 256). Ob das stimmt, kann ich, am Rande gesagt, nicht mit Sicherheit behaupten, obwohl die deutsche Ostforschung zweifelsohne aggressiver als die polnische Westforschung war.

Im letzten, dem fünften Abschnitt (S. 257-348) geht der Verfasser den Auseinandersetzungen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und dann dem Weg ‚von der Konfrontation zur Kooperation‘ auf den Grund. In Anknüpfung an Klaus Zernack, seinen Doktorvater, schreibt Hackmann von der „Polonisierung“ der ostdeutschen Landesgeschichte, darunter auch der West- und Ostpreußens, was eigentlich stimmt, obwohl jüngst ein schneller Zuwachs des Interesses an der Vergangenheit der ehemals deutschen Gebiete im Osten zu beobachten ist. Die genannte „Polonisierung“ ist eine Art von Notwendigkeit, und auch die Polen müssen von einer „Lithuanisierung“ der Geschichtswissenschaft in bezug auf die Umgebung von Vilnius oder einer „Ukrainisierung“ der Historiographie Ostgaliziens sprechen. Das umfangreiche Kapitel beginnt mit der Darstellung und Beurteilung der polnischen Westforschung nach dem Zweiten Weltkrieg. Hackmann weist auf die Entstehung des Westinstituts (Instytut Zachodni) in Poznań hin, dessen Gründer Zygmunt Wojciechowski – wie früher Erich Keyser – eine bewußte Einseitigkeit der Geschichtsforschung postulierte, die sich auf die polnische Vergangenheit dieser Gebiete konzentrieren und nicht nach Objektivität streben sollte. Zugleich verzeichnet Hackmann aber die Mahnung des bedeutenden Wirtschaftshistorikers Jan Rutkowski aus Poznań, der vor der Wiederholung der früheren deutschen Fehler der einseitigen Betrachtung der Vergangenheit ‚des deutschen Ostens bzw. des polnischen Westens‘ (Zernack) warnte. „Die Nichtbeachtung der Rolle des deutschen Elements wäre“ (und nicht war, wie das von Hackmann übersetzt wurde) – schrieb Rutkowski – „ein ebensolcher politischer Fehler wie die Übertreibung seiner Rolle durch die deutsche Wissenschaft“ (S. 264).

Im „polnischen“ Teil des letzten Kapitels erörtert der Verfasser die Herausbildung der polnischen Konzeption des sog. Großpommern (Wielkie Pomorze), die nach 1945 von Gerard Labuda – aber ganz eindeutig in

Anknüpfung an Józef Kisielewski (1939) – entwickelt wurde und die eigentlich sofort auf einen – zuerst ziemlich schwachen – Widerspruch von seiten mancher Historiker (wie z.B. Kazimierz Jasiński und später vor allem Benedykt Zientara) stieß. Im deutschen Teil des letzten Kapitels behandelt Hackmann die Problematik des sog. ‚neuen Anfangs‘ der Ostforschung in der Bundesrepublik Deutschland, worüber er genauer im genannten Aufsatz in den „Westfälischen Forschungen“ schreibt. Sehr wichtig ist hier seine Feststellung, „daß sich neue Fragestellungen in der ostdeutschen Landesgeschichtsforschung (...) nicht durch explizite Abkehr von den früheren Fragestellungen oder einen Paradigmenwechsel durchsetzte, sondern durch eine sich allmählich vollziehende Verwissenschaftlichung in der Ablösung von politisierten Konzeptionen“ (S. 324). Es scheint mir, daß dies recht typisch für die Geschichtswissenschaft im allgemeinen ist, und deshalb könnte diese Beobachtung ebenfalls auf die polnische Historiographie nach 1945 ausgedehnt werden. Die Feststellung, daß die Geschichtswissenschaft imstande sei, sich von innen, sozusagen von alleine zu reformieren, erweckt gewisse Hoffnungen in bezug auf ihre weitere Entwicklung.

Am Ende des letzten Kapitels skizziert Hackmann den Weg ‚von der Konfrontation zur Kooperation‘, wobei er – allen Kritiken zum Trotz (zuerst vor allem auf der deutschen Seite und seit 1989 besonders auf der polnischen Seite) – die große Bedeutung der Schulbuchdiskussionen der 70er Jahre unterstreicht. Es steht außer Zweifel, daß die deutsch-polnische Schulbuchkommission eine Vorreiterrolle gespielt hat. Es genügt, auf die Schwierigkeiten der Deutschen in den Verständigungsversuchen mit anderen Nachbarn im Osten hinzuweisen. Was mir an diesem letzten Abschnitt wirklich fehlt, ist zum einen eine fast völlige Nichtberücksichtigung der Geschichtswissenschaft in der DDR sowie zum anderen – obwohl das nicht mehr zum Thema gehört – ein empfindlicher Mangel an Vergleichsversuchen. Für den Leser wäre es ohne Zweifel sehr interessant zu erfahren, ob es so etwas wie ‚polnische Westforschung‘ auch in der sowjetischen Historiographie nach 1945 gab. Die Sowjetunion hatte ja den größeren Teil Ostpreußens übernommen, und es scheint mir fast sicher zu sein, daß die dortigen Historiker den neuen territorialen Zustand ebenfalls zu legitimieren versuchten. Das ist aber eher ein Forschungspostulat als ein Vorwurf.

Alles in allem haben wir eine sehr solide, gründliche Arbeit in Händen, die sowohl die deutsche als auch die polnische Geschichtswissenschaft nicht gleichgültig übergehen kann. Das Buch Hackmanns erbringt zugleich den Beweis, daß in der günstigen politischen Lage, die wir heutzutage zweifelsohne haben, in einer sozusagen freundlichen politischen

Umwelt ein Historiker unparteiisch sein kann und seine Nationalität schwer zu erkennen ist. Auf der anderen Seite zeigt aber dasselbe Buch, daß – wie es die italienische Forscherin Marina Valensise jüngst bemerkt hat – das Leben eines Historikers in gewisser Weise immer das Leben seines Landes ist. Es gab zwar immer Individuen, denen es gelang, diese Barriere zu überschreiten (wie z.B. der deutsch-österreichische Historiker Heinrich Felix Schmid). Doch sollte man sich eigentlich freuen, nicht in eine solche Versuchung zu geraten. Niemand von uns kann wissen, wie er die große Prüfung der Ehrlichkeit eines Historikers bestehen würde. Arbeiten wie das genannte Buch von Hackmann lassen daran glauben, daß die Geschichtswissenschaft, die im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts versagt hat (František Graus), doch noch eine positive Rolle für die Verständigung der Völker zu spielen hat.

Jan M. Piskorski, Poznań/Szczecin

Vostočnaja Prussija s drevnejšich vremen do konca vtoroj mirovoj vojny (Ostpreußen von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges) (Autorenkollektiv: V.I. Gal'cov, V.S. Isupov, V.I. Kulakov, G.B. Kretinin, M.A. Klemeseva, K.K. Lavrinovič, V.V. Sergeev), hrsg. v. Komitet po Delam Archivov Administracii Kaliningradskoj oblasti, Oblastnoj Gosudarstvennyj Archiv, Kaliningradskij Gosudarstvennyj Universitet. Kaliningrad 1996, 538 S.

Vergleicht man den Stand der Landesgeschichtsschreibung bzgl. des Herzogtums Preußen bzw. Ostpreußens in Polen und Rußland, so ist auf russischer Seite zweifellos ein Rückstand festzustellen. Während die polnische Geschichtsschreibung nach 1945 energisch die Erforschung der Geschichte der ostdeutschen Länder betrieb, entwickelte die sowjetische Geschichtsschreibung, von den beachtlichen, aber skizzenhaften Darstellungen Nikolaj Gracianskis unmittelbar nach dem Krieg abgesehen, kein tieferes Interesse. Das Ideologem vom „deutschen Drang nach Osten“ trug dazu bei, Ostpreußen vor allem als „Aufmarschplatz“ für die Expansion gegen die slavischen Völker und speziell gegen Rußland zu verstehen. Seit 1991 begann sich dies zu ändern; das lebhafte, über den Kreis der Fachhistoriker hinausreichende Interesse hat sich nun in einer ersten umfangreichen wissenschaftlichen Gesamtdarstellung der Geschichte des Landes niedergeschlagen.

In die Darstellung sind nicht edierte Quellen vor allem aus dem Kaliningrader Gebietsarchiv und dem Moskauer Archiv für Alte Akten eingeflossen. Obwohl das Autorenkollektiv um eine gleichmäßige Darstellung der Epochen bemüht war, ist ein vertieftes Interesse vor allem im Hinblick auf die Neuzeit festzustellen, in der Rußland kontinuierlich durch politische, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen mit dem Herzogtum Preußen bzw. der Provinz Ostpreußen verbunden war. Das Ideologem vom „deutschen Drang nach Osten“ wurde dabei von dem Synthesegedanken abgelöst, Ostpreußen als „Brücke zwischen Rußland und Europa“ (S. 226) zu verstehen.

Im Bereich der Geschichte des kulturellen Austausches liegen daher auch die größten Verdienste des Werkes, beispielsweise in der Darstellung der Abwanderung von Absolventen der Königsberger Universität in russische Dienste im 18. Jahrhundert. Zu detaillierten Aufschlüssen gelangt die „Geschichte Ostpreußens“ auch in bezug auf die Zeit der russischen Herrschaft während des Siebenjährigen Krieges. An einzelnen Problemen wie z.B. der Bereitstellung eines Kirchengebäudes für russisch-orthodoxe Gottesdienste in Königsberg gelingt es, die russische Verwaltungspraxis zu beleuchten.

Ein Leitmotiv der Gesamtdarstellung ist der Stellenwert, den Ostpreußen für die russische Außenpolitik besaß. Anfängen von Peter I., der das Land sechsmal und damit öfter als jeder andere Zar besuchte, werden die Beobachtungen und Einschätzungen russischer Herrscher und Politiker wiedergegeben. An manchen Stellen wäre es erhellend gewesen, komplementär das preußische Interesse an der Provinz einzubeziehen. Die ausführlich geschilderte Krönung Friedrichs I. in Königsberg (1700) etwa erhält eine tiefere Dimension erst dann, wenn man den polnischen Vorbehalt gegen die Ableitung der preußischen Souveränität aus dem Herzogtum berücksichtigt sowie die Rolle, die Rußland bei der Kontrolle der Adelsrepublik seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts spielte. Da solche strukturellen Fragen der internationalen Politik nicht berücksichtigt werden, können Ereignisse wie die Teilungen Polens ganz aus dem Blick geraten, obwohl diese für die Beziehungen zwischen Rußland und Ostpreußen ganz neue Bedingungen schufen. Demgegenüber nimmt die Militärgeschichte, insbesondere die Schilderung einzelner Schlachten, einen unverhältnismäßig großen Platz ein. Einblicke in die Gesellschaftsgeschichte Ostpreußens gelingen den Verfassern an einzelnen Stellen, wie z.B. in einem Kapitel über das Druck- und Verlagswesen in Königsberg in der Zeit der Aufklärung.

Gerade in bezug auf die Neuzeit macht der Band aber auch immer wieder deutlich, wieviel Forschungsarbeit noch zu leisten ist. Vielleicht

haben die Autoren deshalb darauf verzichtet, ihre Geschichte Ostpreußens über 1945 hinauszuführen und das wichtige Thema der Ansiedlung einer neuen Bevölkerung in den Blick zu nehmen. Die genannten Desiderata sind überwiegend auf den Forschungsstand zurückzuführen und nicht der insgesamt soliden und kritisch abwägenden „Geschichte Ostpreußens“ anzulasten.

Martin Schulze Wessel, Halle a.d.S.

Ritterorden und Region – politische, soziale und wirtschaftliche Verbindungen im Mittelalter, hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1995, 174 S. (Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica. VIII.); Zakon krzyżacki a społeczeństwo państwa w Prusach (Der Deutsche Orden, Gesellschaft und Staat in Preußen), hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1995, 200 S., 1 Karte.*

Alle zwei Jahre organisiert die Universität Toruń Konferenzen, die sich mit Problemen der Geschichte der Ritterorden, insbesondere des Deutschen Ordens beschäftigen. Das zu besprechende Buch enthält eine Auswahl von Vorträgen der siebten Konferenz, die im Herbst 1993 stattfand und den regionalen Beziehungen der Ritterorden gewidmet war. Von den zehn Beiträgen bezieht sich der größere Teil (sechs), wie es schon fast Tradition bei den Konferenzen in Toruń ist, auf den Deutschen Orden. Vorgehend sei festgehalten, daß insbesondere diese Beiträge äußerst eng mit der in der Konferenz zu erforschenden Problematik verbunden sind.

Nach dem Studium der Aufsätze wird als wichtigstes Problem der Erforschung der Ordensgeschichte deutlich, allgemeine Grundlinien der Beziehungen der verschiedenen Orden zur jeweiligen Region zu erkennen. Bei dem Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, wieweit der Orden universal und wieweit er mit der Region verbunden war, nehmen die in der Aufsatzsammlung vertretenen Autoren zu folgenden Themen Stellung: zur Herkunft der Ritter des Deutschen Ordens und anderer Ordensmitglieder (H. Boockmann, „Herkunft und Einsatzgebiet. Beobachtungen am Beispiel des Deutschen Ordens“, S. 7-19; J. Tandecki, „Soziale Beziehungen zwischen dem Bürgertum und dem Deutschen Orden in Preußen“, S. 125-139), zu den wirtschaftlichen Beziehungen des Or-

* Aus dem Litauischen übersetzt von Joachim Tauber, Lüneburg

dens mit der Region (R. Czaja, „Der Handel des Deutschen Ordens und der preußischen Städte – Wirtschaft zwischen Zusammenarbeit und Rivalität“, S. 111-123), zur allgemeinen Situation des Ordens in Süddeutschland (K. Militzer, „Die Einbindung des Deutschen Ordens in die süddeutsche Adelswelt“, S. 141-160) und zum gegenseitigen Einfluß des Ordens und des Königreiches Polen (H. Samsonowicz, „Der Deutsche Orden in seinem Verhältnis zur Gesellschaft Polens unter kultur- und verwaltungsgeschichtlichen Aspekten“, S. 99-110). Das in der Aufsatzsammlung aufgeworfene Problem umreißt der abschließende Beitrag von U. Arnold über „Europa und die Region – widerstreitende Kräfte in der Entwicklung des Deutschen Ordens im Mittelalter“ (S. 161-172) in vortrefflicher Weise. Die Mehrzahl der erwähnten Beiträge greift auch andere wichtige Probleme der Ordensgeschichte auf, wie beispielsweise das Verhältnis zu ansässigen Bewohnern oder die Beziehungen verschiedener ‚Nationalitäten‘ innerhalb des Ordens selbst. Hierzu liefert der Aufsatz von J. Sarnowsky über den „Konvent auf Rhodos und die Zungen (lingue) im Johanniterorden (1421–1476)“ (S. 43-65) eine anregende Vergleichsbasis.

Neben den bereits erwähnten Aufsätzen finden sich in dem Buch noch die folgenden: A. Lutrell, „The Hospitaller Province of Alamania to 1428“ (S. 21-41), L. Vones, „Die Landnahme der Ritterorden von Santiago und Calatrava in der Extremadura, Andalusien und Murcia im 13. Jahrhundert“ (S. 67-90), B. Schwenk, „Honor und utilitas. Eine Skizze zur Kooperation spanischer Ritterorden im 12. Jahrhundert“ (S. 91-98).

Zur Herkunft der Mitglieder des Deutschen Ordens ist bereits eine durchaus ergiebige Forschungsbasis geschaffen worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen wichtige analytische Arbeiten zu Abstammung und regionaler Tätigkeit der Deutschordensritter, doch blieben noch viele Fragen offen. Die Herkunft der Deutschordensritter in Preußen und Livland zeigt, daß die beiden Zweige eines einzigen Ordens ihre Ritter aus unterschiedlichen Gegenden rekrutierten. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts stammte die Mehrzahl der Ritter des Livländischen Ordens aus Westfalen und den umliegenden Gebieten, die Brüder des Deutschen Ordens, die nach Preußen gelangten, kamen aus einer größeren Region, doch dominierten Ritter aus Thüringen, Sachsen und Westfalen. Offensichtlich wandelte sich am Ende des 15. Jahrhunderts das Rekrutierungsgebiet der preußischen Ordensritter noch einmal, die meisten Mitglieder des Deutschen Ordens stammten nun aus westlichen, südlichen und südwestlichen Balleien. Boockmann verweilt aber nicht bei einer reinen Deskription der Fakten, sondern wirft neue Fragen auf, die nur zukünftige Forschungen beantworten können. Der Autor selbst hebt vor allem zwei wichtige Pro-

bleme hervor: Warum gingen die Ritter überhaupt nach Preußen und weswegen war die Zahl der einheimischen Bewohner unter den Rittern so gering (im Laufe des 15. Jahrhunderts habe sie sich noch mehr verringert)?

Diese Fragen sind nicht so einfach und unbedeutend, als daß man sie auf den ersten Blick beantworten könnte. W. Paravicini formulierte seinerzeit eine ähnliche Problematik in bezug auf den europäischen Adel, der an den ‚Preußenreisen‘ teilnahm. Heute ist zu erkennen, daß es sich dabei um programmatische Fragestellungen seines großen und wirklich einzigartigen Werkes über die ‚Preußenreisen des europäischen Adels‘ handelte. Der Aufsatz von Boockmann besitzt eine große Ähnlichkeit mit der eben erwähnten Arbeit, um so mehr, als auch Paravicini aus seiner Sicht versuchte, die Motive der Ritter für ihre Reise nach Preußen und Livland ansatzweise zu analysieren. Der Autor geht davon aus, daß die *devotio*, um das Jahr 1300 ein wichtiges Motiv, am Ende des 14. Jahrhunderts eine geringe Rolle spielte. Statt dessen habe es einen anderen Stimulus gegeben, denn die geringe Zahl einheimischer Ritter habe eine bessere Karrieremöglichkeit und Altersversorgung geboten. Es fällt auf, daß Boockmann die Möglichkeit nicht ausschließt, daß die Ritter nach Preußen zwangsweise vertrieben wurden. Doch diese in der polnischen und litauischen Historiographie vor dem Zweiten Weltkrieg und zum Teil auch nach 1945 populäre These, mit der sich die Deutschordensritter in propagandistischer Absicht als Symbol für Raub und Mord porträtieren ließen, kann sich insgesamt nur auf zwei bekannte Fälle stützen. Doch nun zu den Erwägungen des Autors über die schwindende Zahl einheimischer Deutschordensritter zu Beginn des 15. Jahrhunderts: Boockmann weist zu Recht auf den Unwillen der aus verschiedenen deutschen Ländern angekommenen Ritter hin, in ihre Reihen zusätzliche Konkurrenten aufzunehmen, was zu einer Verringerung der Popularität des Ordens in der preußischen Gesellschaft geführt habe.

Im Gegensatz zum Deutschen Orden in Preußen, dessen Ritter aufgrund ihrer Abstammung niemals eng mit der Region verbunden waren, war die Haltung des livländischen Ordenszweiges gegenüber der einheimischen Bevölkerung noch konservativer. Während zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Deutsche Orden in Preußen ca. 5% aller Ritter aus Einheimischen rekrutierte, wurde in Livland insgesamt nur ein einziger Einheimischer als Ritter in den Orden aufgenommen. Eine gewisse Offenheit des Deutschen Ordens in Preußen für Einheimische, auch wenn sie als Neusiedler in die preußischen Städte gekommen waren, belegt im Vergleich mit dem livländischen Ordenszweig auch die Tatsache, daß viele von ihnen in den niederen Verwaltungsschichten des Deutschen Ordens zu finden sind. Auf

dieses in der Historiographie bislang nicht ausreichend behandelte Thema richtet Tandecki seine Aufmerksamkeit, wenn er die Beziehungen des Bürgertums zu dem Deutschen Orden aufzeigt. Indem er verschiedene Funktionen innerhalb der Verwaltung des Ordens herausarbeitet, die von städtischen Gruppen besetzt wurden, stellt sich dem Autor ähnlich wie Boockmann die Frage, warum die Städter Mitglieder des Ordens werden wollten. Er wiederholt die These Boockmanns und vertieft sie: Nur ein Ordensmitglied konnte erfolgreich die kirchliche Karriereleiter emporsteigen, die vom Orden gestifteten Stipendien erleichterten es Städtern, eine universitäre Ausbildung zu erhalten, und eröffneten später gute Möglichkeiten, im diplomatischen Dienst oder in Kanzleien zu arbeiten. Insgesamt bietet der Beitrag einen interessanten Einblick in die sich wandelnde Perspektive der polnischen Forschung in den letzten Jahren, die von einer einseitig negativen Interpretation der Rolle des Deutschen Ordens Abschied nahm.

In dieser Hinsicht steht der Beitrag auch in enger Beziehung zum Artikel eines anderen polnischen Autors. Während Tandecki nämlich die neue polnische Forschung repräsentiert, kann man den Aufsatz von Samsonowicz als Zusammenfassung älterer, vor allem polnischer Arbeiten verstehen. Der Autor konzentriert sich hauptsächlich auf die Rezeption von Rechtsnormen und Problemen der Urbanisierung. Er analysiert keineswegs die Einwirkung des Ordensstaates in Preußen auf Polen in seiner Gesamtheit, sondern betont regionale Unterschiede, indem er beispielsweise den Einfluß des Ordensstaates auf die staatliche Organisation Masowiens aufzeigt.

Eine derartige Charakterisierung des Ordens bezieht sich allerdings nicht nur auf Einflüsse auf den polnischen Staat, sondern es wurde in den letzten Jahren auch eine neue Sichtweise zur Rolle des Ordens im Handel entwickelt. Die traditionelle Meinung, daß der Orden einen wirtschaftlichen Aufschwung der preußischen Städte verhindert habe, ist durch die ausführlichen Analysen von J. Sarnowsky ins Wanken geraten. Der in der Sammlung abgedruckte Beitrag von R. Czaja vertritt eine ähnliche Überlegung. Der Schlußfolgerung dieses Forschers liegt eine Analyse der Handelsbeziehungen dreier preußischer Städte (Thorn, Danzig, Elbing) zugrunde. Ausgehend von Sarnowskys These über die Zusammenarbeit der preußischen Städte und des Ordens im Handel, kommt der Autor zu dem Ergebnis, daß die Rolle des Ordens in diesem Gebiet für diejenigen Städte größer war, die keinen günstig gelegenen Zugang zum Meer hatten, während Danzig auf die Hilfe des Ordens nur in äußerst geringem Maße angewiesen war. Der Verfasser legt eine interessante Statistik vor, wieviel Prozent der Städter Handelskontakte mit dem Orden hatten

(zwischen 5 und 9%). Anregend sind auch die Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Wirtschaftsbeziehungen und der Loyalität gegenüber dem Orden. Nach der Schlacht von Tannenberg im Jahre 1410 blieben diejenigen Städter dem Orden treu, die mit ihm zuvor in wirtschaftlichen Beziehungen gestanden hatten. Der sorgfältig recherchierte, quellengesättigte Aufsatz hinterläßt einen ausgezeichneten Eindruck, jedoch scheint mir die Grundthese der Arbeit, der Deutsche Orden sei keine Konkurrenz für die preußischen Städte gewesen, ein wenig verabsolutiert: „Der eigentliche Grund dieser Unzufriedenheit (der Bevölkerung; A. N.) war nicht der Handel selbst, sondern die wenig kaufmännischen Methoden, die die Ordensbeamten benutzten“ (S. 119). Die Argumentation des Autors, Danzig habe überhaupt keine Konkurrenz des Deutschen Ordens verspürt, belegt eher die große wirtschaftliche Selbständigkeit dieser Stadt; zugleich hatten administrative Entscheidungen für wirtschaftlich mehr vom Orden abhängige Städte eine bedeutend größere Wirkung.

Man kann den Deutschen Orden nicht als ein einheitliches Staatsgebilde verstehen. In seinem Herrschaftsbereich waren die Beziehungen mit dem Umland sowohl in Preußen als auch in Livland verschieden, wie der Beitrag von K. Militzer verdeutlicht. Nach der Verminderung der Bedeutung der *devotio* begann sich im Alltag des Ordens vom Ende des 14. Jahrhunderts an eine größere Abhängigkeit von den Gründern abgetrennter Balleien und allgemein von der politischen Lage in der Region abzuzeichnen (die regionalen Beziehungen waren besonders wichtig in denjenigen Balleien, die starke Stifter hatten wie beispielsweise Marburg). Im Gegensatz zu Preußen und Livland verfügten die abgetrennten Balleien wegen ihrer geringen Bedeutung über keine Mittel, Einfluß auf die regionale Politik auszuüben, und waren darauf angewiesen, starke Fürsprecher zu finden. Aufgrund dieser Situation entsprach die im Herrschaftsbereich des Ordens durchgeführte Politik keineswegs vollständig der Politik in Preußen. Wie eine solche Dezentralisierung die Möglichkeiten der Politik bestimmte, illustriert die Situation des Ordens gegenüber Kaiser Ludwig dem Bayern. Als sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein Konflikt zwischen Papst und Kaiser entwickelte, stand der Orden auf der Seite des Papstes, obwohl seine Zweige im Reich zu Ludwig dem Bayern hielten. Die Abhängigkeit von der jeweiligen regionalen Macht spiegelt sich auch in der Herkunft der Ritter in den Balleien Süddeutschlands wider. Vom Ende des 14. Jahrhunderts an wurden die dort befindlichen Balleien eine Art von Versorgungsanstalt der jeweils ansässigen Familien. Die Gesamtheit dieser Faktoren führen zu der überzeugenden Schlußfolgerung von Militzer, daß die Interessen des Adels in den Regionen das Ideal der Universalität des Ordens besiegt hätten.

Sogar diejenigen, die in den Orden eintraten und ihre Heimat verließen, brachen die Kontakte dorthin nicht vollständig ab. So lautet das Fazit des Beitrages von J. Sarnowsky, der sich mit dem Johanniterkonvent auf Rhodos beschäftigt. Im Gegensatz zum Deutschen Orden, in dem die deutsche Sprache dominierte, und der es vermied, nationale Gruppen offiziell anzuerkennen, wurden im Johanniterorden vom Beginn des 14. Jahrhunderts an die unterschiedliche Herkunft der Ritter und ihre jeweilige Sprache zur Grundlage der inneren Struktur des Ordens, dessen einzelne Teile große Rechtsbefugnisse besaßen, um in Angelegenheiten des Ordens Entscheidungen zu treffen. Die Zugehörigkeit zu der einen oder anderen *natio* – dieser Begriff wird in den Quellen des Ordens verwendet – oder zur *lingue* hatte keinen geringen Einfluß auf die Besetzung wichtiger Posten in jenen Ländern, die durch die Johanniter kontrolliert wurden. Wie die Trennung der gemeinsamen spanischen *nationes* in eine spanische und kastilische Zunge zeigt und auch die Auseinandersetzung um die provençalische Zunge zwischen Toulouse (Teil des Königreiches Frankreich) und S. Gilles (formal vom Reich abhängig) belegt, spielten nicht nur sprachliche, sondern möglicherweise bei weitem mehr ‚staatliche‘ Motive, d.h. die Rolle, die für einen Menschen des 15. Jahrhunderts seine ‚nationale‘ Herkunft spielte. In diesem Sinne bezieht sich der Beitrag von Sarnowsky nicht nur in vorbildlicher Weise auf das Thema des Sammelbandes, sondern das von ihm vorgestellte Material bietet viele Überlegungen zum Verständnis von ‚Nationalismus‘ im Mittelalter und der Frühen Neuzeit.

Die Bedeutung der Nationalität für den Orden war zwar nicht Thema der Aufsatzsammlung, aber dennoch beschäftigen sich einige Autoren mit bestimmten Aspekten dieser Frage. Es seien nur die Bemerkungen von K. Militzer über den Deutschen Orden als Orden eines Volkes (S. 141f.) oder R. Czajas Ausführungen über die Handelsbeziehungen und die damit einhergehende Loyalität gegenüber dem Orden (S. 115) erwähnt.

Abschließend ein Wort zum Aufbau des Bandes: Der Aufsatz von H. Boockmann verleiht dem Buch ein eigenständiges Vorwort, in dem die grundsätzliche Problematik formuliert wird, der Text von U. Arnold stellt ein logisches Resümee aller vertretenen Aufsätze, der wichtigsten Thesen und Forschungsmeinungen in den einzelnen Beiträgen dar. Die klare Struktur des Buches läßt den Leser nach dem Studium fast an eine gelungene kollektive Monographie denken. Das sei als besondere Eigenschaft des Buches und Verdienst des Herausgebers Z.H. Nowak durch den Rezensenten festgehalten.

Die zweite vorzustellende Arbeit ist einem fast analogen Thema gewidmet; im Zentrum dieser Aufsatzsammlung stehen die Beziehungen zwi-

schen der preußischen Gesellschaft und dem Deutschen Orden. In dem Buch sind die Titel mancher Beiträge keineswegs zufällig ein wenig geändert worden, und so finden sich in ihm Aufsätze wie der von R. Czaja, „Związki gospodarcze wielkich szafarzy zakonu krzyżackiego z miastami pruskimi na początku XV wieku“ („Wirtschaftliche Beziehungen der Großschäffer des Deutschen Ordens zu den preußischen Städten am Anfang des 15. Jahrhunderts“), S. 9-33, und J. Tandecki, „Obywatele miast pruskich w zakonie krzyżackim“ („Bürger aus preußischen Städten im Deutschen Orden“), S. 34-49. Die wirtschaftlichen Kontakte zwischen der Gesellschaft und dem Orden repräsentieren noch drei weitere Artikel: T. Jasiński, „Spory i konflikty miast z komturami krzyżackimi“ („Streitfälle und Konflikte der Städte mit Komturen des Deutschen Ordens“), J. Sarnowsky, „Zölle und Steuern im Ordensland Preußen (1403-1454)“, S. 67-81, und Z.H. Nowak, „Sprawa zaopatrzenia ‚emerytalnego‘ w zakonie krzyżackim w pierwszej połowie XV wieku“ („Zur Frage der Altersversorgung im Deutschen Orden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts“), S. 83-101. Jasiński analysiert in seinem Aufsatz drei ausgewählte Konflikte, die sich zwischen Städtern und dem Orden abspielten, nämlich zwischen der Stadt Kulm und dem Befehlshaber der Ordensbesatzung von Althaus (1243), der Stadt Thorn und dem Komtur Johannes Nottholt (Mitte des 14. Jahrhunderts) sowie der Stadt Danzig und dem Orden in den Jahren 1410 und 1411. Der Autor zieht aus seiner Interpretation dieser drei Konflikte die Schlußfolgerung, daß sich die Beziehungen zwischen den preußischen Städten und dem Orden im Laufe des Jahrhunderts verstärkten. Der erste Konflikt, bei dem sich die Kulmer Städter bemühten, den gegen den Orden kämpfenden Sventopelk zu unterstützen, habe die wenig stabile innere Lage des Ordens enthüllt; im zweiten Fall sei der Komtur, weil er die Interessen der Städter nicht berücksichtigt habe, bestraft worden, was nach Meinung des Autors sowohl auf eine stabile Situation des Ordens als auch auf Disziplin im Innern hinweise; und im dritten Fall habe die Auseinandersetzung geradezu anarchische Elemente innerhalb des Ordens aufgezeigt, denn mit den sich widersetzenden Städtern sei grausam verfahren worden und der Orden habe sich als straffreie Institution erwiesen. Nach Meinung des Autors belegen die drei Konflikte deutlich die Beziehungen zwischen Städtern und dem Orden zu unterschiedlichen Zeiten. Einer solchen Schlußfolgerung kann man zwar zustimmen, aber als neu ist sie wohl kaum zu bezeichnen.

Einen völlig anderen Charakter tragen die übrigen in der Sammlung abgedruckten Beiträge. Zwei Autoren haben sich Fragestellungen gewählt, die bislang in der Literatur fast nicht behandelt wurden und neue

Aspekte der Ordensgeschichte erschließen. Sarnowsky, der verschiedene Zoll- und Steuertarife behandelt, stellt fest, daß das Zollpfund die größte Bedeutung für den Orden besaß, während oft alle anderen Steuern keine große Wirkung entfalteten, da sie wegen des Widerstandes der Städter nicht erhoben werden konnten. Nowak verwendet den größeren Teil seines Beitrags für die Publikation von Quellen, was nach seinem Verständnis bereits die Neuartigkeit der Fragestellung zeigt. Sein Artikel bezieht sich auf das Problem der Altersversorgung, und er zeigt die konkrete Ausgestaltung der Fürsorge für alte Mitglieder des Ordens. Am besten entwickelt war ein eigenständiges System aus Speisungen, mit dem die alten Ordensmitglieder versorgt wurden. Unter bestimmten Umständen wurde die Betreuung der Alten sogar dem Dienstpersonal übertragen. Der Autor erwähnt Fälle, in denen auch Personen, die nicht dem Orden angehörten, dieses Recht erhielten, wenn sie ihren Besitz dem Deutschen Orden vermachten.

Der zweite wichtige Themenkomplex, mit dem sich der Sammelband beschäftigt, ist verschiedenen ‚ideologischen‘ Aspekten gewidmet, unter denen Fragen der Beziehungen des Deutschen Ordens zu verschiedenen kirchlichen Organisationen überwiegen. I. Czarcieński widmet seinen Aufsatz der „Politik des Deutschen Ordens gegenüber religiösen und weltlichen Korporationen“ (S. 111-122). Im Gegensatz zu anderen missionarischen Orden war die Kontrolle des Ordens in bezug auf politisch unbedeutende Glaubensgemeinschaften in den preußischen Städten nicht so augenfällig. Zum einen waren die Aktionen dieser Gruppen nicht gegen die herrschende Macht im Lande gerichtet, zum anderen konnte der Deutsche Orden diese Organisationen kontrollieren, indem er ihre Statuten bekräftigte. Diese These überschneidet sich in gewissem Maße mit dem Beitrag von A. Czarachowski über „Politische Aktivitäten der polnischen Ritterschaft aus dem Kulmer Land im 13.–14. Jahrhundert“ (S. 103-110). Der Autor verdeutlicht, wie sich der Orden in einer nicht ganz einfachen Situation verhielt. Nachdem er das Kulmer Land erobert hatte, fand er dort einen ausgeformten Ritterstand vor. Im Gegensatz zu den übrigen Bewohnern beließ ihnen der Orden ihre wenn auch eingeschränkten Privilegien. Zum Dank dafür hielt die Ritterschaft ihrem Lehnsherrn bis zum Ende des 14. Jahrhunderts die Treue. Eine Opposition gegen den Deutschen Orden in der Kulmer Ritterschaft erblickt der Autor erst in der Gründung des Eidechsenbundes 1397. Die feindliche Politik der Kulmer Ritterschaft wurde am deutlichsten zur Zeit der Schlacht von Tannenberg. Die Flucht dieser Ritter aus der Schlacht hält der Autor für das Ergebnis einer Verschwörung zwischen dem polnischen König und den Kulmer Rittern. Diese These ist hochinteressant, aber sie

mit der Behauptung zu stützen, daß Ritter aus dem Kulmerland als Mitglieder der Delegation des Deutschen Ordens mit Jogaila zusammengetroffen seien, daß deren Informationen über litauische und polnische Pläne am Vorabend der Schlacht von Tannenberg zum Teil verkehrt gewesen seien und daß ein Teil der Kulmer Ritter nach 1410 nach Polen floh, ist weit hergeholt. Obwohl es nicht sehr viele Überläufer nach der Schlacht von Tannenberg gab (auch in ruhigeren Zeiten kam so etwas vor), kehrte ein Litauer namens Survila, der zuvor zum Orden übergelaufen war, nach Litauen zurück. Dennoch spricht niemand davon, er habe eine spezielle Mission zu erfüllen gehabt. Natürlich: theoretisch kann man solche geheimen Kontakte Kulmer Ritter mit Jogaila nicht ausschließen, aber solange die These nicht ausreichend fundiert wird, scheint sie eine Art Mythos zu sein, der aus der Realität des 20. Jahrhunderts entstanden ist.

Die Politik des Ordens im Hinblick auf Glaubenskongregationen behandelt der Beitrag von A. Radzimiński „Zur Geschichte der Ausbildung und des Aufbaus der Deutschordenskapitel. Inkorporationen der preußischen Domkapitel in den Deutschen Orden“ (S. 123-135), in dem der Autor die Inkorporation der Kapitel des Kulmer Landes, Pomesaniens und des Samlandes in den Orden darstellt. Auch wenn diese Frage auf neue Akzente von seiten der Rechtshistoriker wartet, wie sie auf der Toruńer Konferenz „Ordines militares“ im Jahre 1997 vorgetragen wurden, dürfte wohl niemand in Abrede stellen, daß der Orden de facto die erwähnten Domkapitel kontrollierte.

Deutlich zielte der Orden nicht nur auf die weltliche Herrschaft ab, sondern er versuchte auch zu zeigen, daß seine Residenz, die Marienburg, und nicht die Bistümer das Zentrum der geistlichen Macht in Preußen waren. Eine solches Fazit zieht M. Dygas in seinem Aufsatz „Die goldene Pforte der Schloßkapelle Marienburg und die Machtideologie des Deutschen Ordens in Preußen“ (S. 149-163). Die in Analogie zur Lage in anderen Regionen erstellte These verbindet sich mit den oben vorgestellten Artikeln und dem in der Sammlung abgedruckten Beitrag von S. Kwiatkowski über die „Entstehung und Entwicklung der Ordenskonzepktion der religiösen Führerschaft in Preußen“ (S. 137-148).

Ideologische Aussagen in der Architektur zu suchen, macht nicht immer Sinn – so könnte die grundlegende These von M. Arsyński in seinem Aufsatz über „Die Beziehungen zwischen dem Deutschen Orden und der Gesellschaft im Lichte der Erörterung der Frage des Baues von Pfarrkirchen in Preußen“ (S. 165-184) lauten. Auch wenn der Deutsche Orden seit 1233 das Patronatsrecht für Pfarrkirchen hatte, versuchte er nach Meinung des Autors nicht, Einfluß auf architektonische Entscheidungen zu erlangen. Das einzige bekannte Verbot (die Johanneskirche in

Danzig) wurde nicht wegen des Patronats, sondern wegen des Befestigungsrechtes unterstützt. Architektonische Fragen lagen wie auch in anderen europäischen Städten in der Zuständigkeit der Städter.

Die in den beiden Büchern abgedruckten Aufsätze besitzen unterschiedlichen Wert. Neben überzeugenden Beiträgen finden sich auch solche, in denen Thesen zu wenig abgesichert sind. Doch ist dies nicht nur ein Kennzeichen der in dieser Rezension besprochenen Sammelbände. Mir erscheint es wichtiger, einen anderen Punkt hervorzuheben: Die beiden 1995 in Toruń erschienenen Bücher, die sich mit den regionalen Beziehungen des Deutschen Ordens beschäftigen, sind zweifellos ein weiterer Beweis, daß diese polnische Stadt zu einem der wichtigsten Zentren für die Erforschung des Deutschen Ordens geworden ist.

Alvydas Nikžentaitis, Klaipėda

Elity mieszczańskie i szlacheckie Prus Królewskich i Kujaw w XIV–XVIII wieku (Bürgerliche und adlige Eliten im Königlichen Preußen und in Kujawien im 14.–18. Jahrhundert), hrsg. v. Jacek Staszewski. Toruń: Uniwersytet im. Mikołaja Kopernika 1995, 140 S.

Die vorliegende Sammlung von vier Studien ging aus einem Thorner Forschungsseminar hervor, das unter der Leitung von Janusz Bieniak und Jacek Staszewski stand. Wie der Herausgeber einleitend erläutert, wurde das Projekt von Bieniaks seit Ende der 70er Jahre betriebenen prosopographisch-genealogischen Forschungen zu den polnischen Eliten des Mittelalters angeregt (vgl. z.B. *Genealogia. Rola związków rodzinnych i rodowych w życiu publicznym w Polsce średniowiecznej na tle porównawczym* [Genealogie. Die Rolle der Familien- und Geschlechterverbände im öffentlichen Leben des mittelalterlichen Polen im Vergleich], hrsg. v. Andrzej Radziwiński u. Jan Wroniszewski. Toruń 1996).

Roman Czaja untersucht vergleichend das Patriziat der Thorner und Elbinger Altstadt zwischen 1350 und 1454 (S. 13-50). Einleitend wird zunächst eine terminologische Diskussion des Begriffs geführt, wobei Czaja zu dem Ergebnis kommt, daß in Thorn wie in Elbing aufgrund der politischen Privilegien, der gesellschaftlichen Exklusivität und der zunehmenden Tendenz zur Abschließung von einem Patriziat gesprochen werden kann. Bei der Herausbildung der Führungsschicht aus der breiteren Gruppe der Kaufleute spielte eine spezifische Organisation des religiösen

Lebens durch Memoria und eigene (St. Georgs-) Bruderschaften eine wichtige Rolle. Um 1400 war dieser Prozeß in beiden Städten weit fortgeschritten, wobei in der Thorner Altstadt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in der Konstruktion der „Altansässigkeit“ zusätzliche Legitimation gesucht wurde. Wirtschaftlich deckte sich jedoch das Patriziat nur teilweise mit der Gruppe der reichsten Bürger (Analyse der Elbinger Kriegsbücher von 1389 und 1409 und der Thorner Veranlagungen von 1400): In Thorn wie in Elbing standen einige reiche Familien außerhalb der politischen Führungsschicht, und auch geringerer Wohlstand hieß nicht automatisch Ausschluß aus dem Patriziat.

Daß das städtische Patriziat in den königlich preußischen Städten keine abgeschlossene, sondern eine höchst dynamische Gruppe darstellte, zeigt Krzysztof Mikulski am Beispiel der Thorner Führungsschicht im 15. Jahrhundert (S. 51-93). Es ist in der Forschung (Marian Biskup) bereits bekannt, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Thorn ein regelrechter Elitenaustausch stattfand. Mikulski gelingt es, diesen Austausch noch genauer auf die Jahre 1470–1530 zu datieren und mit der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt zu verknüpfen: Anhand der Analyse der Entwicklung einiger Familien aus dem alten Patriziat (Watzenrode/von Allen, Becker und Rusop) führt er als Gründe für den Abstieg die zu enge Verknüpfung mit dem risikoreichen Fernhandel, der fehlende Zugang zu dem lukrativer werdenden Getreidehandel und die Aufsplitterung des Vermögens auf zahlreiche Nachkommen an. Strategien zur Absicherung in der Krise waren der Rückzug aufs Land (Familie Rusop-Piffenitz/Piwnicki) und geistliche Karrieren (Watzenrode). Die den Platz der alten Familien einnehmenden, neu zuziehenden Familien untersucht Mikulski am Beispiel der Familien Kruger, Fredewald, Koye und Eske. Diese waren zumeist eng mit dem lukrativen Getreide- und Lederhandel (Kürschner) verbunden und besaßen enge Kontakte zur aufstrebenden Metropole Danzig; der Aufstieg gelang über Heiratsverbindungen mit eingessenen Patrizierfamilien.

Die adligen Eliten Kujawiens (Wojewodschaften Brześć und Inowrocław) zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert beschreibt Jarosław Dumanowski anhand der Ämterverteilung innerhalb der führenden Familien (S. 95-117). Aus den regionalen Eliten treten insbesondere die Familien Kościelecki, Kretkowski und Dąbski hervor, denen es gelang, über mehrere Generationen Ämter in der Familie zu kumulieren. Dumanowski hebt die Bedeutung der Starosteien (Kościelecki) und der bischöflichen Patronage (Dąbski) für Aufstieg und Vermögenswahrung der Familien hervor. Insgesamt erscheint die Wahl Kujawiens als Untersuchungsgegenstand problematisch, da die Region politisch und wirtschaft-

lich nicht geschlossen ist und die Beziehungen zu den benachbarten Regionen (Großpolen, Königliches Preußen, Dobriner Land, Masowien) auch in den Familien so eng sind, daß ein größerer Raum in den Blick genommen werden müßte. Offen bleibt das Problem des kujawischen Zuzugs ins königliche Preußen und insbesondere nach Thorn, das eine Untersuchung verdiente.

Die politischen Eliten in den großen königlich preußischen Städten 1733–1772 zeichnet Jerzy Dygdała nach (S. 119–137). Als gemeinsames Phänomen stellt er die starke Position der sog. „Gelehrten“ (mit abgeschlossenem Universitätsstudium) in den Räten von Danzig, Thorn und Elbing dar, die 92% der untersuchten Personen ausmachen. Ihre Karriere verlief häufig über die Stationen als Sekretär des Rates und Gesandter am königlichen Hof in Warschau. Die Erklärung für die starke Position der „Gelehrten“ steht noch aus, nach dem momentanen Stand der Forschung sind sie wohl als stark spezialisierte funktionale Elite aufzufassen, die im Auftrag und mit Rückendeckung der Wirtschaftseliten die städtische Politik leitete.

Alle Artikel enthalten eine Zusammenfassung in deutscher Sprache, so daß auch dem des Polnischen Unkundigen der Zugang erleichtert wird.

Hans-Jürgen Bömelburg, Warszawa

Włodzimierz Zientara, Gottfried Lengnich. Ein Danziger Historiker in der Zeit der Aufklärung. Toruń: Uniwersytet Mikołaja Kopernika. Tl. 1, 1995, 109 S.; Tl. 2, 1996, 115 S.

Zweifelloos ist das Understatement im Untertitel dieser Studie durch die Verwendung des unbestimmten Artikels nicht angebracht, handelt es sich bei Gottfried Lengnich doch um den wichtigsten Danziger Historiker des 18. Jahrhunderts, dessen Bedeutung weit über seine Vaterstadt und das Königlich-Polnische Preußen hinausging. Die Beurteilung seiner wissenschaftlichen wie politischen Tätigkeit hat sich erst in den letzten Jahren mit einiger Mühe aus den eingefahrenen Bahnen nationaler Deutungsmuster befreien können; eine Biographie und eine umfassende wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung seines Œuvres stehen – um es vorweg zu sagen – auch nach Zientaras Studie noch aus. Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine 1989 in Thorn in deutscher Sprache vorgelegte germanistische Dissertation, die – durch die Umbrüche im

polnischen Wissenschaftssystem bedingt – unverdientermaßen erst mit einigen Jahren Verspätung in zwei schmalen Teilbänden erscheinen konnte.

Die ersten beiden Abschnitte enthalten einen knappen Abriss der Biographie Lengnichts und eine Skizze des kulturellen Lebens in Danzig im 18. Jahrhundert. Zientara arbeitet hier heraus, daß Lengnich sich gleich nach seinem Studium in Halle auf Anregung von Albrecht Rosenberg, der als Syndikus des Danziger Stadtrats Lengnichts Vorgänger war, mit der Geschichte und der Verfassung Danzigs und des Königlichen Preußen sowie Polens zu beschäftigen begann. Das Ergebnis war die bemerkenswerte Zeitschrift „Polnische Bibliothec“, die 1718/19 mit dem fiktiven Druckort „Tannenbergh, wo Vladislaus Jagyello die Creutz-Herren schlug“, erschien. Die Beiträge, die bis auf einen von Rosenberg verfaßten Text alle von Lengnich selbst stammen, sind zum einen charakteristisch für seine historisch-politische Konzeption Königlich-Preussischer Geschichte, zeigen zum anderen aber auch das Bemühen um eine kritische Prüfung der Quellen zu den Anfängen der polnischen Geschichte, wie sie ähnlich später auch in der von der Danziger Naturforschenden Gesellschaft ausgezeichneten Preisschrift August Ludwig Schölzers hervortrat.

Grob gesagt sind es zwei Tendenzen, die Lengnichts Werk bereits ab der frühen Schrift kennzeichnen: die wissenschaftliche Entmythologisierung der polnischen Geschichte und der Nachweis der Eigenständigkeit des Königlichen Preußen innerhalb der Rzeczpospolita. Während seiner Zeit als Lehrer am Akademischen Gymnasium veröffentlichte Lengnich seit 1722 die monumentale neunbändige „Geschichte der preussischen Lande Königlich Polnischen Antheils“, die im Auftrag des Danziger Rats die Chronik von Caspar Schütz vom Ende des 16. Jahrhunderts fortführte. Als weiteres zentrales Werk ist das damals nicht publizierte „Ius publicum Civitatis Gedanensis oder der Stadt Danzig Verfassung und Rechte“ zu nennen, das vor allem für den internen Gebrauch des Danziger Rats bestimmt war. Im Jahr 1750, in einer Phase des Konflikts zwischen August III. und dem Stadtrat, wurde Lengnich zum Syndikus der Stadt – und damit zu dem wichtigsten Beamten der Stadt, der für die außenpolitischen Beziehungen zuständig war – ernannt. Diese Funktion übte er bis zu seinem Tode 1774 aus.

In den weiteren Kapiteln gibt Zientara einen detaillierten Überblick über die gedruckten historischen und juristischen Schriften Lengnichts (einschließlich des erst 1900 von Otto Günther publizierten „Ius publicum Civitatis Gedanensis“). Zientaras philologische Vorgehensweise führt dazu, daß er akribisch die Schriften Lengnichts erfaßt. Die interpretatori-

schen Schlüsse des Verfassers können jedoch nicht immer zur Gänze befriedigen, da sie häufig traditionell textimmanenten Deutungen entspringen; so zieht Zientara wiederholt Schlüsse auf persönliche Intentionen Lengnichts, die das historische Umfeld außer acht lassen. Insbesondere wenn es um die Gewichtung von Lengnichts persönlichen Motiven und die Analyse seiner Rolle in der Stadtpolitik zwischen 1750 und 1770 geht, wären Zientaras Hypothesen im Lichte gründlicher Quellenstudien zu überprüfen. Bei der Beantwortung der Frage nach Lengnichts politischem und insbesondere nationalem Bewußtsein setzt sich Zientara zu Recht von den politisierten älteren deutschen und polnischen Ansichten ab; seine intensive Kenntnis der Schriften Lengnichts hätte es eigentlich ermöglichen müssen, über die bisherigen Veröffentlichungen hinaus neue Erkenntnisse zu bringen; statt dessen beschränkt sich der Verfasser aber auf die zweifellos unstrittige Tatsache, daß die von Lengnich historisch wie juristisch untermauerte Autonomiepolitik Danzigs bzw. des Königlichen Preußen nicht als Vorwegnahme der Teilungen Polens zu verstehen ist. Interessant wäre es in diesem Kontext, die politische Einstellung Lengnichts zur Stadt Danzig und zur Rzeczpospolita in ihrem Spannungsverhältnis eingehender zu analysieren. Insgesamt basieren die entsprechenden Passagen bei Zientara auf bereits bekanntem Material und den veröffentlichten historischen Arbeiten vor allem von Stanisław Salmonowicz, Jerzy Dygdała und Edmund Cieślak;¹ deren Studien machen eindringlich deutlich, wie wichtig eine historische Biographie Lengnichts wäre.

Wenn Zientara einerseits darauf verweist, daß Lengnich 1721 durch Rosenbergs Vermittlung den Auftrag zur Fortsetzung der Geschichte Königlich Preußens bekam, und andererseits andeutet, daß die „Polnische Bibliothec“ von 1718/19 ein erster Schritt auf diese Aufgabe zu sein sollte, so hat der Verfasser eine zentrale programmatische Äußerung Lengnichts, mit der er sich für die Dienste der Stadt empfehlen wollte, in diesem Zusammenhang nicht gewürdigt. Daher sei ein kleiner Hinweis angefügt, der im Kern bereits Lengnichts wissenschaftliches Programm bezüglich Danzigs und des Königlichen Preußen enthält:

Dem zweiten Band der „Bibliothec“ stellte Lengnich zwei verschiedene Vorworte voran: Anstelle eines eher allgemein gehaltenen Vorwortes – of-

¹ Inzwischen wäre auch auf die Studie von Karin Friedrich, Gottfried Lengnich (1689–1774) und die Aufklärung in Preußen königlich-polnischen Anteils, in: *Fördern und Bewahren. Studien zur europäischen Kulturgeschichte der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Helwig Schmidt-Glintzer. Wiesbaden 1996 (Wolfenbütteler Forschungen. 70.), S. 107–118, hinzuweisen.

fensichtlich für die Leser außerhalb Danzigs – findet sich in der Danziger Bibliothek ein Exemplar mit einer Widmung an den Rat, die das pragmatische, historisch-politische Programm Lengnichts offen darlegt: Er wolle den Ratsherren „Gelegenheit zu geben, gegenwärtigen Bogen zu blättern und dero Erleuchtetem Urtheil zu überlassen, ob ich dem Vaterland zu dienen geschickt sey“. Dann weist er auf die Notwendigkeit hin, die politische Geschichte Königlich Preußens weiterzuführen und Schütz fortzuschreiben; dazu sei allerdings der Zugang zum Archiv des Danziger Rats notwendig, „damit ich mein dessein ausführen könnte. Es wird mir alsdenn leicht fallen, nicht allein die Historie, so viel möglich, in ihrer Vollkommenheit herzustellen, sondern auch ein Jus publicum ohne grosse Mühe zu Papier zu bringen. Ew. Ew. Herrl. Herrl. werden selbst von dieser Arbeit Nutzen spüren, weil man dadurch dorffte überhoben seyn, eine jede Polnische Anforderung mit einer weitläufftigen und mühsamen Deduction jederzeit zu beantworten. Ew. Ew. Herrl. Herrl. können mein unterthäniges Begehren mit als eine Absicht gegenwärtiger Zuschrift ansehen, worin ich desto ehr zu reussiren hoffe, weil das gantze Land und ihre Stadt daran Theil nimmt“.²

Zientaras Studie enthält einen sehr lobenswerten bibliographischen Anhang, der neben einem Bericht über Lengnichiana in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel auch einen ausführlichen Nachweis der gedruckten Schriften Lengnichts mit ihren Fundorten (einschließlich der Signaturen) in deutschen und polnischen Bibliotheken enthält. Die obigen Einwände sollen keineswegs die Tatsache schmälern, daß Zientaras Studie einen wichtigen Baustein zur weiteren Lengnich-Forschung darstellt.

Jörg Hackmann, Lübeck

² Polnische Bibliothec, welche von Büchern und anderen zur Polnischen und Preußischen Historie dienenden Sachen ausführliche Nachricht giebt. Bd. 2, Tannenbergh, wo Vladislaus Jagyello die Creutz-Herren schlug 1719, Vorrede, S. [10]-[12]; vgl. dazu Jörg Hackmann, Ostpreußen und Westpreußen in deutscher und polnischer Sicht. Landeshistorie als beziehungsgeschichtliches Problem. Wiesbaden 1996 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 3.), S. 43 u. 48.

Norbert Kasperek, *Prusy Wschodnie w polskiej myśli politycznej lat 1795–1847 (Ostpreußen in der polnischen politischen Meinung der Jahre 1795–1847)*. Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego 1995, 174 S. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 144.).

Die vorliegende Studie stellt die gekürzte Version einer Doktorarbeit dar, die unter der Anleitung von Sławomir Kalembka am Institut für Geschichte und Archivwesen in Thorn entstanden ist. Sie besteht aus einer Einleitung, zwölf Kapiteln und einer kurzen Zusammenfassung (letztere auch in deutscher Sprache). Am Ende sind eine Bibliographie und ein Personenregister angefügt. Die ersten sechs Kapitel wurden chronologisch angeordnet und beschreiben das polnische Interesse an Ostpreußen in der Periode 1795–1805, zur Zeit des Warschauer Herzogtums, weiter in den Jahren 1815–1830 (zwei Kapitel), während des Novemberaufstands und schließlich in den Augen der in Preußen internierten Aufständischen. Die folgenden vier Kapitel wurden nach geographischen Kriterien aufgeteilt. Zuerst wird die ostpreußische Problematik 1832–1847 in den Programmen und der Tätigkeit der politischen Vereine im Exil (sog. Große Emigration) besprochen (zwei Kapitel). In Kapitel IX konzentriert sich die Bearbeitung auf das politische und kulturelle Leben in Großpolen (unter der preußischen Herrschaft) und in Kapitel X auf das in den polnischen Gebieten unter russischer und österreichischer Herrschaft. Die beiden letzten Kapitel beschäftigen sich mit dem Platz Ostpreußens in den Plänen der Aufstandsvorbereitung von 1846 sowie in der Belletristik jener Zeit und in der Geschichtsschreibung.

Das Buch stellt eine gründliche Analyse der damaligen polnischen Literatur, von Zeitschriften sowie der in Archiven liegenden Korrespondenz und politischen Programme dar. Der Verfasser hat eine beträchtliche Zahl von Arbeiten, fast ausschließlich in polnischer Sprache, ausgewertet. Dabei stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß die polnische politische Meinung sich nur wenig für Ostpreußen interessierte. Mehrere Kapitel schließen mit der Feststellung, daß die ostpreußische Problematik gar nicht oder kaum wahrgenommen wurde. Bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts befaßte sich die polnische Öffentlichkeit mit Ostpreußen grundsätzlich nur in bezug auf die Grenzfrage eines zukünftigen polnischen Staates. Der Verfasser teilt alle in den Jahren 1795 bis 1847 erfaßten Grenzentwürfe in zwei Gruppen: erstens in ein Polen in den Grenzen vor 1772 und zweitens ein Polen „von Meer zu Meer“, i.e. von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. Die zweite Gruppe bezieht, nach der Meinung

des Verfassers, Ostpreußen in ein zukünftiges Polen ein. Damit zählt er die Autoren dieser Entwürfe zu den Personen, die sich für Ostpreußen interessierten. Offensichtlich handelt es sich hier um ein Mißverständnis. Beide Gruppen betreffen eigentlich den polnisch-litauischen Staat in den Grenzen vor 1772, der im Bewußtsein der polnischen Gesellschaft „von Meer zu Meer“ reichte (von der Ostsee – tatsächlich nach 1466, bis zum Schwarzen Meer – nur illusorisch und praktisch nie). Der Verfasser nimmt ohne eindeutige Beweise an, die Konzeption „von Meer zu Meer“ betreffe den Staat aus dem 16. Jahrhundert (mit polnischen Einflüssen in der Moldau?). Das Herzogtum Preußen war damals ein Lehen der polnischen Krone, gehörte also zu Polen-Litauen. Wenn jemand im 19. Jahrhundert über ein Polen „von Meer zu Meer“ gesprochen habe, habe er automatisch Ostpreußen an Polen anschließen wollen und sich damit für diese Provinz interessiert. Die ganze Gedankenkonstruktion, die beweisen soll, daß Autoren der Grenzprojekte 1795–1847 Interesse an Ostpreußen hatten, ist damit nicht haltbar. Dieses Problem scheint für das Thema nicht gravierend zu sein, der Verfasser hebt es jedoch mehrmals hervor. Im Endeffekt zeigt es nur noch deutlicher, wie wenig Platz die ostpreußische Problematik in der polnischen Öffentlichkeit bis 1840 einnahm.

Ein interessanter Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der sog. Großen Emigration in Frankreich nach 1831. Dem Leser wird ein umfangreicher Überblick über die politischen Organisationen und ihre Programme geboten. Die beiden stärksten Gruppierungen, die „Polnische Demokratische Gesellschaft“ („Towarzystwo Demokratyczne Polskie“) und das sog. „Hotel Lambert“ unter der Führung von Herzog Adam Czartoryski, interessierten sich wirklich für die Verhältnisse in Ostpreußen, jedoch nicht öffentlich, sondern konspirativ, weil die Provinz eine Ausgangsbasis für Aufstandsvorbereitungen werden sollte. Czartoryski scheint verhältnismäßig gute Kenntnisse von der Bevölkerungszusammensetzung Ostpreußens gehabt zu haben. Nach den Arbeiten von S. Kalemka ist diese Feststellung ein weiterer Schritt zur richtigen Einordnung des Czartoryski-Lagers, das in der polnischen Historiographie der Jahre 1945–1989 ständig schwarz (als eine „reaktionäre“ Gruppierung) gemalt wurde.

Den größten Widerhall fanden die ostpreußischen sozialen und wirtschaftlichen Probleme 1840–1847 im öffentlichen Leben Großpolens. Die Tageszeitung „Gazeta Wielkiego Księstwa Poznańskiego“ („Zeitung für das Großherzogtum Posen“) brachte regelmäßig Informationen zu diesem Gebiet. Nach 1839 publizierte der „Przyjaciół Ludu“ („Volksfreund“) aus Lissa mehrere Artikel des Pastors Gustaw Gizewiusz aus Osterode. Schon damals wurde versucht, die polnische Sprache in Masuren von Großpolen aus aktiv zu unterstützen. Krzysztof Celestyn Mrongowiusz

aus Danzig, der sich für den Gebrauch der polnischen Sprache in masurischen Schulen und Kirchen einsetzte, war in der großpolnischen Öffentlichkeit gut bekannt. In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Ostpreußen für die dortige polnische Presse zu einem Zentrum des Liberalismus und gleichzeitig eine durch die russische Zollpolitik wirtschaftlich geschwächte Provinz. In den polnischen Gebieten unter russischer und österreichischer Herrschaft war dagegen das Interesse an der Situation in Oberschlesien viel größer als an der Situation in Ostpreußen. Bei den Vorbereitungen für den Aufstand 1846 wurde die ostpreußische Provinz mit einem konspirativen Netz wie andere „echt“ polnische Gebiete überzogen. Im Ermland stand der Priester Michał Trzaskowski an der Spitze der Verschwörung und in Masuren Kazimierz Szulc, ein Schüler des Gymnasiums in Lyck (früher hatte er die Schule in Kulm besucht). Wie der Verfasser schließt, zeigt sich in diesem Tatbestand klar, wie diese Provinz im politischen Leben Polens an Bedeutung gewann.

In der polnischen Geschichtsschreibung war Ostpreußen oft ein Thema. Man beschäftigte sich mit der Frage der alten Prußen, die nach den Arbeiten des zu dieser Zeit ziemlich bekannten Forschers Dominik Szulc slawischer Herkunft gewesen sein sollen. Daneben entstanden in dieser Zeit viele Arbeiten zum Deutschen Orden, und es wurden einige aktuelle Reiseberichte über Ostpreußen publiziert.

Zusammenfassend stellt der Verfasser fest, daß ein wirkliches Interesse der polnischen Öffentlichkeit an Ostpreußen erst seit 1831 festzustellen ist, als dort Tausende von aufständischen Soldaten interniert waren und sich einige Monate aufhielten. In den Zeitungen wurde vor allem über die wirtschaftliche Situation der Provinz (Zollkonflikt mit Rußland), über die liberale Bewegung in Königsberg sowie über die geopolitische Lage dieses Gebietes in bezug auf einen geplanten Aufstand und die Grenzen eines zukünftigen polnischen Staates geschrieben. In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die polnischsprechende evangelische Bevölkerung in Masuren „entdeckt“, und aus diesem Grund wurden die konspirativen Vorbereitungen zum Aufstand von 1846 auch auf die südlichen Gebiete Ostpreußens ausgedehnt. Über das Ermland schrieb man dagegen sehr selten, am häufigsten noch zur Erinnerung an Kopernikus.

Es muß noch betont werden, daß die ostpreußische Thematik in der ganzen untersuchten Periode doch nur ein Randproblem für die polnische Öffentlichkeit, sogar für die im benachbarten Großpolen, geblieben ist.

Historia Pomorza. Tom III (1815–1850), Część 1: Gospodarka, społeczeństwo, ustrój (Geschichte Pommerns. Bd. III [1815–1850], Tl. 1: Wirtschaft, Gesellschaft, Struktur), hrsg. v. Gerard Labuda. Poznań: Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk 1993, 441 S., 33 Abbildungen u. Karten, 42 Tabellen; Historia Pomorza. Tom III (1815–1850), Część 2: Zagadnienia polityczne, narodowościowe i wyznaniowe (Geschichte Pommerns. Bd. III [1815–1850], Tl. 2: Probleme der Politik, Nationalität und Konfession). Poznań: Poznańskie Towarzystwo Przyjaciół Nauk 1996, 370 S., 63 Abbildungen u. Karten.

Nach 1969 und 1976 ist nunmehr der dritte Band der „Historia Pomorza“ erschienen. Alle drei Bände liegen in jeweils zwei Teilbänden vor und reißen sich ein in die durchgängig voluminösen Projekte zur Geschichte historischer Landschaften, die dem Nachkriegspolen zugehörig sind. Diese historischen Darstellungen haben eine Tradition in der polnischen Geschichtswissenschaft und wurden, nach 1918 und 1945 mit einem nationalpolitischen Anspruch gefertigt, zunehmend zu einem integralen Bestandteil solider regionaler Geschichtsforschung, zu der zumeist die profiliertesten Vertreter des Faches herangezogen wurden. So steht auch hier der „Geschichte Pommerns“ mit Gerard Labuda ein Herausgeber vor, der weit über die Landesgrenzen hinaus die polnische Historiographie hoch geschätzt vertritt und gerade in Deutschland mit seinen profunden Arbeiten zur polnischen Westgrenze bekannt ist, die ihn für die vorgelegte Abhandlung empfehlen.

Der dritte Band tritt mit dem Anspruch an, die ethnisch-nationale Duplizität von Deutschen und Polen in den Mittelpunkt der Synthese zu rücken und als grundlegendes Merkmal der historischen Region Pommern zu erfassen. Bereits im Vorwort zum zweiten Band der „Geschichte Pommerns“ wurde darauf hingewiesen, daß nunmehr jener Abschnitt pommerscher Geschichte beendet wird, der sich mit der geteilten Geschichte von Ost- und Westpommern beschäftigte, weil mit dem Zusammenbruch der Polnischen Adelsrepublik und der Einverleibung Pommerns in den preußischen Staat ein gemeinsamer territorialer Rahmen gegeben war, der auch die gemischte Bevölkerung umfaßte. Formal kam Pommern zwar schon 1772 zu Preußen, jedoch hielten sich die alten Strukturen noch, und die Bedingungen der napoleonischen Kriege schufen zusätzlich ungesicherte und ungeordnete Verhältnisse. Labuda spricht deshalb in seiner Einführung zum dritten Band von einer durch die historischen Bedingungen notwendig gewordenen Änderung der Methode der Darstellung im vorliegenden Band und meint damit die Notwendigkeit zur

Unterscheidung und zur Nebeneinanderstellung der polnischen und preußischen Komponente innerhalb der Geschichte der Region. Die preußische Komponente wird dabei explizit mit der deutschen gleichgesetzt, was mit der Rolle Preußens im deutschen Einigungsprozeß begründet wird. Das ist zwar für den preußischen Ostseeraum und seine administrative Gestaltung begründet und für die gesellschaftliche Prägung der dort entstehenden Provinzen nachvollziehbar, verengt aber doch stark den Blick bei der Beurteilung der polnischen Geschichte im preußischen Osten durch andere deutsche Regionen und wird schließlich grundfalsch, wenn man an die Resonanz der polnischen Insurrektionen des Vormärz gerade in Süddeutschland denkt.

Schon in der Einführung geht Labuda mit der Forschung scharf ins Gericht. Ausgehend von der Feststellung, daß diese zwei Linien, die deutsche und die polnische, die Grundlage des Herangehens aller regionalen Autoren bei der Darstellung der Geschichte Pommerns im 19. und 20. Jahrhundert waren, sieht er von M. Wehrmanns „Geschichte von Pommern“ aus dem Anfang des Jahrhunderts bis zu den neueren Auflagen des Territorien-Ploetz eine im wesentlichen auf die administrative Geschichte und die wirtschaftliche Entwicklung reduzierte Synthese des historischen Verlaufs, die auf eine Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse und der sich daraus ergebenden Problemlagen verzichtet, und schreibt ihnen allenthalben informativen Charakter zu. Ansätze, sich dem Nationalitätenproblem als zentraler Frage pommerscher Geschichte zu widmen, sieht der Herausgeber bei polnischen Autoren (Mankowski, Tymieniecki) nach dem Ersten Weltkrieg im Zusammenhang mit der Erforschung Ostpommerns. Labuda macht bei seiner überwiegend kritischen Wertung der Forschungsarbeit zur pommerschen Geschichte in Gestalt geschlossener Abhandlungen vor 1945, die er auch für die Bewertung des Nachkriegszeitraumes im wesentlichen beibehält, jedoch deutlich, daß differenziertere Darstellungen der Nationalitätenproblematik und der gesellschaftlichen Beziehungen der deutschen und polnischen Bevölkerung offensichtlich weniger über den geschlossenen regionalen Bezug Zugang erfahren haben, sondern mehr über die Bearbeitung einzelner Regionen und Territorien bzw. ethnischer Einheiten wie der Kaschuben oder der Geschichte preußischer Teilgebiete wie den Masuren. Wie bereits in den vorhergehenden Bänden und im ersten Abschnitt des ersten Bandes von Labuda ausführlich erläutert, kommt auch hier der breite begriffliche Ansatz Pommerns zum Tragen, der den gesamten preußisch-polnischen Ostseeraum umfaßt und vielfach Anlaß zu kritischen Debatten war.

Die Bestandsaufnahme Labudas rechtfertigt nicht nur die Notwendigkeit einer Geschichte Pommerns in umfassender und geschlossener Form,

sondern auch die speziellen Fragestellungen und methodischen Ansätze, die der vorliegende dritte Band verfolgt. In der Tat ist dieser verhältnismäßig kurze Zeitraum pommerscher Geschichte außerordentlich ereignisreich und prägend für die strukturelle Gestaltung dieser Region und ihrer gesellschaftlichen Beziehungen. Nach dem Wiener Kongreß stehen Pommern wie auch die übrigen preußischen Provinzen in einem ständigen Kampf gegen Berliner Zentralisierungsbestrebungen, und es entwickelt sich vor allem in der Tätigkeit des Provinziallandtages eine ausgeprägte partikularistische Bestrebung. Dafür steht sein im Verhältnis zu den anderen preußischen Provinzen ausgesprochen konservativer Charakter und die die Gesellschaft prägende sogenannte Erweckungsbewegung. Die preußische Reformpolitik greift hier nur sehr langsam, und eine wirkliche politische Erneuerung bringt erst der Landtag von 1840. Wie in den übrigen preußischen Provinzen kommt es in Pommern zu einer starken Kräftepolarisierung in der Zeit des Vormärz, die sich mit einer nationalen Orientierung bei Polen und Deutschen verbindet. Auch in Pommern gibt es im besprochenen Zeitraum mit dem Höhepunkt in den 30er und 40er Jahren starke Unifizierungstendenzen, die eine sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit der nichtdeutschen Bevölkerung einschränken und ihrerseits nun wieder eine Radikalisierung der Polen im Prozeß der nationalen Bewußtwerdung hervorrufen. Der polnische Novemberaufstand und der Großpolnische Aufstand finden auch hier ein breites Echo und markieren Wendepunkte in der organisatorischen Fassung der polnischen nationalen Bewegung. Gerade diese Prozesse finden im dritten Band eine besondere Beachtung, und es ist davon auszugehen, daß er, indem er neue Forschungsergebnisse zusammenfaßt, wesentliche Erkenntnisse vermittelt. Das bezieht sich auch auf den im Vorwort formulierten Anspruch der Individualisierung der pommerschen Geschichte dieses Zeitraumes, die jede Bevölkerungsgruppe erfaßt, nicht nur die Deutschen und Polen, sondern auch Minderheiten wie die holländischen Mennoniten, Kaschuben, Juden und Litauer. Ihr Zusammenleben zu erfassen und sie in den Prozeß der gravierenden sozialökonomischen und gesellschaftlichen Wandlungen zu stellen, sehen die Autoren als eine ihrer vornehmsten Aufgaben an.

Die feine, strukturgeschichtlich geprägte Gliederung des ersten Teils läßt bereits eine solide Ausführung der Arbeit erwarten – ein Eindruck, der schon bei der Lektüre des ersten Abschnitts, der sich den Quellen und der Forschungsliteratur widmet, bestätigt wird. Der Autor Bogdan Wachowiak führt den Leser ausführlich in die relevanten Quellenbestände ein und gibt die dazu notwendigen Erläuterungen. Nach den Reformen von 1807 konzentrierte sich die pommersche Verwaltung in den

Händen der Zentralbehörden in Berlin und der Provinzialbehörden in Stettin, Danzig (bis 1824/25), Königsberg und Gumbinnen. Daraus leiten sich die Standorte der Hauptquellen ab. Sie geben umfassend Auskunft über die Veränderungen der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Dorf und Stadt in Gestalt der Agrarreform wie auch des Umbaus der Rechtsverhältnisse, der politischen Beziehungen, der nationalen und demographischen Entwicklung sowie der Prozesse in Bildung und Kultur. Den Grundstamm bilden die Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin-Dahlem, das nach der Auflösung des Archivs in Merseburg nunmehr den preußischen Bestand zentral zugänglich macht. Wachowiak gibt Hinweise auf Bestandsübersichten und die dazu relevante Literatur bis hin zu konkreten Signaturen. Er nimmt eine ausführliche Bewertung der Bestände vor und setzt diese Vorgehensweise bis in kleine Regionalarchive fort. Es fehlen auch nicht die Hinweise auf Sonderarchive von Kirchen, Institutionen und Universitäten. In einem weiteren Unterpunkt werden die gedruckten Quellen mit einer ebensolchen Intensität vorgestellt. Die Skala der hier aufgeführten Schriften reicht von Gesetzsammlungen, Landtagsprotokollen über Amtsblätter und statistische Sammlungen bis zu regionalen Periodika einzelner Landstriche, Ortschaften, Vereine oder anderer Institutionen. Die Aufstellungen sind minutiös beschrieben, erheben einen gewissen Anspruch auf Vollständigkeit und reichen bis zu Biographien, Tagebüchern u.a. persönlichen Quellen.

Der Abschnitt über die Forschungsliteratur ist nach Sachgebieten gegliedert. Hier ergeben sich einige Überschneidungen mit dem Vorwort, und wie dort macht der Autor auffällig deutlich, daß bei der Einheitlichkeit preußischer Politik auch die Prozesse und ebenso die Literatur zu anderen preußischen Ostprovinzen entsprechend der regionalen Sichtweise bei der Behandlung der pommerschen Geschichte Berücksichtigung finden muß, am meisten unterschieden durch die staatlichen Traditionen von Ost- und Westpommern, so daß es dem Leser hie und da schwerfällt, die landesspezifischen Hinweise auszumachen. Der Autor beklagt das Fehlen einer ganzheitlichen Sicht zur Geschichte Pommerns und das Vorherrschen eines Regionalismus in der Forschung, gepaart mit einer stark deutschen Fokussierung auf der einen und einem Polonozentrismus auf der anderen Seite und resümiert einen insgesamt unbefriedigenden Forschungsstand. Das sucht Wachowiak in den einzelnen Unterkapiteln zu belegen, die sich der Literatur zum Rechtssystem, der Demographie, den sozialwirtschaftlichen und politischen Verhältnissen widmen.

Von besonderem Interesse dürften hier die Untersuchungen und Wertungen des Autors zum Problem der quantitativen Erfassung der verschiedenen Nationalitäten bzw. ethnischen Minderheiten sein. Er weist

auf die nur beschränkte Nutzungsmöglichkeit der preußischen Sprachstatistik wegen ihrer Unvollkommenheit und den Erfassungsmodalitäten sowie die oftmals durch den Nationalitätenstreit politisch motivierte Auslegung des statistischen Materials hin – eine Problematik, die für Polen und Deutsche gleichermaßen gilt. Dennoch deckt Wachowiak eine Reihe von Möglichkeiten für die Erhellung der Nationalitätenstatistik auf, die sich insbesondere auf die Kirchenstatistiken beziehen, hält aber insgesamt die Erstellung eines präzisen Bildes für die ganze Provinz mit der gegebenen Quellengrundlage für unmöglich.

Schon der Umfang des Abschnittes über die Literatur zur wirtschaftlichen Entwicklung zeigt, daß dieser Bereich der pommerschen Geschichte ausgiebig erforscht wurde. Tatsächlich ist die besprochene und vorgestellte Literatur für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts geradezu erschöpfend. Hingewiesen sei nur auf die außerordentlich gut bearbeiteten Agrarverhältnisse des Zeitraums der Bauernbefreiung und des ländlichen Strukturwandels.

Im Abschnitt über die politischen Verhältnisse erfahren besonders die biographischen Arbeiten eine Würdigung, die oftmals mit einem Quellenanhang versehen sind, bzw. Quelleneditionen zu den Schriften und Werken hervorragender Persönlichkeiten der pommerschen Geschichte wie etwa Heinrich Theodor von Schön. Besonders die intensive biographische Tätigkeit der polnischen regionalen Geschichtsforschung fällt ins Auge. Als in hohem Maße unbefriedigend und mit großen Lücken, die auch den Vormärz betreffen, sieht der Autor schließlich die Forschungslage zu den preußischen und pommerschen Landtagen an.

Noch innerhalb des ersten Teils, der die etwas beliebige Überschrift „Allgemeine Bemerkungen“ trägt, wendet sich Stanisław Salmonowicz den grundlegenden strukturellen Fragen wie der territorialen Gliederung und dem politischen Aufbau zu. Der sehr informative Inhalt dieses Abschnittes ist zu betonen; er kann als eine Art Nachschlagewerk zum administrativen Aufbau der Provinz Pommern gelten. Der Autor stellt sich vor allem der Frage, wie tief die Behördenreformen gegriffen haben und wie sie sich auf das gesellschaftliche Leben Pommerns auswirkten, wobei er vielerorts auf die Diskrepanz zwischen Rechtsordnung und Rechtspraxis hinweist. Hier tun sich schon Schwierigkeiten der Bewertung auf, die im nächsten Abschnitt zu den demographischen Verhältnissen noch deutlicher hervortreten. Dieser Bereich, auf dessen Schwierigkeiten schon in den literaturkritischen Einleitungsabschnitten hingewiesen wird, wird in der polnischen Geschichtswissenschaft intensiv diskutiert, und der Abschnitt von Kazimierz Ślaski macht deutlich, daß die Auseinandersetzung mit diesen Fragen in vollem Gange ist. Mit gesicherten Erkenntnissen be-

streitet Bogdan Wachowiak den Abschnitt II, der sich den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in der Stadt und auf dem platten Land widmet. Detailliert und straff gegliedert gewährt der Autor schnellen Zugriff auf seine jahrzehntelange Forschungstätigkeit, mit der er dem Leser die Entwicklung kapitalistischer Beziehungen und das Aufbrechen der Kruste merkantilistischer Wirtschaft des absolutistischen Staates plastisch vor Augen führt und die Besonderheiten der pommerischen Entwicklung im Vergleich deutlich macht.

Der unterschiedliche Aufbau der beiden Teilbände des dritten Bandes der „Geschichte Pommerns“ ist ungewöhnlich, deshalb aber nicht uninteressant oder gar abzulehnen. Ist der erste, der strukturell informative Teil, in methodisch traditionell streng gegliederter Machart, so ist der zweite synthetisch thematisch gestaltet und stellt den historischen Verlauf unter machtpolitischen Gesichtspunkten dar, wobei durchaus neuere Fragestellungen aus sozialgeschichtlicher Perspektive berücksichtigt werden. Damit unterscheidet sich die Gestaltung der Bände von den vorausgegangenen. Offenbar hat hier der Zeitraum von drei Jahren, der zwischen den Teilbänden liegt, ein konzeptionelles Umdenken der Autoren gebracht. Der Leser wird sich des ersten Teilbandes also als Handbuch bedienen und sich bei Interesse für bestimmte Themenstellungen an den zweiten Teilband halten, wo er zu den zentralen Fragen der politischen und nationalen Verhältnisse, die für diesen ostmitteleuropäischen Übergangsraum von zentraler Bedeutung sind und Pommern als historische Landschaft markieren, bestens informiert wird. Beide Bände ergänzen sich ausgezeichnet, sind für sich allein aber ebenso existenzberechtigt: eine Methode, die Schule machen sollte.

Janusz Jasiński ist inhaltlich für den zweiten Teilband verantwortlich und überschreibt diese dritte Abteilung, die den gesamten Teilband ausmacht, mit „Probleme der Politik, Nationalität und Konfession“. Er wendet sich in sechs Unterkapiteln dem gesellschaftlichen Bild Pommerns zu, wobei er ebenfalls den Blick auf den gesamten preußischen Ostseeraum richtet und die Darstellung sehr vergleichend anlegt. Im Vordergrund stehen die Charakterisierung des politischen Milieus, die Germanisierungspolitik, die polnische nationale Bewegung und schließlich die Revolution von 1848. Dabei geht das Bestreben des Autors dahin, alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens zu erfassen bis hin zu Kunst, Kultur und Mäzenatentum. Ganz im Sinne des im Vorwort erhobenen Anspruchs wendet sich Jasiński ausführlich den Prozessen der Annäherung von Teilen der deutschen Gesellschaft an die polnische nationale Bewegung zu, die trotz der distanzierten Haltung des Staates erfolgte und im Völkerfrühling 1846–1848 einen Höhepunkt erreichte.

Dieser Abschnitt kann mit Recht als eine besondere Leistung des Autors gesehen werden, weil er das erste Mal in dieser Breite die sich entwickelnden Formen der Beziehungen und des Zusammenlebens schildert, ohne den bestehenden Antagonismus der deutschen und polnischen Bevölkerung zu beschönigen. Es gelingt ihm, die bisherigen Disproportionen der Darstellung dieser Prozesse für West- und Ostpommern zu beseitigen und ein ausgeglichenes Bild zu zeichnen. Dabei werden auch andere Bevölkerungsgruppen berücksichtigt, und Zygmunt Szułtka, einziger Mitautor dieses Bandes, spezifiziert in Kapitel IV die allgemeinen Fragestellungen des Bandes für die kaschubische Bevölkerung. Sie formte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre ethnischen Eigenarten aus und wandte sich der deutschen Bevölkerung zu, was zu dem spezifischen Problem der „kaschubischen Frage“ wurde. Szułtka verwendet über die neueste Forschungsliteratur hinaus bisher unbekanntes Quellenmaterial, erweist sich einmal mehr als intimer Kenner der Geschichte der Kaschuben und erweitert den Wissensstand zu diesem Thema wesentlich.

Gerade der zweite Teilband legt Wert darauf, dem Leser nicht nur den Forschungsstand zu präsentieren, sondern wirft auch eine ganze Reihe von Fragen auf, die von der Forschung zu bewältigen sind. Auch geht es den Autoren darum, den Zeitraum von 1815 bis 1850 als einen Wendepunkt in der Geschichte Pommerns zu begreifen, wo Grundlagen für Entwicklungen gelegt wurden, die erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollends zur Entfaltung gelangten, und diese, wie etwa die nationale Mobilisierung von Deutschen und Polen, als einen Wesenszug dieser Region aus einer einseitigen Betrachtung herauszuheben und in multikausale und multipolare Strukturzusammenhänge zu stellen, die charakteristisch waren für die Entwicklungsprozesse des 19. Jahrhunderts.

Der vorliegende Band ist reichlich mit Bildmaterial und teilweise farbigen Karten (Teilband II) ausgestattet. Der erste Teilband bietet entsprechend seinem Charakter zahlreiche Tabellen. Leider besitzt nur der zweite Teilband eine englische Zusammenfassung und eine deutsche Übersetzung des Inhaltsverzeichnisses. Im Interesse der Übersichtlichkeit und eines schnelleren Zugriffs auf Quellen und Literatur im Sinne eines durch den Aufbau des ersten Teilbandes bereits angelegten Handbuches, wäre es sinnvoll gewesen, Quellen und Literatur nach den üblichen Ordnungsprinzipien im Anhang aufzuführen. Eine gewisse Doppelung mit dem literaturkritischen ersten Abschnitt wäre dabei nicht hinderlich gewesen. Was noch schmerzlicher wirkt und den Wert des Buches einschränkt, ist das völlige Fehlen eines Personen- und Ortsverzeichnisses.

Dem dritten Band der „Geschichte Pommerns“ können insgesamt gute Noten ausgestellt werden. Er bietet zusammen mit den bereits erschiene-

nen Bänden einen bestimmenden und soliden Orientierungspunkt in der Erforschung der Geschichte Pommerns und des preußischen Ostseeraumes.

Ralph Schattkowsky, Rostock

Grzegorz Jasiński, Mazurzy w drugiej połowie XIX wieku. Kształtowanie się świadomości narodowej (Die Masuren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Entwicklung eines nationalen Bewußtseins). Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego 1994, 221 S. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 143.).

Bisheriges Hauptbestreben der polnischen Masurenforschung war es, das polnische Antlitz Masurens zu betonen. Polnische Historiker traten mit zahlreichen Veröffentlichungen zur Geschichte „Ermlands und Masurens“ hervor, warfen häufig beide Regionen zusammen und fanden überall Hinweise ethnischer Polonität. Die polnische Abstammung der Masuren galt in der Forschung auch als Indiz für deren „Polentum“ („polskość“) in nationaler Hinsicht. Diese selektive „polonozentrische Sichtweise“ (Jasiński) negierte allerdings wichtige soziale und mentale Prozesse bei der masurenschen Bevölkerung, die im 19. Jahrhundert einsetzten und für deren spätere nationale Position wichtig wurden.

Die deutsche Seite hielt sich nach 1945 auffallend zurück. Masuren wurde im Kontext Ostpreußens gesehen, wodurch der polnische Sprach- und Kulturhintergrund der dortigen Bevölkerung relativiert werden sollte. Die südöstliche Region des ehemaligen Ostpreußen stand jedoch nie selbst im Mittelpunkt deutscher Untersuchungen.

Beide Seiten ließen es an Sensibilität für die ausgeprägten regionalen Besonderheiten Masurens und seiner Bevölkerung fehlen. Dadurch rückten die Masuren als Subjekt der Forschung in den Hintergrund. Um die jeweiligen nationalen Positionen und Besitzstände wissenschaftlich zu „begründen“, wurde das Thema Masuren vielmehr für die nationale Legitimationsforschung instrumentalisiert.

Der Allensteiner Historiker Grzegorz Jasiński legt einen neuen Beitrag zur Geschichte Masurens im 19. Jahrhundert vor. Damit liefert er erstmals eine monographische Studie über den wichtigen Zeitraum, der die Herausbildung eines nationalen Bewußtseins bei den Masuren umfaßt.

Jasiński durchbricht die bisherigen Hauptlinien in der polnischen Historiographie, indem er die Masuren selbst in das Zentrum seiner Untersuchung stellt. Sein Ziel ist es, anhand oftmals nur spärlich vorhandener Quellen die Entwicklung des Nationalbewußtseins in Masuren seit dem Ende der napoleonischen Herrschaft bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs aufzuzeigen. Dabei greift er vorwiegend auf die gedruckten polnischsprachigen Periodika Masurens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Zusätzlich zieht er Aktenbestände des Evangelischen Zentralarchivs, des Geheimen Staatsarchivs sowie kleinere, in Polen befindliche Materialien heran.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts führten die Masuren aufgrund ihrer sprachlich-kulturellen Besonderheit und Lage an der Peripherie Ostpreußens ein weitgehend autarkes Leben in ländlichen Lokalgemeinschaften. Trotz des polnischen Sprach- und Kulturmilieus verfügten sie über kein dezidiert polnisch-masurisches Regionalbewußtsein. Vielmehr definierte sich die masurische Gemeinschaft in erster Linie über den evangelischen Glauben. Die Religion besaß in der masurischen Gesellschaft einen ungleich höheren Stellenwert als die Sprache. Jasiński hebt dabei die ebenfalls starke Verbundenheit der Masuren mit der Hohenzollern-Dynastie hervor, die vor allem auf den Einfluß von Schule und Kirche zurückzuführen war, wo der König als Garant für Fortschritt und Wandel sowie als Schutzpatron gepriesen wurde. Die spezifische masurische „Königstreue“ blieb auch über 1871 hinaus erhalten. Neben dem Protestantismus und der Loyalität zum Königshaus spielten vor allem auch der Militärdienst und die Schulausbildung bei der Herausbildung eines nationalen Bewußtseins der Masuren eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Masuren zählte um 1800 etwa 150 000 Einwohner, die sich selbst als „polnische Preußen“ bezeichneten. Die ländliche Bevölkerung bestand überwiegend aus polnischsprachigen Masuren. Die wenigen Deutschen fanden sich vor allem unter den Beamten, lokalen Handwerkern, Müllern, Kaufleuten, Pastoren und Förstern. Sie lebten in den kleinen Städten Masurens. Dabei nahmen die Pfarrer einen besonderen sozialen Status ein und rekrutierten sich häufig auch aus alten einheimischen Familien.

Trotz ihrer Abgeschiedenheit war die ländliche Gesellschaft Masurens nicht isoliert. Vielmehr verfügte sie neben dem Militärdienst in anderen preußischen Regionen auch über gute Kontakte zum russischen Teilungsgebiet Polens. Neben offiziellen Handelsverbindungen gab es informelle Kontakte (vor allem Schmuggel!), Besuche hüben und drüben sowie verwandtschaftliche Beziehungen. Hier widerlegt Jasiński frühere deutsche Vorstellungen, es habe sich bei der masurisch-polnischen Grenze um einen konfessionell und kulturell undurchlässigen Wall gehandelt. Der

polnische Aufstand 1830/31 stieß in Masuren auf Sympathie. Da der masurische Protestantismus zahlreiche Elemente slawisch-katholischer Religiosität aufwies, kam es auch zu interkonfessionellen Kontakten. Grenzgänger, die die katholischen Kirchen jenseits der Grenze besuchten, gehörten noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Alltag. Ein konfessionelles Problem war daher weitgehend unbekannt, die Grenzen oftmals sogar fließend.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts tauchte der Begriff „Masuren“ auf. Zu dieser Zeit hatte er aber noch nicht den Charakter antipolnischer Abgrenzung. Er setzte sich zunächst als geographisch-ethnischer Begriff durch. Masuren war jedoch nie eine klar umrissene Verwaltungseinheit. Die Bewohner selbst wurden bis in das 19. Jahrhundert entweder „Polen“ oder „preußische Polen“ genannt, was nach Jasińskis Untersuchungen auch ihrer Selbsteinschätzung entsprach. Dabei implizierte das Wort „Pole“ keine nationale, sondern allein eine sprachliche Zuordnung.

Bereits in den 40er Jahren unternahmen die Schulbehörden den Versuch, die polnische Sprache aus dem Unterricht zu verbannen. Das unsensible Vorgehen der Behörden stieß jedoch auf den Widerstand der Bevölkerung („Sprachenkrieg“). Denn gerade aufgrund der zentralen Stellung der Religion in der masurischen Gesellschaft, auf die der Verfasser immer wieder zu Recht verweist, besaß die polnische Sprache eine wichtige religiöse Funktion als Ausdrucksform tiefer Volksfrömmigkeit. Durch die Reduzierung des Polnischunterrichts sahen die Masuren insbesondere die religiöse und moralische Erziehung ihrer Kinder gefährdet. In ihrem Verständnis gewährleistete allein die „lingua sacra“ – die polnische Sprache – eine gottgefällige Lebensführung.

Als Konsequenz des Vormärz, der die loyale Haltung der Masuren verstärkte, stieg das Interesse an gedruckten polnischsprachigen Kalendern und religiöser Erbauungsliteratur, so daß die Behörden, insbesondere die Kirche, genötigt waren, diesem Wunsch zu entsprechen. Evangelische Pfarrer versuchten daher, mit Hilfe polnischer religiöser Schriften die Masuren einerseits religiös zu unterweisen, sie andererseits aber auch in ihrem preußisch-loyalen Staatsbewußtsein zu festigen. Seit den 30er Jahren erschienen die ersten, vielfach zweisprachigen Kreisblätter der staatlichen Behörden.

Bis zur Reichsgründung wurde Masuren von einer außergewöhnlichen Dynamik erfaßt. Durch die Landreformen wurden die Eigentumsverhältnisse endgültig zugunsten der Bauern gelöst, Abhängigkeitsverhältnisse beendet und Flurflächen zusammengelegt. Die sozialen und wirtschaftlichen Prozesse sind quellenmäßig schwer zu erfassen, doch spiegelt der Bevölkerungsanstieg auf fast 420 000 Einwohner im Jahr 1861 diese Dynamik wider.

Auch im Bewußtsein der Menschen änderte sich vieles. Eine Fülle neuer Periodika erschien, und religiöse Literatur (Bibeln, Gebetbücher, Katechismen) fand reißenden Absatz. Erstmals wurde Masuren Thema wissenschaftlicher und heimatkundlicher Abhandlungen (vor allem bei Max Toeppen).¹ In Königsberg gründeten masurische Studenten die akademische Vereinigung „Masovia“. In den polnischsprachigen Periodika erschienen in Form von Gedichten und Erzählungen Lobeshymnen auf die Heimat und auf Preußen. Pfarrer und Lehrer als Repräsentanten des Staates standen bis 1870 an der Spitze dieses masurischen Regionalbewußtseins (Masurentum – „mazurskość“). Der polnische Januaraufstand 1863 stieß wiederum auf emotionale Reaktionen in Masuren. Aufgrund der Artikel in den polnischsprachigen Periodika weist Jasiński viele Beispiele von Solidarität für die Aufständischen nach.

Die Reichsgründung brachte erhebliche Veränderungen für Masuren mit sich. Der rasante Bevölkerungsanstieg führte zu einer großen Abwanderungswelle in die westdeutschen Industriegebiete. Masuren selbst bot seinen Landeskindern aufgrund fehlender industrieller Infrastruktur keine Arbeitsmöglichkeiten. Die ersten Eisenbahnlinien banden Masuren enger an das restliche Reich, wodurch der Assimilationsprozeß verstärkt wurde. 1883 zählte Masuren 327760 Einwohner, zehn Jahre später nur noch etwa 280000.

Nach 1870 vollzog sich endgültig ein Wandel von der traditionell toleranten preußischen Idee ethnischer Koexistenz zu einem neuen, reichsdeutsch und völkisch orientierten Nationalismus. In der neuen Nationalstaatsideologie war kein Platz mehr für eine polnischsprachige Grenzbevölkerung. Daher setzte eine massive staatliche Germanisierungspolitik ein, die 1872 erstmals auf den Widerspruch von nationalpolnischer Seite stieß (Wojciech Kętrzyński, „O Mazurach“). Die polnischsprachigen Zeitschriften und Kalender versuchten nun verstärkt, die Masuren im preußisch-deutschen Sinne zu beeinflussen. Ihre Auflagen stiegen. Unter Leitung von Martin Gerss stieg der „Kalendarz Królestwo-Pruski ewangelicki“ auf 11500 Exemplare an.

In der Schule verschwand die polnische Sprache. Durch die vielfältigen Kontakte mit dem deutschen Sprach- und Kulturkreis nahm die deutsche Sprache stark zu. In dem Assimilationsprozeß spielte wiederum die Kirche eine zentrale Rolle. Sie versuchte die polnische Sprache aus dem religiösen Leben zu verdrängen. Aber gerade in diesem Bereich hatte die Sprache eine besondere Bedeutung für die konservative masurischen

¹ Max Toeppen, Aberglauben aus Masuren. Danzig 1866; ders., Geschichte Masurens. Danzig 1870.

Landbevölkerung. Daher suchten viele Masuren den Kontakt zu den evangelischen Laienbewegungen („Gromadki“).

Der Begriff „polnische Preußen“ wurde zunehmend durch „Masuren“ ersetzt, um den Unterschied zu den Polen jenseits der Grenze zu verstärken. 1896 wurde in Lyck die „Masurische Volkspartei“ gegründet. Zwar ging die Initiative von nationalpolnischer Seite aus, doch formierte sie sich zur Plattform sozialer und wirtschaftlicher Forderungen der Masuren. Auch schrieb sie die Stärkung der lokalen Identität auf ihre Fahnen. In zwei masurischen Wahlkreisen konnte die Partei einen Achtungserfolg erzielen. Mit allen Mitteln versuchten die preußischen Behörden die angebliche „polnische Unterwanderung“ Masurens zu verhindern.

In Zusammenarbeit mit der evangelischen Kirche wurde eine Germanisierungspolitik eingeleitet, die seit der Reichsgründung die dauerhaften Grundlagen für einen unveröhnlichen Antipolonismus in Masuren legte. Jasiński untersucht die polnischsprachigen Periodika, vor allem den „Pruski Przyjaciół Ludu“, der von den evangelischen Pfarrern als Mittel zum Zweck für die weiteren Assimilationsbestrebungen herausgegeben wurde. Die preußischen Einigungskriege und die Reichsgründung taten ein übriges, um die patriotische Euphorie bei den Masuren zu stärken und die Abgrenzung zum südlichen Nachbarn zu forcieren. Eine nationalpolnische Bewegung, wie sie seit 1895/96 entstand, konnte daher aufgrund dieses ausgeprägten preußischen Bewußtseins der Bevölkerungsmehrheit in Masuren nie ihren Lokalvereinscharakter ablegen.

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges gab es zwei Hauptströmungen, die sich als „Masuren“ bezeichneten. Neben einer preußisch-deutschen Gruppe, die bereits weitgehend assimiliert oder deutscher Herkunft war, gab es bis 1914 noch ein spezifisch masurisches Preußentum, welches auf den vor-nationalen Traditionen der Hohenzollernmonarchie basierte. Durch die enge dynastisch-personalistisch geprägte Loyalität zum preußischen Herrscherhaus verfügten die Masuren lange Zeit über kein gesamtdeutsches, sondern auch nach 1871 noch über ein preußisches Nationalgefühl.

Allerdings wurden bereits seit 1870 die Grundlagen für den Untergang masurischer regionaler Identität gelegt. Der frühere multiethnische Konsens, der der preußischen Staatsräson entsprach, fand mit dem wilhelminischen Nationalismus ein Ende. Die Sprachenfrage wurde zugleich ein Kriterium für die Loyalität. Durch diesen staatlich forcierten Assimilationsprozeß wurden bis 1914 die Weichen für den endgültigen Untergang masurischer Sprache und Kultur gestellt. Die kleine masurische Elite protestierte nicht, sondern wurde rasch in den deutschen Kulturkreis integriert. Masurische Interessen und Maßnahmen zum Traditionserhalt wurden der Maxime nationaler und ethnischer Homogenität untergeordnet.

Mit dieser Arbeit legt Jasiński eine gelungene Studie der masurischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts vor und gestattet durch die Herausstellung religiöser und sozialer Spezifika einen Einblick in die ländliche Lebenswelt dieser im allgemeinen Bewußtsein bereits weitgehend vergessenen Grenzbevölkerung. Seine ausführliche Analyse der polnischsprachigen Presse und Periodika der Zeit versteht es, überzeugend die tiefgreifenden Veränderungen zu rekonstruieren, und ermöglicht Einblicke in das Denken und Fühlen der Masuren.

Jasińskis Verdienst ist um so größer, weil er sich von der schwierigen Quellenlage nicht abschrecken ließ. Frei von nationalen Interpretationsmustern rückt er konsequent die Masuren in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen, womit er ihnen die wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuteil werden läßt, die diese Bevölkerung in der deutsch-polnischen Kontaktzone verdient.

Andreas Kossert, Berlin

Toruń i Pomorze pod władzą pruską. Materiały konferencji z 10-11 grudnia 1993 r. w Toruniu (Thorn und Pommerellen unter preußischer Herrschaft. Materialien einer Konferenz in Toruń vom 10. bis 11. Dezember 1993), hrsg. v. Szczepan Wierzchosławski. Toruń: Towarzystwo Naukowe w Toruniu 1995, 128 S., 1 Karte.

Seit der politischen Wende in Ostmitteleuropa 1989/90 erscheint die gemeinsame Geschichte von Polen und Deutschen in dieser Region vielfach in einem neuen Licht. Herrschte in der polnischen Historiographie bisher nicht selten noch das alte Stereotyp vom jahrhundertelangen Kampf zwischen germanisierenden Deutschen und unterdrückten Polen vor, so wenden sich die Historiker jetzt verstärkt Aspekten des gutnachbarlichen Zusammenlebens und der gegenseitigen kulturellen Durchdringung zu. Diesem Ansatz war auch eine Tagung verpflichtet, die Ende 1993 in Toruń von der Nicolaus-Copernicus-Universität, der Wissenschaftlichen Gesellschaft Toruń (TNT) und dem Institut für Geschichte der Ostseeländer der Polnischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet wurde. Mittlerweile sind die Referate dieser Tagung – wenn auch unter einem Titel, der auf den ersten Blick ein wenig an die alten Geschichtsbilder erinnert – von Szczepan Wierzchosławski der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Der einleitende Beitrag von Zofia Libiszowska (Łódź), „Internationale Bedingungen der zweiten Teilung Polens“, läßt allerdings kaum neue Ansätze erkennen, da er methodisch der klassischen Diplomatiegeschichte verhaftet bleibt. Gegen die expansive russische Balkanpolitik initiierte der britische Regierungschef Pitt ein Bündnissystem, in das Polen, ebenso wie Preußen, auf der Konferenz von Reichenbach einbezogen wurde. Polen kehrte damit nach langer Lethargie zwar wieder als Akteur auf die Bühne der internationalen Politik zurück, doch erwies sich die Zusammenarbeit mit Preußen als tragischer Fehler: 1792 entschied sich Rußland, mit preußischer Hilfe gegen den „Jakobinismus an der Weichsel“ vorzugehen, und leitete so das Ende des polnischen Staates ein. Neben der internationalen Lage war für die Aufteilung Polens jedoch auch, wie knapp dargelegt wird, die teilweise von den Nachbarn gesteuerte polnische Opposition verantwortlich, die jegliche Reform blockierte und so zu der verhängnisvollen Entwicklung seit den ersten Regierungsjahren König Stanisław Augusts erheblich beitrug.

„Thorn in der Zeit der preußischen Herrschaft (1793–1806)“ ist das Thema eines Beitrages von Jerzy Wojtowicz (Toruń). Als die Stadt im Januar 1793 von preußischen Truppen besetzt wurde, wurde diesen von der einheimischen Bevölkerung keinerlei Sympathie entgegengebracht. Die Thorner Wirtschaft war zwar durch die lange preußische Blockade ruiniert, doch lebte das Bewußtsein der ehemaligen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung bei den häufig auf deutschen Universitäten gebildeten alten protestantischen Eliten weiter. Die alten Eliten wurden jedoch durch die Umstrukturierung der Stadtverwaltung weitgehend entmachtet, als ein „Combinierter Magistrat“, der sich aus preußischen Beamten zusammensetzte, an die Stelle der bisherigen städtischen Selbstverwaltungskörperschaften trat. Elemente der Veränderung waren auch die nun in Thorn stationierte Garnison mit einer durchschnittlichen Stärke von 1000 Mann und die ca. 90-100 zugezogenen preußischen Beamten, deren gesellschaftliches Leben sich vor allem in der 1793 gegründeten Freimaurerloge abspielte.

Von Konflikten zwischen der deutschen und der hauptsächlich in den Vorstädten und an der Peripherie wohnhaften polnischen Bevölkerung konnte in diesem Zeitraum jedoch noch keine Rede sein, vielmehr wurde das alltägliche Leben durch Kirche, Zunft, Familie und nachbarschaftliche Beziehungen bestimmt. Trotz der Tätigkeit einiger junger deutscher Schriftsteller in Thorn während der 1790er Jahre setzte ein kultureller und wissenschaftlicher Niedergang der Stadt ein. Wegen der mangelnden Berücksichtigung lokaler Wirtschaftsinteressen durch die Behörden konnte sich auch die Thorner Wirtschaft nicht erholen, wie u.a. an einem signi-

fikanten Rückgang der Zahl der in Thorn ansässigen Kaufleute deutlich wird. Insgesamt konnte Thorn als periphere preußische Garnisonsstadt nicht mehr an seine alte Rolle der „Königin der Weichsel“ anknüpfen.

Dem „Problem der Provinz Westpreußen (1815–1918)“ widmet sich Stanisław Salmonowicz (Toruń). 1815 wurde zwar wieder eine Provinz Westpreußen geschaffen, doch war bereits die Entscheidung, aus Furcht vor zu starkem Einfluß polnischer Rittergutsbesitzer in Westpreußen keinen eigenen Provinziallandtag einzuführen, ein Vorgriff auf die spätere Liquidation der Provinz. Als Grund für die 1824 erfolgte Vereinigung von West- und Ostpreußen zur Provinz Preußen wurde offiziell die Notwendigkeit finanzieller Einsparungen angegeben, inoffiziell spielte jedoch das Bestreben des Oberpräsidenten Theodor v. Schön, die polnische Bevölkerung Westpreußens besser in den preußischen Staat zu integrieren, eine entscheidende Rolle. Seit 1870 sind verschiedene Initiativen zur Wiederherstellung der Provinz Westpreußen festzustellen, die in erster Linie von dem Danziger Oberbürgermeister v. Winter ausgingen. Nachdem ein erster Vorstoß unter Hinweis auf die Gefährlichkeit der nationalpolnischen Bewegung vom Provinziallandtag abgelehnt worden war, wurden von den Befürwortern einer eigenständigen Provinz Westpreußen die besonderen wirtschaftlichen Interessen des Weichsellandes und Danzigs in den Mittelpunkt ihrer Argumentation gestellt. Schließlich erreichten sie, daß 1878 wieder zwei getrennte Provinzen, Ostpreußen und Westpreußen, errichtet wurden. Der Beitrag von Salmonowicz gibt zwar einen guten Überblick über die Verwaltungsgeschichte Westpreußens, bleibt jedoch im ganzen allzu deskriptiv.

Demgegenüber analysiert Kazimierz Wajda in seinem Beitrag „Westpreußen unter preußischer Herrschaft (1815–1919)“ die Auswirkungen der Zugehörigkeit Westpreußens zur Hohenzollernmonarchie auf Gesellschaft, Wirtschaft, Bevölkerung und Politik der Region am Unterlauf der Weichsel. Entscheidend für die Wirtschaft der agrarisch strukturierten Provinz waren die Agrarreformen in der ersten Jahrhunderthälfte, die die Einführung kapitalistischer Betriebsmethoden ermöglichten. Infolgedessen entstand einerseits eine Schicht größerer Landbesitzer und andererseits durch die Verarmung eines Teils der bäuerlichen Bevölkerung eine starke Landarbeiterklasse. Neue Märkte für landwirtschaftliche Produkte eröffnete die Entwicklung des Eisenbahnnetzes, wovon in der zweiten Jahrhunderthälfte auch die im großen Stil betriebene Zuckerproduktion profitierte. Im Vergleich mit ähnlichen Maßnahmen in Galizien und Russisch-Polen waren die preußischen Agrarreformen am erfolgreichsten.

Da in Westpreußen mit Ausnahme des Kulmer Landes die deutschen Großgrundbesitzer überwogen, konnten soziale Konflikte zwischen Guts-

herren und Landarbeitern schnell den Charakter nationaler Auseinandersetzungen annehmen. Zwar wurden viele gesellschaftliche Konflikte durch die massenhafte Auswanderung entschärft, doch ist auf diese Weise in Westpreußen, wie etwa auch in der Provinz Posen, eine frühe nationale Integration der polnischen Bauern und Landarbeiter festzustellen. Der Nationsbildungsprozeß auf dem Lande, wo 1905 noch 83% der Polen wohnten, war ausschlaggebend für die ganze polnische Bevölkerung in Westpreußen.

Die bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts wachsende Rentabilität der Rittergüter verhinderte Investitionen in anderen Wirtschaftsbereichen, so daß die Industrialisierung in der Provinz nur punktuell, vor allem in Elbing und Danzig, einsetzte. Erst in den 90er Jahren ist in Westpreußen ein beschleunigtes Wachstum der Industrie zu verzeichnen. Der Modernisierungsprozeß in Westpreußen, so Wajdas Fazit, verlief im ganzen schneller und effizienter als im österreichischen oder russischen Teilungsgebiet.

Eine lebhaft diskutierte Tagung in Toruń über den Beitrag „Die Gesellschaft Westpreußens und die preußische Verwaltung (1815–1914)“ von Szczepan Wierzchosławski (Toruń) hervor. Im Gegensatz zu der weit verbreiteten Meinung, die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen seien in Westpreußen während des 19. Jahrhunderts vor allem durch einen rigorosen Nationalitätenkampf bestimmt gewesen, betont Wierzchosławski die Normalität und die positiven Aspekte der beiderseitigen Beziehungen.

Bis 1830 traten z.B. viele Angehörige der polnischen Szlachta in den preußischen Staatsdienst ein, und auf den Provinziallandtagen arbeiteten polnische und deutsche Gutsbesitzer wegen gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen zusammen. In der ersten Jahrhunderthälfte unterschied sich das Verhältnis von Deutschen und Polen zu den Behörden kaum. Die Mehrheit der Deutschen war konservativ und Parteien hatten sich noch nicht herausgebildet, das Nationalitätenproblem war für die lokalen Verhältnisse noch ohne Bedeutung. Dies änderte sich erst mit dem Kulturkampf, der als Angriff der protestantischen Behörden auf die geistigen und kulturellen Existenzgrundlagen der polnischen Bevölkerung angesehen wurde. Dennoch war es der polnischen Bevölkerung auch weiterhin möglich, das Bekenntnis zur polnischen Nation mit der Loyalität gegenüber dem preußischen Staat zu vereinbaren, wie Wierzchosławski u.a. am Beispiel des Kulmer Gymnasialdirektors Łożyński verdeutlicht. Weniger die Nationalität als die Konfession war vor 1914 eine schroffe Trennungslinie. Bei Wahlen stimmten Polen für das Zentrum, und noch 1903 votierten sogar preußische Beamte für polnische Kandidaten; offizielle Feiern,

wie etwa die alljährlichen Königsgeburtstage, wurden von Deutschen und Polen gemeinsam begangen. Entgegen dem Schlagwort „*swój do swego po swoje*“ bestimmte eine enge wirtschaftliche Verflechtung die alltäglichen Beziehungen der beiden Nationalitäten. Daher war für das Verhältnis der Bevölkerung zur Verwaltung auch die Behandlung wirtschaftlicher Probleme ausschlaggebend, während politische, konfessionelle und nationale Fragen eine nachgeordnete Rolle spielten. Wierzchosławski betont zwar, bei seinen Ausführungen handele es sich nur um eine Skizze, doch eröffnet gerade sein Aufsatz neue Perspektiven für die Forschung.

Wesentlich stärker in der Tradition der bisherigen polnischen Forschung steht dagegen der Beitrag von Janusz Jasiński (Olsztyn) zum Thema „Aufstandsversuche in Westpreußen 1848“. Treibende Kraft bei den Aufstandsvorbereitungen war Ludwik Mierosławski, der für eine Wiederholung des in der Emigration ausgearbeiteten Plans von 1846 eintrat. Zentren der Vorbereitung waren der polnische Adel im Kulmer Land sowie das Berliner und das Posener Revolutionskomitee. Durch die Betonung der Zusammenarbeit von Polen und Deutschen gegen den gemeinsamen Feind Rußland gelang es zunächst, die Sympathien eines Teils der deutschen Bevölkerung zu gewinnen. Dies änderte sich jedoch schnell, als bekannt wurde, daß auch Westpreußen für einen künftigen polnischen Staat beansprucht wurde. Nachdem Sulerzyski und andere führende Köpfe der polnischen Bewegung in Kulm verhaftet worden waren, brachen die Aufstandsvorbereitungen weitgehend zusammen. Versuche, die polnischsprachige Bevölkerung unter Hinweis auf soziale und konfessionelle Konflikte zu mobilisieren, dauerten jedoch an, wie Jasiński detailliert nachweisen kann. Zuzustimmen ist ihm allerdings nicht, wenn er die These formuliert, die antipolnische Haltung der deutschen Bevölkerung sei in erster Linie durch die Tätigkeit der preußischen Behörden herbeigeführt worden. Hier ist vielmehr auf die Eigendynamik der deutschen öffentlichen Meinung sowie der politischen Clubs zu verweisen.

Magdalena Niedzielska (Toruń) erörtert unter dem Titel „Adelsliberalismus in der Provinz Preußen während des Vormärz“ die auch in der deutschen Forschung viel diskutierte Frage, ob der ostpreußische Adelsliberalismus nur eine regionale Variante der liberalen Bewegung war oder das Ergebnis der besonderen historischen Tradition und der gesellschaftlichen bzw. wirtschaftlichen Lage der Provinz. Wichtige Voraussetzungen für die Entstehung des Adels- oder Gutsbesitzerliberalismus waren die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende Kapitalisierung der Landwirtschaft sowie die Vermittlung von der Aufklärung ausgehender neuer philosophischer und wirtschaftlicher Strömungen durch die Universität Königsberg. Eine spezifisch ostpreußische Identität unter Betonung ständischer Tradi-

tionen entwickelte sich bei den liberalen Adligen aufgrund der Erfahrungen der Reformzeit und der Befreiungskriege, die von Königsberg ihren Ausgang nahmen.

Der Adelsliberalismus war jedoch keine Antwort auf die preußischen Reformen, sondern auf deren gesellschaftliche und wirtschaftliche Folgen: Erst in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelten sich als Folge der Agrarkrise bei ostpreußischen Adligen liberale Vorstellungen. Die oppositionellen Tendenzen basierten auf gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen, wie die Diskussion um eine neue Landgemeindeordnung oder die Patrimonialgerichtsbarkeit verdeutlicht. Gegenüber der polnischen Bewegung verhielt sich die Gruppe um Brünneck, Below und Saucken-Tarputschen distanziert bis offen ablehnend. Mit der bürgerlichen liberalen Bewegung, deren Zentren Königsberg und Elbing waren, kooperierten die liberalen Adligen vor allem auf dem Landtag von 1840. Bereits 1845 zeigten sich aber deutliche Differenzen zwischen dem adligen und dem bürgerlichen Flügel des ostpreußischen Liberalismus, da das politische Ziel des Adelsliberalismus nicht die Demokratisierung der Gesellschaft war, sondern eine Parlamentarisierung der Regierung unter wachsender Beteiligung des 2. und 3. Standes.

Der abschließende Beitrag von Andrzej Piątkowski (Toruń) behandelt die „Entstehung und Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Westpreußen (1842–1914)“. In einer ersten Entwicklungsphase entstanden zwischen 1852 und 1879 die Hauptlinien, vor allem die Ostbahn Berlin-Königsberg. Da private Investoren an der Strecke nicht interessiert waren, kam es zu heftigen politischen Auseinandersetzungen um die Finanzierung der Ostbahn auf dem Vereinigten Landtag 1847, die von Piątkowski allerdings zu knapp dargestellt werden. 1852 wurde Danzig an das Schienennetz angeschlossen, wenig später auch eine Verbindung nach Russisch-Polen hergestellt. Mit der Eröffnung der Weichselstädtebahn Marienburg-Graudenz-Thorn 1880 war der Bau der Hauptstrecken in Westpreußen abgeschlossen. Nach 1880 wurden in einer zweiten Entwicklungsphase Verbindungen zwischen den Hauptstrecken erbaut. Zwischen 1892 und 1914 entstanden schließlich drittrangige Linien – häufig Kleinbahnen mit schlechterer technischer Ausrüstung, die aber z.B. für die Zuckerindustrie von großer Bedeutung waren.

Auch wenn nicht alle Beiträge den hochgesteckten Erwartungen entsprechen können, so dokumentiert der Sammelband doch, wie sich vor allem die jüngere Generation der polnischen Historiker neuen Forschungsfeldern zuwendet. Auf weitere Bemühungen in dieser Richtung darf man gespannt sein.

Christian Pletzing, Berlin

„Halte fern dem ganzen Lande jedes Verderben ...“. Geschichte und Kultur der Juden in Pommern. Ein Sammelband, hrsg. v. Margret Heitmann u. Julius H. Schoeps unter Mitwirkung v. Bernhard Vogt. Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms Verlag 1995, 571 S. (Haskala. 15.); Gminy Wyznaniowe Żydowskie w województwie pomorskim w okresie międzywojennym (1920–1939) (Die jüdischen Gemeinden in der Woiwodschaft Pommerellen in der Zwischenkriegszeit [1920–1939]), hrsg. v. Jan Sziling. Toruń: Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika 1995, 261 S. (Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 4.).

Das Interesse an jüdischer Geschichte und Kultur begann sich in der DDR wie in der Volksrepublik Polen erst Ende der 1980er Jahre zu regen. In der Bundesrepublik erleben wir zwar seit 20 Jahren eine wahre Flut von Publikationen zu jüdischen Themen, aber die früheren preußischen Ostprovinzen blieben dabei fast immer ausgespart. Die hier anzuzeigenden Sammelbände stellen Teilergebnisse von Projekten dar, die sich die Schließung dieser großen Lücke zum Ziel gesetzt haben. Das Buch über die Juden in Pommern ist der erste Band, der aus dem Forschungsprojekt „Geschichte der Juden in Schlesien, Pommern, Ost- und Westpreußen“ hervorging, das vom Bundesministerium des Innern gefördert wird. Betreut wird das Projekt vom Salomon Ludwig Steinheim-Institut und vom Moses Mendelssohn-Zentrum in Potsdam. Innerhalb der kleinen Serie zu den Nationalitäten und Konfessionen in Pommerellen, die an der Universität in Thorn bearbeitet und herausgegeben wird, wurde den jüdischen Einwohnern dieser Region nun zum zweiten Mal ein Band gewidmet.¹

Die Autorinnen und Autoren der Artikel beider Bände standen vor ähnlichen Problemen. Das Quellenmaterial für Pommern wie für Pommerellen ist nur lückenhaft erhalten und über mehrere Länder verstreut. Die wichtigsten Materialien liegen in Polen, Deutschland, Israel und den USA. Ausgewertet werden konnten für den Pommernband vor allem deutsche und polnische Archive, für den Pommerellenband kamen lediglich die polnischen Archive in Frage. Zudem fällt die mangelnde Vertrautheit mit jüdischer Geschichte und Kultur jener Autorinnen und Autoren auf, die aus der Regionalgeschichte heraus die jüdische Bevölkerung be-

¹ Der erste Band trägt den Titel: Emancypacja – Asymilacja – Antysemityzm. Żydzi na Pomorzu w XIX i XX wieku (Emanzipation, Assimilation, Antisemitismus. Die Juden in Pommerellen im 19. und 20. Jahrhundert), hrsg. v. Zenon Hubert Nowak. Toruń 1992 (Stosunki narodowościowe i wyznaniowe na Pomorzu w XIX i XX wieku. 2.).

trachten. Auf die Beteiligung von Fachleuten aus der Region kann und soll nicht verzichtet werden, sind sie es doch meistens, die sich als erste mit der jüdischen Bevölkerung ihrer Umgebung befassen und sich in den Archiven vor Ort am besten auskennen. Aber es bleibt bei der Lektüre eine gewisse Leere zurück – jüdisches Leben läßt sich eben nicht durch die Aneinanderreihung von gesetzlichen Regelungen, Zahlen und Namen einfangen.

Erschwert wurden die Forschungen der Verfasser dadurch, daß Überblicksdarstellungen fehlen, auf die hätte aufgebaut werden können. Es gibt bisher keine umfassende Geschichte der Juden in Preußen. Dieser Mangel schlägt sich in widersprüchlichen bzw. falschen Angaben zur rechtlichen Entwicklung in Preußen (Pommern: Beitrag von Wilhelmus, S. 110; Pommerellen: Beitrag von Waszkiewicz, S. 9) und in dem Verzicht auf jeglichen Vergleich mit anderen Regionen nieder.

Die vier Abschnitte des umfangreichen Pommernbandes – Regionalgeschichte, Stadtgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Antisemitismus und Holocaust – versuchen, die wichtigsten Bereiche jüdischer Geschichte und Kultur abzudecken. Das gelingt in unterschiedlichem Maße. Zum ersten Teil muß das Vorwort hinzugezählt werden, denn dort finden sich ein knapper Überblick über die Geschichte Pommerns und der dort ansässigen Juden sowie Angaben statistischer Art, die in den weiteren Kapiteln fehlen, was zur Übersichtlichkeit nicht unbedingt beiträgt. Unter „Regionalgeschichte“ wird im wesentlichen „Judenpolitik“ verstanden, die dann jeweils sehr detailliert für die einzelnen Landesteile dargestellt wird (Beiträge von Herzfeld, Bäcker, Wilhelmus). Die Judenpolitik bildet sicherlich die rechtliche Grundlage für die Existenz jüdischer Gemeinden, aber sie sagt vor allem etwas über die Haltung der Mehrheit gegenüber der jüdischen Minderheit aus, wenig dagegen über die jüdische Minderheit selbst. Eine Einordnung in die kurbrandenburgische, schwedische und preußische Judenpolitik, in deren Rahmen ja die pommersche jeweils gehörte, fehlt weitgehend. Deutlich wird dagegen – auch in dem lexikonartigen Beitrag von Salinger –, wie schwierig es für Juden war, überhaupt in dieser Region ansässig zu werden und funktionstüchtige Gemeinden aufzubauen.

Die Artikel zur Stadtgeschichte sind den Orten Stralsund (Genz), Greifswald und Umgebung (Wilhelmus), Stolp (Salinger), Pasewalk (Krüger/Wilhelmus), dem Kreis Demmin (Vensky) sowie Grimmen (Strübing) gewidmet. Sie bleiben im lokalen Rahmen, sind für diesen mit Zahlen, Fakten und Namen sicher interessant, darüber hinaus allerdings kaum. Anders dagegen der Aufsatz von Margret Heitmann, der die Probleme der jüdischen Gemeinde in Stettin beschreibt, als diese mit der Bitte der

freien christlichen Gemeinde konfrontiert wird, in der Synagoge gottesdienstliche Zusammenkünfte abhalten zu dürfen. Hier wird zum ersten Mal das Innenleben einer jüdischen Gemeinde sichtbar. Das ist jüdische Geschichte – endlich, denn wir sind bereits auf Seite 225 angekommen.

Erfreulicherweise gilt dieser Befund auch für einige Beiträge im Abschnitt Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Die Bedeutung der jüdischen Kaufleute und Händler für Handel und Gewerbe in der Grenzregion Hinterpommern mit ihren vielfachen Verbindungen nach Polen beschreibt Erika Herzfeld fast ausschließlich auf der Grundlage des für das 18. Jahrhundert offensichtlich reichlich vorhandenen Aktenmaterials. Über Pommern weit hinaus bekanntgeworden ist das Projekt der pommerschen Kriegs- und Domänenkammer von 1753, für die in Pommern verstreut lebenden Juden an der Leba eine eigene Stadt anzulegen, von der aus sie den Handel mit Polen abwickeln sollten (Beitrag von Lordick). Der Plan wurde einige Zeit ernsthaft verfolgt, scheiterte dann aber am Widerstand Friedrichs II. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Günther Frieß zur Lebenswelt jüdischer Räuberbanden, der die Literatur zum jüdischen wie nichtjüdischen Gaunertum in Deutschland heranzieht, mit dem pommerschen Aktenmaterial konfrontiert und es in vorbildlicher Weise kritisch auswertet. Dabei entsteht vor den Augen der Leserin und des Lesers eine differenzierte Innenansicht einer jüdischen Lebensform. Auch Jörg Fehrs weiß in bewährter Weise die Situation jüdischer Lehrer und Schüler im Pommern des 19. Jahrhunderts anschaulich darzustellen. Einen Einblick in das Wirken zweier karitativer jüdischer Einrichtungen geben Ruprecht und Vinkmann.

Zu den wenig ergiebigen Beiträgen zählen die Aufsätze von Dorothea Elisabeth Deeters über jüdische Gutsbesitzer in Pommern sowie von Helmut Neubach über jüdische Politiker. Deeters reiht chronologisch, ohne erkennbare innere Struktur alles aneinander, was sie über jüdische Gutsbesitzer aus den Quellen und der Literatur in Erfahrung bringen konnte. Hier hätte man sich energisches Eingreifen der Redaktion gewünscht. Fragwürdig ist die Aufzählung von „jüdischen Politikern“, deren einzige Beziehung zu Pommern darin besteht, daß sie dort geboren wurden, ihre Jugend aber bereits andernorts verlebten und nicht nach Pommern zurückkehrten, wie Leopold Jacoby und Rudolf Katz. Julius Lippmann und der genannte Katz werden als „jüdisch“ geführt, obwohl sie konvertiert waren.

Im Abschnitt „Antisemitismus und Holocaust“ stellt Bernhard Vogt detailliert die antisemitischen Ausschreitungen des Jahres 1881 dar, die mit dem Synagogenbrand in Neustettin begannen und sich dann auf andere Orte in Pommern, Westpreußen und Posen ausbreiteten. Vogt kommt

zu dem Schluß, daß es sich dabei um pogromartige Unruhen bzw. Pogrome gehandelt habe und das Kaiserreich entgegen bisheriger Auffassung keineswegs frei von „Pogrom-Antisemitismus“ gewesen sei. Leider definiert Vogt nicht, was er unter einem Pogrom versteht, und er berücksichtigt auch nicht den Artikel von Christhard Hoffmann zum gleichen Thema,² der die Ausschreitungen in einen größeren politischen Zusammenhang einordnet und sie in der Geschichte des deutschen Antisemitismus als Episode mit allerdings weitreichenden Folgen bewertet.

Mit dem 1921 in Stargard gegründeten Konzentrationslager für ostjüdische Emigranten greift Ludger Heid ein wenig bekanntes Thema auf. Ausführlich geht er auf die Parlamentsdebatten ein, die diese „Kulturshande“ auslöste. Der Bezug zu Pommern geht dabei allerdings verlor, es wird weder thematisiert, warum das Lager in Stargard eingerichtet wurde, noch wie die nichtjüdische Bevölkerung dazu stand. Ohne daß der Autor dies in einer Anmerkung erwähnt hätte, übernimmt er ganze Passagen aus seiner Habilitationsschrift,³ die zwar im gleichen Jahr wie der Pommernband als Buch erschien, im Autorenverzeichnis aber bereits als veröffentlicht angegeben ist.

In den weiteren Artikeln befassen sich die Autorinnen und Autoren mit den Auswirkungen des Antisemitismus und des Holocaust in Pommern (Oberndorfer, Auch, Frankiewicz, Wilhelmus, Brandt). Es sind dies Beiträge, wie sie für viele Regionen und Städte geschrieben worden sind: auf den regionalen Raum bezogen, ohne Einordnung in einen größeren Forschungszusammenhang, häufig von Menschen zu Papier gebracht, die heute dort leben und sich der totgeschwiegenen Vergangenheit an ihrem Ort stellen wollen. Eine andere Herangehensweise an diese Themen hätte den Rahmen des chronologisch wie thematisch umfangreichen Sammelbandes vermutlich gesprengt. Auffällig ist aber, daß durchgängig die Opfer beim Namen genannt werden, die Täter nicht.

Nach 1945 wurden weder im polnischen noch im deutschen Teil Pommerns jüdische Gemeinden neu begründet; von den Synagogen und Friedhöfen ist nur wenig erhalten geblieben. Zu den Überresten sind aber auch die Akten der jüdischen Gemeinden zu zählen, die zum Teil im Gesamtarchiv der deutschen Juden (gegründet 1905) aufbewahrt wurden. Die Geschichte dieses Archivs und seine Aufgaben stellt Elisabeth Brachmann-Teubner im Anhang vor. Eine Tabelle informiert darüber, von wel-

² Christhard Hoffmann, Politische Kultur und Gewalt gegen Minderheiten. Die antisemitischen Ausschreitungen in Pommern und Westpreußen 1881, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 3 (1994), S. 93-120.

³ Ludger Heid, *Maloche – nicht Mildtätigkeit. Ostjüdische Arbeiter in Deutschland 1914–1923*. Hildesheim (u.a.) 1995.

chen jüdischen Gemeinden Pommerns Akten erhalten sind. Die Angaben zum Standort sind allerdings, soweit es den in Deutschland verbliebenen Teil der Akten angeht, inzwischen überholt. Diese befinden sich jetzt im Archiv der Stiftung „Neue Synagoge Berlin“ – Centrum Judaicum. Eine nach Themen zusammengestellte Auswahlbibliographie, in der auch Zeitungsartikel aufgeführt werden, sowie Orts- und Personenregister runden den Anhang ab.

Was die Form angeht, so sind relativ viele Druckfehler und fehlende Titel bei den Tabellen anzumerken. Im Abschnitt zur Regionalgeschichte wären Karten mit den jeweiligen Landesgrenzen hilfreich gewesen. Schwerer wiegt jedoch der inhaltliche Einwand, daß die jüdische Kultur, immerhin Bestandteil des Titels, im Buch fast gar nicht vorkommt. Die sehr kleinen Gemeinden Pommerns haben sicherlich nicht viel an Überresten kulturellen Lebens hinterlassen. Aber ein Beitrag über die Synagogenbauten, mit einigen Abbildungen versehen, hätte zumindest einen Bereich jüdischer Kultur sichtbar machen können. Gerade kulturelle Aspekte sind ebenso wie sozialgeschichtliche geeignet, Juden nicht nur als Objekte der Geschichte, sondern als Handelnde zu sehen. Diese Perspektive bleibt in zu vielen Beiträgen ausgeblendet. Deshalb erfahren wir wenig über die sozialen Unterschiede innerhalb der jüdischen Bevölkerung, über den Alltag der Juden in dieser Region, über die religiöse Entwicklung in den Gemeinden, die Konflikte, die im Laufe des 19. Jahrhunderts durch Emanzipation und Akkulturation ausgelöst wurden, das Verhältnis zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung.

Das Herausgaberteam war sich darüber im klaren, daß der vorliegende Band noch keine Gesamtgeschichte darstellt. Der Wert dieser Publikation liegt darin, die jüdische Bevölkerung Pommerns überhaupt als Forschungsgegenstand etabliert und für ein breites Spektrum von Themen eine Fülle von Material bereitgestellt und ausgewertet zu haben.

Bei der Besprechung des Pommerellenbandes können wir uns kürzer fassen, denn bei den Beiträgen handelt es sich vorwiegend um Gemeindegeschichten, die von einem Beitrag zur rechtlichen Entwicklung (Waszkiewicz) und einem zu den jüdischen Friedhöfen der Region in der Zwischenkriegszeit (Wolos) eingerahmt werden. Dazwischen werden – die gesamte Woiwodschaft abdeckend – neunmal Gemeindegeschichten abgehandelt: Karthaus (Rezmer), Thorn (Nowak), Graudenz (Alabrudzińska), Strasburg (Chamot), Gollub (Waszkiewicz), Preußisch Stargard (Wojciechowski), Konitz (Karpus), Schwetz (Golon) und Zempelburg (Sziling). Die Artikel basieren fast ausschließlich auf Akten der polnischen Behörden, die sich bei jeder Gemeinde für die gleichen Themen interessierten. Und so stellen die Autorinnen und Autoren denn auch in

fast immer gleicher Themenfolge vorwiegend Materialien aus diesen Akten zur Verfügung, einschließlich der Mitgliederlisten.

Dem Herausgeber, der in der Einleitung konstatiert, daß dies die erste Gesamtdarstellung der Geschichte der Juden in der Woiwodschaft Pommerellen in der Zwischenkriegszeit sei, müssen wir widersprechen. Für eine Gesamtgeschichte ist die Materialgrundlage zu einseitig. Dies ist auch kein Buch im eigentlichen Sinne, denn man kann es nicht lesen. Es ist eher ein Nachschlagewerk, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Denn trotz des Vorbehaltes, daß hier nur die Sicht von außen zum Tragen kommt, sind in den Akten Sachverhalte festgehalten, die den tiefen Einschnitt erkennen lassen, den die Wiedererrichtung des polnischen Staates für die jüdischen Gemeinden in Pommerellen bedeutete. Viele der eingesessenen deutschakkulturierten Juden wanderten nach Deutschland ab. Aus den östlichen Woiwodschaften zogen Juden zu, die aus einer anderen Tradition stammten. Das führte innerhalb der Gemeinden zu Konflikten, die in den Akten gut belegt sind. Die staatlichen Behörden richteten ihr Augenmerk aber auch auf die Haltung der deutschakkulturierten Juden zum jungen polnischen Staat und holten regelmäßig Berichte über die Loyalität dieser Bevölkerungsgruppe ein. Außerdem finden sich Informationen über jüdische karitative Einrichtungen, die wenigen jüdischen Presseorgane, die hier erschienen, die verschiedenen politischen Organisationen der Juden und schließlich über antisemitische Tendenzen und Verhaltensweisen.

Der Informationsgehalt dieser Gemeindegeschichten ist größer als der der pommerschen, weil sich der polnische Staat stärker und unter unterschiedlicheren Gesichtspunkten für das Innenleben der Gemeinden interessierte als der deutsche.

Die beiden Sammelbände stellen wichtige Etappen auf dem Weg zur Gesamtgeschichte der Juden in Pommern und Pommerellen, in Preußen und Polen dar. Aber die Arbeit muß weitergehen, in Deutschland wie in Polen.

Sophia Kemlein, Warszawa

Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern (1920–1939), hrsg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und der Generaldirektion der Polnischen Staatsarchive v. Rudolf Jaworski u. Mieczysław Wojciechowski, bearb. v. Mathias Niendorf u. Przemysław Hauser. 2 Halbbde. (Polacy i Niemcy między wojnami. Status mniejszości i walka graniczna. Reporty władz polskich i niemieckich z lat 1920–1939. Wydano na zlecenie Institut für Zeitgeschichte i Naczelnej Dyrekcji Archiwów Państwowych. Wydawcy: Rudolf Jaworski i Mieczysław Wojciechowski, opracowali: Mathias Niendorf i Przemysław Hauser. 2 części). München (u.a.): K. G. Saur 1997, XXIII, 1156 S. (Texte und Materialien zur Zeitgeschichte. 9.).

Anerkannt als Minderheit: Dieser Titel einer 1994 erschienenen Publikation über die Deutschen in Polen illustriert den fundamentalen Wandel in Polen seit dem Umbruch von 1989 in der Einstellung gegenüber der deutschen Bevölkerung; ähnliches ließe sich – wenn auch mit Einschränkungen – für die Situation der Polen in Deutschland feststellen, denn auf der Grundlage der Gegenseitigkeit hat sich die Bundesregierung im Nachbarschaftsvertrag von 1991 verpflichtet, ihre kulturellen und sprachlichen Belange als nationale „Gruppe“ zu respektieren. Da das Problem dieser nationalen Minderheiten bis Ende der 80er Jahre in Polen tabuisiert und in der Bundesrepublik nicht zur Kenntnis genommen wurde, konnten so Einstellungen überdauern, die sich im deutsch-polnischen Verhältnis nach dem Ersten Weltkrieg herausgebildet hatten: Die Deutschen in Polen wurden wie die Polen in Deutschland zwischen den Weltkriegen verdächtigt, illoyal zum jeweiligen Staatswesen eingestellt zu sein und als „fünfte Kolonnen“ für Forderungen nach Grenzverschiebungen zu fungieren.

Bereits 1959 war im Gespräch zwischen Martin Broszat, dem langjährigen Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, und dem späteren Direktor der Polnischen Staatsarchive, Marian Wojciechowski, die Idee aufgenommen, die Einstellungen der Behörden zu den Grenzminoritäten, wie sie durch die territorialen Bestimmungen des Versailler Vertrags entstanden waren, vergleichend gegenüberzustellen, um die „National-Egozentrik beider Seiten (...) zu relativieren“ (Broszat). Es hat freilich noch über ein Vierteljahrhundert gedauert, bis dieses Vorhaben von Marian Wojciechowski und Rudolf Jaworski in die Tat umgesetzt werden konnte. Nach weiteren zehn Jahren liegt nun das Ergebnis in knapp 400 Dokumenten auf über 1000 Seiten vor, die von Mathias Niendorf und Przemysław Hauser bearbeitet wurden.

Die Dokumentation umfaßt auf einer ersten Ebene deutscherseits die preußischen Provinzen Ostpreußen, Posen-Westpreußen und (Ober-)Schlesien sowie polnischerseits die Wojewodschaften Pomorze, Posen und Schlesien. Zudem wurden auf einer zweiten Ebene einzelne deutsche und polnische Grenzkreise aus diesen Regionen ausgewählt, die teilweise direkt aneinandergrenzten; es handelt sich um die Kreise Stuhm/Sztum (bzw. den Regierungsbezirk Westpreußen) und Grudziądz/Graudenz, Flatow/Złotów und Sępólno Krajeńskie/Zempelburg,¹ Meseritz/Międzyrzecz und Nowy Tomyśl/Neutomischel sowie Oppeln und das schlesische Industrievier beiderseits der Grenze. Nicht aufgenommen wurden Dokumente der Regierungen in Berlin und Warschau, da das Hauptaugenmerk auf der wechselseitigen Wahrnehmung durch die Behörden in den Grenzregionen selbst liegen sollte. Auch Dokumente der Minderheiten selbst wurden nicht aufgenommen, da die Beurteilungen und Einstellungen amtlicher Stellen aus den genannten Gebieten Gegenstand der Fragestellung sind. Der Dokumentation vorangestellt sind Einführungen der beiden Herausgeber, dazu kommen kurze instruktive Überblicksdarstellungen der beiden Bearbeiter über die Minderheit in der jeweiligen Provinz bzw. Wojewodschaft (nur für die Wojewodschaft Posen fehlt bedauerlicherweise ein solcher Überblick).

Bei der Durchsicht der Quellen muß dem heutigen Betrachter auffallen, daß die staatlichen Organe vor Ort mit den Minderheiten vielfach in unverhohlener Parteilichkeit verfahren sind, die mit dem aus den Quellen vielfach zu erkennenden Grenzrevisionismus korrespondiert, den die Minderheiten in den Augen der Behörden anstrebten. Was davon nun tatsächlich der Wirklichkeit entsprach, läßt sich also nicht direkt aus der Gegenüberstellung von Quellen erkennen, wohl aber läßt sich ein Bild von dem beiderseitigen Mißtrauen und den Feindbildern gewinnen, wenn die geschilderten Ereignisse mit den behördlichen Beurteilungen verglichen werden. Aus der Lektüre der Quellen ergibt sich, daß angesichts der meist harmlosen Vorfälle im „Volkstumskampf“ bzw. „Grenzkampf“ auf beiden Seiten ein erheblicher Aufwand für die Beobachtung der Minderheit betrieben wurde. So unterrichtet der Oppelner Oberpräsident etwa mehrfach das preußische Innenministerium über eine Veranstaltung für polnische Mütter in Oppeln, auf der für polnische Schulen in Oberschlesien geworben wurde. Polnischerseits wurde etwa 1937 in der Wojewodschaft Posen verzeichnet, wo evangelische Gottesdienste zum zweiten Todestag von Józef Piłsudski stattgefunden hatten und ob in den Gottes-

¹ Diese beiden Grenzkreise hat Mathias Niendorf in seiner Studie: *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939*. Wiesbaden 1997 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 6.), eingehend untersucht.

diensten zum Nationalfeiertag die Hymne „*Boże, coś Polskę*“ gesungen wurde. Argwöhnisch wurden beiderseits Kontakte von Funktionsträgern zu den jeweiligen Minderheiten beobachtet, etwa bei polnischen Polizisten in Schlesien, deren Frauen dem Deutschen Volksbund angehörten, oder die Heirat des stellvertretenden NSDAP-Kreisleiters in Oppeln mit einer Polin. Neben der Parallelität nationaler Egozentrismen fallen jedoch auch deutliche Unterschiede in den amtlichen Berichterstattungen auf. Polnischerseits dominieren allgemeine, offensichtlich monatlich verfaßte Lageberichte, die von den Wojewoden nach Warschau geschickt wurden. Deutscherseits ist eine solche regelmäßige Berichterstattung überwiegend erst ab 1934, aber immer noch in wesentlich geringerem Umfang als in Polen anzutreffen; statt dessen überwogen vielmehr Ereignismeldungen. Daraus läßt sich bereits erkennen, daß der Minderheitenfrage – ungeachtet des tatsächlichen Zahlenverhältnisses der beiden Minderheiten in den Grenzregionen – von den polnischen Behörden eine größere Bedeutung zugemessen wurde als auf deutscher Seite, wo sich die Behandlung der polnischen Minderheit vor allem an der Lage der Deutschen in Polen orientierte. Erkennen läßt sich in den Quellen auch, daß der Nichtangriffspakt von 1934 die mißtrauische Beobachtung der Minderheiten keineswegs aufhob. Darüber hinaus zeigen sich hier allgemeine Probleme nationaler Minderheiten, die auch heute noch relevant sind, etwa die Frage nach Minderheitenschulen und der staatlichen Loyalität.

Die vorliegende Dokumentation bietet eine Fülle von Material zu den Strukturen und Problemen der Minderheiten und Grenzregionen sowie zu dem Verhältnis von Deutschen und Polen beiderseits der Grenze; sie stellt jedoch hohe Anforderungen an den Nutzer, da die Dokumente jeweils nur in der Originalsprache wiedergegeben wurden, Deutsch- und Polnischkenntnisse also erforderlich sind. Angesichts dieser „Hürde“ wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Kopfreigesten etwas ausführlicher und informativer gestaltet worden wären; auch ein Dokumentenverzeichnis mit Seitenangaben und schließlich eine deutsch-polnische Konkordanz der wichtigsten Ortsnamen hätten hilfreiche Ergänzungen sein können. Schließlich wäre der Verlag bei der graphischen Gestaltung etwa der Überschriften und der Gliederung des Textes gefordert gewesen; solche Vorstellungen scheinen aber im Zeitalter des PC offensichtlich veraltet zu sein. All das von den Bearbeitern zu verlangen, ist jedoch angesichts des präsentierten Materials nicht angemessen, vielmehr ist ihnen für diese fast unglaubliche Arbeit zu danken und zu wünschen, daß die Quellensammlung ihre Leser in Deutschland und Polen finden wird.

Jörg Hackmann, Lübeck

Etsuo Yoshino, *Polscy chłopi w XX wieku, podejście mikro-deskryptywne (Polnische Bauern im 20. Jahrhundert, ein mikrodeskriptiver Ansatz)*. Warszawa: Semper 1997, 337 S.

Die moderne Gemeindestudie als ein Schlüssel zur allgemeinen Geschichte ist vor etwa 25 Jahren in Italien populär geworden. Von dort hat sie sich zügig über den angelsächsischen Raum bis zuletzt auch nach Deutschland ausgebreitet. Es schien eine Frage der Zeit, wann dieses methodische Vorbild seine Anwendung auch auf Polen findet.¹ Um so bemerkenswerter ist nun, daß die jetzt vorliegende erste moderne Gemeindestudie für Polen nicht den scheinbar naheliegenden direkten geographischen Weg genommen hat, sondern ihre methodische Genealogie aus italienischen über amerikanische und japanische Diskussionen ableitet. Der Ökonomieprofessor Etsuo Yoshino von der Hokkaido-Universität in Sapporo untersucht in seiner jüngst auf polnisch erschienenen Studie familiäre Reproduktion in einem westpolnischen Dorf, „Toczonek“,² über das gesamte 20. Jahrhundert.³

Für japanische Wissenschaftler ist die Beschäftigung mit Polen keineswegs so weit hergeholt, wie es aus eurozentristischer Sicht erscheinen mag. Schließlich handelt es sich bei dem Dorf „Toczonek“ zu Beginn der Untersuchungsperiode schlicht um einen westlichen Grenzort des japanischen Nachbarstaates, des Russischen Reiches. So weist der Sachindex ein Stichwort *russisch-japanischer Krieg* (S. 337) auf, an dem auch Mitglieder der vom Autor untersuchten Familien teilnahmen. Aus japanischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, belebten sie noch in hohem Alter das Dorfgeschehen mit japanischem Liedgut, wie eine Dorfbewohnerin dem Autor versichern konnte (S. 72). Doch nutzen wir den Index, um von der zugegebenermaßen blumigen Randnotiz zur Substanz des Buches zu gelangen. Hier (S. 336f.) findet sich von *deutscher Besatzung* über *Zwangsarbeit*, *Ortsvorsteher*, *łapówka* (*Schmiergeld*), *Landreform*, *Zuteilungs-*

¹ „(V)ollkommen innovativ und kaum bekannt in Polen“ (S. XI) nennt der Autor deshalb auch seinen methodischen Ansatz. Diesem Befund geht allerdings zeitlich eine polnischsprachige Publikation voraus, die das Deutsche Historische Institut in Warszawa initiiert hat: *Historia społeczna, historia codzienności, mikrohistoria* (Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie), hrsg. v. Winfried Schulze. Warszawa 1996 (Klio w Niemczech. 1.).

² Der Name ist fiktiv gewählt, um Anonymität zu gewährleisten. Zur Problematik dieses Vorgehens vgl. weiter unten.

³ Das Buch kam am 7. Januar 1998 in die Verlagsauslieferung des Herausgebers „Semper“, die Einleitung des Verfassers trägt das Datum Sapporo, 30. November 1996, zur japanischsprachigen Edition vgl. Anm. 10. Die Übersetzung ins amerikanische (!) Englisch wurde im Februar 1998 abgeschlossen.

scheine auf einen Traktor, Mähbinder, Arbeiter-Bauernhof, Emigration, Ehe in der Verwandtschaft zweiten Grades bis hin zur Freiwilligen Feuerwehr ein – so scheint es – erschöpfender Prospekt aller struktur- und alltagsgeschichtlichen Kategorien, die sich mit dem ländlichen Raum Westpolens in Verbindung bringen lassen.⁴ Dem Autor ist es in der Tat gelungen, diese Themenvielfalt in einem engen sozialen und geographischen Kontinuum zu verorten und damit Einzelaspekte, die von der Forschung zum ländlichen Polen bereits z.T. ausführlich bearbeitet wurden, neu und kompakt zu kontextualisieren.

Auf den ersten Blick wird deutlich, daß nicht die japanisch-polnischen Kontakte inhaltliches Leitmotiv der Darstellung sein sollen, sondern eine andere Grenzlage: Der Ort wurde bewußt nur wenige Kilometer östlich der russisch-deutschen Grenze am Beginn des Untersuchungszeitraums gewählt. Die vom Autor suggerierte Erklärung für die Ortswahl, damit einen repräsentativen polnischen Ort gefunden zu haben, weil „Toczonek“ unweit aller drei Teilungsgebiete liege,⁵ kann nicht überzeugen: Was makrogeschichtlichen Monographien nur mit größter Mühe und Not gelingt, die Subsumtion von vier strukturell bis heute divergierenden Teilungsgebieten und Kongreßpolen unter einen gemeinsamen nationalen Nenner, ist für eine Gemeindestudie ihrer Natur gemäß nicht leistbar. Durch die Wahl des Objektes kristallisiert sich auch die inhaltliche Argumentationsrichtung der Monographie heraus, denn eine weitere Vorgabe neben der (ehemaligen) Grenznähe war, ein Dorf zu finden, das nicht im Umfeld einer größeren Stadt lag (S. 18). Außengeleitete Beziehungen sind für den Autor kein bestimmendes Motiv der Darstellung. Die Marktbeziehung polnischer Privatbetriebe unter 10 ha z.B. hält Yoshino bis 1989 für marginal und nicht reproduktionswirksam.⁶

Das Straßendorf „Toczonek“ mit 23 Höfen erweitert der Autor um 8 Höfe, die bis zu 10 km entfernt, ja im Bereich anderer Samtgemeinden liegen. Leitmotiv dieser willkürlichen Erweiterung war die Rekonstruktion von Familienzusammenhängen über die administrativen Zusammenhänge und Siedlungseinheiten hinaus. Die Familien und ihre Wirtschaften, eine analytische Kategorie, die sich im Deutschen wohl einzig durch den von Otto Brunner geprägten Begriff des „ganzen Hauses“ übersetzen läßt,

⁴ Der Begriff Westpolen wird hier im Sinne der zeitgenössischen strukturellen Unterscheidung zwischen Polska A (Westen) und Polska B (Osten) gebraucht; veraltungsgeschichtlich ist „Toczonek“ (vgl. oben) sicherlich ein Grenzfall.

⁵ Yoshino unterscheidet grundsätzlich nicht zwischen Kongreßpolen und dem russischen Teilungsgebiet.

⁶ Deutlich sagt er, selbst Čajanov überschätze noch die Bedeutung der Marktbeziehungen in osteuropäischen Klein- und Mittelbetrieben.

konstituieren im Verlauf der Untersuchung zunehmend und nach z.T. schweren Auseinandersetzungen⁷ im japanischen Teil der Arbeitsgruppe das erkenntnisleitende Interesse. Im Prozeß der Darstellung wird dieser Aspekt schließlich zur argumentativen ultima ratio im Beziehungsgeflecht ländlicher Produktion, Reproduktion und Konsumtion. Im ersten Kapitel heißt es (ebenso ostentativ wie im Schlußkapitel, S. 309): „der Autor betont, daß die ‚Familie‘ der wichtigste Faktor ist, sie bewirkt Aufstieg oder Fall eines Betriebes. Produktionsmittel oder Effizienz im Produktionsprozeß sind demgegenüber zweitrangig“ (S. 45). Eine solchermaßen fokussierende Agrargeschichte baut der Sache gemäß wesentlich auf Anleihen beim sowjet-russischen Agrarökonom Čajanov auf. Explizit findet der Vordenker der osteuropäischen Agrarwirtschaft, dessen frühe japanische Rezeption in den 20er Jahren bis heute den dortigen Diskurs prägt, im vorliegenden Buch jedoch keine Erwähnung. Erklärtermaßen war die Anbindung der Arbeit an die vorhandene Literatur nicht Ziel des Autors. Gleiches gilt erstaunlicherweise auch für schriftliche Quellen im allgemeinen. Aus Anlaß einer offenen Frage zur Alltagsgeschichte der 30er Jahre räumt Yoshino ein: „Natürlich sind wissenschaftliche Untersuchungen und Quellenmaterial in polnischer Sprache reichlich vorhanden und sollen zur Kenntnis genommen werden, aber meine Untersuchungsmethode stützt sich darauf, Erinnerungen von heute noch lebenden Bauern aus den 30er Jahren festzuhalten“ (S. 74). Ein Verzeichnis der benutzten gedruckten und ungedruckten Quellen fehlt im Buch insgesamt. So prüft der Autor, trotz des lebensgeschichtlichen Schwerpunkts seiner Befragungen, seine mündlichen Befunde weder anhand von Kirchen- noch Zivilverwaltungsakten.⁸

Vor dem Hintergrund einer solch spartanischen Propädeutik ist nicht auszuschließen, daß einige Leserinnen und Leser das Buch als interkontinentale Hobbyhistoriographie verbuchen werden, sozusagen direkt aus eben jener „Besenkammer der Geschichte“, in die Hans-Ulrich Wehler die moderne Mikrogeschichte ehemals verbannen wollte. Auch eine solche Lesart muß jedoch anerkennen, was Yoshino mit seinem gewählten einzigen Analyseinstrument, dem familienbiographischen Tiefeninterview, zutage fördern kann. Der Autor nutzt in dieser Beziehung seine Erfahrung und Sprachkenntnis aus mehr als 20 Jahren japanisch-polnischen Austausches. Jede der 13 im Hauptteil des Buches exemplarisch rekonsti-

⁷ Auf diese Konflikte wird weiter unten noch genauer eingegangen.

⁸ Lediglich Akten der Genossenschaftsbank finden in der Einleitung kurz Erwähnung, bleiben aber ohne weitere Referenzen im Hauptteil der Untersuchung.

tuierten Familien wird durch die Dichte der Beschreibung als ein „normaler Ausnahmefall“ greifbar, jene spezifische Erweiterung des makrohistoriographisch nur allzu schnell postulierten „Normalfalls“. Ein Vierteljahrhundert moderner Mikrogeschichte hat dokumentiert, daß jener „Normalfall“ sich als eine empirisch kaum greifbare Kategorie erweist. Yoshino hat nun begonnen, die Dokumentation lokal konzentrierter Evidenz auf das polnische Terrain auszuweiten.

So entsteht durch zweifellos dichte Beschreibung das Bild einer, wie der japanische Autor vermerkt, im Vergleich zu seiner Heimat erstaunlich statischen agrarischen Gesellschaft. Yoshino schreibt resümierend am Ende seines Buches: „Zusammenfassend läßt sich aufgrund der vorstehenden Analyse sagen, daß die Heiratsbeziehungen mit der sozialen Stellung der involvierten Personen in T. eng verbunden sind“ (S. 312), und zum Erstaunen von Leserinnen und Lesern mit auch nur oberflächlichen Kenntnissen über das ländliche Japan fährt er mit einem allgemeineren Gültigkeitsanspruch fort, „daß dörfliche Ehen in Polen, die vor allem auf Zuneigung gegründet werden, stärker der gesellschaftlichen Stellung unterliegen, als dies bei dörflichen Ehen in Japan der Fall ist, die in der Regel von einer dritten Person arrangiert werden“ (S. 313). Yoshino dokumentiert über das gesamte Jahrhundert, wie in vier bis fünf Generationen im Dorf eine strenge soziale Differenz reproduziert wurde. Zu diesem Zweck bekommen wir 13 Familienstammbäume an die Hand, die jeweils eine ganze Doppelseite einnehmen. Die einzige Liebesbeziehung, die diese Grenzen eklatant ignoriert, so der Autor, endet bezeichnenderweise in einem Mordfall; wohl gemerkt 1963.

Während also die offizielle Politik „Polens (Sonder-)Weg zum Sozialismus auf dem Lande“ preist, ist die ländliche Ständegesellschaft eminent bis in die intimsten Regungen der Dorfjugend. Zwar wurde durch die Landreform ab 1944, wie Yoshino minutiös dokumentiert, Landnutzung und Hofstellenbesitz neu allodifiziert, die Gutsbesitzerklasse tarnte sich in der Folge als Mittelbauern, Teilpächter und Heuerlinge bekamen eigene Hofstellen bzw. institutionelle Karriereoptionen durch die Volksrepublik. Kein Eigentumswechsel von Flurstücken, keine Nutzungsänderung, keine berufsbiographische Nuance scheint dem Autor hier zu entgehen. Aber im Kern – und das ist für Yoshino „die familiäre Reproduktion“ – „blieb das Bauerntum sich treu“, könnte man mit Otto Brunners schillernden Worten die inhaltliche Botschaft der Monographie provozierend subsumieren.

Für ein solches Theorem zum 20. Jahrhundert braucht man ohne Frage das argumentative Instrumentarium der „moral economy“. An diesem Punkt aber entzweite sich die japanische Arbeitsgruppe, die immerhin

1993 ihre Ergebnisse aus „Toczonek“⁹ noch gemeinsam publizierte.¹⁰ Die Co-Autoren arbeiteten im polnischen Dorf vor dem Hintergrund eines marxistischen Theoriehintergrundes. Sie interessierten sich für Arbeit als Schlüsselkategorie sowie die dörflichen Bewegungen in den Produktionsverhältnissen und Produktionsmitteln. Mit seinen Kollegen teilte Yoshino jedoch die Kritik am neoliberalen Menschen- und Geschichtsbild. Die Falsifizierung der neoliberalen Erklärungsansätze in seinen Arbeiten der 80er Jahre brachte den Autor überhaupt erst zur Mikrogeschichte, wie er bereits auf der ersten Seite des vorliegenden Buches ausführt.

Aber noch ein weiterer Konfliktpunkt entzweite den Alleinautor der polnischen Ausgabe mit seinen japanischen Kollegen aus der Arbeitsgruppe. Etsuo Yoshino hält es für möglich, objektiv zu beschreiben: „(C)harakteristisches Merkmal der nachstehenden Arbeit ist die Objektivität beim Zusammentragen von Informationen“ (S. 14), schreibt der Autor ohne Umschweife in seinem Vorwort, gesteht aber ein: „(D)as Kontroverse an diesem Merkmal (der Objektivität; M. K.) entfachte scharfe Diskussionen unter den japanischen Mitgliedern der Arbeitsgruppe. Alle außer dem Autor hielten Objektivität bei der Sammlung von Material für ausgeschlossen. Ich nehme an, daß 99% der amerikanischen Soziologen und Ökonomen dies ebenfalls in Frage stellen würden“ (S. 14). Yoshino geht so weit, seine Recherche mit dem Funktionieren einer Filmkamera gleichzusetzen, die Soziologen zu Forschungszwecken in japanischen Familien installierten. Daß aus der Summierung von Projektionen noch lange kein Film wird, erst recht keine Monographie zu „polnischen Bauern im 20. Jahrhundert“, scheint dem Autor unausgesprochen wohl doch bewußt zu sein. Mehr als neun Zehntel seiner Beschreibung ist in der Tat sein eigener Text: Er berichtet über Aussagen, gewichtet, kommentiert, referiert allgemeine Geschichte in lehrbuchartigem Charakter. In einigen wenigen Passagen kommen Dorfbewohner selber zu Wort – so scheint es jedenfalls. Ein genauerer Blick zeigt jedoch, daß es sich hierbei um vom Autor konstruierte direkte Rede handelt. Nicht nur, daß jede idiomatische Wendung zugunsten der Schriftsprache unterdrückt wird, auch Zwischenfragen des Autors werden offensichtlich den Befragten in den Mund gelegt. Dies hätte zumindest kenntlich gemacht werden sollen. Nuancen

⁹ Für die japanische Leserschaft erfand man als Ortsnamen für das Forschungsobjekt „Gusztowa“.

¹⁰ Porando no nougyou to noumin – Gusztoef mura no kenkyu (Polnische Landwirte und Landwirtschaft – eine Untersuchung des Dorfes Gusztowa), hrsg. v. Etsuo Yoshino. Tokyo 1993, 548 S. Co-Autoren dieser Ausgabe waren Keiji Ushiyama (Faculty of Economics), Akihiko Sakashita (Faculty of Agriculture) und Rihito Yamamura (Slavic Research Center), alle Hokkaido-University, sowie Noriaki Matsui von der Asahikawa University (Faculty of Economics).

in der sozialen Produktion und Reproduktion von Bewußtsein, wie sie z.B. James C. Scott in seiner Arbeit „Hidden Transcripts“¹¹ in virtuoser Weise augenfällig macht, gehen bei einer solch groben Behandlung des Materials der Oral History unweigerlich verloren.

Es gehört vielleicht zu den Höhepunkten von Yoshinos Beschreibung, wenn er sogar das Abbild der hl. Maria im Obstgarten einer Familie registriert. Auch die Information, daß 1986 ein halbes Jahreseinkommen von den Eltern aufgewendet wurde, um eine Tochter auf die Pilgerfahrt nach Rom zu schicken, ist selbstredend ein aufschlußreicher Hinweis. In der Folge teilt uns der Autor aber mit: „(J)edoch ist die Familie glücklich, innerlich reich, und ich habe keinen Zweifel, daß das, was diesem Gefühlsleben Reichtum verleiht, der tiefe Glauben ist“ (S. 84). Priester der Gemeinde als soziale Akteure treten im Kontext derartiger Spekulationen nicht auf. Worin nun katholische Glaubens- und Lebenspraxis konkret besteht, welche Interessenkonstellationen sie hervorrief, wie diese im Verlauf des Jahrhunderts Modifizierungen unterlag, wird so leider kaum transparent. Das ist bedauerlich, schließlich handelt es sich beim Katholizismus um die geistlich institutionalisierte Form dessen, was uns der Autor als Daseinsprinzip, d.h. Familienprinzip, des ländlichen Polen, als „grundlegendes ‚mind-set‘ des polnischen Bauern“ auseinandersetzen will. In diesem Punkt fällt Yoshino weit hinter das Niveau der Reflexion zurück, mit der z.B. Józef Ryszard Szaflik am Lehrstuhl zur Erforschung der Bauernbewegung in der polnischen Hauptstadt in den 70er Jahren den Katholizismus als weltlichen Machtfaktor im Kampf um Köpfe, Einfluß und Hegemonie im polnischen Dorf zu Beginn dieses Jahrhunderts exemplarisch darstellen konnte.¹²

Erkennbar ist das Bemühen um objektivierende Maßstäbe durchaus, wenn z.B. mitgeteilt wird, der Landpreis in diesem Jahrhundert oszilliere um das Vierfache des Jahresertrags einer Fläche, daß 95 Wochenlöhne eines Landarbeiters in der Neuen Welt im Jahr 1929 erlaubten, in „Toczonek“ 17 ha zu kaufen (S. 44f.) oder daß auf den Gütern der Zeit zwischen den Weltkriegen ein Pferd auf 5 ha entfiel sowie ein erwachsener Landarbeiter auf 15 ha. Was jedoch gänzlich fehlt, sind quantifizierende Aussagen zu den Leitkategorien der Dorfstudie. Yoshinos Angaben zu Demographie, Klientel und Wirtschaftsführung werden nicht einmal versuchsweise quantitativ erfaßt, Zahlen betreffen stets Einzelfälle, Landesdurchschnitt,

¹¹ James C. Scott, *Domination and the Arts of Resistance, Hidden Transcripts*. New Haven/London 1990.

¹² Józef Ryszard Szaflik, *O rząd chłopskich dusz (Zur Herrschaft über die Bauernseele)*. Warszawa 1976.

Hörensagen oder die sehr bescheidenen Erträge einer Umfrage zur Zeit der Hyperinflation 1990, deren Präsentation ausgerechnet die letzten Seiten des Buches vereinnahmt. Dabei hat sich eine Aggregation quantitativer Befunde der gesamten Untersuchungseinheit in Raum und Zeit durch computergestützte Verfahren¹³ als ein wesentlicher Trumpf mikrohistorischer Arbeiten erwiesen.¹⁴

An dieser Stelle ist die Frage berechtigt, warum der Titel der Studie „Polnische Bauern im 20. Jahrhundert“ eine derart hochgesteckte Syntheseebene vorgibt, die der Autor (soll man sagen, zum Glück?) in der Folge mit seiner westpolnisch geprägten Lokalstudie gar nicht ernsthaft einzulösen versucht. Für ein solches Unterfangen fehlen in der Darstellung die Juden der Dörfer und ländlichen Kleinstädte¹⁵ und, für Westpolen erst durch die Migration nach dem Zweiten Weltkrieg relevant, die Landbewohner orthodoxen Glaubens; jedenfalls hat Yoshino sie nicht aufgespürt.

Für die polnische Buchausgabe hat der Autor neben dem – bereits in Japan veröffentlichten – „Kameramaterial für das 21. Jahrhundert“ (also nicht für uns?) noch einen Abspann für „Forscher des 20. Jahrhunderts“ angehängt. Dieser sogenannte „Zweite Teil“ macht weniger als ein Zehntel des Buches aus und erscheint wie eine Pflichtübung, um den Titel des Buches zu rechtfertigen. Hier wird nun plötzlich auf weniger als 30 Seiten ein Ritt durch alle möglichen Syntheseebenen und Quellengattungen vorgeführt. Die vom Autor konsequent betriebene Anonymisierung des Ortes wirkt bei einem solchen Unterfangen einem Verständnis der Materie durch den Leser entgegen. So erfahren wir, daß die Samtgemeinde des untersuchten Ortes 2000–6000 Einwohner zähle. Die landwirtschaftliche Nutzfläche der Gemeinde wird nicht einmal annähernd preisgegeben, sondern (es bleibt unklar, ob zur Wahrung der Anonymität oder schlicht aufgrund ungenauer Recherche) mit einer Stadt namens „Opole“ verrechnet. „Opole“ ist im regionalen Profil der Makroregion nicht unwichtig; es besteht jedoch Anlaß zu der Vermutung, daß auch „Opole“ in diesem Fall nur ein fiktiver Name ist. Auf jeden Fall gibt Yoshino preis, die Samtgemeinde, zu der „Toczonek“ gehört, und „Opole“ besäßen gemein-

¹³ Selbst das für die Bedürfnisse mikrogeschichtlicher Forschung am Göttinger Max-Planck-Institut erstellte Computerprogramm Kleio ist schon seit mehreren Jahren mit einer polnischen Benutzeroberfläche ausgestattet.

¹⁴ Vgl. z.B. Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen: 1650–1900*, Lokalgeschichte als allgemeine Geschichte. Göttingen 1996; 2. Aufl. 1997.

¹⁵ Juden hatten bis zum Zweiten Weltkrieg nicht nur, wie oft stereotyp wiederholt wird, wichtige Funktionen in vor- und nachgelagerten Bereichen der Landwirtschaft inne, sondern spielten auch als Landwirte oft eine Pionierrolle, z.B. bei Genossenschaftsgründungen.

sam „zwischen 7 und 13 000 ha Land“. Nicht nur bei der Entstellung statistischer Profile wirkt sich die Anonymisierung fatal auf den Aussagewert des Buches aus: Fotos wurden mit der Schere traktiert, Gründungsdaten und Organisationsstrukturen in Nebel gehüllt, Karten verfälscht wiedergegeben und Namen erfunden oder entstellt, wir wissen es nicht; dabei haben doch auch Namen ihre (Mikro-)Geschichte. Letztendlich aber war es dem Rezensenten ein leichtes, den reellen Ort zu lokalisieren, trotz aller Einschnitte und Entstellungen in der Beschreibung. Hier erwies sich bezeichnenderweise das authentische Potential einer mikrohistorischen Gemeindestudie als untilgbar.

Die Frage scheint berechtigt, warum die Studie denn überhaupt anonymisiert wurde. Dies aber führt uns zum zentralen Element der Arbeit, dem evidenten roten Faden. Das japanische Verständnis von Privatheit, Familie, eben das, was Etsuo Yoshino erfolgreich darzustellen sich bemüht, verlangt unbedingte Diskretion. Und nicht nur anhand dieses Aspektes – auf Schritt und Tritt werden wir in der Monographie daran erinnert, daß wir letztlich Zeugen einer interkulturellen Lernerfahrung sind. So ist der Ausgang der Beschreibung der örtliche und durch Ausweitung aufgefundene Großgrundbesitz. Offen gesteht Yoshino seine Faszination ein gegenüber Landbesitz von über 1 000 ha, der in Japan nur bei sehr wenigen (vom Autor) hoch geachteten Familien möglich ist.¹⁶ Der japanische Gast in Polen äußert seine Verwunderung darüber, daß der Sohn eines Hauses dem Vater nicht bis ins hohe Alter hörig ist (S. 58). Er registriert, daß es in Polen sogar zwei Taufpaten gebe und diese mehr als nur symbolische Aufgaben hätten. Ja, in diesem Land dürften auf dem eigenen Hof Tiere geschlachtet werden (S. 167). Fast dramatische Dichte erhält der Kulturvergleich gegen Ende des Buches: „(W)enn der Autor die Sirene hörte, setzte er sich manchmal mit dem Privatauto auf die Fährte eines Feuerwehrwagens und beobachtete die Löschaktion. (...) Die Feuerwehr erfüllt im Dorf keinerlei gesellschaftliche Funktion, sie beschäftigt sich ausschließlich mit Löscharbeiten. In Japan (dagegen) gibt es nach Beendigung der Übung gewöhnlich ein Bankett, zu dem Abgeordnete und Ratsmitglieder den Feuerwehrleuten Alkohol zum Geschenk machen“ (S. 314). So angemessen die Aufmerksamkeit des Forschers für die örtliche Feuerwehr ist, am Ende führt die stete Vergleichsperspektive doch zu eklatanten Fehlurteilen über das öffentliche Leben im polnischen Dorf. Nicht nur die Feuerwehr sei frei von jeglicher gesellschaftlichen

¹⁶ Leider fällt hier unter den Tisch, daß 1 000 ha fruchtbares Reisland in Japan etwas anderes sind als die gleiche Fläche in der „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches“.

Funktion, behauptet Yoshino, auch die Tätigkeit von Lehrern und sogar die des Arztes sei gesellschaftlich neutral (S. 315).

Wer will es dem Autor verdenken, daß er letztlich Japan besser kennt als Polen? Warum aber, fragt man sich, wird stets nur Polnisches mit der japanischen Folie verglichen? Ähnlich der deutschen Aggression und der rassistisch motivierten Siedlungspolitik der deutschen Faschisten in „Toczzonek“ führte Japan ab 1938 einen seit den 20er Jahren ideologisch vorbereiteten Angriffskrieg um rassistischen „Lebensraum“, z.B. im heute chinesischen Mandschuko. Unter der Vorgabe einer vergleichenden Betrachtung könnten Unterschiede und Nuancen, vielleicht auch Gemeinsamkeiten der Terror-systeme Deutschlands und Japans in Okkupationsgebieten des Zweiten Weltkriegs herausgearbeitet werden. Der Grund, daß eine solche Perspektive im Buch nicht einmal ansatzweise wahrgenommen wird, ist so naheliegend wie nachvollziehbar. Wer den Terror deutscher Besatzung im polnischen Dorf von Augenzeugen erzählt bekommen hat, wer gesehen hat, wie der Schrecken und das Unverständnis angesichts der systematischen und persönlich intendierten Grausamkeiten bis heute in den Opfern lebendig ist, der mag dies mit nichts und niemandem vergleichen oder in relativierende Beziehung setzen. In dieser Hinsicht spricht die Monographie zu „Toczzonek“ eine deutliche Sprache.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Etsuo Yoshino eine umfangreiche und pointierte Materialsammlung zu einer ländlichen westpolnischen Siedlung vorgelegt hat. Die Familienrekonstitution sowie die Visualisierung von Heiratsmustern und Flurverhältnissen in diesem Jahrhundert erreichen allein durch die ausschließliche, aber professionelle Auswertung von Oral History eine Dichte, die von grundlegenden Studien der modernen Mikrogeschichte schon aufgrund der größeren zeitlichen Distanz des Untersuchungszeitraums zum Untersuchungsprozeß nicht erreicht werden konnte. Ansätze für eine Kontextualisierung und Diskussion der Befunde im Hinblick auf den derzeitigen Forschungsstand dagegen sind hier noch kaum entwickelt worden.

Für die moderne Gemeindestudie, so wird dem Leser deutlich, hat die Erkundung des polnischen Dorfes erst begonnen. Das Feld ist abgesteckt – nun will es beackert werden.

Martin Krämer, Warszawa

Christian Jansen, Arno Weckbecker, Der „Volksdeutsche Selbstschutz“ in Polen 1939/40. München: R. Oldenbourg 1992, 243 S. (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. 64.).

Der vorliegende Band gehört zu einer Reihe von Publikationen seit der Mitte der 1980er Jahre, die anhand von Personengruppen, welche zu einer bestimmten Zeit während des Zweiten Weltkrieges an einem bestimmten Ort oder in einer Region an Gewalttaten gegen Zivilisten beteiligt waren, die Wirkungsweisen gruppenspezifischer Prozesse untersuchen, die eine Ausführung der von diesen Personenverbänden begangenen Taten ermöglichen, begünstigten und beförderten. Bei Jansen und Weckbecker geht es dabei, anders als in Wegners Buch zur Waffen-SS¹ oder Krausnicks und Wilhelms Studie zu den Einsatzgruppen von Sicherheitspolizei und SD² um „ganz normale Männer“.³

In diesem speziellen Falle handelt es sich um Angehörige der deutschen Minderheit in Polen, die nach dem 1. September 1939 in Einheiten gesammelt wurden und an der Verfolgung und Ermordung von Polen und Juden beteiligt waren. Dies geschah jedoch mitnichten in einer spontanen „Selbstschutz“-Bewegung oder einer Bürgerwehr, wie der Name der Einheiten suggerieren wollte, sondern geplant und seitens der deutschen Besatzung präzise vorbereitet und gezielt eingesetzt: „eine Miliz, die einerseits die Volksdeutschen paramilitärisch organisieren und ihnen eine militärisch-ideologische Grundausbildung verschaffen und andererseits Polizeifunktionen übernehmen sollte. Vor allem aber sollte sie der SS und dem SD bei sogenannten Sonderaufträgen behilflich sein“ (S. 43).

Das Charakteristikum der Truppe war, anders als bei dem von Browning untersuchten Polizeibataillon 101, daß der Einsatz nicht auf fremdem Territorium, weitab von der Heimatregion stattfand, sondern vielmehr direkt in der eigenen Umgebung, zumindest jedoch auf dem von Deutschland besetzten polnischen Staatsgebiet. Die Männer des „Selbstschutzes“ wurden also praktisch gegen ihre eigenen Nachbarn, zumindest gegen die Angehörigen des Staates eingesetzt, dessen Staatsbürgerschaft sie selbst nach dem Ersten Weltkrieg bis 1939 besessen hatten.

¹ Bernd Wegner, Hitlers politische Soldaten: Die Waffen-SS 1933–1945. Leitbild, Strukturen und Funktionen einer nationalsozialistischen Elite. 4. Aufl., Paderborn 1990 (Sammlung Schoeningh zur Geschichte und Gegenwart.).

² Helmut Krausnick, Hans Heinrich Wilhelm, Die Truppe des Weltanschauungskriegs. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938–1942. Stuttgart 1981 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte. 22.).

³ Christopher Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizei-Bataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen. Reinbek 1993.

Die Autoren ordnen den „Selbstschutz“ in einem ersten Kapitel (S. 12-41) in das Umfeld der deutsch-polnischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit mit einem Schwerpunkt auf der nationalsozialistischen Polenpolitik bis 1940 ein. Die Minderheitenfrage nimmt dabei einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Die Terminologie wäre an manchen Stellen diskussionswürdig (S. 8: „deutschstämmige Polen“), ebenso verschiedene sehr verallgemeinernde Wertungen, die der Komplexität des deutsch-polnischen Verhältnisses gerade in der Minderheitenfrage und bezüglich der Revision der deutschen Ostgrenze kaum gerecht werden.⁴

Hingegen sind die Folgekapitel, die den „Selbstschutz“ als solchen zum Thema haben, ausgezeichnet gelungen. Lücken sind infolge der komplizierten Quellensituation (zumeist fehlen schriftliche Unterlagen) unvermeidlich (s. dazu u.a. S. 82 und 84). Die Auswertung v.a. staatsanwaltlicher Ermittlungsunterlagen aus Ludwigsburg sind in ihrer Gründlichkeit über allen Zweifel erhaben, die Probleme der Technik der oral history als grundlegendem Quellenmaterial werden mehrfach angesprochen. An keiner Stelle ihres eigentlichen Themas erliegen die Autoren der Versuchung, Wertungen auf die gesamte deutsche Minderheit in Polen oder darüber hinaus zu übertragen – ein wohlthuendes Beispiel wissenschaftlicher Grundlagenarbeit, das man z.B. Daniel Goldhagen gern angeraten hätte.

Lediglich die Hintergründe der Rekrutierung von „Selbstschutz“-Mitgliedern auf der Basis nationalsozialistischer Volkstumspolitik hätte man sich klarer gewünscht. Die Definition der Volkszugehörigkeit wurde bei der In-Eins-Setzung von Rasse und Volkstum, Deutschtum und Nationalsozialismus nun einmal – und gerade bei den Angehörigen der deutschen Minderheiten in den besetzten Ländern – neben rassistisch-biologistischen „Maßstäben“ an ihrer politischen Zugehörigkeit zu NS-nahen Organisationen und Parteien vor der Besetzung Polens gemessen. Die Verquikung politisch-weltanschaulicher und rassistischer Kriterien im Sinne des Nationalsozialismus bildete eine Grundkomponente bei der Bewertung der „heim ins Reich“ geholten oder „befreiten“ deutschen Bevölkerungsteile Ostmittel- und Osteuropas. Die angestrebte „Volksgemeinschaft“

⁴ So meinen die Autoren (S. 15), „die von Regierungsvertretern und Diplomaten Deutschlands und Polens seit 1926 erreichten Annäherungen [seien] immer wieder von der deutschen Öffentlichkeit und dem Reichstag durchkreuzt“ worden, und an anderer Stelle (S. 24) bzgl. der Spannungen zwischen Deutschen und Polen in den ehemaligen Reichsgebieten „in Ostoberschlesien [sei es] wegen des besonderen Schutzes der dortigen Minderheit und wegen des großen Bevölkerungsteils, der sich einer ‚Zuordnung von Sprache und nationalem Bekenntnis‘ entzog[en habe], relativ ruhig“ geblieben.

war deutsch *und* nationalsozialistisch – ein entscheidender Grund auch für die Ausschaltung oppositioneller deutscher Minderheitenführer nach den Besetzungen der Länder Ostmitteleuropas und zum Teil schon seit 1933.

Es werden minutiös Gründungssituation, Zielsetzung, Aufgaben und Aktivitäten des „Volksdeutschen Selbstschutzes“ mit seiner zersplitterten und damit den regionalen Gegebenheiten entsprechenden Gliederung aufgezeigt. Von besonderem Interesse sind sowohl diese regionalen Ansätze („Der Aufbau vor Ort“, S. 55-79) als auch eine kurze Abhandlung zur Sozialstruktur des „Selbstschutzes“ (S. 79ff.) mit einem Schwergewicht auf Westpreußen. Hierbei wird deutlich, daß – anders als u.a. im Polizeibataillon 101⁵ – im „Selbstschutz“ ein durchaus mittleres Bildungsniveau der einfachen Mitglieder, d.h. der ehemaligen Minderheitenangehörigen, kennzeichnend ist. Das im Vergleich dazu schwächere Bildungs- und v.a. Berufsniveau der reichsdeutschen Führung des „Selbstschutzes“ wäre eine vergleichende Studie mit den anderen paramilitärischen Organisationen des NS-Staates wert.

Das abschließende Kapitel ordnet den „Selbstschutz“ als „Herrschaftsinstrument der SS“ (S. 45) in das „System der Besatzungsherrschaft“ (S. 163-197) ein, fragt nach Widerstandsbewegungen und zeigt klar den Einfluß des „Selbstschutzes“ über den Vernichtungseinsatz hinaus auf das ganze Leben der Mitglieder im Sinne einer nationalsozialistischen Massenorganisation (s. dazu auch S. 58). Auch hier wäre bei darauf aufbauenden Studien ein Untersuchungsansatz wünschenswert, der den Selbstschutz als Teil der gescheiterten Lösung des Minderheitenproblems zwischen Deutschland und Polen in der Zwischenkriegszeit begreift. Denn erst diese Problematik konnte eine Einbindung der deutschen Minderheitenangehörigen in Polen in den aktiven Vernichtungsapparat des Besatzungssystems entstehen lassen. Dies könnte auch über die Tatsache hinaus, daß die höchste Führungsspitze des „Selbstschutzes“ (reichsdeutsche) SS-Angehörige waren (S. 93 u.a.), einen Hinweis darauf geben, warum und mit welchen Folgen für die Besetzung Polens, für die Vernichtung und Verfolgung der nichtdeutschen Einwohner sowie die Beziehungen zwischen reichsdeutschen Besatzungsstellen und „volksdeutschen“ Einwohnern die Führung des „Selbstschutzes“ wie die überwiegende Zahl der übrigen Funktionsträger aus dem Reich geholt und nicht aus den ehemaligen Minderheitenangehörigen rekrutiert wurde.

Wir befinden uns hier in dem bis heute für die Deutschen in Polen nicht zufriedenstellend geklärten Wechselspiel zwischen staatsbürger-

⁵ S. Browning, *Männer* (wie Anm. 3), S. 68ff.

licher Loyalität gegenüber Polen auf der einen Seite und aktivem Mitwirken mit der konnationalen Besatzungsmacht nach 1939 auf der anderen Seite. Die hohe Anzahl der Mitglieder, die die Autoren mit mehr als 100 000 angeben (S. 8), davon allein 40 000 in Westpreußen (Stand November 1939), und die verwirrende Gründungssituation, die gekennzeichnet ist von einer Überlappung eines – unsicher datierten – Befehls Hitlers mit tatsächlich spontanen Heimwehrgründungen (S. 48 u. 50 ff.), läßt eine Untersuchung um so dringlicher erscheinen.⁶ Die verschwommene Wahrnehmung der „Selbstschutz“-Angehörigen von der Funktion der eigenen Gruppierung – hier: als Teil der SS oder nicht⁷ – kennen wir ebenfalls bereits als Phänomen aus der Minderheitenpolitik und -situation der Zwischenkriegszeit (Tarnung der Subventionspolitik des Reiches, Steuerung der politischen Vertretung der Minderheit etc.). Sie wirft nur einmal mehr die Frage nach der schuldhaften Verstrickung der ehemaligen Minderheitenangehörigen in Polen in die Zerstörung des eigenen Staates und die Vernichtung seiner nicht-deutschen Bevölkerung auf.

Der Band schließt mit einem Verzeichnis der verwendeten Quellen und Literatur, einem Orts- und Personenregister sowie umfänglichen Übersichten über die Formalgliederung des „Selbstschutzes“ und die wichtigsten Führungsmitglieder (S. 204-211) sowie die Verbrechen, die von „Selbstschutz“-Einheiten in Polen verübt wurden (S. 211-229).⁸ Insbesondere die Anhänge werden grundlegendes Material für alle weiteren Arbeiten sein. Vergleichbare Untersuchungen zu ähnlichen Organisationen bei anderen deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Osteuropa wären wünschenswert. Die vorliegende Studie von Jansen und Weckbecker mag als Vorbild dienen.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

⁶ Es fehlt allerdings ein Hinweis auf das Zahlenverhältnis zwischen Minderheitenangehörigen und reichsdeutscher Führungsschicht in der Organisation.

⁷ S. 49, insbes. die wohl zu pauschale These in Anm. 34, die Volksdeutschen im „Selbstschutz“ hätten per se von der SS-Steuerung Kenntnis gehabt.

⁸ Letztere werden auch an anderer Stelle mit ausführlichen Zeugenzitaten, deren Grauen nur schwer erträglich ist, dokumentiert (v.a. S. 111-158).

Utracona ojczyzna. Przymusowe wysiedlenia deportacje i przesiedlenia jako wspólne doświadczenie (Die verlorene Heimat. Zwangsausiedlungen, Deportationen und Umsiedlungen als gemeinsame Erfahrung), hrsg. v. Hubert Orłowski u. Andrzej Sakson. Poznań: Instytut Zachodni 1996, 236 S. (Studia Europejskie. 3.).*

Das von Orłowski und Sakson herausgegebene Buch ist auf der Grundlage der Ergebnisse einer internationalen Konferenz entstanden, die im Jahre 1993, also schon vor über vier Jahren in Poznań stattfand. Für die Diskussion über die Vertreibungen, insbesondere nach dem Jahre 1945, ist dies ein Umstand von besonderer Bedeutung. Damals nämlich spielte dieses Problem in der wissenschaftlichen Diskussion und erst recht in der breiten öffentlichen Meinung nur eine sehr geringe Rolle. Es ist wohl nicht übertrieben zu behaupten, daß die Konferenz in Poznań und ihr breites Echo sowohl in wissenschaftlichen Kreisen als auch durch Presse und Konferenzen in der polnischen Gesellschaft eine außerordentlich lebhaft diskutierte Diskussion in Gang setzten. Es ist an dieser Stelle unmöglich, alle Initiativen zu benennen; sie bilden jedoch einen wichtigen Hintergrund bei der Beurteilung der in diesem Band vorgestellten Texte.¹

Aus den bisherigen Publikationen wird eine dominierende Richtung in der öffentlichen Diskussion deutlich: der Versuch, die Aussiedlungen in ihrer ganzen Dramatik im Kontext mit den Ursachen und den sich aus den Folgen des Zweiten Weltkrieges im weitesten Sinne ergebenden Bedingungen aufzuzeigen. Im Mittelpunkt steht die für das polnische historische Bewußtsein wichtige Frage nach der individuellen Verantwortung der Polen für das Schicksal der oft brutal aus ihren Heimatgebieten vertriebenen Deutschen. Sie wirft Kontroversen und Polemik auf. Dabei wird sie zu einem natürlichen Element der Diskussion und zwingt zu Reflexionen, zu der Notwendigkeit, sich selbst nicht nur durch das Prisma des „ewigen Opfers“, sondern auch des Richters und Staatsanwalts in einer Person zu sehen, der verurteilt und das Urteil ohne das Recht auf Verteidigung vollstreckt. Ich meine, daß diese Frage in den gesellschaftlichen Kategorien langsam zum festen Element unseres historischen Be-

* Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glow, Lübeck.

¹ Eine erste Zusammenfassung dieser Diskussion stellt die neueste Publikation dar: *Przeprosić za wypędzenie? Wypowiedzi oficjalne oraz debata prasowa o wysiedleniach Niemców po drugiej wojnie światowej (Entschuldigung für die Vertreibung? Offizielle Äußerungen sowie die Pressedebatte über die Aussiedlung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg)*, hrsg. v. K. Bachmann u. J. Kranz. Kraków 1997; Deutsche Ausgabe: *Verlorene Heimat. Die Vertreibungsdebatte in Polen*. Bonn 1998.

wußtseins und die Antwort auf sie zu einer Bewährung unserer Zivilisation und zum Spiegel historischer Tradition wird.

Am Anfang des Bandes stehen die Abhandlungen zweier anerkannter Historiker: Krystyna Kersten aus Warszawa („Przymusowe przemieszczenia ludności – próba typologii“ [„Die Zwangsverschiebungen der Bevölkerung – Versuch einer Typologie“], S. 13-29) und Hans Lemberg aus Marburg („Das Problem der Vertreibungen in der europäischen Politik des 20. Jahrhunderts“, S. 31-44), die klar und deutlich die ganze Verworfenheit dieser Problematik aufzeigen. Dabei gehen beide Autoren über den routinehaften Kanon der Verteidigung und Erklärung der Vertreibungserscheinungen durch das enge Prisma nationaler Historiographie hinaus. Dadurch werden sowohl die spezifischen Bedingungen der Flucht und der Aussiedlung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg als auch die weite zeitliche und räumliche Perspektive des Zwangstransfers der Bevölkerung in der Geschichte des modernen Europa skizziert.

Unstimmigkeiten kommen bei der Ausfüllung dieses so umfangreich dargestellten Forschungsgebietes mit der Analyse der konkreten historischen Wirklichkeit zum Vorschein. Zu selten noch werden zu der Erscheinung eines Bevölkerungstransfers Quellenforschungen aufgrund der Analyse konkreter lokaler oder regionaler Situationen durchgeführt. Ähnliche Forschungen werden langsam in vielen wissenschaftlichen Zentren in Polen begonnen (Bydgoszcz, Gdańsk, Olsztyn, Poznań oder Wrocław). Das ist jedoch immer noch zu wenig, um voreilige Schlüsse zu ziehen, Minisynthesen zu bilden und vereinfachte Analogien in der „Schicksalsgemeinschaft“ von Deutschen und Polen festzustellen. Eine Gefahr steckt allerdings nicht nur in der mangelnden Ausreifung der Forschungen, sondern auch in der traditionellen Methode, die eine tiefere psychologische und soziologische Analyse durch die Bilanzierung von Archivdaten ersetzt.

In diese „Falle der Buchhalterei von Verbrechen und Leiden“ tappte u.a. Jan Misztal („Wysiedlenia i repatriacja obywateli polskich z ZSRR a wysiedlenia i przesiedlenia Niemców z Polski – próba bilansu“ [„Ausiedlungen und Repatriierung polnischer Staatsbürger aus der UdSSR und Aus- und Umsiedlungen Deutscher aus Polen – Versuch einer Bilanz“], S. 45-74). Der Autor sieht – trotz seiner wohlgemeinten Intention – nicht den Unterschied zwischen dem Verursachermechanismus der Ausiedlungen, deren offizieller und realer Verwirklichungsform und den individuellen Erlebnissen der Opfer sowie den psychologischen und menschlichen Aspekten des Verlustes von Heimat. Einerseits erkennen wir eine lapidare und eindeutige Verurteilung des Terrors ukrainischer nationalistischer Organisationen, der panische Angst und die Flucht der

Polen hervorrief, um einige Seiten weiter von den sog. freiwilligen Umsiedlungen der deutschen Bevölkerung zu lesen und in der Konklusion schließlich zu erfahren, daß „das Leiden und der Schmerz der evakuierten deutschen Bevölkerung oder ihre persönlichen Tragödien sicherlich den Erlebnissen der Polen aus den östlichen Grenzgebieten ähnelten“, nur daß sich die Deutschen dies selbst zuzuschreiben hatten. Auf diese Weise geraten wir auf den gefährlichen Pfad der Wertung von Leiden, statt Verständnis für die Tragödien sowohl der Polen als auch der Deutschen zu entwickeln. Das Drama und das Phänomen Europas im 20. Jahrhundert beschränkt sich auf die Zitation von Zahlen und Verordnungen der Vertreter zweier Nationen. Es genügt jedoch, sich mit dem interessanten Text von Wolodymyr Wasylenka aus Char'kov („Deukrainizacja 1933–1953. Refleksje historyczne – refleksje poetyckie“ [„Deukrainisierung 1933–1953. Historische Reflexionen – poetische Reflexionen“], S. 93–118) bekanntzumachen, um andererseits den ukrainischen Teil der Tragödie von der verlorenen Heimat kennenzulernen.

Wichtig, aber in der deutschen Öffentlichkeit trotz der Bemühungen vieler deutscher Historiker, insbesondere der jüngeren Generation, noch immer weitgehend unbekannt ist das Schicksal der polnischen Bevölkerung während des Krieges und vor allem der Bevölkerungsteile, die von Vertreibungen betroffen waren. Diese in der polnischen Historiographie bekannte Problematik stellen Dariusz Matelski („Polityka germanizacyjna Kraju Warty“ [„Die Germanisierungspolitik im Wartheland“], S. 129–142) und Stanisław Nawrocki („Wysiedlenia Polaków z Kraju Warty w latach 1939–1944“ [„Die Aussiedlungen der Polen aus dem Wartheland in den Jahren 1939–1944“], S. 119–127) am Beispiel des Warthelands dar. Eine ganz neue Dokumentation „Deportationen aus den polnischen Ostgrenzgebieten im Zeitraum 1940–1941“ („Transporty deportacyjne z polskich kresów wschodnich w okresie 1940–1941“), S. 75–92, stellt Aleksander Gurianow aus Moskau vor. In diesem kurzen Zeitraum wurden einige tausend polnischer Staatsbürger in das Innere Rußlands verbracht. Eine wichtige Ergänzung der Vertreibungsproblematik stellen zwei Texte von Andrzej Sakson („Socjologiczne problemy wysiedleń“ [„Soziologische Probleme der Aussiedlungen“], S. 143–169) und von Marion Frantzioc („Socjologiczne aspekty problemu wypędzenia Niemców“ [„Soziologische Aspekte des Problems der Vertreibung der Deutschen“]), S. 171–187) dar. Bedauerlich ist nur, daß sie in der Methodologie überhaupt nicht miteinander korrespondieren, so daß im Hinblick auf die Möglichkeiten einer besseren Nutzung soziologischer Forschungen beim Kennenlernen der Aussiedlungsprozesse ein Gefühl der Unzufriedenheit aufkommt. Sakson gibt einen interessanten Überblick über die bisherigen Forschun-

gen hinsichtlich der West- und Nordgebiete Polens; Frantziach dagegen schildert (bedauerlicherweise in einem Text aus dem Jahre 1987) die praktischen Möglichkeiten der Erfahrung von Integrationserscheinungen anhand einer „Testtriade“: Kommerzium, Kommensalität, Konnubium.

Während in den Ausführungen der Historiker und Soziologen der Versuch der Erklärung allgemeiner politischer Mechanismen vorherrscht, führen Literaten und Literaturwissenschaftler die Besonderheit, Individualität und Subjektivität bei der Wahrnehmung des eigenen Schicksals als Grundelement ihrer Betrachtungen ein. Hubert Orłowski („O asymetrii deprivacji. Ucieczka, deportacja i wysiedlenie w niemieckiej i polskiej literaturze po 1939 roku“ [„Von der Asymmetrie der Deprivation. Flucht, Deportation und Aussiedlung in der deutschen und polnischen Literatur nach dem Jahre 1939“], S. 189-207) bezeichnet diese Erscheinung mit dem Begriff „Asymmetrie der Deprivation“, also als Relativität des Gefühls vom Verlust des eigenen Heimatlandes. In Weiterführung dieses Gedankens könnte man sagen, daß jeder im Kreise seines eigenen existentiellen „Ichs“ lebt. Seine Grenze, die oft eine unüberwindbare Mauer darstellt, wird von der Dimension der persönlichen, ausschließlich „eigenen“ Tragödie geschaffen. Ein markantes Beispiel dafür sind die Tagebücher von Hans Graf Lehdorff. Sie bieten eine Fülle von Details aus dem alltäglichen Leben im ermländisch-masurischen Grenzgebiet und der Grausamkeiten der im Januar 1945 einmarschierenden Roten Armee. Nicht mit einem einzigen Wort erwähnt der Autor jedoch das Massaker an den 120 aus einem Lager in Działdowo getriebenen Gefangenen, obwohl sich dieses Ereignis nur 2-3 km von seinem Wohnsitz entfernt abspielte. Das ist keine absichtlich falsche Darstellung. Das Verbrechen im Wald bei Zawady Małe ereignete sich ganz einfach in einer anderen Dimension. Dagegen war jede in der Umgebung vergewaltigte Frau, wie H. Orłowski schreibt, eine individuelle, unverwechselbare Tragödie. Dieses kurze Beispiel beleuchtet den Kern des Dilemmas bei der Erforschung der Aussiedlungen und des Verlustes des Heimatlandes: Inwieweit kann die historische, soziologische oder literarische Narration in der individuellen Dimension repräsentativ sein? Der Autor neigt zu der These „von der Ungleichzeitigkeit der Aneignung des historischen Bewußtseins“, der seinerseits „eine Schicksalsgemeinschaft“ ausschließt. Er polemisiert gleichzeitig gegen die Theorie von der „Gemeinschaft aller Opfer“ des amerikanischen Forschers der Vertriebenenliteratur, Louis F. Helbig, der eben mit diesem Begriff die gemeinsame Erinnerung der Aussiedler definiert. Diese Theorie führt zu der eindeutigen These, daß die Opfer von Aussiedlungen mit ihren Erinnerungen nur an das Jahr 1945 anknüpfen und sich nicht schon vorher als „Opfer“ gefühlt haben.

Dadurch verstärkt sich die Asymmetrie der Deprivation zwischen Deutschen und Polen noch mehr.

Noch deutlicher wird die Konzeption von „Linse und Auge“ bei der Erforschung der Aussiedlungerscheinungen von dem deutschen Wissenschaftler Theo Elm der Kritik unterworfen („Über die Mängel der Geschichte und den Nutzen der Literatur. Flucht und Vertreibung als Darstellungsproblem“, S. 209-224). Bei einer Analyse der Synthesen herausragender deutscher Historiker (K.D. Erdmann, A. Hillgruber) konstatiert der Autor, daß sich alles, was sich außerhalb der Ebene archivierter, objektiv bestätigter und mit Anmerkungen versehener Daten ereignet hat, der Aufmerksamkeit des Historikers entzieht. Diese konzentriert sich nämlich nicht nur auf die objektiven Tatsachen, sondern auch auf deren kausale Zusammenhänge. In dieser Verflechtung objektiven Wissens mit einer vernunftbetonten Begründung findet sich kein Raum für subjektive und zufällige Leiden namenloser Frauen, Kinder und Greise, die im wissenschaftlichen Werk nur als sogenannte „Verlustquote“ und „Migrationsbewegung“ überdauert haben und folglich in einem immanent historischen Sinn in der Realität nicht auszudrücken sind.

In der Kritik des von Weber entwickelten Grundsatzes der rein rationalen Betrachtung sowie des wissenschaftlichen Positivismus stellt Elm der Historie die schriftstellerische Narration als Beispiel gegenüber, um die subjektive Erinnerung mit den Interessen und Anforderungen der Wissenschaft verbinden zu können. An einer derartigen methodologischen Debatte, die von den Deutschen mit unterschiedlicher Anstrengung seit den 70er Jahren geführt wird, fehlt es in Polen leider noch immer. Um die existentiellen und moralischen Schichten der politischen Historie aufzudecken und die Geschichte als wirkliche *histoire humaine* darzustellen, sollte nicht nur zu der traditionellen Magie der Tatsachen gegriffen werden, sondern auch eine Hinwendung zur Anthropologie, der gesellschaftlichen Psychologie oder der Soziologie stattfinden. Deshalb findet der Autor das Wesentliche der Aussiedlungsproblematik auch nicht in der Historiographie, sondern in der Literatur bei Schriftstellern wie Christa Wolf, Siegfried Lenz oder Günter Grass.

In die Aufzählung dieser schon klassischen Schriftsteller und ihrer Werke könnte man zweifellos auch Stefan Chwin und seinen Roman „Hanemann“ aufnehmen, der kürzlich unter diesem naiv und ohne inhaltlichen Bezug zu Thomas Manns Roman gewählten Titel in deutscher Sprache erschien. Dagegen entstand weder in Polen noch in Deutschland große Literatur zum Thema „Ankunft“. In den Jahren 1945–1980 machte die Thematik der polnischen West- und Nordgebiete nur deshalb Karriere, weil sie eine der wichtigsten Elemente der Politik der damaligen Re-

gierung der Volksrepublik Polen darstellte. Deshalb vielleicht auch gibt es, wie Bogusław Bukała („Z kresów na kresy. Migracje społeczeństwa polskiego w literaturze krajowej po 1945 r.“ [„Aus den Grenzgebieten in die Grenzgebiete. Die Migrationen der polnischen Gesellschaft in der inländischen Literatur nach dem Jahre 1945“], S. 225-237) behauptet, keine so bedeutenden Werke wie die von Czesław Miłosz, Tadeusz Konwicki, Józef Mackiewicz und Włodzimierz Odojewski und nicht einmal eine solide Epik, die die riesigen Veränderungen in ihrem tatsächlichen und mythologisierten Ausmaß darstellen würde. Übrigens entsteht eine Mythologie der westlichen und nördlichen Gebiete, der verlorenen und der wiedergefundenen Heimat, tatsächlich erst jetzt.

Robert Traba, Warszawa

Die Autoren der Abhandlungen

Dr. Hans-Jürgen Bömelburg, Deutsches Historisches Institut Warschau, Pałac Kultury i Nauki (XVII p.), Plac Defilad 1, skr. 33, PL-00-901 Warszawa, e-mail: boemelburg@dhi.waw.pl.

Geboren 1961, Studium der osteuropäischen Geschichte, mittleren und neueren Geschichte, Germanistik und Romanistik in Münster, Besançon und Mainz, 1989 Magister („Die polnisch-ukrainischen Beziehungen 1922–1939“), 1993 Promotion („Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen [1756–1806]“), 1993/94 Stipendium am Forschungsschwerpunkt Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Berlin, 1995–1997 Fernstudium Bibliothekswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin, seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Leiter der Bibliothek am Deutschen Historischen Institut in Warschau. Forschungsschwerpunkte: deutsch-polnische Beziehungen, preußische Landesgeschichte, Ständegeschichte Frühe Neuzeit in Ostmitteleuropa.

Prof. Dr. Józef Borzyszkowski, Instytut Kaszubski, ul. Straganiarska 20-22, PL-80-837 Gdańsk.

Geboren 1946, seit 1970 an der Universität Gdańsk tätig, seit 1992 Professor für Geschichte, Leiter der Abteilung für die Geschichte Pommerns und der Baltischen Länder am Historischen Institut der Universität Gdańsk, Vorsitzender des Kaschubischen Instituts in Gdańsk, stellvertretender Woiwode von Gdańsk 1990–1996, Senator der Republik Polen 1991–1993, seit 1991 Beteiligung an staatlichen und gesellschaftlichen Reformgremien, Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Toruń, der Wissenschaftlichen Gesellschaft des Kętrzyński-Instituts in Olsztyn und der Gdańsker Wissenschaftlichen Gesellschaft, Redakteur der Reihe „Pomorze-Gdańskie“, Mitbegründer des „Biographischen Wörterbuchs für Pommerellen“, wissenschaftlicher Co-Redakteur von „Pommern. Ein kleines Vaterland der Kaschuben“. Autor von zahllosen Publikationen zur Geschichte und Kultur der Kaschuben und Pommern, u.a. Aus der Geschichte der Organischen Arbeit in Pommern. Gdańsk 1979; Polnische Intellektuelle in Westpreußen 1848–1920. Gdańsk 1986; Mitbegründer der Bücherreihe „Borzyszkowy i Borzyszkowscy“ (bislang fünf Bände erschienen).

Dr. Karin Friedrich, School of Slavonic and East European Studies, University of London, Senate House, Malet Street, GB – London WC1E 7HU.

Geboren 1963, Magister Artium 1989 in Osteuropäischer Geschichte in München, Ph.D. 1995 an der Georgetown University, Washington D.C., seit 1995 Lecturer in History, School of Slavonic and East European Studies, University of London. Schwerpunktthemen: Geschichte Polen-Litauens und Preußens in der frühen Neuzeit, Stadtgeschichte, Probleme frühneuzeitlicher Identität, Konfessionalisierung und politische Ideen in Ostmitteleuropa. Veröffentlichungen u.a.: *The Urban Enlightenment in Eighteenth-Century Royal Prussia*, in: *Raison universelle et cultures nationales au siècle des lumières*, hrsg. v. David Bell (u.a.). Paris 1998, S. 11-29; *Gottfried Lengnich (1689–1774) und die Aufklärung in Preußen königlich-polnischen Anteils*, in: *Fördern und Bewahren. Studien zur Europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. H. Schmidt-Glintzer. Wiesbaden 1996, S. 107-118; *The Other Prussia. Poland, Prussia and Liberty 1569–1772/93*. Cambridge University Press (im Druck).

Prof. Dr. Janusz Mallek, Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Instytut Historii i Archiwistyki, Plac Teatralny 2a, PL-87-100 Toruń.

Geboren 1937, 1955–1960 Studium der Geschichte an der Universität Toruń, Magister, seit 1961 tätig am Historischen Institut der Universität, 1964 Promotion, 1974 Habilitation, seit 1991 ord. Professor für Moderne Geschichte an der Universität Toruń, mehrfache Auslandsaufenthalte in Norwegen und Deutschland mit Übernahme von Gastprofessuren. Über 200 wissenschaftliche Artikel und zahlreiche Monographien bzw. Sammelbände, u.a. *Prusy Książęce a Prusy Królewskie w latach 1525–1548* (Das Herzogtum Preußen und das Königliche Preußen in den Jahren 1525–1548). Warszawa 1976; *Dwie części Prus* (Zwei Teile Preußen). Olsztyn 1987; *Preußen und Polen. Politik, Stände, Kirche und Kultur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1992.

Prof. Dr. Michael G. Müller, Martin-Luther-Universität Halle, Institut für Geschichte, Kröllwitzer Str. 44, 06120 Halle.

Geboren 1950, Studium der Geschichte und Slavischen Philologie in Frankfurt a.M., zwischen 1974 und 1989 wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Hochschulassistent an den Universitäten Frankfurt und Giessen sowie bei der Historischen Kommission zu Berlin, 1989–1991 Immanuel-Kant-Stipendiat, Habilitation für Neuere und Osteuropäische Geschichte an der Freien Universität Berlin, 1991–1996 Professor für Geschichte Ostmitteleuropas am Europäischen Hochschulinstitut Florenz, seit 1996

Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Halle. Arbeitsgebiete: Geschichte Polens und Rußlands in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert, ostdeutsche Landesgeschichte. Aufsätze und Monographien, u.a. Polen zwischen Preußen und Rußland. Souveränitätskrise und Reformpolitik 1736–1752. Berlin 1983; Die Teilungen Polens. 1772, 1793, 1795. München 1984; Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung. Berlin 1997.

Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Neugebauer, Woelckpromenade 2, 13086 Berlin.

Geboren 1953 in Berlin, Studium der Geschichtswissenschaften, Politologie, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften in Berlin, Magister Artium 1978, Dr. phil. 1985, Habilitation 1991; Arbeitsschwerpunkte: Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, vor allem der frühen Neuzeit, besonders diejenige Preußens und darüber hinaus im europäischen Vergleich, Bildungs-, Wissenschafts- und insbesondere Historiographiegeschichte; seit 1990 Mitherausgeber des Jahrbuchs für brandenburgische Landesgeschichte. Heisenbergstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Dr. Magdalena Niedzielska, Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Instytut Historii i Archiwistyki, Plac Teatralny 2a, PL-87-100 Toruń.

Arbeitsschwerpunkte am Institut für Geschichte und Archivistik der Nicolaus-Copernicus-Universität in Thorn: Geschichte der politischen Strömungen in Preußen und Deutschland im 19. Jahrhundert – Geschichte des Liberalismus; Geschichte Ost- und Westpreußens im 18. und 19. Jahrhundert; Geschichte der deutschen Kultur in Westpreußen im 19. Jahrhundert. Publikationen u.a.: Niemieckie towarzystwa naukowe w Prusach Zachodnich w latach 1815–1920 (Die deutschen wissenschaftlichen Vereine in Westpreußen in den Jahren 1815–1920). Toruń 1993; „Was heißt liberal?“ Opozycja polityczna w Prusach Wschodnich w pierwszej połowie XIX wieku (do 1847). Program i działalność („Was heißt liberal?“ Die politische Opposition in Ostpreußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts [bis 1847]. Programm und Tätigkeit).

Dr. Mathias Niendorf, Deutsches Historisches Institut Warschau, Pałac Kultury i Nauki (XVII p.), Plac Defilad 1, skr. 33, PL-00-901 Warszawa.

Geboren 1961, Studium der Geschichte und Slavistik in Heidelberg, Posen, Moskau und Tübingen, Promotion 1996 in Kiel zum Thema „Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow

(Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie). Wiesbaden 1997. Seit 1996 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in Warschau. Deutscher Bearbeiter der Dokumentation: Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet. Amtliche Berichterstattung aus beiden Ländern 1920–1939, hrsg. v. Rudolf Jaworski u. Marian Wojciechowski. 2 Bde., München (u.a.) 1997.

Miloš Řezník, Ústav světových dejin UK, nám. Jana Palacha 2, CZ-11000 Praha, e-mail: reznik@ff.cuni.cz.

Geboren 1970 in Rychnov nad Kněžnou/Reichenau in Ostböhmen, bis 1994 Studium der Geschichte und des Postgrads bis 1998 an der Karlsuniversität Praha, 1995–1997 Tätigkeit am Außenministerium der Tschechischen Republik, seit 1998 an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität, Thema der Doktorarbeit: Identitäten und Patriotismus im Königlichen Preußen/Westpreußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mehrere Forschungsaufenthalte in Gdańsk, Toruń, Warszawa und Marburg a.d.L. Arbeitsschwerpunkte: Frühneuzeitliche Geschichte Polens und Litauens, tschechische Politik nach 1848, Zur politischen Rolle von Historiographie im 19. Jahrhundert.

Prof. Dr. Stanisław Salmonowicz, Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Historii Prawa Niemieckiego w Polsce, ul. Fosa Staromiejska 1a, PL-87-100 Toruń.

Bis 1966 Tätigkeit an der Uniwersytet Jagielloński Kraków, dort Habilitation, seitdem ord. Professor an der Uniwersytet Mikołaja Kopernika in Toruń, Lehrstuhl für Geschichte des deutschen Rechts in Polen, Leiter der Thorner Abteilung für die Geschichte Pommerns und des Baltikums des Historischen Instituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte u.a. neuzeitliche Geschichte des Staates und Rechts in Polen und Europa mit besonderer Berücksichtigung des Königlichen Preußen, preußisch-polnische bzw. polnisch-deutsche Beziehungen. Zahllose Veröffentlichungen, so z.B. Prawo karne oświeconego absolutyzmu. Z dziejów kodyfikacji karnych przełomu XVIII/XIX w. (Strafrecht im aufgeklärten Absolutismus. Zur Geschichte der Rechtskodifizierung an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert). Toruń 1966; Toruńskie Gimnazjum Akademickie w latach 1681–1817 (Das Thorner Akademische Gymnasium in den Jahren 1681–1817). Poznań 1973; Prusy. Dzieje państwa i społeczeństwa. Poznań 1987; 2. Aufl., 1988, in Deutschland u.d.T. Preußen. Geschichte von Staat und Gesellschaft. Herne 1996.

Prof. Dr. Henryk Samsonowicz, ul. Wilcza 22-5, PL-00-544 Warszawa.

Geboren 1930, Studium an der Universität Warschau bis 1950, Promotion 1954, Habilitation 1960, Professor an dieser Universität seit 1979 am Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte, 1979–1984 Dekan der Historischen Fakultät, dann Direktor des Historischen Instituts, 1980–1982 Rektor der Universität Warschau, 1989–1990 Minister für Erziehung und Wissenschaft. Themenschwerpunkt: allgemeine Geschichte des Mittelalters. Verfasser vieler Studien, u.a. *Badania nad kapitałem mieszczańskim Gdańska w 2 połowie 15 wieku* (Untersuchungen zum Bürgerkapital in Danzig). Warszawa 1960; *Polska. Losy państwa i narodu* (Polen. Schicksal von Staat und Volk). Warszawa 1995; *Polens Platz in Europa*. Osnabrück 1997.

Dr. Rainer Schulze, Department of History, University of Essex, Wivenhoe Park, GB – Colchester CO4 3SQ.

Geboren 1953, Studium der Geschichte, Anglistik und Erziehungswissenschaften in Göttingen und Chapel Hill/North Carolina, Promotion, im Anschluß daran wissenschaftlicher Mitarbeiter des Arbeitskreises „Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“ sowie wissenschaftlicher Assistent am Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum, Lehraufträge am Birkbeck College London, an der Open University sowie dem Roehampton Institute London. Seit 1995 Lehre der Modernen Europäischen Geschichte an der University of Essex in Colchester. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Nachkriegsgeschichte, u.a. *Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte* (als Mithrsg.) 1987; *Unternehmerische Selbstverwaltung und Politik*. 1998; *Unruhige Zeiten. Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle 1945–1949*. 1990. Forschungsschwerpunkte: Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Ost- und Südosteuropa im Gefolge des Zweiten Weltkrieges; im Zusammenhang damit Ausstellung im Bomann-Museum Celle.